

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Lehre und Wehre

Print Publications

1-1-1897

Lehre und Wehre Volume 43

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, ir_csf@csl.edu

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 43" (1897). *Lehre und Wehre*. 43. <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/43>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigirt vom

Lehrer-Collegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie recht Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrthum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzt viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreit und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahrt, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Volk kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

Dreiundvierzigster Band.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1897.

Inhalt.

Januar.

	Seite
Vorwort	1
Welche Verwandtniß hat es mit dem Leiden in der Welt?.....	8
Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.....	18
Kirchlich-zeitgeschichtliches	26

Februar.

Hat man in der Ohio-Synode den Satz, daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem Verhalten des Menschen abhängt, fallen lassen?.....	33
Welche Verwandtniß hat es mit dem Leiden in der Welt?.....	36
Mittheilungen über die Lutherfunde der neuesten Zeit.....	44
Lourdes. Ein Beitrag zur Charakteristik der heutigen Pabstkirche.....	53
Kirchlich-zeitgeschichtliches	61

März.

Von dem Beruf der Lehrerinnen an christlichen Gemeindefchulen.....	65
Welche Verwandtniß hat es mit dem Leiden in der Welt?.....	74
Mittheilungen über die Lutherfunde der neuesten Zeit.....	81
Kirchlich-zeitgeschichtliches	89

April.

Woran liegt es, wenn einer Kirchengemeinschaft die lautere Wahrheit des göttlichen Wortes verloren geht?.....	97
Aus Paul Hentkels Leben.....	106
Unsere Stellung zu den Symbolen und zur Schrift.....	114
Bermischtes	116
Literatur	119
Kirchlich-zeitgeschichtliches	121

Mai.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.....	129
Woran liegt es, wenn einer Kirchengemeinschaft die lautere Wahrheit des göttlichen Wortes verloren geht?.....	137
Aus Paul Hentkels Leben.....	147
Literatur	155
Kirchlich-zeitgeschichtliches	156

Juni.		Seite
Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.....		161
Aus Paul Henkels Leben.....		169
Einige Aphorismen über das Verhältniß von Theologie und Wissenschaft.....		176
Bermischtes		180
Kirchlich, Zeitgeschichtliches.....		184

Juli und August.		
Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.....		193
Welches ist die einzige Weise, Zertrennung in der Christenheit zu verhüten und zu heilen?		208
Aus Paul Henkels Leben.....		217
Country Sermons on Free Texts.....		226
Bermischtes		235
Kirchlich, Zeitgeschichtliches.....		243

September.		
Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.....		257
Das rechte Interesse für das Studium der Theologie.....		268
Luthers Lieder in englischen Uebersetzungen des 16. Jahrhunderts.....		272
Bermischtes		275
Kirchlich, Zeitgeschichtliches.....		281

October.		
Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.....		289
Zum Begriff des „lebendigen“ Glaubens.....		300
Ambrosius		307
Kirchlich, Zeitgeschichtliches.....		316

November.		
Verein oder christliche Gemeinde?.....		321
Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.....		327
Ambrosius.....		337
Einige theologische Principien Luthers.....		340
Literatur		346
Kirchlich, Zeitgeschichtliches.....		349

December.		
Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.....		353
Zum Begriff des „lebendigen“ Glaubens.....		360
Ambrosius.....		368
Ueber „Gegenseitige Feuerversicherung“.....		378
Kirchlich, Zeitgeschichtliches.....		380

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

Januar 1897.

No. 1.

Vorwort.

Die protestantische Kirche unserer Zeit leidet vornehmlich an einem Uebel. Dieses Uebel hat sich auch zu andern Zeiten in der Kirche bemerklich gemacht. Zu unserer Zeit aber hat es sich wie eine Fluth über die Kirche ergossen und insofern ist es unserer Zeit characteristisch. Es ist ein Uebel, das wie ein schwerer Mann auf der Kirche liegt, das das Leben in ihr nicht aufkommen lassen will, und wo es dennoch aus dem Lebenssamem der Kirche, dem Worte Gottes, emporgesproßt ist, dasselbe auf alle Weise behindert und wieder zu ersticken droht.

Dieses Uebel ist die falsche theologische Wissenschaft unserer Zeit, die Wissenschaft, welche sich in den Tempel Gottes gesetzt hat, die göttliche Autorität der Heiligen Schrift leugnet und so die Herrschaft, welche dem unfehlbaren Wort der inspirirten Heiligen Schrift gebührt, an sich zu reißen sucht. Durch Luthers Dienst vornehmlich hat Gott die Kirche einst aus der babylonischen Gefangenschaft des Pabstthums befreit, die Kirche wieder unter die Herrschaft seines Wortes gestellt und somit in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zurückgeführt. Die protestantische Kirche unserer Zeit hat der Wohlthat ihres Gottes vergessen. Sie ist der herrlichen Freiheit überdrüssig geworden. Sie läßt sich abermals das Joch einer Fremdherrschaft auflegen. Sie gibt Hand und Fuß in die Bande einer falschen theologischen Wissenschaft. Wie unter der Gefangenschaft, in die das Pabstthum die Kirche geführt hatte, nicht die Schrift, sondern der Pabst das ausschlaggebende Wort in der Kirche hatte, so soll auch jetzt nicht die Heilige Schrift die höchste Autorität in der Kirche sein, sondern die sogenannte Wissenschaft das große, entscheidende Wort in der Kirche führen. Wir möchten diesen Zustand die babylonische Gefangenschaft der protestantischen Kirche unserer Zeit nennen.

Wer die Sachlage in der Kirche kennt, wird wahrlich nicht meinen, daß wir übertreiben. Achten wir zunächst auf die Ansprüche der „Wissenschaft“. Die Wissenschaft erhebt wirklich den Anspruch, die höchste Autorität

tät auch in der Kirche zu sein. Sie fordert ja die höchste Autorität, die es in der Kirche gibt, die Heilige Schrift, das majestätische Wort Gottes vor ihren — der „Wissenschaft“ — Richterstuhl, um ihr nach ihren — der Wissenschaft — Befehlen das Urtheil zu sprechen. Nicht was die Schrift selbst von sich sagt: „alle Schrift von Gott eingegeben“,¹⁾ noch was Christus von der Schrift bezeugt: „die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“,²⁾ soll die Schrift sein, sondern das, als was sie erscheint, nachdem sie auf der Wage der menschlichen Kritik gewogen ist! Erhebt sich die moderne Wissenschaft so über die Quelle und Norm aller christlichen Lehre, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie ihre Oberherrlichkeit auch gegen die christlichen Lehren selbst geltend zu machen sucht. Als christliche Lehre soll nicht das gelten, was in den klaren Worten der Schrift als ihre — der Schrift — Lehre vorliegt, sondern das, was vor dem religiösen Bewußtsein, vor der erleuchteten Vernunft zc. oder auch in der „Erfahrung“ als Wahrheit sich ausweist. Nicht mehr die Heilige Schrift, sondern die theologische Wissenschaft bestimmt den eigentlichen Gehalt, Umfang und Zusammenhang der christlichen Lehre. Das sind die Ansprüche der heutigen theologischen Wissenschaft. Was Wunder, daß sie von ihrer großen Wichtigkeit, ja, Unentbehrlichkeit für die Kirche überzeugt ist, daß ihre Vertreter uns immer wieder versichern, die Kirche könne in unserer Zeit nicht bestehen, wenn nicht die theologische Wissenschaft sich ihrer annehme. Eine Zukunft habe die Kirche ohne die theologische Wissenschaft erst recht nicht. Es gelte vor allen Dingen, die Kirche aus ihrer veralteten Position, nach welcher sie sich auf das Wort der Schrift als Gottes unfehlbares Wort stützte, zu befreien. Die Position sei unhaltbar. Man müsse die Inspiration der Schrift aufgeben und zwischen Wahrheit und Irrthum in der Schrift scheiden. Dieses nicht unwichtige Geschäft besorgt natürlich die theologische Wissenschaft für die Kirche. Sie will auch so freundlich sein — da man nun nicht mehr sprechen kann „es stehet geschrieben“ — für die Annahme und das Wohlergehen der christlichen Lehre in der Welt zu sorgen. Sie will durch den Nachweis der „inneren Nothwendigkeit“ und ähnliche wissenschaftliche Künste die christliche Lehre schon „dem Bewußtsein unserer Zeit“ und namentlich „dem Bewußtsein der Gebildeten“ nahe bringen. Daß die Kirche das Wohlwollen des letzteren Theiles der Menschheit nicht verschzerze, ist von ganz besonderer Wichtigkeit für ihre Existenz und ihr Fortkommen in der Welt. In diesem wohlverstandenen Interesse der Kirche beeißt sich die theologische Wissenschaft, ihrem Bündel alles zu nehmen, womit es Anstoß vor der Welt erregen könnte. In der That, lauter wichtige Verrichtungen! — Aber nicht nur die wohlwollende Protectormiene trägt die Wissenschaft der Kirche gegenüber zur Schau. Sie thut auch in Acht und Bann, wenn man ihre Autorität nicht anerkennen will. Namentlich wird die Wissenschaft

1) 2 Tim. 3, 16.

2) Joh. 10, 35.

jörnig, wenn es noch Jemand wagt, das Wort der Schrift als höchste und absolute Autorität in der Kirche geltend zu machen. Wer das thut, der muß hören, daß er „unglaublich unwissend“ sei, sich gegen die Wahrheit verhärtet habe, das Ansehen der Kirche und somit diese selbst schädige zc. Uns ist ein eclatanter Fall aus jüngster Zeit in Erinnerung. Ein Pastor hatte sich dafür, daß das Buch *Zona Geschichte* und nicht *Sage* enthalte, auf Christi Wort Matth. 12, 40. berufen: „Gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauch“ zc. Ein Vertreter der theologischen Wissenschaft schrieb deshalb von dem Pastor: „daß der verblendete Mann mit seiner unwissenschaftlichen Theorie, die z. B. das angebliche Wort Jesu Matth. 12, 40. für die Geschichtlichkeit des Büchleins *Zona* einsetzt, das Ansehen der christlichen Religion untergräbt und der Socialdemokratie in die Hände arbeitet“. ¹⁾ So steht's! Und was die Sache noch trauriger macht: in der Forderung, daß die theologische Wissenschaft souverain sei, das heißt, über der Schrift stehe, stimmen die modernen „positiven“ Theologen mit den „negativen“ überein. Unter einander befehden sich die wissenschaftlichen Theologen, und das oft sehr heftig. Kommt es aber an den Punkt, ob die Schrift oder die wissenschaftliche Theologie das letzte Wort in der Kirche haben soll, da stimmen sie überein. Es wird als eine ausgemachte Sache behandelt, daß die Schrift nicht Gottes unfehlbares Wort sei. Der Unterschied ist nur der, daß die Einen mehr, die Andern weniger von Gottes Wort stehen lassen. Das Kriterium aber, wonach entschieden wird, ist das, was man „Wissenschaft“ nennt.

Das sind die Ansprüche der theologischen Wissenschaft! Und welches ist die Stellung der Kirche gegen diese Ansprüche? Die Welt, die Welt außerhalb und innerhalb der Kirche, jubelt der Wissenschaft als höchster Autorität auch in Sachen der Religion zu. Sie weiß zwar in den meisten Fällen nicht das Mindeste von dem, was sich „Wissenschaft“ nennt. Aber das ist auch nicht nöthig. Schon die von Ephesus schrienen bei zwei Stunden: Groß ist die Diana der Epheser! und doch wußte das mehrere Theil nicht, warum sie zusammengekommen waren. ²⁾ Die Welt hat von vorneherein einen vollkommen zureichenden Grund, weshalb sie es bei der Autoritätsfrage „Wissenschaft oder Bibel?“ allemal mit der „Wissenschaft“ gegen die Bibel hält. Erstlich schmeichelt das Pochen auf menschliche Wissenschaft ganz ungemein dem menschlichen Stolz und Hochmuth. Sodann und vor allen Dingen aber liefert ihr die „Wissenschaft“ den stets willkommenen Vorwand, sich nicht unter Christi Joch zu beugen. Hat die Bibel recht, dann muß man Buße thun und an Christum glauben; dann steht für alle Ungläubigen im Hintergrunde Strafe und Verdammniß. Unter der Herrschaft der Wissenschaft ist das anders. Vor der „Wissen-

1) Evangelische Kirchenzeitung, 1894, S. 518.

2) Apost. 19, 23. ff.

schaft“ als höchste Autorität braucht sich kein Sünder und kein Ungläubiger zu fürchten. Was Wunder also, wenn die Welt die Herrschaft der Wissenschaft, auch ohne sie zu kennen, preist und willig anerkennt. — Aber es ist leider! Thatsache, daß auch die Gläubigen und solche, die es sein wollen, sich vor dem Weltgötzen unserer Zeit verneigen und ihn über die Schrift zu stellen sich verführen lassen. Auch die Gläubigen unserer Zeit haben sich durch das souveraine Gebahren der modernen theologischen Wissenschaft, die Jemand nicht unzutreffend „die absolute Negation jeglicher Bescheidenheit“ genannt hat, einschüchtern lassen. Sie wagen es nicht, ihr ein Quos ego! zuzurufen. Sie stellen sich auch, als ob die Kirche wenigstens theilweise von Wissenschafts Gnaden leben müsse. Auch sie buhlen um die Gunst der „Wissenschaft“, als ob die Wissenschaft wirklich eine Autorität in der Kirche sei. Jedes Zugeständniß seitens der Wissenschaft wird von den Gläubigen „dankebar“ angenommen, als ob die Wissenschaft wahrhaftig eine Größe sei, bei der die Kirche betteln gehen müßte. Es treibt einem die Schamröthe ins Gesicht, wenn man die schwächlichen Kritiken liest, welche „gläubige“ Pastoren und Professoren über die Bücher der Männer schreiben, die der Majestät der Schrift Hohn sprechen und sich als souveraine Vertreter der Wissenschaft geberden. Da werden wenigstens der „wissenschaftliche Ernst“, die „wissenschaftliche Methode“, die mancherlei „biblischen Wahrheitsmomente“ dankebar anerkannt! Kurz, es ist da ein Complimentiren der Wissenschaft ohne Ende und eine mehr oder weniger be- und wehmüthige Entschuldigung, wenn man es wagt, gewisse „Resultate“ der Wissenschaft nicht anzunehmen. — Und man hat nicht den geringsten Grund für diese Furcht und Ehrerbietung der „Wissenschaft“ gegenüber, wenn man die Sache auch nur natürlich-vernünftig ansieht. Die Wissenschaft hat wahrlich keine imponirenden Resultate aufzuweisen. Vorläufig sind die Theologen unserer Zeit, die sich mit Vorliebe „wissenschaftlich“ nennen, nur in Einem ein: darin, daß die Heilige Schrift nicht mehr für Gottes unfehlbares Wort zu halten sei und ihr daher auch nicht unbedingte Autorität in der Kirche zukomme. Fragt man, was denn nun werden solle, so erhält man die Antwort, daß die Wissenschaft vorerst den casus in allseitige Erwägung ziehe. Zu einem positiven Resultat ist die theologische Wissenschaft noch nicht gelangt. Ein Vertreter der Wissenschaft thut den andern ab. Wir haben eine Menge Hypothesen, namentlich in Bezug auf die Entstehung und das Wesen der Heiligen Schrift, die sich zum Theil selbst aufstossen, aber keine „sicheren Resultate“. Und was ist das Resultat in Bezug auf den Stand und das Leben der Kirche? Mit der Kirche geht es unter der neuen Herrschaft — das gestehen die Vertreter der Wissenschaft zum Theil selbst zu — abwärts. Schon aus dem Lager der Wissenschaftler selbst macht man den Versuch, abzuwiegen. Wer Augen hat zu sehen, der sollte sehen können, daß die Wissenschaft, insofern sie an Stelle der Heiligen Schrift in der Kirche herrschen will, theo-

retisch und practisch banterott ist. Dennoch wagt man es von kirchlicher Seite nicht, sich entschieden von ihrer angemessenen Autorität loszusagen. Wie ist das zu erklären? Einmal hat, wie bereits angedeutet, das allgemeine Schreckgespenst unserer Zeit, die „Wissenschaft“, auch selbst den Gläubigen Furcht eingejagt. Vor allen Dingen aber haben wir zu bedenken, daß wir es hier mit einem Satansbetrug zu thun haben, mit dem großen Satansbetrug unserer Zeit, so daß verführt werden in den Irrthum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten. Wir haben es mit der babylonischen Gefangenschaft der protestantischen Kirche unserer Zeit zu thun.

Wie sollte die Kirche Gottes sich gegen eine Wissenschaft, die die göttliche Autorität der Schrift beseitigt und sich an Stelle der Schrift zum Herrscher in der Kirche macht, stellen? Genau so wie gegen die Ansprüche des Papstthums, das heißt, sie in solidum zurückweisen. Papstthum und Wissenschaft liegen, was die Autorität in der Kirche anlangt, genau auf derselben Linie. Beider Autorität ist in der Kirche gleich Null. In der Kirche gilt nur die Autorität des Wortes Gottes, wie es in der von Gott eingegebenen Schrift vorliegt. Alle andern Autoritäten, die sich vordrängen wollen, sind als Pseudoautoritäten aufs Energischste zurückzuweisen. Das muß auch in Bezug auf die moderne Wissenschaft, insofern sie die Schrift und die Schriftlehre zum Object ihrer Kritik macht, geschehen. Die Wissenschaft, welche sich diese Functionen angemacht hat, ist auch gar keine Wissenschaft. Was man Wissenschaft nennt, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Verirrung des menschlichen Verstandes, ein Wahnwis. Ihr Verfahren ist so unwissenschaftlich wie nur möglich. Zu einem wissenschaftlichen Verfahren gehört doch vor allen Dingen dies, daß man jedes Wissensgebiet nach den ihm eigenthümlichen Erkenntnisquellen behandelt. Die Naturwissenschaft z. B. verfährt nur dann wissenschaftlich, wenn sie auf Grund der sinnlichen Wahrnehmung ihre Aussagen macht, weil dies die einzige Weise ist, wie sie den zu behandelnden Stoff erkennt. Wie steht's nun mit der Erkenntnis des Christenthums? Vom Christenthum weiß kein Mensch auf Erden auch nur das Geringste aus sich selbst. Auch steht nichts davon in den Sternen oder der Berge Klüften geschrieben. Ja, wenn das Christenthum eine Gesetzesreligion wäre, wie die heidnische, türkische, modern-jüdische, papistische etc., und auch die Seligkeit auf Grund menschlichen Thuns verspräche! Des Gesetzes Werk, und was damit zusammenhängt, ist dem natürlichen Menschen ins Herz geschrieben, wie der Apostel Röm. 2, 14. 15. bezeugt. Darüber kann daher auch noch jeder Mensch einigermaßen aus sich selbst, „nach den angeborenen sittlichen Ideen“ etc. urtheilen. Nun aber macht das Wesen des Christenthums das Evangelium aus. Und vom Evangelium ist nie ein Gedanke in des Menschen Herz gekommen, wie der Apostel ausdrücklich bezeugt, 1 Cor. 2, 9. Das Evangelium ist purlauteres göttliches Geheimniß, das

lediglich durch göttliche Offenbarung erkannt wird, wie sie in der Heiligen Schrift thatsächlich vorliegt. Es gehört daher eine mehr als gewöhnliche Unsinntigkeit dazu, wenn Menschen das göttliche Geheimniß des Evangeliums und die Offenbarung desselben, die Schrift, zum Object ihrer Kritik machen und sich damit geberden, als verstünden sie die Dinge, die doch jedem Menschen ein Geheimniß sind, von Grund aus. Zur Kritik der christlichen Lehre und ihrer Erkenntnißquelle, der Schrift, fehlt den Menschen jeglicher Maßstab. Die moderne Theologie, welche sich auf diese Kritik so viel zu gute thut, verfährt noch unwissenschaftlicher als der Dorfbewohner, der die große Welt, von der er doch nichts gesehen hat, nach seinen Dorfbegriffen kritisch untersucht und alles streicht, was nicht in seinem Dorfe wächst. Ist's nicht ein Jammer, daß sich schier die ganze Welt und die Christenheit dazu von einer sogenannten wissenschaftlichen Theologie am Narrenfeil führen läßt? Wir halten fest: Wissenschaftlich verfährt man in der christlichen Theologie nur dann, wenn man, auf alle fremden Erkenntnißquellen und Normen verzichtend, lediglich auf Grund der göttlichen Offenbarung, das heißt, der Heiligen Schrift, über Dinge des christlichen Glaubens aussagt und urtheilt. Die wahrhaft wissenschaftliche Kritik in der Theologie hat sich vor allen Dingen darin zu bethätigen, daß man sorgfältig alles fernhält und unerbittlich ausschheidet, was sich aus andern Principien, als der Heiligen Schrift, einmengen will oder eingemengt hat, mag sich dies fremden Quellen Entlehnte auf die Auffassung des Erkenntnißprincipiis selbst oder auf die Darlegung der einzelnen christlichen Lehren und ihres Zusammenhanges beziehen. Das ist wahrhaft wissenschaftlich. So nur kommt es auch zu einem sichereren Wissen in der Theologie, worauf es doch wohl bei jeder Wissenschaft abgesehen ist. Bei der Weise der modernen „wissenschaftlichen“ Theologen dagegen, die sich selbst zur Quelle und Norm der Theologie und die Heilige Schrift zum Object der Kritik machen, kommt es nur zu einer Musterkarte von menschlichen Meinungen, wie schon die äußere Zerfahrenheit der modernen Theologie satifam beweist. Wir können daher der modernen Theologie auch nicht die Benennung „wissenschaftlich“ zugestehen. Sie ist vielmehr durchaus „unwissenschaftlich“, sowohl in ihrer Methode, weil sie die Theologie nach ihr fremden Principien behandelt, als auch in Bezug auf ihr Resultat, weil sie nicht zu einem wirklichen Wissen, sondern zu allerhand menschlichen Phantafien führt. Ein wahrhaft wissenschaftliches Verfahren besolgen in der Theologie unsere alten Theologen, wenn sie nach dem Grundsatz verfahren: „quod non est bublicum, non est theologicum“ und alle der Theologie fremden Erkenntnißprincipien und Normen — unter ihnen auch die „wiedergeborene“ oder „erleuchtete Vernunft“, die sich über die Schrift zum Richter setzt — entschieden zurückwiesen. In diesem Sinne, in dem Sinne nämlich, daß allein das Schöpfen der geistlichen Erkenntniß aus der Schrift zu einem sichern Wissen der geistlichen Dinge führt, lassen sich unsere alten Theologen für

die Theologie auch die Benennung „Wissenschaft“, die sie sonst zurückweisen, gefallen. In diesem Sinne sind auch wir sogenannten „Missourier“ und alle, die mit uns unerbittlich darauf dringen, daß sich die Theologie an die ihr eigenthümliche Erkenntnißquelle, das inspirirte, unfehlbare Schriftwort halte, die wahrhaft wissenschaftlichen Leute unserer Zeit. Was sich in der modernen Theologie mit Emphase wissenschaftlich nennt, ist, sachlich angesehen, elendes Quacksalberthum.

Doch was wir wollen, ist dies: Wir möchten der Kirche unserer Zeit zureden, sich doch ja mit aller Zuversicht ganz und breit auf die heilige Schrift als Gottes unfehlbares Wort zu stellen und sich nicht im Geringssten durch die Herrscheransprüche der „Wissenschaft“ in Schrecken setzen zu lassen, sondern diese Ansprüche vielmehr gründlich zu verachten. Ein Narr und ein Thor ist, wer in Sachen des christlichen Glaubens, der seiner Art und Natur nach gänzlich über das Gebiet menschlichen Wissens und menschlichen Urtheils hinausliegt, die Autorität der Wissenschaft anerkennt. Die einzig richtige Haltung den Ansprüchen einer Wissenschaft gegenüber, die auch in Sachen des christlichen Glaubens das große und entscheidende Wort führen will, ist die der grundsätzlichen und völligen Zurückweisung. So will es Gott. Er hat seine Kirche erbaut nicht auf die „Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung“, sondern auf den Grund der Apostel und Propheten. Auf diesem guten Grunde soll sie bleiben und sich von demselben auch nicht einen Zoll weder durch die Forderungen des Papstes, noch einer toll gewordenen „Wissenschaft“ abdrängen lassen. Auf diesem guten Grunde stehend hat sie die Verheißung, daß sie die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. O, wenn die Kirche unserer Zeit sich doch nur getrauen wollte, allein aus und von Gottes Wort zu leben! Sie würde Wunderbares und Herrliches erleben. Sie würde erleben, daß Gott ihr, weil sie allein auf seinem Worte steht, nach seiner Verheißung nun auch Sieg wider alle ihre Feinde verleiht. Auf diesem guten Grunde stehend ist sie frei von aller Menschenknechtschaft, die der Kinder Gottes so unwürdig ist. Zwar bezeichnen die Vertreter der modernen kirchlichen Wissenschaft das Stehen auf der Schrift als Gottes unfehlbarem Wort als knechtischen „Buchstabendienst“. Aber sie reden solch Ding in großer Verblendung und zu dem Zweck, daß sie uns vom alleinigen Gehorsam gegen die Schrift abwenden und uns zu Gefangenen ihrer „Wissenschaft“ machen. Die Kirche ist und bleibt nur dann frei, wenn sie sich unbedingt der Heiligen Schrift als Gottes unfehlbarem Wort unterwirft. Jede Lösung der Gebundenheit an die Heilige Schrift führt sie in Menschenknechtschaft. Darum zurück zur souverainen Heiligen Schrift und los von der sich als souverain aufspielenden Wissenschaft unserer Zeit!

Dies Mahnwort ist es, mit dem wir den neuen Jahrgang von „Lehre und Wehre“ hinausgehen lassen wollten. Wir wissen, daß es am Plage ist. Gebe Gott, daß es beachtet werde. Auch hier in America macht sich, nament-

lich unter den englischen Secten, die moderne theologische Wissenschaft, welche sich in eigenem Namen zum obersten Richter über die Schrift und deren Lehre gesetzt hat, breit. Die vielen, schönen Millionen Rodefellers dienen gerade auch der „höheren Kritik“. Es gibt wenige theologische Hochschulen unter den Secten, die nicht mehr oder weniger in der babylonischen Gefangenschaft der Wissenschaft sich befänden. Auch innerhalb der hiesigen lutherisch genannten Kirche kommen immerfort mündliche und schriftliche Aeußerungen vor, die nicht nur von ungebührlichem Respect, sondern auch von bedenklichen Concessionen der falschen Wissenschaft gegenüber zeugen. Es ist dies freilich meistens nicht principieller Abfall, sondern Unkenntniß. Man will auch, wie es jetzt in der Kirche Mode geworden ist, „wissenschaftlich“ sein und „wissenschaftlich“ reden. Dabei gibt man aber, ohne daß man sich dessen recht bewußt wird, die Autorität der Schrift preis und lehrt Evolution, Pantheismus und andere „sichere Resultate“ der Wissenschaft. Wir verweisen zur Exemplificirung auf einen Artikel im „Lutheran Observer“ vom 2. October 1896, „Fall of man a stage of human evolution.“ Eine solche Stellung ist bedenklich und gefährlich, sowie der christlichen Kirche unwürdig. Wenn es bei uns in diesem Stück besser steht, wenn wir die unsinnigen Ansprüche der Wissenschaft entschieden zurückweisen, so haben wir das lediglich der Gnade Gottes zu verdanken, die uns durch den Dienst unserer Väter zu dem rechten Respect gegen Gottes Wort und zur rechtfertigenden Verachtung aller andern Autoritäten, die sich in Sachen des christlichen Glaubens aufwerfen, erzogen hat. Gott gebe, daß wir an dieser Weise festhalten und durch die Wirkung des Heiligen Geistes — denn Fleisch und Blut vermag hier nichts — täglich von Neuem die Schrift als die höchste kirchliche Autorität liebgewinnen und ihr allein folgen, als dem Licht, das da scheint an diesem dunkeln Ort.

F. B.

Welche Bewandniß hat es mit dem Leiden in der Welt?

Die Welt ist ein großes Klagehaus, in dem Leiden, Schmerzen und Thränen wohnen. Vom irdischen Leben muß jeder bekennen: Böse ist die Zeit meines Lebens; das Kostlichste in demselben ist Mühe und Arbeit. Ganz ungetrübt von Leiden ist kein Augenblick, auch nicht im Leben des Glücklichsten. Mit Weinen tritt der Mensch ins Leben ein. Mit allerlei Schwächen, Gebrechen, Krankheiten, Unglücksfällen, Verfolgungen, Anfechtungen und Gewissensnöthen schleppt er sich hindurch. Und bitter ist der letzte Todeskampf, mit dem der Mensch wieder aus dem Leben scheidet. So viele Kräfte die Seele, und so viele Glieder der Leib hat, so viele verschiedene Arten von Leiden gibt es auch in der Welt. Zwar ist das Maß und der Grad des Leidens bei verschiedenen Menschen gar verschieden.

Ganz verschont vom Leiden bleibt aber keiner. Und wie die Schrift lehrt und die Erfahrung bezeugt, so sind es oft vor andern gerade die Christen, welche viel und lange zu dulden haben. Während die Welt sich freut und lacht, haben die Jünger Jesu Traurigkeit. Zu den Leiden, welche Christen mit Weltkindern gemein haben, kommen noch andere hinzu, die ihnen als Christen, als Genossen in der Trübsal, eigen sind. Hierhin gehört Haß, Spott, Verachtung, Bedrückung und Verfolgung von der Welt, Anfechtungen vom Satan und viel Kampf und Streit mit ihrem eigenen Fleisch und Blut. Der Gerechte muß viel leiden. Ps. 34, 20. Mit Asaph muß er sprechen: „Ich bin geplagt täglich und meine Strafe ist alle Morgen da.“ Ps. 73, 14. 71, 20. Von der Welt sind Christen geachtet für Schlachtschafe. Röm. 8, 36. Und Petrus will, daß Christen sich das nicht befremden lassen, sondern solches ganz in der Ordnung finden. 1 Petr. 4, 12. Und obwohl Christen täglich mit Paulo ausrufen: „O ich elender Mensch; wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes“, und in der siebten Bitte flehen: „Erlöse uns von dem Uebel“, so wissen sie doch, daß völlige Erlösung von allem Uebel Leibes und der Seele, Gutes und Ehre nicht eher ihnen zu Theil werden kann, als eben zuletzt, wenn ihr Stündlein kommt und Gott sie mit Gnaden von diesem Jammerthal zu sich in den Himmel nimmt.

Auch die menschliche Vernunft hat nun das Leiden, wohl mehr noch als die Sünde, als einen grellen Schrei der Disharmonie in der Welt empfunden. Die blinden Heiden konnten sich nicht dem Gedanken entziehen, daß das Uebel in der Welt laut davon zeuge, daß Gottes Fluch auf dem Menschen laste. Ihre Versunkenheit in Greuel, Scheuel, Schande und Jammer der Sünde fühlten die Griechen und Römer in ihrem Gewissen als Gottes Zorngericht. Röm. 1, 18—32. Statt nun aber Gott zu suchen und um Gnade anzuflehen, machten die Heiden ihr ganzes Sinnen und Denken dem gottlosen Interesse dienstbar, die verklagenden Gedanken, welche ihr Gewissen in ihnen wachgerufen hatte, zum Schweigen zu bringen. Zu dem Ende suchten sie nach einer Anschauung vom Leiden in der Welt, nach Zwecken und Ursachen desselben, welche sie selber schuldlos ausgehen ließen. Insonderheit sind es die Philosophen aller Jahrhunderte, welche sich gerade auch dieser Frage, was es mit dem Leiden in der Welt auf sich habe, als eines Problemens bemächtigt haben, das sie zu lösen berufen und vermögend seien. Aber da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Röm. 1, 22.

So lehrten schon die alten Parsen, um die Sünde und das Uebel in der Welt zu erklären, den Dualismus, der Gott zum Götzen und den Satan zu Gott macht. Nach demselben gibt es nämlich zwei ewige Principien, das gute und das böse. Beide sind von einander unabhängig und von ungefähr gleicher Stärke. Das eine dieser Wesen ist ursprünglich böse und dem andern Wesen, dem guten Gotte, feind. Beide liegen von Ewigkeit

her mit einander im Streit, und bis in alle Ewigkeit wird der Kampf auch dauern. Der gute Geist muß sich darauf beschränken, allerlei Pläne des bösen Gottes zu vereiteln, ohne ihn je völlig überwinden und unschädlich machen zu können. Wie nun der gute Gott der Schöpfer alles Guten, so ist der böse Gott die Quelle alles Bösen. Was wahr, recht und beglückend, kommt vom guten Princip. Was dagegen unwahr, unrecht und schmerz- und verderbenbringend ist, rührt vom bösen Geiste her. Nicht bloß alle Sünden und Laster, sondern auch alle Plagen, Krankheiten, Schmerzen und schädlichen Dinge, wie Gifte, Dornen, Disteln, Dürre, Erdbeben, Stürme, Hagel, Pestilenz, wilde Thiere, Schlangen, Mäuse, Frösche zc. sind dem Parsismus Geschöpfe des bösen Gottes. Im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung wurde diese gottlose vorgebliche Lösung der Frage nach Bedeutung, Ursprung und Zweck des Uebels von Mani wieder aufgewärmt und nach ihm Manichäismus genannt.

Nicht minder gottlos und verkehrt als das dualistische hat das monistische Denken die Frage, Sünde und Leiden betreffend, zu lösen versucht im Pantheismus und Materialismus. Während dabei der Materialismus selbst das Dasein Gottes fahren läßt, ja, offen leugnet, behält der Pantheismus wenigstens den Namen Gottes noch bei und lehrt, daß alle Greuel, Laster und Verbrechen, alle Versunkenheit und Verkommenheit in der Welt, wie auch alle Leiden und Qualen nothwendige Folge der Entwicklung Gottes seien und somit in solidum in Gott ihren zureichenden Grund haben. Ob etwas als böse oder gut zu bezeichnen sei, komme auf den Standpunkt an, von welchem aus der Mensch dasselbe betrachte. Was der Vernunft im Verhältniß zu höheren Stufen der Evolution als böse erscheine, sei im Verhältniß zu tieferen Stufen gut. In sich selber aber sei alles gut und nichts böse, denn es sei alles nothwendige Emanation aus Gott. Mit dieser heidnischen Lehre ist der Calvinismus verwandt, welcher auch alles in der Welt, das Böse ebenso wie das Uebel und das Gute, allein aus Gott ableitet.

Auch die ungläubige Vernunft des gewöhnlichen Weltmannes pflegt sich Sünde und Leiden in der Welt so zurechtzulegen, daß das Gewissen dadurch nicht beunruhigt wird. Sünde ist ihr eine natürliche Schwäche, Leiden und Krankheit nennt sie Unglück, unvermeidlichen Zufall und Folge von Unvorsichtigkeit und dergleichen. Den Frommen, welcher um seines Glaubens willen selbst Leiden auf sich nimmt, bemitleidet sie als einen großen Thoren und Schwärmer. Wahre Klugheit bestehe im vorsichtigen Genuß der Freuden dieser Welt, in stoischer Resignation, wo das Leiden nicht vermieden werden könne, und wo immer das Maß der Leiden das der Freuden zu weit übersteige, im Selbstmord.

Den heidnischen Dualismus der Parsen und der Anhänger Manis vom Leiden in der Welt vertritt in unserer Zeit auch der in unsern Blättern nun schon öfters genannte Schwärmer Dowie, welcher, zumal in Chicago, mit

seiner Schwärmerei und seinen vorgeblichen Krankenheilungen schon viel Unheil angerichtet hat. Seiner Schrift "Leaves of Healing. 1894" zufolge lehrt Dowie, daß zwischen Sündenschuld und Strafe kein Unterschied zu machen sei. Morden, Stehlen, Ehebrechen, Fluchen sei in demselben Sinne ein Uebel, wie Leiden und Kranksein auch. Seite 37 seiner Schrift sagt er: "Stealing is evil, disease is evil." Beide liegen ihm auf derselben Linie. Damit leugnet aber Dowie das eigentliche Wesen der Sünde, nach welchem sie Anomia, Uebertretung des göttlichen Gesetzes, Beleidigung der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, Abfall von Gott und somit Verschuldung des Menschen gegen seinen Gott und Schöpfer ist. Und weil Dowie keine Sündenschuld kennt, so will er auch nichts von einer Sündenstrafe wissen. Ihm ist Sünde wie Leiden nur etwas, was eine böse Macht, Satan, dem Menschen anthut. Darum hat dann auch Gott, was den Sünder betrifft, nichts zu zürnen und zu bestrafen, sondern nur aus Satans Händen zu befreien, in dessen Macht sich ein Leidender oder Kranker in gleicher Weise wie der Sündentnecht befinde. Gott sei gut, darum könne von ihm ebensowenig Strafe und Leiden als Sünde und Verbrechen ausgehen. Wie Gott nicht die Ursache der Sünde sei, so sei er auch in keiner Beziehung die Ursache der Leiden in der Welt. Alles Leiden komme allein vom Teufel. Und es heiße Gott zum Teufel machen, wenn man ihm vergeltende Strafgerechtigkeit zuschreibe, oder von ihm sage, daß er die Leiden und Krankheiten auf Erden wolle, zusende und wirke. Dowie schreibt S. 122: "Disease can never be God's will. It is the devil's work, consequent upon sin, and it is impossible for the work of the devil ever to be the will of God." Ferner zu Matth. 7, 18.: "God is not a tree of good and evil. God is good, infinitely holy, and infinitely pure, and nothing corrupt can come to us through His hands. Disease is evil, the product of Satan and Sin, hence it can never come from God." Würde Gott die Sünde mit Krankheit heimsuchen, so wäre das dasselbe, als wenn ein Vater zu seiner Tochter sagen wollte: "You have been naughty, my little Queen, and therefore here is a scorpion to sting you, and a serpent to bite you." L. c. 106. Zu den Worten: „Der Herr hat's gegeben“, Hiob 1, 21., sagt Dowie: "Job was wrong." Von der Stelle: „Die Hand des Herrn hat mich gerührt“, Hiob 19, 21., bemerkt er: "It was not an inspired word." Jes. 53, 10.: „Der Herr wollte ihn also zerschlagen mit Krankheit“, thut er mit den Worten ab: "I read these words, to permit Him to be bruised." So ist auch die Irrlehre Dowie's, welche hier auf Wunsch besonders berücksichtigt wird, nichts als aufgewärmter Parfismus und Manichäismus.

Daß nun die von fleischlichen Interessen geleitete und geblendete Vernunft auch das Leiden in der Welt betreffend nur zu lauter falschen Schlüssen gelangen kann, versteht sich von selbst. Erst recht ist sie außer

Stande, das Räthsel zu lösen, warum auch der Fromme leiden, ja, oft wohl mehr und länger leiden muß als der Gottlose. Nur die Schrift lichtet das Dunkel und gibt rechten Aufschluß darüber, was es mit dem Leiden in der Welt auf sich hat. Zu dem Ende unterscheidet sie nicht bloß die Uebel selber als Uebel des Leibes, der Seele, des Gutes und der Ehre, sondern auch die verschiedenen Personen, welche diese Leiden treffen, wie auch die Beweggründe und Zwecke, warum ihnen von Gott Leiden aufgelegt werden. Für das rechte Verständniß und die rechte Beurtheilung der Leiden in der Welt ist gerade die Unterscheidung zwischen Leiden der Frommen und der Gottlosen grundlegend. Beide, Gläubige wie Ungläubige, werden allerdings in der Welt von Leiden betroffen. Auch ist die Beschaffenheit der Leiden beider oft dieselbe. Es gibt keine besonderen Krankheiten, welche nur die Christen, und andere, welche nur die Unchristen treffen. Vielmehr trifft dieselbe Pest, derselbe verwüstende Sturm, dasselbe Schwert, derselbe Schiffbruch den einen wie den andern. Aber auch dann, wenn beide gleich dasselbe Unglück trifft und beide wohl denselben Schmerz empfinden, so ist das Leiden doch nicht dasselbe. Ja, so weit die Gerechtigkeit von der Gnade, der Barmherzigkeit und der Liebe, und der Tod vom Leben ist, so weit ist auch das Leiden der Ungläubigen verschieden von dem Leiden der Christen. Mag alles andere gleich in beiden Fällen dasselbe sein, so ist doch die Gesinnung und Absicht Gottes, wenn er Leiden sendet, bei beiden verschieden wie Himmel und Erde.

Den Christen ist Gott um seines Sohnes willen, an den sie glauben, gnädig. Alle Sünden hat er ihnen vergeben. Sie sind angethan mit der strahlenden Gerechtigkeit Christi. An den Christen sieht Gott darum auch gar nichts mehr, das seinen Zorn reizen könnte. Sie sind Gottes liebe Kinder und als solche hält und behandelt er sie auch. Auch sind sie in Gottes Hand, daß nichts sie treffen kann, was Gott nicht will. Alles aber, was Gott selber die Christen treffen läßt, ist Ausfluß seiner Liebe, nicht aber seiner vergeltenden Gerechtigkeit. Kann doch selbst die Gerechtigkeit Gottes von Christen nicht noch einmal fordern, was sein Sohn für sie bereits bezahlt hat. Wie sollte es dann die Liebe thun! Trifft darum Christen Leiden, so soll ihnen das kein Zeichen sein von göttlicher Ungnade über sie, oder von Erfüllung göttlicher Drohungen im Gesetz, auch kein Vorspiel oder Vorgeschaud von dem, was ihrer in der Ewigkeit wartet. Vielmehr sollen sie wissen, daß, weil Gott die Personen der Christen als seine Kinder liebt, auch alles, was Gott den Christen zusendet, aus der Liebe fließen muß. Ja, aus dem Leiden sollen Christen den Schluß ziehen, daß Gott sie besonders lieb habe und um ihr Heil insonderheit bekümmert sei, denn welche Gott lieb hat, die züchtigt er. Spr. 3, 12. Ebr. 12, 6. Offenb. 3, 19. Ihr Kreuz soll ihnen ein Kriterium ihrer Gotteskindschaft sein, zumal wenn sie zu leiden haben, weil die Welt sie haßt, der Teufel sie ansieht und ihr Fleisch ihnen Noth und Sorge macht. Matth. 16, 24. 10, 38. Luc. 14, 27.

Und weil die Liebe es ist, welche den Christen ihr Kreuz auflegt, so kann der Zweck auch nicht der sein, die Christen zu martern und zu quälen, oder ihnen zu schaden, sondern einzig und allein der, ihnen zu nützen und sie reichlich zu segnen. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge, auch die von Paulo Röm. 8 aufgezahlten Leiden und Feinde, zum Besten dienen. Das Leiden der Christen soll mit dazu beitragen, daß sie nicht mit der Welt verdammt werden. 1 Cor. 11, 32. Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit. 2 Cor. 4, 17. Ja, selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben. Jac. 1, 12. Mag deshalb die Medicin, die der himmlische Arzt seinen Patienten reicht, gleich noch so bitter sein, — die Gesinnung, in welcher sie gegeben wird, ist die Liebe, und die Zwecke sind lauter Heilsabsichten.

Wird der Christ lau und träge im Gebrauche des göttlichen Wortes, des heiligen Abendmahls und des Gebetes, findet er wieder Gefallen an der Welt und ihren Freuden, läßt er sich verstricken in das Wesen derselben, beweist er keinen sonderlichen Ernst, sich von dieser oder jener Sünde los zu machen, so sendet Gott ihm wohl ein Züchtigungsleiden zu. Gott macht es wie ein Vater, der zur Ruthe greift und seinen Sohn züchtigt, wenn er merkt, daß seine Mahnungen und Warnungen kein rechtes Gehör mehr finden. Nachdrücklich erinnert er sie so an ihre Sünde und mahnt sie zur Buße. Er legt ihnen Schmerzen auf, um ihnen die Lust der Welt zu vergällen. Er züchtigt sie, damit sie wieder anfangen, ernstlich zu beten. Jes. 26, 16. Er schickt ihnen Anfechtungen, damit sie lernen aus Wort merken. Jes. 28, 16. Er straft sie, damit sie von Sünden abstehen und Buße thun. So war es eine schwere Züchtigung, als Mirjam ihrer Hoffart wegen mit Ausfuß geschlagen wurde. David wurde, auch als er für seine Sünden Buße gethan und Vergebung erlangt hatte, die heilsame Züchtigung nicht erspart. 2 Sam. 12, 14. Um sein Volk zur Buße zu leiten, ließ Gott über Israel eine schwere Heimsuchung nach der andern kommen. Die Gemeinde in Corinth wurde vom HErrn gezüchtigt ihres weltlichen Sinnes wegen. 1 Cor. 11, 32. Und Paulo gibt der HErr einen Pfahl ins Fleisch, um ihn vor Selbstüberhebung zu bewahren. 2 Cor. 12, 7—9. Der Zweck solcher Züchtigungen ist aber nicht, zu verderben, sondern zu bessern. Jud. 8, 22. Die Züchtigung ist ein Beweis göttlicher Liebe. Ebr. 12, 6. 11. Apost. 3, 19. Ja, gerade in der Züchtigung haben Christen ein Kennzeichen, daß sie Kinder und nicht Bastarde sind. Ebr. 12, 7. 8. Christen schätzen darum auch die Züchtigung als eine große Wohlthat vom HErrn. Ebr. 12, 5. Ps. 94, 12.

Hat Gott es im Leiden, das er seinen Kindern zusendet, vornehmlich darauf abgesehen, sie von den Mängeln, Schwächen und Gebrechen des Fleisches, welches ja auch den Christen in diesem Leben noch anklebt, zu

reinigen und die Lauterkeit und Aufrichtigkeit ihres Glaubens und der Früchte desselben an den Tag zu bringen, so ist ihr Leiden ein Läuterungs-, Reinigungs- oder Prüfungsleiden. Wie nämlich das Feuer die Schlacken vom Golde, so sondert die Trübsal vom Glauben den Zweifel, von der Liebe die Selbstsucht, von der Geduld das heimliche Murren, von der Demuth die geistliche Hoffart, von den guten Werken die Ruhm- und Ehrsucht. Mal. 3, 3. Ps. 17, 3. 66, 10. Jes. 48, 10. Und wie das Feuer aus den Schlacken heraus das verborgene reine Gold an den Tag fördert, so auch der Ofen der Trübsal den Glauben in seiner Lauterkeit, Aufrichtigkeit und Einfalt. Die Prüfung bringt es an den Tag, ob sich das auch wirklich im Herzen findet, was die Worte und der äußere Wandel der Christen geben, ob Glaube, Liebe, Geduld und Hoffnung der Christen ungefälscht und ungeheuchelt ist. Die Anfechtungen der Brüder Josephs in Egypten waren solch ein Prüfungsleiden, das den Sinn der Brüder an den Tag bringen sollte. Für die ganze Kirche sind insonderheit Zeiten der Verfolgung Zeiten göttlicher Prüfung, in welchen sich die Namenschristen von den wahren Christen sondern wie beim Sturm die Spreu vom Weizen. Dem allwissenden Gott ist das freilich auch ohne Leiden nicht verborgen, ob ein Mensch in seinem Christenthum aufrichtig ist oder nicht. Gar leicht aber kann sich der Christ über sich selber täuschen. Darum rufen die Christen Gott an, daß er sie prüfe und so ihre Lauterkeit und Aufrichtigkeit ihnen selber und andern offenbar mache. Ps. 26, 2. 139, 23. 1 Theß. 2, 3. ff. 1 Petr. 1, 7.

Dem Prüfungs- und Läuterungsleiden verwandt ist das Leiden, welches Gott einem Christen auflegt, um ihn zu versuchen. Auch in diesem Leiden hat Gott die Absicht, daß der Christ das Bekenntniß seines Mundes und Christenwandels durch Leiden belege und erhärte. In der Versuchung soll aber nicht bloß die Lauterkeit und Aufrichtigkeit, sondern vor allem die Kraft des Glaubens eine Probe ablegen. Die Gewißheit, Festigkeit, Sieghaftigkeit wie auch der Muth und Troß des Glaubens soll in der Versuchung zum Vorschein kommen. So forderte Gott von Abraham, daß er seinen Glauben bewähre in der denkbar schwierigsten Lage. 2 Mos. 22, 1. 12. Hebr. 11, 17—19. Und das auch nicht etwa zum bloßen Spiel, sondern um Abraham zu stärken und zu stählen für andere Proben in seinem Glaubensleben, das ja ein fortgesetztes Hoffen wider Hoffen war, und um ihn so zum Vater aller Gläubigen zu erziehen. Im Neuen Testament entwickelte der Glaube des cananäischen Weibes in der Versuchung eine Kraft, über die sich selbst der Herr Jesus verwunderte. Bei den Proben, die der Herr dagegen seinen Jüngern auflegte, muß er oft klagen über Kleinglauben. Da nun der Zweck aller göttlichen Versuchungen der ist, den Glauben zu stärken, so bitten Christen Gott, daß er sie versuche, damit sie geschickt werden, den Versuchungen Satans zur Sünde sieghaft zu widerstehen. Ps. 26, 2.

Alle diese Leiden zur Reinigung und Läuterung, zur Züchtigung, Prüfung und Versuchung schaden nun den Christen nicht, sondern bringen ihnen großen Nutzen und Segen. Sie alle dienen dem seligen Zwecke, daß der Christ mit seinem Glauben und seinen Werken bewähret werde. Jac. 1, 12. 1 Petr. 1, 6. 7. 1 Cor. 3, 13. Sir. 27, 6. Diese Wirkung hatte das Leiden in den Gemeinden in Macebonien, welche — wie Paulus 2 Cor. 8, 2. sagt — „durch viel Trübsal bewähret wurden“. Dem Zwecke der Bewährung dienten auch die Leiden der Väter im Alten Testament. Judith 8, 18. Und solche Bewährung durchs Feuer der Trübsal ist den Christen nöthig, damit ihr Glaube „rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewähret wird“. 1 Petr. 1, 7. Wie Paulus von Apellos rühmt, so soll man von jedem Christen sagen können, daß er sich im Leiden bewähret habe. Röm. 16, 10. Schon hier auf Erden soll es so viel als möglich an den Tag kommen, daß der Christ nicht zu denen gehört, die zwar eine Zeitlang glauben, aber abfallen, sobald sich Anfechtung und Trübsal erhebt. Ein Kind Gottes darf deshalb nicht ohne Anfechtung bleiben, weil es sonst nicht bewähret würde. Tob. 12, 13. Sir. 2, 5.

Jedoch legt Gott den Christen oft auch Leiden auf, mit welchen er es nicht sowohl auf sie selber, als vielmehr auf andere, auf ihre Umgebung, abgesehen hat. Ihr Leiden soll nicht in erster Linie ihrer eigenen Läuterung und Reinigung, Züchtigung und Prüfung, Versuchung und Bewährung dienen, sondern denen nützen, die es mit ansehen. Der sieche Christ, welcher sich und andern schon Jahrelang nur eine große Last zu sein glaubte, hat oft nach Gottes Willen gerade durch sein langes, schmerz, aber bekenntnißfreudiges und geduldiges Leiden einen herrlichen Beruf in seiner Umgebung zu erfüllen. Durch Gottes Fügung wird er etwa denen, die seine Geduld sehen und sein fröhliches Bekenntniß hören, ein Führer zur Buße, zur Seligkeit. Und herrlicher noch als in seinen gesunden Tagen dient er den Seinen im Leiden und Sterben. Legt Gott den Hausvater aufs Krankenlager, so will er damit etwa vornehmlich das Gottvertrauen der Gattin auf die Probe stellen. Auf David hatte Gott es abgesehen, als er sein Kind sterben ließ. Paulum ließ Gott in Philippi in den Stock legen, um den Kerkermeister mit seinem ganzen Hause zum Glauben zu führen. Apost. 16. Und wie gar manchen Märtyrer hat Gott wohl gerade zu dem Ende den Scheiterhaufen besteigen lassen, um seine Hentzer zu gewinnen!

Endlich legt Gott seinen Kindern auch Leiden auf, unmittelbar zu dem Zwecke, sich selber, seine Macht und Gnade, an ihnen zu verherrlichen. Nach den ausdrücklichen Worten des Heilandes war die Absicht, warum Gott dem Blindgeborenen sein Leiden aufgelegt hatte, die, „daß die Werke Gottes offenbar würden“. Joh. 9, 3. Und Lazarum ließ Gott sterben, „daß der Sohn Gottes dadurch geehret würde“. Joh. 11, 4. Wiederholt weist David wie auch Assaph in seinem Leiden auf seine Un-

schuld hin. Ps. 26, 1. 6. 73, 12. ff. Hiob behauptet steif und fest seinen Freunden gegenüber, daß sich in ihm nichts, gar nichts befinde, was Gott veranlaßt habe, ihm sein Leiden aufzulegen. Hiob 23, 10—12. 34, 5. 6. Und Gott selber gibt darin Hiob Recht und seinen Freunden Unrecht. Hiob 42, 7. Gott ließ eben Hiob leiden einzig und allein deshalb, um sich selber zu verherrlichen und Satan, den Verleumder, zu Schanden zu machen. In Hiob selber lag allerdings keinerlei Anlaß, warum Gott ihm sein schweres Leiden auflegte. Ohne Anstoß von Außen hätte auch Hiob das Leiden nicht getroffen. Dasselbe gilt von den Leiden, in welchen David und Assaph ihre Unschuld betheuern. Auch im Neuen Testament legt Gott den Christen oft Leiden auf, ohne dazu veranlaßt zu sein von den Sünden, oder den Schwächen und Gebrechen der Christen, ohne es dabei in erster Linie auf der Christen eigene Züchtigung, Versuchung, Prüfung, Läuterung und Bewährung abgesehen zu haben. Gott kann den Christen Leiden auflegen und dabei bloß die Absicht haben, sich selber und sein heiliges Evangelium zu verherrlichen und die Verleumder zu Schanden zu machen. Gott kann einem Christen ein bestimmtes Leiden auflegen einzig und allein zu dem Zwecke, vor aller Welt zu zeigen, welche Wunder seine Gnade in den Schwachen verrichten kann, und wie der Christenglaube aller Foltern und Qualen spotten kann. Daß auch aus solchem Leiden dem Dulder selber Segen zufließt und zufließen soll, ist damit nicht ausgeschlossen. 1 Petr. 4, 12. Zu diesem Leiden, bei welchem Gott es unmittelbar auf seine eigene Verherrlichung abgesehen hat, gehört vor allem das Leiden christlicher Märtyrer. Ihr Leiden ist kein Leiden um ihrer Sünden und Schwächen willen, sondern um des Namens Jesu willen. Dies Leiden trifft den Christen insofern er ein Christ ist und gerade weil er ein Christ und ein treuer Bekenner Jesu ist. Von diesem Leiden spricht der Herr zu seinen Jüngern Luc. 6, 22. 23.: „Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen, und euch absondern, und schelten euch, und verwerfen euren Namen, als einen boshaften, um des Menschensohns willen. Freuet euch alsdann und hüpfet; denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel. Desgleichen thaten ihre Väter den Propheten auch.“ Joh. 15, 17. ff. Dies Märtyrerverleiden, mit welchem Gott einem Christen nicht bloß die größte Liebe, sondern auch die höchste Ehre erweist, hatte auch der Herr im Auge, als er von Paulo sagte: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.“ Apost. 9, 16. Und als dies von Christo vorausverkündigte Leiden über die erste Kirche hereingebrochen war, schrieb ihnen Petrus: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden (die euch widerfähret, daß ihr versucht werdet), als widerführe euch etwas Seltsames; sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch, zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit, Freude und Wolle haben möget. Selig seid ihr, wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi.“ 1 Petr. 4, 12—14.

Gar verschieden vom Leiden der Gläubigen ist nun aber das Leiden der Ungläubigen. Wie sie aus der Güte, welche Gott ihnen zu Theil werden läßt, nicht schließen können, daß sie Gott im Schooße sitzen, so dürfen sie auch das Wort: „Welche der Herr lieb hat, die züchtigt er“ nicht auf sich anwenden. Sie glauben nicht, verwerfen das Verdienst Christi, haben keine Gerechtigkeit, in der sie vor Gott bestehen können, keine Vergebung ihrer Sünden. Sie sind daher auch nicht Gottes liebe Kinder, sondern Kinder des Zorns. Sie stehen nicht unter der Gnade, sondern unter dem Fluch, und sind, eben weil sie nicht glauben, schon gerichtet. Joh. 3, 18. Das Leiden, welches sie trifft, soll sie hinweisen auf ihre Sünden, insonderheit auf ihren Unglauben und ihre Unbußfertigkeit, auf die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit, welche sie beleidigt, auf den Zorn Gottes, den sie erregt haben, auf den Fluch und die Drohungen des Gesetzes, welche in den Leiden, die sie treffen, sich an ihnen zu erfüllen anheben, und auf das ewige Verderben, das Gott denen gedroht hat, die seine Gebote übertreten. Mag der Schmerz im Leiden der Christen und Unchristen gleich derselbe sein, so sind doch die Beweggründe und Absichten Gottes bei beiden sehr verschieden. Was den Frommen väterliche Züchtigung ist, ist den Gottlosen Züchtigung im Grimm und Strafe im Zorn. Solcher Züchtigungen in seinem Zorn brachte Gott viele über Israel, sonderlich zur Zeit der Richter und der assyrischen und babylonischen Gefangenschaft. Kinder Gottes bitten mit Bezug auf solche Leiden: „Ach, Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm.“ Ps. 6, 2. Jer. 10, 24. 25.

Mit der Thatsache, daß alle Leiden der Gottlosen zeugen von Gottes Zorn über ihre Sünden, ist aber nicht gesagt, daß Gottes Liebe und Erbarmen diese Leiden nicht in ihren Dienst nehmen kann, um den Sünder zur Buße zu führen. Durch Christum ist dies möglich geworden, daß selbst die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und das Gesetz mit seinen Drohungen den Liebesabsichten Gottes dienstbar werden muß. So schlug Gott oft das abtrünnige Israel, schlug es in seinem Grimm und Zorn, und doch hatte die Liebe Gottes dabei die Absicht, Israel zur Besinnung, zur Buße und Rückkehr zu bewegen. Bitter beklagte sich Gott durch den Propheten, daß die Ruthe der bösen Kinder nicht helfen wolle, und das ungläubige Volk sich nicht kümmere um den Gott, der es schlage, und seine Züchtigungen nicht merke und vernehme. Jes. 9, 13. 42, 25. Hesek. 21, 13. Buße wollte Gott bezwecken, als er David seinen Zorn durch Nathan ankündigen ließ und der Stadt Ninive den Untergang durch Jona. Und wie oft muß Gott seinem Gesetze noch heute durch ein schweres Krankenlager Nachdruck geben, bis es ihm gelingt, den Sünder zur Umkehr zu bringen!

Freilich gibt es auch ein Leiden, in dem sich keine Liebe Gottes, sondern nur seine Heiligkeit und Gerechtigkeit und sein Zorn bethätigt. Es gibt ein Leiden, mit dem Gott nicht Buße und Besserung bezweckt, sondern

bloß Vergeltung, Rache, Strafe und Gericht. Solch ein Racheleiden, Zornleiden, Fluchleiden, Vergeltungs-, Verdammniß- und Hölleleiden ist das Leiden der Teufel und aller Gottlosen in der Ewigkeit. Aber auch schon in diesem Leben kann ein Leiden reines Zornleiden sein, bei welchem jegliche Liebesabsicht Gottes ausgeschlossen ist. Das ist der Fall bei den Verstockten, welche Gott dahin gegeben, von welchen er die Hand abgezogen hat, die nicht mehr zur Buße kommen können, und für welche Christen darum auch nicht mehr beten sollen. Hierhin gehören die Gerichte Gottes in der Sündflut, über Sodom und Gomorra, über Pharaoh, über die Cananiter und über Jerusalem durch die Römer. Auch Christi Leiden war ein reines Fluch- und Zornleiden, in dem sich nicht die göttliche, väterliche Liebe, sondern nur die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes kund gab. Eben den Fluch und Zorn, welchen wir in alle Ewigkeit hätten erdulden sollen, nahm Christus auf sich, an unserer Statt und Stelle. Und nur so kann der Mensch dem Fluchleiden in der Hölle entgehen und alles Leiden, das ihn auf Erden trifft, zu einer Segensquelle machen, daß er sich hält an das stellvertretende Leiden Christi.

(Fortsetzung folgt.)

F. B.

Die Angriffe der modernen Theologen auf Gottes Wort.

(Schluß.)

Die moderne Theologie hat kein Gotteswort mehr.

Nachdem die Theologen nicht mehr zu den Füßen des Herrn sitzen wollten, der in der Schrift redet, sondern die Theologie der alten Schlange anerkannten, so war es nur natürlich, daß sie beim Hören eines Bibelwortes nicht mehr in heiliger Furcht beteten: „Rede, Herr, dein Knecht höret“, sondern der Frage nachdachten: „Sollte Gott gesagt haben?“ Sie haben die Zeit der Heimsuchung der Kirche nicht erkannt; darum sind sie vom Glaubensgrunde fast alle gefallen und sehen es für ihren Beruf an, den Grund überhaupt umzureißen, damit auch die Auserwählten kaum erhalten bleiben. Die Erlanger Zeitschrift behauptete von der alten lutherischen Lehre, nach der alle Schrift von Gott eingegeben ist und nur Worte enthält, die der Heilige Geist lehret, schon im Jahre 1871, „die in Deutschland wenigstens niemand mehr vertritt“ (S. 222), — kein zünftiger Professor nämlich; denn andere Leute werden von den Herren für so viel wie nichts geachtet. Die „Unmöglichkeit und Ungeheuerlichkeit“ derselben konnte Rahnis in seiner Dogmatik (2. Aufl. 1874. Bd. I, S. 285. 294) nicht stark genug betonen. „Die alte Inspirationslehre hat jetzt kaum noch einen Vertreter“, schrieb er. „Sie ist gefallen, und mit Recht.“ (Ebd. S. 288.) „Nur mit Verhärtung gegen die Wahrheit“ könnte man zu ihr zurückkehren, hatte der arme Mann schon im Jahre 1860

gelästert. (L. u. W. 17, 129.) Was nun die moderne Theologie über Inspiration lehrt, weiß sie selbst noch nicht; denn jeder selbständige Geist muß etwas Neues bringen, und was heute neu ist, ist morgen schon veraltet. Luthardt schrieb darum schon im Jahre 1865: „Im Ganzen sucht die gläubige Theologie noch eine Formel zu finden, in welcher sie den ‚gottmenschlichen‘ Character der Schrift auszusprechen vermöge.“ (Comp. der Dogm. S. 233.) So steht es noch immer. Weil sie denn gar nicht einig darüber ist, was sie von der Schrift halten soll, sondern nur darüber gewiß ist, was sie nicht von ihr halten will, so wollen wir uns auf die langweiligen Aussprüche der Einzelnen gar nicht einlassen. Was sollen wir leeres Stroh dreschen? Wir müssen ihnen nur das Wort Christi ins Gewissen schieben: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Matth. 18, 3. Sie stimmen nur überein in der Leugnung, wie sie Rahnis ausspricht: „Schrift und Wort Gottes decken sich nicht“; die Schrift enthält Gottes Wort, aber ist es nicht (a. a. O. S. 264); und darin harmoniren sie mit den Muhammedanern, die in ihrem Koran, und mit den Juden, die in ihrem Talmud gar vieles aus der Schrift als Gottes Wort anführen. Darin kommen sie überein mit den Manichäern und andern alten Ketzern, welche das, was ihnen nicht mundete, aus der Schrift hinauswarfen und sich darnach eine eigene Bibel zurecht stellten, wogegen Augustin bezeugte: „Die Männer, welche die heiligen Schriften schrieben, schrieben als Organe Gottes und seiner Weisheit. . . Nicht diese und jene Männer schrieben die Schriften, sondern durch sie der Heilige Geist, Gott selbst.“ — „Es sind uns aus der heiligen Stadt, aus der wir verbannt sind, Briefe zu gekommen; diese Briefe sind die heiligen Schriften.“ — „Er, der durch die Propheten, dann durch sich selbst, späterhin aber durch seine Apostel so viel redete, schuf, als er es für nöthig erachtete, auch jene Schrift, die kanonisch genannt wird.“ — „Es ist diesfalls die ganze Schrift, wie sie ist, nicht aus zufälligen Regungen des menschlichen Willens, sondern durch die Anordnung der allerhöchsten Vorsehung Gottes entstanden,¹⁾ erhaben über die Schriften aller Völker.“ — „Dieser müssen wir weichen, ihr dienen, ihr uns unterziehen; an ihr darf nicht gezweifelt und bestritten werden, ob etwas wahr und recht sei, was in ihr steht. Sie ist in sich abgeschlossen. . . Einzig und unantastbar steht allein die Autorität der heiligen Schrift da.“ — „Ich gestehe, daß die kanonischen Schriften die einzigen sind, denen ich gelernt habe solche Ehrfurcht zu bezeugen, daß ich des festesten Glaubens bin, keiner ihrer Verfasser habe in irgend etwas geirrt. Finde ich aber etwas, was der Wahrheit entgegen zu sein scheint, so muß ich annehmen, entweder mein Codex sei falsch, oder der Uebersetzer habe den Sinn nicht recht ausgedrückt, oder ich habe

1) Augustin redet hier von der Sammlung der einzelnen biblischen Bücher, von der Entstehung des Kanon.

es nicht recht verstanden.“ (Böhringer: Die Kirche Christi I, Abt. 3, S. 273 ff.)

In diesem Stücke reichen die modernen Theologen auch den Jesuiten die Hand, welche im Jahre 1586 zu Löwen die Sätze aufstellten: „I. Damit etwas eine heilige Schrift sei, ist nicht nöthig, daß die einzelnen Worte desselben vom Heiligen Geiste inspirirt seien. II. Es ist nicht nöthig, daß die einzelnen Wahrheiten und Sentenzen vom Heiligen Geiste unmittelbar dem Schreiber selbst inspirirt seien. III. Jrgend ein Buch (wie vielleicht das 2. Buch der Maccabäer ist), welches durch menschlichen Fleiß ohne Beistand des Geistes geschrieben ist, wird zur heiligen Schrift, wenn der Heilige Geist hernach bezeugt, daß dasselbst nichts Falsches ist.“ (Klee: Kath. Dogmatik. I, 229.) Nur in dem einen Punkte wird eine Differenz zwischen den Jesuiten und den modernen protestantischen Theologen bleiben, daß jene des Teufels Statthalter zu Rom, und diese des Teufels Großmutter, die Vernunft mit ihrer Wissenschaft, über die Schrift zum Richter setzen. Doch — eine volle Einigkeit kann es im Reiche des Teufels ja überhaupt nicht geben. Es hatten aber auch die Scholastiker ebenso wie die Kantianer behauptet, „nichts sei wahr, was sich nicht durch Vernunftschlüsse förmlich beweisen lasse“ (Wessenberg: Kirchenverf. I, 380), aber aus einer ihnen einleuchtenden Schriftstelle müsse man irgend etwas folgern können, weshalb der Klerus des 11. Jahrhunderts aus Matth. 6, 27.: „Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge?“ die Lehre zog, die damals aufkommende Mode, Schuhe mit langen Schnäbeln zu tragen, sei in Gottes Wort verdammt. Solche Schlüsse gefallen nun zwar den heutigen Theologen nicht, aber der scholastische Grundsatz ist ihnen ganz angenehm, wie Rahnis meint, der Protestantismus habe früher nur eine „etwas verengte Stellung“ eingenommen und Caligt, welcher die neuere Theologie vorbereitete, habe „sich dem in der römischen Kirche herrschenden Inspirationsbegriff genähert“. (Dogm. I, 234. 277.) Er zeigt es selbst, daß die heutige Theologie auf einer Vermischung der von Bellarmin, Pighius, den Jesuiten, Rich. Simon u. a. ausgesprochenen papistischen Inspirationslehre mit den freisinnigen Grundsätzen eines Caligt, Faust, Socinus, J. Clericus, Semler, Schleiermacher u. dgl. fußt. Damit hat er ohne seinen Willen es auch bezeugt, daß sich in diesem Punkte alle falschen Geister ihrer Verwandtschaft bewußt werden. Kommen doch die modernen lutherischen Theologen darin selbst mit den Mormonen überein, welche sich bekanntlich eine „verbesserte Bibel“ gemacht haben; denn von diesen schrieb Müntel auch: „Soweit die Bibel mit ihren Offenbarungen stimmt, ist sie Gottes Wort. Sie ist also nicht Gottes Wort, sondern sie enthält Gottes Wort. Gottes Wort ist in der Bibel; was dagegen in der Bibel ihren Offenbarungen widerspricht, das ist verfälscht.“ (N. Ztbl. 1856, S. 93.) Die Lüge der alten Rationalisten, die Bibel habe „eine göttliche und menschliche Seite“ und die Theologie der letzten Zeit habe den Beruf, „die menschliche

Seite am Schriftwort zu ihrem Rechte zu bringen“, weil die alte Theologie zu einseitig gewesen sei (Kahnis a. a. D. S. 288), findet man auch in allen neuern Dogmenfabriken wieder. Man wird auch bald wieder so weit sein wie jene papistische Kritiker zu Willefs Zeit, welche offen sagten, „die heilige Schrift sei unter allen Werken oder Schriften die falsche“ (Böhlinger a. a. D. II, Abt. 4, erste Hälfte, S. 307); denn die offenen philosophischen und unphilosophischen Feinde Christi sagen es ja vor, und der Geist, welcher die modernen Theologen treibt, ist doch jener Bruder, wenn er auch zum Nachtrab des Gog und Magog sich hält. Es ist nichts als Schwindel, wenn diese geistlichen Herren noch von einem Gotteswort in der Bibel reden; denn wenn sie uns dasselbe mit göttlicher Gewißheit zeigen sollen, so verstummen sie. Die Hofmannianer in Erlangen und Leipzig sind auf den Einfall gerathen, es gebe keine inspirirten Sprüche und Worte, aber das Schriftganze sei von Gott eingegeben, wie Einer von ihnen schrieb: „Wir haben zwar das Ganze der Schrift als Gottes Wort . . . anzusehen, nicht aber jedes einzelne Wort und jeden einzelnen Satz.“ (L. u. W. 24, 316.) Damit ist alles ungewiß gemacht und das ganze Gotteswort den Christen gestohlen. Der Glaube könnte danach dem bösen Feinde nicht mehr mit der Waffe des Geistes: „Es steht geschrieben“ entgegentreten, wie er es von seinem Heilande (Matth. 4) gelernt hat; er hätte überhaupt keinen festen Grund, keinen gewissen Trost, keine überwindende Kraft und Freudigkeit mehr, sondern die höllische Spinne hätte ihm allen Lebenssaft ausgefogen. Für Auserwählte, welche in diesen kräftigen Irrthum verstrickt sind, können wir nur um Anfechtung beten, daß sie darin geprüft werden; denn sie können doch nur selig werden „als durchs Feuer“.

Die neue Theologie hat kein festes und gewisses Gotteswort mehr. Sie ist vom Glauben gefallen. „Die Windeln und Krippen, darin Christus liegt“, wie Luther die Schrift genannt hat, hat sie fortgeworfen und damit auch den Schatz, der darin liegt. Wenn auch Einzelne immer noch gewisse Stücke des Bibelwortes festhalten wollen, so macht doch das Aufgeben des Uebrigen um des engen Zusammenhangs der heiligen Schrift willen stets auch das wandern, woran man sich noch anklammern will. Den thörichten Jungfrauen ist das Del ausgegangen und ihre Lampen verlöschen. Was ist es, wenn manche sich so vorsichtig ausdrücken wollen, der Heilige Geist habe sich nur mehr oder weniger zu Vorstellungen des Volks herabgelassen und darum manche Irrthümer übersehen? Sie haben dann kein untrügliches Wort der Wahrheit mehr und keinen unerschütterlichen Grund des Glaubens und des Trostes im Leben und Sterben. Was soll der Kniff, dessen sich auch die alten Rationalisten so oft bedienten, die Schrift habe manche „temporelle Aussprüche“, die uns nichts mehr angehen? „O köstlicher Witz!“ antwortete einst das homil.-lit. Corresp.-Blatt, als man die Veröhnungslehre der Schrift also betitelte. „Die heilige

Schrift ist Gottes Wort, das man ehren muß; aber was Einem nicht ansteht, das ist ein temporeller Ausspruch, für jene finstern Zeiten gültig, aber nicht für unsere hellerleuchteten! Wann werden die Rationalisten so ehrlich und ehrgeizig werden, sich solcher Erbärmlichkeiten zu schämen? Wann werden sie aufrichtig sagen: es gibt kein Wort Gottes in dem Sinn, in welchem man bisher die Bibel dafür gehalten hat; nur unser Wort ist Gottes Wort; denn unsere Vernunft oder unser Surrogat derselben ist Gott!? . . . Solche Aufrichtigkeit würde doch noch einen gewissen Ruhm haben wie die der Kinder und Narren!" (1827, S. 362.) Es bleibt dabei: „Die heilige Schrift nimmt durchgehends das Ansehen einer nach Inhalt und Form vom Heiligen Geiste eingegebenen untrüglichen Gottesoffenbarung für sich in Anspruch und die Kirche lehrt, daß die Schrift in ihrer ganzen kanonischen Ausdehnung in Wahrheit eine solche sei.“ (F. W. Krummacher: Theol. Replik an Paniel. 1840. S. 61.) Was hilft es, wenn viele von einer göttlichen Offenbarung reden, die den heiligen Schreibern allerdings widerfahren sei, wovon sie aber nach bestem Ermessen eine Urkunde aufgesetzt hätten? Diese Urkunde ist dann doch immer ihr eigenes Machwerk, die Frucht ihrer Betrachtung, ihres Erkennens und Denkens, aber nicht die „von Gott eingegebene Schrift“, worin „der Herr spricht“. Wenn ihnen auch eine große Erleuchtung als Frucht jener Offenbarung und Geistesanschauung zugeschrieben wird, so ist doch kein Irrthum ausgeschlossen; denn Gottes Schreibfedern und Secretäre, wie die lutherische Kirche sie stets nannte, sollen sie dabei doch nicht gewesen sein. Das Wort des Herrn: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet“, Matth. 10, 20., soll hier nicht gelten, weil es zu sehr gegen menschliche Selbständigkeit geht. Wohl an, dann ist ihr Wort eben nicht Gottes, sondern Menschenwort, nicht die Schrift, die nicht gebrochen werden kann, Joh. 10, 35., sondern eine dem Wechsel der Zeit und des Geschmacks unterworfenene Rede. Paulus dagegen spricht: „Ich dürfte nicht etwas reden, wo dasselbige nicht Christus durch mich wirkete“, Röm. 15, 18. Wenn nun manche zugeben, die Sachen seien den heiligen Schreibern wohl eingegeben, nur die Worte nicht, so finden sie also in der heiligen Schrift doch keine Worte, die der Heilige Geist lehret, 1 Cor. 2, 13., und darum auch nichts Gewisses, woran der Glaube sich halten kann in Anfechtung und allen Kämpfen wider das höllische Reich. Das ist kein festes, prophetisches und apostolisches Wort, auf das man achten kann und soll als auf ein Licht an einem dunkeln Ort, weil der Geist Gottes darin zeuget. Und wenn andere von verschiedenen Graden der Eingebung des Heiligen Geistes fabeln, so läuft es doch immer darauf hinaus, daß nicht alle Schrift (*πᾶσα γραφή*) von Gott eingegeben und nütze sei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Welche ist es dann aber? Wer entscheidet darüber? Rahnis' erleuchtete Vernunft, der nur wenig mehr vom Alten

und Neuen Testament festhalten wollte und offen sagte, Schleiermacher sei in „kritischen Bedenken viel weiter gegangen als die Rationalisten“ (Dogm. I, 261) und die moderne Theologie müsse noch weiter gehen als er!? Oder Alex. Schweizers Erfahrung, welcher behauptete, das Bibelwort, welches in ihm nicht Geist werden wolle, könne auch kein Gotteswort sein? Oder des Tübinger Beck und seiner schwärmerischen Freunde und Schüler Gefühl, das mit dem Wetter und der Mode wechselt? Oder der Mormonen und Anderer unmittelbare Offenbarungen? Nein; „wenn der barmherzige Gott für die Menschen gesorgt hat, so hat er ihnen gewiß die lautere Wahrheit, welche weise machen, bessern, beruhigen und zur ewigen Glückseligkeit leiten kann, so geoffenbart, daß auch ein Ungelehrter sie fassen und eben deswegen glauben kann, weil sie von Gott geoffenbart ist. . . . Wenn man eine Auswahl anstellen müßte, so zöge man die ganze Religion wieder vor den Richterstuhl der Vernunft oder der Weltweisheit und machte die Wohlthat der göttlichen Offenbarung unbrauchbar! Wer sollte diese Auswahl machen? Die Gelehrten? Denen ist so viel nicht zuzutrauen; auch sind ihre Köpfe uneins. Die Ungelehrten? Diese sind ohnehin dazu nicht tüchtig. Entweder ist also ein Buch voll Gotteswort vorhanden, worin nichts verwerflich ist, oder das menschliche Geschlecht ist sehr übel berathen. Sind Gesetze darin, die man nicht mehr halten soll (z. B. das Ceremonialgesetz), so muß dieses Buch es selber anzeigen. Die Bibel verliert sogleich das Ansehen, in welchem sie als göttliches Reichsgesetz stehen soll, wenn der Prediger bestimmen darf, was darin Gottes Wort sei oder nicht. . . . Man fragt, ob auch die Worte der heiligen Schrift von Gott eingegeben worden seien. Wenn man aber bedenkt, daß Paulus nicht nur sagt: die Wahrheit, sondern die Schrift sei von Gott eingegeben worden, die Schriften der Propheten seien heilige Schriften, und Petrus: die heiligen Menschen Gottes haben nicht nur gedacht, sondern geredet als getrieben von dem Heiligen Geist, und wenn man ferner bedenkt, daß Christus und die Apostel Worte der Propheten als Worte Gottes angeführt haben, so kann man nicht anders glauben, als daß auch die Worte den Propheten eingegeben worden seien. Eben dies gilt auch von den Büchern des Neuen Testaments, denn Christus hieß das Evangelium, welches die Apostel predigten, bei Verlust der Seligkeit glauben, und Paulus sagt, sein Evangelium rühre nicht nur, wie er es verstehe und überdenke, sondern wie er es predige, aus der Offenbarung Jesu Christi her, und er rede nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der Heilige Geist lehre, 1 Cor. 2, 13“. (M. Roos in Vötticher: Glaubensstärkung, S. 61 ff.) Wäre Inspiration nichts weiter als Beistand des Heiligen Geistes zur Vermeidung seelengefährlicher Irrthümer, und wären die heiligen Schreiber bloße Mitarbeiter des Geistes Gottes gewesen, denen Irrthümer wohl begegnen konnten; sind sie nicht Gottes Werkzeuge gewesen, durch welche

der Geist Gottes geschrieben hat, dann gibt es kein gewisses Gotteswort. Die Einschränkung der Inspiration auf die Heilswahrheiten, die fundamentalen Glaubensartikel, die Geheimnisse des Reichs Gottes oder wie man sich sonst ausdrücken mag, ist nichts weiter als ein Kniff des Vaters der Lüge, der uns die ganze Schrift rauben will; denn die geschichtlichen, geographischen und sonstigen Irrthümer, die man ihn hineinbringen läßt, sollen nur die Winkel sein, von denen aus er das ganze Buch verderbt. Wir können hier dem Baptistenprediger Spurgeon zustimmen, wenn er sagt: „O Unverschämtheit, die alles Maß übersteigt! O vollendeter Eigendünkel! Es versuchen wollen, dem Allweisen zu befehlen, den Allwissenden zu unterrichten. Ich muß mich wundern, daß es so erbärmliche Menschen gibt, die das Federmesser des Sozaim gebrauchen, um Stellen aus dem Wort herauszuschneiden, weil sie nicht nach ihrem Geschmack sind.“ — „Dieses Buch wurde vom lebendigen Gott verfaßt; jeder Buchstabe wurde mit einem allmächtigen Finger geschrieben; jedes Wort in demselben floß von den ewigen Lippen; jeder Satz wurde vom Heiligen Geiste eingegeben.“ — „O wenn ihr in das geheime Cabinet des Himmels geführt worden wäret; wenn ihr Gott gesehen hättet, wie er seine Feder ergriff und diese Buchstaben niederschrieb, dann würdet ihr sie gewiß verehren. Doch sind sie ebenso gut Gottes Handschrift, als wenn ihr sie Gott hättet schreiben sehen.“ — „Kommet, suchet, ihr Kritiker, und findet den geringsten Fehler! Untersucht es von dem ersten Buche Moses bis zur Offenbarung und findet einen Irrthum! Dies ist eine Ader von reinem Gold, unvermischt mit Quarz oder irgend einer erdichteten Substanz. Dies ist ein Stern ohne Makel, eine Sonne ohne Flecken, ein Licht ohne Finsterniß, ein Mond ohne Blässe, eine Herrlichkeit ohne Dunkelheit.“ (Funken vom himml. Leuchter, S. 45. 50 ff.) Daß Leute, welche den Namen der rechtgläubigen Kirche festhalten wollen, sich solches von einem Sectenprediger sagen lassen müssen, ist nur ein Beweis dafür, daß Luthers wiederholte Prophezeiungen, die Schrift werde zuletzt noch in große Verachtung kommen (siehe seine Erklärung von Dan. 12, 10. in der Altenburger Bibel!), erfüllt sind. „Gottes Wort wird wieder abnehmen und verdunkelt werden und große Finsterniß kommen aus Mangel der Diener des göttlichen Worts, die man dann nicht wird haben können.“ So sprach er in seinen Tischreden. „Als bald wird die Welt ruchlos und gottlos werden und dahingleben wie die Säue und unvernünftigen wilden Thiere, und also in solchem rohen Leben aufs Aller sicherste einhergehen. Dann wird die Stimme klingen: Siehe, der Bräutigam kommt! Denn Gott wird und kann es nicht länger leiden; er muß den Ueberdruß und die Verachtung seines Wortes mit dem jüngsten Tage strafen und dem Fuß den Boden ausstoßen.“ (W. 22, S. 21.)

Der Abend der Welt ist längst angebrochen. Wir befinden uns in der Mitternachtsstunde. Alle Gottesordnungen wollen hinfällig werden.

Selbst in der Natur scheinen die Grundfesten erschüttert zu sein. Man schreibt es oft genug: eine Welt ist in Auflösung begriffen; und dabei sind die Menschen sicher wie vor der Sündfluth. Alle Widersprüche und Gegensätze können neben einander bestehen wie die Meinungen und Standpunkte in der Union. In den Weltkirchen kennt man nichts Gewisses mehr. Die Welt schaukelt von einem Standpunkte zum andern. Heute sind die Gergesenerheerden der Materialisten oben auf, denen es nirgends wohler ist als am Trog, und die Theologen suchen auch nach einer Berechtigung für diese „Richtung“. Morgen ist die Welt wieder so geistlich geworden, daß es ihr sogar zu gemein erscheint, von einem in menschlicher Sprache ausgesprochenen und mit menschlichen Buchstaben geschriebenen Worte Gottes und von sichtbaren Gnadenmitteln zu reden. Eine fieberische Unruhe geht durch die Völker. Der Geist, der in der Luft herrscht, berauscht die Massen und macht sie zu seinen blinden Werkzeugen; mit Fieberhaft aber wechselt er seine Mode. Dabei muß ihm ein Vereinswesen dienen, durch welches der Geist der Zeit alles uniformirt und einexercirt für die letzte Schlacht. Da besorgt der Verein das Denken durch die von ihm bestellten Leithämmel, und die selbständigen Papageien sprechen alles gehorsam und unterthänig nach. Der Fürst der Finsterniß zieht so seine Heere zusammen und fühlt sich stark. Ist doch die ganze Welt bemüht, rennt und läuft und sorgt sich ab, von dem feinsten Gelehrten an bis zu dem verkommenen Straßenduben, von den Königen der Erde bis zu den geringsten Zeitungsschreibern, auf den öffentlichen Märkten und in den heimlichen Logen, daß doch alles um den Geist des Abgrundes als den Mittelpunkt sich concentrirte. Der Fürst dieser Welt weiß, daß er wenig Zeit hat; er vereinigt darum alle Irrthümer in dieser Zeit wider Christum und sein liebes Wort. Die Ketzereien der ersten Jahrhunderte waren hauptsächlich gegen Christi Person gerichtet; im Muhammed zog sie der alt böse Feind zusammen und bombardirte damit die heilige Stadt. Im Papstthum brachte er alle Irrlehren wider das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo auf Einen Haufen und eröffnete so viele Quellen des Verderbens in der Kirche, daß der jüngste Tag schon hätte kommen müssen, wenn Gott nicht noch Einhalt gethan und durch Dr. Luther sein Wort wieder gesandt hätte. Nun aber kommt jede Lüge wieder empor, welche jemals die Welt begeistert hat. Die Brunnen des Abgrundes thun sich auf in kräftigen Irrthümern, und auch die Christen trinken davon. Es werden darum die Ausgewählten kaum erhalten in dem großen Abfall dieser letzten Zeit. Die Feinde fliegen daher, wie die Adler eilen zum Nas, Hab. 1, 8.; und in der Kirche ist es fast so weit, daß eines Jeglichen Schwert wider den Andern ist. Hesel. 38, 21. In dieser Noth gibt es nur einen Fels, wider welchen die Wogen der Zeit vergeblich anschlagen; und auf diesen hat Christus seine Gemeinde auch gegründet. Da gibt es auch nur ein Schwert des Geistes, das alle Feinde zu Boden schlägt; und das hat Christus seiner

Kirche auch befohlen. Was thun aber die Gottesgelehrten von der neuen Schule? Sie schleichen dem Judaismus nach. Wie gewisse Theologen in der französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts, so legen sie die Bibel zu den Füßen der Göttin der Vernunft nieder. Wird Christus noch Glauben finden, wenn er kommt? — Doch, getroßt! Der Herr kennt die Seinen. Er behält sich schon seine Siebentausend vor dem Verderben. Die Feinde sollen es erfahren: der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Ps. 2, 4. Ich habe alles Dings ein Ende gesehen; aber dein Gebot währet, Ps. 119, 96., betet seine Kirche. Der Herr aber verheißt: Wahrlich, bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüffel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Matth. 5, 18. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Luc. 21, 33. G. G.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Ohio-Synode. Am 28. December starb zu Columbus, Ohio, Professor Emanuel Schmid im Alter von 61 Jahren. Der Verstorbene war beinahe 35 Jahre Professor an der "Capitol University" und mehrere Jahrzehnte ein Mitredacteur der „Kirchenzeitung“ von Columbus. F. P.

Annäherung auf dem Missionsgebiet. Blätter der General-Synode berichten, daß eine nähere Verbindung zwischen mehreren lutherischen Missionsgesellschaften in Indien kürzlich stattgefunden habe. Die Missionare des General-Concils, der General-Synode, der Hermannsbürger und der Breklumer Mission, die sämmtlich auf dem Telugu-Gebiet arbeiten, aber bisher keinerlei Gemeinschaft hatten, haben in Rajamundry, einer Station des General-Concils, eine gemeinschaftliche Conferenz abgehalten. Auf derselben wurde beschossen, eine gemeinsame Uebersetzung des lutherischen Katechismus in die Telugu-Sprache ins Werk zu setzen. Zugleich vereinbarte diese "Joint Lutheran Conference of the Telugu Country," sich wieder in zwei Jahren, und zwar in Guntur, einer Station der General-Synode, zu versammeln. L. F.

Die moderne Kritik in der Sonntagschule. Schon vor einigen Jahren stellte der durch und durch liberale Dr. Briggs vom Union Theological Seminary die Forderung auf, daß die „Resultate“ der neueren Bibelkritik, dieser Unglaube und Schwindel unserer Tage, dem gemeinen Christenvolke nicht mehr vorenthalten werden sollten. Ja, man solle anfangen, diese „Wahrheiten“ schon die Kinder zu lehren, und zwar beim biblischen Unterricht in den Sonntagschulen. Und es scheint jetzt wirklich, als ob man dies in systematischer Weise ins Werk setzen wollte. Es soll eine Bewegung hervorgerufen werden, die sich gerade dies zum Zweck setzt, den Sonntagschulunterricht in Uebereinstimmung mit den Errungenschaften der „höheren Kritik“ zu erteilen. Zu verwundern ist's nicht. Sind doch americanische Theologen, die seit Jahren in Sachen der Sonntagschule ein großes Wort führen, zugleich auch Anhänger der negativen Kritik, z. B. der methodistische Bischof Vincent von New York. Insonderheit redet Dr. Lyman Abbott in Brooklyn einer solchen Neuerung im americanischen Jugendunterricht das Wort, und seine freisinnigen

Schriften dringen in die weitesten Kreise ein. Dazu kommt, daß die hervorragendsten kirchlichen Zeitschriften, die vielfach auch von Predigern und Sonntagsschullehrern gelesen werden, zumeist in den liberalen Bahnen einhergehen. Und so steht zu befürchten, daß ein Geschlecht heranwächst, dem schon in seiner Kindheit der Glaube, daß die Bibel Gottes unfehlbares Wort und nicht eine irrthumsfähige menschliche Schrift ist, systematisch geraubt wird. L. F.

II. Ausland.

Hermannsburger Freikirche. Das Blatt dieser mit uns in kirchlicher Verbindung stehenden Gemeinschaft schreibt u. A.: Wenn wir uns anshicken, ein Wort über unsere kirchliche Lage zu schreiben, so können wir beim Rückblick auf das verfllossene Jahr nur in das Loblied einstimmen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.“ Denn das verfllossene Jahr war für unsere Freikirche ein Jahr reichen Segens. Es kommt mir vor, als wenn nach heftigen Stürmen die Nacht des Winters gebrochen ist und der linde Frühling seinen Einzug zu halten beginnt und neues Leben sich überall regt. Ach daß doch für unsere Freikirche nun eine rechte Maienzeit käme, und der Heilige Geist durch sein süßes Evangelium eine rechte Blüthezeit wirkte, ohne durch uns gehindert zu werden. — Manche Veränderung hat uns das letzte Jahr gebracht. Pastor Peters mußte einem Berufe nach Königsberg und Ruldszen in Ostpreußen folgen. Schreiber dieses mußte seine geliebte Desinger und Sachendorfser Gemeinde verlassen und einen Berufe der Gemeinden Wolzen-Hermannsburg annehmen. Doch schenkte der Herr jenen vacanten Gemeinden in Pastor Stallmann einen treuen und erfahrenen Hirten und Seelsorger wieder. Er wirkt nun schon einige Zeit unter uns und wir haben ihn lieb gewonnen. — Eine so schnelle Versorgung der vacanten Gemeinde wäre nicht möglich gewesen, wenn das letzte Jahr uns nicht die gewünschte Vereinigung mit der sächsischen Freikirche gebracht hätte. Wie froh sind nun unsere Gemeinden, daß sie beim Nähertreten in den Gliedern der sächsischen Freikirche ihre echten Glaubensbrüder erkannten, daß sie nun aus ihrer Vereinigung heraus sind und durch das Band des Glaubens und der Liebe mit vielen Tausend Brüdern in der Nähe und der Ferne aufs Innigste verbunden sind. Die Unsicherheit, welche noch vor einigen Jahren in unserer Gemeinschaft herrschte, ist überwunden; das Vertrauen und gegenseitige Liebe sind zurückgekehrt; neuer Eifer auf dem Gebiete der Kirche und der Mission machen sich bemerklich; der Besuch unserer Feste ist gestiegen, die Einnahmen für Kirche und Mission sind gewachsen; auch aus den befreundeten Synoden ist uns manche Hülfe zu Theil geworden, aus America, aus der sächsischen Freikirche und besonders aus Australien. Die australischen Brüder bestreiten die Ausbildung unsrer zwei Missionszöglinge in Murtoa allein. So wurde es uns möglich, die Missionsstation in Parihaka für Missionar G. Blaes zu errichten, ohne daß wir Schulden zu machen brauchten. Unser Missionar Blaes arbeitet unter den Maori im Segen; der Herr hat ihm eine offene Thür gegeben, sodaß er einige Maori im Taufunterricht hat. Auch einige deutsche Lutheraner hat unser Missionar bislang mit versorgt. Durch seinen baldigen Weggang auf seine Station Parihaka wird es ihm unmöglich, dieselben fernerhin ausreichend zu bedienen, weshalb uns die Pflicht erwächst, wenn irgend möglich für die weitere kirchliche Bedienung dieser deutschen Lutheraner in Neuseeland durch Senden eines Reisepredigers zu sorgen. Wir werden in diesem Jahre möglichst bald die nöthigen Schritte thun, um dieses zu erreichen. — Es liegt uns ferner ob, auch in diesem Jahre die mit der sächsischen Freikirche geschlossene Verbindung nach Kräften zu pflegen, sodaß wir immer mehr Ein Herz und Eine Seele werden. — So

Gott will, wird auch zu Ostern, wie schon in letzter Nummer erwähnt ist, mit dem Seminar der Anfang gemacht werden, also mit einem Werke, das in besonderer Weise unsrer Kirche zu Gute kommen soll. Rüge der Herr die Lust und Liebe zu diesem Werke noch mehrten. Wir sind ja nicht in leichtfertiger Weise an diese Arbeit gegangen, sondern folgten nur den deutlichen Fingerzeichen unsers Gottes. Unser Verhältniß zu den andern Kirchengemeinschaften ist im Allgemeinen dasselbe geblieben. . . . Wir wollen weiter hoffen und beten, daß das Licht der Wahrheit immer größere Siege gewinnt gegenüber aller falschen Lehre. Vor allen Dingen aber wollen wir daran mit aller Treue weiterarbeiten und darum immer ernstlicher beten, daß die unsichtbare Kirche, die Gemeinde der Heiligen, wächst und zunimmt, daß noch viele arme Sünder und Sünderinnen selig werden.

In dem Professorenpersonal einiger theologischer Facultäten Deutschlands hat das vergangene Jahr mehrere Veränderungen hervorgerufen, die nicht ohne Bedeutung sind. In Leipzig hat sich Luthardt von der Verpflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen dispensiren lassen, und auf einstimmigen Vorschlag der theologischen Facultät wurde an seine Stelle zum ordentlichen Professor der Dogmatik Professor Dr. Kirn berufen. Derselbe hat im vorigen Semester sein Amt angetreten, während Luthardt nur noch kleinere Vorlesungen halten will. Kirn stammt aus den pietistischen Kreisen Württembergs, war dann Professor an der reformirten Universität Basel, wurde aber ohne Weiteres Stellvertreter Luthardts in dem „lutherischen“ Leipzig. Ueber seine theologische Stellung sagte die „Christliche Welt“, das Organ der Ritschlianer: „Kirn gilt für einen speculativen Theologen in der Art Richard Rothes.“ Von anderer Seite wurde er als „mild positiv“ bezeichnet, doch erkenne er das Recht der Kritik unbeschränkt an, während die „Reformirte Kirchenzeitung“ sich so ausdrückte: „Kirn scheint einen leisen Einfluß von Ritschl her erfahren zu haben, bei wesentlich (!) biblisch-positiver Haltung. Die bekannte Leipziger Tradition einer bewußten lutherischen Orthodogie, die freilich längst durchbrochen war, dürfte er schwerlich fortsetzen.“ Nun war freilich wahre lutherische Orthodogie in unserm Jahrhundert nie in Leipzig zu Hause. Aber ein erfahreneres Bild, als die dortige theologische Facultät jetzt bietet, läßt sich kaum denken. An Rahnis' Stelle steht Brieger, ein Ritschlianer vom reinsten Wasser. Franz Delitzschs Nachfolger wurde der Däne Buhl, ein ganz liberaler Kritiker auf dem Gebiet des Alten Testaments. Luthardts, des für eine Säule der lutherischen Kirche geltenden, Stelle nimmt der „mild positive“, von Ritschl „leise beeinflusste“ Kirn ein. Sodann lehren dort noch der als eine Hauptstütze des durch und durch unionistischen „evangelischen Bundes“ und des „Gustav-Adolf-Bereins“ bekannte Fricke, der radicale alttestamentliche Kritiker Guthe, der zu Wellhausens Schule gehört, Schnedermann, der überall einen „jüdischen Hintergrund“ wittert zc. So ist Leipzig aufs tiefste gesunken. — In Berlin hat der greise Steinmeyer, der Senior der dortigen theologischen Facultät, gleichfalls im verfloffenen Jahre bei dem Kultusminister um Befreiung von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, nachgesucht. Eigentlich Vertreter der practischen Theologie, hat Steinmeyer doch auch eine Anzahl exegetischer, namentlich exegetisch-apologetischer Werke geschrieben, die, obwohl vielfach eigene und ungangbare Wege zeigend, doch zu den besten und positivsten Erzeugnissen der neueren exegetischen Litteratur gehören. Ein Lutheraner ist Steinmeyer nicht; er stammt aus der Union und ist in ihr immer geblieben. Er hat aber gern auf genuin-lutherische Werke aufmerksam gemacht.¹⁾ Mit seinem

1) So sagt er zum Beispiel von Gerhards Evangelienharmonie: „Man wird nichts in der Harmonia entdecken, was von dem Standort der heutigen Theologie als schätzenswerth erscheint. Man sollte das treffliche Werk nur fleißiger lesen und sich nicht an den wenigen Brocken genügen lassen, welche die neue-

Abtreten ist einer der verschwindend wenigen positiven Docenten in Berlin, deren Vorlesungen überdies nur von einer sehr geringen Anzahl Studenten besucht werden, dahingegangen. Wer sein Nachfolger wird, ist unsern Wissens noch nicht entschieden. Die erste Berufung war erfolglos, da der Berufene die Berliner Theologenintriguen fürchtete. Doch wird schon Professor B. Weis, der dort den größten Einfluß hat, dafür sorgen, daß der neue College einer ist, der zu ihm und zu seinen neben ihm besonders hervortretenden Collegen, den Ritschlianern Harnad und Raftan, dem Religionsphilosophen und Darwinisten Pfeleiderer, paßt. — In Halle hat sich der als Lutherforscher überall bekannte Köstlin genöthigt gesehen, seine Lehrthätigkeit einzustellen. Obwohl keineswegs ein bekenntnistreuer Lutheraner, hat er doch durch seine Schriften über Luther der lutherischen Kirche schätzenswerthe Dienste gethan. An seine Stelle war zuerst der Ritschlianer Häring berufen, der Anfangs in der „reformirten“ Facultät Zürich, dann an der „lutherischen“ Göttingen, hierauf an der „evangelischen“ Tübingen wirkte, um von dort in die „unirte“ Facultät Halle einzutreten. Doch lehnte Häring ab und dem Vernehmen nach wird ein anderer Anhänger der Schule Ritschls, — denn ein solcher muß es sein, dafür sorgt schon die „Professorenaffecuranz“, wie Dr. Karl Scheele sich ausdrückte — Reischle von Göttingen Köstlins Lehrstuhl einnehmen. — Was für Diener der Kirche werden von solchen Lehrern ausgebildet werden? L. F.

Melanchthonfeier. In den evangelischen Landeskirchen Deutschlands ist der 14. Februar, Sonntag Septuagesimä, als kirchlicher Gedenktag zur Begehung des 400jährigen Geburtsjubiläums Melanchthons ausersehen worden. Melanchthon wurde am 16. Februar 1497 geboren. In Bayern soll am 14. Februar eine Gedächtnißpredigt gehalten werden. Außerdem empfiehlt das Kirchenregiment, in Städten, dort, wo es angeht, einen Jugendgottesdienst zu veranstalten. Auf dem Lande soll überall Festchristenlehre stattfinden. Das bayerische Oberconsistorium erinnert in seinem Erlaß die Pastoren auch daran, sich „aller ungeeigneten, das friedliche Zusammenleben der Confessionen gefährdenden Polemik“ zu enthalten. Die Mahnung dürfte ziemlich überflüssig sein, da die lautesten Melanchthonverehrer gewöhnlich Unionisten sind. J. F.

Melanchthon-Haus. Am 16. Februar dieses Jahres, dem vierhundertjährigen Geburtstag Philipp Melanchthons, soll in seiner Geburtsstadt Bretten der Grundstein zu einem Gedächtnißhaus gelegt werden. Dieses Melanchthon-Haus soll eine Gedächtnißhalle mit Statuen und Gemälden hervorragender Zeitgenossen Melanchthons erhalten, vor allem aber ein Museum bilden mit handschriftlichen Aufzeichnungen von ihm, mit Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, Medaillen zc. Selbstverständlich soll sich darin auch eine vollständige Sammlung seiner gedruckten Werke, sowie aller über ihn geschriebenen Bücher und Schriften finden, desgleichen die Schriften seiner Freunde und Gegner, so daß der ganze Apparat für eine umfassende und allseitige Darstellung des Lebens und Wirkens Melanchthons dort untergebracht sein wird. L. F.

Juden als Vertheidiger des Alten Testaments. Um die Echtheit und Einheit der heiligen Schriften des Alten Testaments dreht sich noch immer der Kampf auf dem Gebiete der biblischen Kritik. Bekanntlich haben fast alle deutschen Professoren der Theologie dem Unglauben in dieser Sache weitgehende Zugeständnisse gemacht. Der durch seine unverhüllte Leugnung der Glaubwürdigkeit des Alten

ren Commentatoren (und meist ohne ihre Quelle zu nennen) daraus mittheilen. Wir machen es ganz eigentlich zu unserer Aufgabe, die Aufmerksamkeit auf daselbe wieder hinzurichten und besonders jüngere Theologen zu dessen Benutzung zu ermuntern.“ (Apologetische Beiträge. III. Die Auferstehungsgeschichte des Herrn, S. 24 f.)

Testaments und durch seine Verweisung der ganzen Patriarchengeschichte in das Gebiet der Sage bekannt gewordene Professor Reinhold in Bonn hat mehrere Schriften erscheinen lassen: „Wider den Kleinglauben.“ „Jesus und das Alte Testament.“ Ihm ist, wie der reformirte, aber unermüdlch die grundstürzenden Ansichten der liberalen Kritiker bekämpfende Dr. Zahn in der „Neuen lutherischen Kirchenzeitung“ mittheilt, unter anderen auch ein jüdischer Rabbiner, Dr. Daniel Fink, entgegengetreten mit zwei Schriften: „Wider den Schulautoritätsglauben.“ „Glaube und Kritik. Ein offenes Wort zur Verständigung an alle Bibelverehrer.“ Zahn fällt folgendes Urtheil über dieselben: „Wenn man an die oberflächliche und zum Theil frivole Behandlung des Alten Testaments von den Reinhold, Kaußch, Stabe, Siegfried, Kittel, Nowack, Budde zc. denkt, so wird man tief beschämt von diesen Tractaten des Rabbiners. Mit vortrefflicher Sachkenntniß, Scharfsinn, Gelehrsamkeit und, was vor allem zu rühmen ist, mit warmer Pietät vertritt Fink die Wahrheit und mosaische Herkunft des Pentateuch. Der Referent hat beide Bücher mit wahren Vergnügen gelesen. Es ist sehr wenig, was er beanstandet; das meiste ist gut und lehrreich. Kurz, es ist eine Freude, Fink zu folgen. Reinhold wird überall abgefertigt. Sollten sich unsere Universitätsprofessoren nicht schämen? Muß denn ein Jude kommen und sie zur Ehrerbietung zurückerufen?“ Es ist fürwahr weit gekommen, wenn christlich sein wollende Theologen von jüdischen Rabbinern sich in biblischen Fragen zurechtweisen lassen müssen. L. F.

Confirmation der Königin von Holland. Die „D. E. K.“ berichtet: „Ein ansprechendes Characterbild wird von der jugendlichen Königin Wilhelmine anläßlich ihrer Confirmation am 24. October gegeben. Nachdem sie am 31. August das sechzehnte Lebensjahr zurückgelegt hat, wurde am 23. October mit ihr die kirchliche Prüfung ordnungsgemäß abgehalten. Die Unterweisung hatte sie vom Hofprediger Van der Flier in Haag, dem positiv gesinnten Vicepräsidenten der Synode, empfangen. Unter dem Einfluß ihrer Mutter wird die junge Herrscherin in treuer Fürsorge auf ihre so ernste Lebensaufgabe vorbereitet, und während ihrer Unterrichtszeit hat sie sich mit besonderem Fleiß in der Kirchengeschichte und den christlichen Heilswahrheiten belehren lassen. Zuverlässigen Mittheilungen nach war sie eine musterhafte Confirmandin, welche mit dem Glauben Kenntnisse verband; bei dem und jenem Anlaß stellte sie ihrem Pfarrer Fragen, welche Zeugniß gaben von ihrem ersten Verlangen, sich über die Gründe Rechenschaft zu geben, um deren willen sie glaubte. Während der letzten Monate bereitete sie sich in stiller Zurückgezogenheit zur Confirmation und zur ersten Abendmahlsfeier vor. Dies ist als nachahmenswerthes Beispiel auch von einem katholischen Blatt der Residenz namhaft gemacht worden. Aus allen Ständen ist der Königin bei Anlaß dieser Feier gar große Zuneigung entgegengebracht worden, besonders auch von Seiten der einfacheren Leute. Hunderte haben über zwei Stunden lang vor der Kloosterkerk in der Reihe gestanden, um etwa eine Eintrittskarte zu erlangen. Pfarrer Van der Fliers Ansprache über: ‚Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben‘, hat einen tiefen Eindruck hervorgerufen. Die üblichen Fragen hat die Königin mit deutlicher und fester Stimme bejaht. Ihr erster Abendmahlsgenuß (Sonntag, 25. October) ist in allen Kirchen des Königsreichs zum Gegenstand der Fürbitte gemacht worden. Die Synodalcommission hat der Königin eine Glückwunschsadresse geschickt. Pfarrer Van der Flier ist zum Ritter des Niederländischen Löwenordens ernannt worden.“ (!)

Zur Characteristik der Zustände innerhalb der englischen Staatskirche mögen folgende Notizen (nach der „D. E. K.“) über den letzten Jahr verstorbenen Primas, Dr. Benson, sowie über seinen Nachfolger, Dr. Temple, hier Platz finden: Als der

98. Erzbischof von Canterbury hatte Dr. Benson diesen Stuhl vierzehn Jahre hindurch inne. Er war ein Mann des Friedens, durch seine Persönlichkeit von großem Einfluß, voll heißer Liebe für seine Kirche und von organisatorischem Talent. Er stellte das alte Regime, das geistliche Tribunal des Erzbischofs wieder her, im Gegensatz zu dem von einem Laien geleiteten kirchlichen Tribunal. Als die weitgehenden Ritualisten, unter Führung von Dr. King, Bischof von Lincoln, im Gottesdienst die römisch-katholischen Ceremonien wieder einführen wollten, die strengen Protestanten als ihre Ankläger auftraten und sie auf dem Wege kirchlicher Prozesse daran zu hindern suchten, riefen erstere sein schiedsrichterliches Urtheil an. Er tabelte beider Vorgehen. Sein Entscheid lautete dahin, daß er den Gebrauch brennender Altarkerzen gestattete und den amtirenden Geistlichen die dem Altar zugewandte Stellung während des Gottesdienstes vor dem Abendmahl erlaubte, wie auch den Gesang des Agnus Dei nach der Consecration. Dagegen verbot der Erzbischof seinem unterstellten Klerus, öffentlich Wasser mit dem Abendmahlswein zu mischen, während des Consecrationsgebetes der Gemeinde den Rücken zuzuwenden und bei Ertheilung der Absolution und des Segens das Zeichen des Kreuzes zu machen. Das Urtheil diente zur Beruhigung beider Parteien. Die Antwort des Erzbischofs auf den Brief des Papstes an die Engländer, um sie zur Rückkehr in den Schooß der „allein seligmachenden Kirche Roms“ zu bewegen, war die Veröffentlichung eines Hirtenbriefes, in welchem Dr. Benson die von seiner Kirche zwischen dem römischen Katholicismus und dem continentalen Protestantismus eingenommene Mittelstellung verteidigte. Der Erzbischof beschäftigte sich auch viel mit der Restauration seiner Kathedrale, mit der Gründung vieler confessioneller Schulen in seinem Sprengel, mit der Ausdehnung colonialer Bisthümer und der Ausbreitung der Mission, namentlich unter den Bewohnern des alten Assyriens. Auch für die Arbeit der inneren Mission war er ein eifriger Förderer, namentlich für die Nützlichkeitsache, das Arbeiterwohl. In politischer Beziehung war er conservativ. Auf seinen Wunsch ist Erzbischof Benson nicht wie seine unmittelbaren Vorgänger in Abdington, sondern, wie die alten Erzbischöfe vor der Reformation, in der Kathedrale von Canterbury beigesetzt worden. Es scheint, daß der letzte Kirchenfürst, welcher seine Ruhestätte in der Kathedrale gefunden hat, Cardinal Pole, päpstlicher Legat in der Mitte des XVI. Jahrhunderts, gewesen ist. Die katholischen Besucher der Kathedrale haben die Gewohnheit, zu sagen, Thomas Becket wache im Himmel darüber, daß kein Schismatiker in dem Heiligthum, in dem er das Martyrium erduldet, beerdigt werde. Vielleicht hat Erzbischof Benson durch seinen Wunsch eine Antwort auf diese katholische Legende geben wollen. Am 16. October fand mit fast königlichem Pomp die Trauerfeier statt. — Wie man in London am 25. October vernahm, hat die Königin auf Vorschlag Salisburys, des ersten Ministers, zu seinem Nachfolger den bisherigen Bischof von London, Dr. Temple, ernannt. Derselbe ist am 30. November 1821 als Sohn des Statthalters von Sierra Leone geboren und hat schon ein bewegtes Leben hinter sich. Nachdem er mit glänzendem Erfolg in Oxford studirt hatte, war er bis in sein reiferes Alter an verschiedenen höheren Unterrichtsanstalten thätig. Indem er sich aus persönlicher Neigung zu den gemäßigteren Vertretern der etwas frei gerichteten „Broad Church“-Partei hielt, wurde er im Jahre 1860 Mitarbeiter an den „Essays and Reviews“. Sein Beitrag, welcher „Die Erziehung der Welt“ behandelt, enthält zwar durchaus keine Irreligie; (?) „weil er sich aber weigerte, sich von den weiter links stehenden Mitarbeitern völlig loszusagen, bekam auch er das Mißtrauen zu spüren, welches sich gegen die Kundgebung der neuen kritischen Oxforder Schule geltend machte. Noch empfindlicher wurde sein Gegensatz zur „High Church“ auch einem Theil der

“Low Church”, als er dem Gesetze zustimmte, welches der anglicanischen Kirche in Irland ihre Eigenart nahm, so daß sie fortan nicht mehr als die dortige Staatskirche zu betrachten sein sollte. Im Jahre 1869 nun wurde er, ohne je das Amt eines Gemeindepfarrers versehen zu haben, auf Gladstones Vorschlag zum Bischof von Exeter, einem alten Bischofsitz im Südwesten, ernannt; da trat der Gegensatz offen hervor; der Decan und sieben von zwanzig Domherren weigerten sich als Domkapitel, die Wahl der Königin anzuerkennen. Doch gewann er durch seine hingebende Thätigkeit schließlich die Herzen aller Geistlichen seines Bezirks, und als er im Jahre 1885 auf den Bischofsitz von London berufen wurde, stieß diese seine Beförderung auf gar keinen Widerspruch. In der Angelegenheit des Bischofs von Lincoln hat auch Temple den Ritualisten gegenüber Weitherzigkeit bewiesen. Dem Plan einer Trennung zwischen Kirche und Staat in Wales war er abgeneigt; dagegen tritt er ein für die confessionellen Schulen der anglicanischen Kirche; der Handel um Pfründen ist ihm zuwider; die Verleihung weitergehender Rechte an die Gemeindeglieder ist durchaus nach seinem Sinn; jeden Gedanken an eine Uebereinkunft zwischen der Kirche von England und der von Rom weist er zurück; die völlige Enthaltung von geistigen Getränken hat an ihm einen eifrigen Anwalt; darum sind innerhalb sämmtlicher kirchlicher Parteien Stimmen laut geworden, welche seine Erhebung zur höchsten kirchlichen Würde des Königreichs mit Wohlgefallen begrüßen. Zeigte sein Vorgänger Neigung zum Ritualismus, zum Hochkirchentum, so bekämpft Dr. Temple freilich die ritualistischen Gebräuche nicht, wo er sie bereits vorfindet; aber er nennt sich von ganzem Herzen Protestant, und dieses Wort wird gegenwärtig von sehr vielen anglicanischen Geistlichen zurückgewiesen, ja verachtet.

Frankreich und Madagascar. Die „A. E. R.“ schreibt: „Alle Verhältnisse (auf Madagascar) haben sich seit der Eroberung verschlechtert, die evangelische Mission vor allem ist in eine trostlose Lage versetzt, weil die Jesuiten alles daran setzen, um die Insel, nun sie französisch geworden ist, ganz in ihre Hände zu bekommen. Die Pariser Machthaber aber sind trotz ihres Atheismus und Kirchenhasses stets bereit, diese Bestrebungen zu unterstützen, weil die Jesuiten politisch im Sinne Frankreichs wirken.“

Juden in Palästina. Die „D. E. R.“ schreibt: „Es ist nachgewiesen worden, daß sich die Zahl der jüdischen Bewohner Jaffas in den letzten zehn Jahren von 15,000 auf 42,000 vermehrt hat. Bischof Blyth in Jerusalem berichtet, daß im Jahre 1841 in Palästina 8000 Juden wohnten, 1883 war die Zahl auf 23,000 angewachsen, und jetzt sind es 70,000. (Nach anderer Angabe sollen es noch mehr sein.) In dieser Erscheinung sehen viele gläubige Christen die Erfüllung der prophetischen Weissagung, nach welcher die Juden sich aufmachen, ihr Heimathsland wieder einzunehmen.“ Das ist nicht der Glaube gläubiger Christen, sondern der Traum chiliastischer Schwärmer.

F. P.

Calcutta als Erziehungs- und Missionscentrum. Calcutta ist ein großes Unterrichts-Centrum, wohl eines der größten der Welt. Es hat 20 höhere Lehranstalten mit 3000 Schülern und 40 Hochschulen mit 2000 Studenten. In der Stadt befinden sich im Ganzen 50,000 englischredende, nicht christliche Eingeborne. Calcutta ist auch ein Mittelpunkt der Missionsarbeit. Kürzlich ist Professor White vom Chicaguer Bibelinstitut nach Calcutta berufen worden, um Studenten in der Bibel zu unterweisen und den Eingebornen Gottes Wort zu verkündigen. Ein stattliches Gebäude und die nöthigen Mittel sind für diesen Zweck gesichert.

(D. E. R.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

Februar 1897.

No. 2.

Hat man in der Ohio-Synode den Satz, daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem Verhalten des Menschen abhängt, fallen lassen?

Die ohioische „Kirchenzeitung“ vom 16. Januar d. J. sagt, sie habe den Ausdruck, „daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch vom Verhalten des Menschen abhängt“ „fallen lassen“. Sie will dafür den Ausdruck eingesetzt wissen: „Bekehrung und Seligkeit hängt nicht in jedem Sinne allein von Gottes Gnade ab, nämlich nicht in dem calvinistischen Sinne, daß die Gnade unwiderstehlich wirke, sich auch dem muthwilligsten Widerstreben gegenüber einfach durchsetze, so daß von dem Verhalten des Menschen gegen die Gnadenmittel und die in denselben zur Bekehrung und Seligkeit wirksame Gnade rein gar nichts abhänge.“ Dieser letzte von uns unterstrichene Satz wird dann weiterhin so erläutert: „Nur, wer der Gnade nicht muthwillig widerstrebt, wird bekehrt und selig, und in sofern hängt Bekehrung und Seligkeit mit ¹⁾ vom Verhalten des Menschen ab.“

Hierzu sind einige Bemerkungen am Platze.

Erstens: Wird der alte Satz wirklich zurückgenommen, so bedeutet das eine völlige Aenderung der ohioischen Lehrstellung. Dann gibt Ohio seinen Gegensatz zur Synodalconferenz, zu den lutherischen Bekenntnissen und zur Heiligen Schrift, den es in jahrzehntelangem Kampf verfochten hat, auf. Jener Satz ist nämlich nicht bloß beiläufig geäußert, sondern Jahre lang allseitig dargelegt, begründet und vertheidigt worden. Es wurde nicht bloß einfach behauptet, daß die Bekehrung nicht allein von Gottes Gnade abhängt, sondern auch die Begründung hinzugefügt, daß sonst alle Menschen selig würden, daß sonst die Gnade unwiderstehlich wirke zc. Man hat ferner von ohioischer Seite einzelne Stellen der Schrift

1) Von uns hervorgehoben.

angezogen und daraus die Unrichtigkeit des sola gratia zu beweisen gesucht. So wurde z. B. zu Phil. 2, 12.: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern“ ohioischerseits bemerkt: „Stärker kann man es gar nicht ausdrücken, daß die Seligkeit des Menschen nicht in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig ist.“ Es wurde endlich auch von Ohio gesagt, die Lehre sei „unchristlich und heidnisch“ und ihr Verkündiger sei „ein Wolf und Teufelsapostel“, „wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der von Gott für alle Menschen vollkommen bereiteten und ernstlich bestimmten Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei“. Hieraus geht unwidersprechlich hervor, daß es sich bei dem alten ohioischen Satz keineswegs um eine beiläufige Aeußerung, sondern um einen allseitig begründeten und vertheidigten Lehrsatz handelt. Es hat sich in der That in dem ganzen Lehrstreit von Anfang an um nichts Anderes gehandelt, als um die Frage, ob der Mensch allein aus Gottes Gnade, oder auch durch sein eigenes Verhalten zc. bekehrt und selig werde. Wenn daher die „Kirchenzeitung“ den alten ohioischen Satz wirklich zurücknahme, so wäre das allerdings etwas Großes. So würde sie den Centralirrtum aufgeben, von welchem aus sie bisher gegen die Schrift, die lutherischen Bekenntnisse und die lutherische Kirche gekämpft hat. Wenn die „Kirchenzeitung“ uns Missouriern ein eigensinniges „Herumreiten“ auf jenem Satz vorwirft, so ist das ungerecht. Die ohioischen Theologen sind es, die den Satz „geritten“ haben, und wir unsererseits haben weiter nichts gethan, als daß wir hin und wieder der Kirche gesagt haben, wie das aussehe. Würden nun die ohioischen Theologen den Satz wirklich fallen lassen, was sehr erfreulich wäre, so hätten sie damit den Akt abgesetzt, auf den sie sich mit ihrer Theologie, soweit sie in Gegensatz zur Synodalconferenz getreten ist, gesetzt haben. Es gäbe nothwendig einen Zusammenbruch des ohioischen Gegensatzes gegen die Synodalconferenz, und das wüßte Schelten „Calvinismus“ zc., das sich noch immer in der „Kirchenzeitung“ findet, würde aufhören.

Zum Andern: Leider! beschränkt die „Kirchenzeitung“ das „Fallen lassen“ des alten Satzes alsbald so, daß es einer Aufrechterhaltung desselben gleichkommt. Sie fügt nämlich hinzu, daß viele Glieder der Ohio-Synode — unter ihnen jedenfalls der Schreiber in der „Kirchenzeitung“ — jenen Satz nicht für einen „irrigen“ erkennen. Was soll man davon denken! Der Satz, daß des Menschen Befehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in gewisser Hinsicht auch vom Verhalten des Menschen abhängen, ist nicht mehr und nicht weniger als die ausgesprochenste Zeugnung des „allein aus Gnaden“. Da hilft keine „Erklärung“, auf die sich der Schreiber in der „Kirchenzeitung“ beruft. Dem Satz kann durch keine „Erklärung“ geholfen werden. Es glaubt ihn auch kein Christ, auch kein Christ in der Ohio-Synode. Die „Kirchenzeitung“ irrt sich, wenn sie meint, daß viele „ernste und verständige Christen“ innerhalb und außerhalb

der Ohio-Synode den Satz nicht als einen irrigen erkennen. Jeder Christ, der den Satz nach seinem Wortlaut auffaßt, verabscheut ihn als Unrath. Wenn nun der Schreiber in der „Kirchenzeitung“ trotzdem meint, der Satz sei nicht irrig, so steckt er — das ist, leider! anzunehmen — noch bis an den Hals im Sumpf der alten Irrlehre, und mit der Zurücknahme des alten Satzes ist es sachlich — nichts. Es sieht so aus, als ob die „Kirchenzeitung“ den Wortlaut des alten Satzes fallen läßt, nicht weil er ein Scandal vor Gott und der Kirche ist, sondern weil ein Theil der Ohio-Synode über denselben murrte. In der Nummer vom 7. November v. J., deren Nichtbeachtung uns zum Vorwurf gemacht wird, finden wir auch kein Wort von einem Zurücknehmen des alten Satzes.

Drittens: Die „Kirchenzeitung“ bringt auch wieder in den neuen Satz die Leugnung des „allein aus Gnaden“ groß und breit hinein. Sie sagt in der Ausführung desselben: „Nur, wer der Gnade Gottes nicht muthwillig und hartnädig widerstrebt, wird bekehrt und selig, und insofern hängt Bekehrung und Seligkeit mit vom Verhalten des Menschen ab.“ Da wird wieder das Verhalten des Menschen als dasjenige genannt, wovon die Bekehrung und Seligkeit „mit“ abhängt. Die Seligkeit soll also wieder nicht von der Gnade Gottes allein abhängen. Das „Verhalten“ des Menschen wird wieder neben die Gnade Gottes als eine Ergänzung derselben gestellt. Kurz, auch der neue Satz sagt und soll sagen, daß die Gnade Gottes es nicht allein thue, sondern das menschliche „Verhalten“ es „mit“-thun müsse. Wir haben in dem neuen Satz eine bloß äußerliche Umformung des alten, denn auch der neue leugnet durch sein „mit“ das „allein aus Gnaden“ ganz ausdrücklich. — Will man denn in der Ohio-Synode so gar nicht die lutherische Lehre verstehen? Die Lehre der Schrift, des lutherischen Bekenntnisses und der „Missourier“ ist diese: von dem „Verhalten“ des Menschen, nämlich von dem bösen Verhalten, hängt die Nicht-Bekehrung eines Menschen ab, weil der bekehrenden Gnade von Seiten des Menschen widerstanden werden kann, Matth. 23, 37. zc.; nicht aber hängt die Bekehrung eines Menschen vom Verhalten des Menschen ab, sondern die Bekehrung wirkt die Gnade Gottes allein; sie ist in solidum Wirkung des Heiligen Geistes. Der Mensch ist subjectum convertendum, Eph. 1, 19. f. So lange man nun in der Ohio-Synode das menschliche „Verhalten“ immer noch als das nennt, wodurch außer und neben der Gnade Gottes die Bekehrung zu Stande kommt, so lange leugnet man auch noch ausdrücklich das „allein aus Gnaden“. Alles äußere Umformen der Sätze hilft nichts. Man muß einfach zurück. Es gibt keine andere Weise, wieder auf lutherischen Fuß zu kommen. Auch muß man sich hinfort der alten Begründungen enthalten: wenn die Bekehrung allein von Gottes Gnade abhinge, so würden alle Menschen bekehrt, so wäre die Gnade unwiderstehlich zc. Das ist die altsynergistische Argumentation, mit der schon die Synergisten des 16. Jahr-

hundreds die Concordienformel bekämpften. Diese Argumentation selbst ist Leugnung des sola gratia.

Es ist freilich wahr: Die Bekehrung hängt „nicht im calvinistischen Sinne“ von der „Gnade“ Gottes ab, weil der Calvinismus ebenso wenig eine Wirkung der Bekehrung durchs Wort kennt, wie der Synergismus, der die Bekehrung ausschlaggebend außerhalb des Wortes durch das menschliche Verhalten zu Stande kommen läßt. Aber die „Kirchenzeitung“ trifft's nicht gegen den Calvinismus. Wenn sie ihren neuen Satz so formulirt: „Die Bekehrung hängt nicht allein von Gottes Gnade ab, nämlich nicht im calvinistischen Sinne“, und daneben nun noch das Verhalten des Menschen nennt, als wovon die Bekehrung „mit“ abhängt, so wird der Satz — der lutherischen Kirche zur Schmach — von Jedermann dahin verstanden werden, als ob die lutherische Kirche im Unterschiede vom Calvinismus die Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch vom Verhalten des Menschen abhängig mache. F. P.

Welche Bewandniß hat es mit dem Leiden in der Welt?

(Fortsetzung.)

Fragen wir nun, woher es kommt, daß sich Leiden in der Welt befinden, so weist uns die Schrift auf die Sünde als den letzten Grund und Ursprung derselben hin. Daß die Menschheit Schmerz empfindet, weint und klagt und die ganze Creatur mit ihr seufzt, rührt von der Sünde Adams her, an der wir alle Antheil haben, wie die Schrift und unsere angeborene Sündhaftigkeit bezeugt. Die Sünde hat den Tod und das Leiden in der Welt verschuldet, verdient. Und weil der Mensch und im letzten Grunde der Teufel verantwortlich ist für das Vorhandensein der Sünde, so ist auch der Mensch und im letzten Grunde der Teufel verantwortlich für das Leiden in der Welt. Mit der Sünde hat Adam den Tod und alle seine Vorläufer in die Welt gebracht. Durch Einen Menschen ist die Sünde kommen in die Welt und der Tod durch die Sünde und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. Röm. 5, 12. Und mit Nachdruck wird der Teufel in der Schrift nicht bloß „Vater der Lüge“, sondern auch „Mörder von Anfang“ genannt. Joh. 8, 44. So hat die Sünde das Leiden in der Welt verschuldet. Davon schreibt die Apologie, 85, 47 ff.: „Der Mangel erster Gerechtigkeit und die böse Lust sind Sünd und Straf. Der Tod aber und die andern leiblichen Uebel, die Tyrannei und Herrschaft des Teufels sind eigentlich die Strafen und poenae der Erbsünde. Denn die menschliche Natur ist durch die Erbsünde unter des Teufels Gewalt dahin gegeben und ist also gefangen unter des Teufels Reich, welcher manchen großen, weisen

Menschen in der Welt mit schrecklichem Irrthum, Rezererei und anderer Bosheit betäubet und verführet, und sonst die Menschen zu allerlei Laster dahin reißet. . . . Es ist in allen Historien vom Anfang der Welt zu sehen und zu finden, wie ein unfäglicher großer Gewalt das Reich des Teufels sei.“

In dem göttlichen Plane der Welterschöpfung, wie auch in der ursprünglichen Schöpfung selber hatte das Leiden ebensowenig einen Ort als die Sünde. Geschaffen hat Gott wohl das Leben, die Freude, das Frohlocken und den Jubel der Morgensterne und aller Engel Gottes, aber nicht Schmerz und Leiden, Weinen und Klagen, Sterben und Verwesen. Mit seiner ganzen Schöpfung hatte Gott es einzig und allein auf das Glück und die Seligkeit des Menschen abgesehen. Und als Gott das Werk der Schöpfung in sechs Tagen vollendet hatte, war alles sehr gut. 1 Mos. 1, 31. Selbst das allwissende Auge Gottes vermochte in derselben weder Böses noch Uebel zu erspähen. Nirgends auch nur der kleinste Fleck der Sünde, nirgends der leiseste Schmerzensseufzer! Und wie Sünde und Leiden selber in der Schöpfung nicht anzutreffen war, so auch kein Keim dazu, nichts, das aus sich selber Sünde und Leiden gebären mußte. Der letzte Grund, warum es in der Welt Leiden gibt, ist darum nicht in Gott, sondern allein in der Sünde und dem Sünder zu suchen. In der Concordienformel heißt es darum 721, 81: „Denn alle Vereitung zur Verdammniß ist vom Teufel und Menschen, durch die Sünde, und ganz und gar nicht von Gott, der nicht will, daß ein Mensch verdammet werde; wie sollt er dann einen Menschen zur Verdammniß selbst bereiten? Denn wie Gott nicht ist eine Ursach der Sünden, also ist er auch keine Ursach der Strafe, der Verdammniß, sondern die einige Ursach der Verdammniß ist die Sünde; denn der Sünden Sold ist der Tod. Und wie Gott die Sünde nicht will, auch keinen Gefallen an der Sünde hat, also will er auch nicht den Tod des Sünders, hat auch keinen Gefallen über ihrem Verdammniß; denn er will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße bekehre, 2 Petr. 3, wie geschrieben stehet Ezech. 18 und 33.“

Jedoch ist das Leiden in der Welt nicht bloß Folge der Sünde, sofern es durch die Sünde verschuldet ist, sondern auch, weil die Sünde selber als wirkende Ursache von Leiden auftritt. Die Sünde ist der letzte Grund des Leidens, zugleich aber auch ein Ursprung desselben, causa efficiens von allerlei Schmerzen in der Welt. Sünde und Leiden sind verknüpft nicht bloß wie Grund und Folge, sondern auch wie Ursache und Wirkung. Wie das Feuer seiner Natur nach brennt, so erzeugt auch das Böse seiner Art nach das Uebel. Die Sünde ist der Baum, dessen Frucht Schmerz heißt. Der Tod ist durch die Sünde in die Welt gekommen. Röm. 5, 12. Der Sold, den die Sünde dem ausbezahlt, der sie begeht, ist der Tod. Röm. 6, 23. Die Sünde ist der Leute Verderben. Spr. 14, 34. Die geistige und physische Fäulniß im heidnischen Athen und Rom war die unmittelbare

Wirkung vorausgegangener sittlicher Fäulniß. Ja, um Heidenvölker vom Erdboden zu vertilgen, hat Gott sich als Mittel gerade auch unnatürlicher Laster bedient, welche die gewollte Wirkung bald herbeiführten. Röm. 1, 18—32. So ist die Sünde nicht etwa bloße Veranlassung für Gott, den Sünder zu strafen, sondern auch selber verdirbt sie den Menschen geistlich und leiblich, zeitlich und ewig. Das Leiden folgt der Sünde nicht als ein bloßes post hoc oder zufälliges Anhängsel der Sünde, sondern als ein propter hoc, als Verschuldung, und auch als ein per hoc und ex hoc, als Wirkung der Sünde. Wo die Sünde einzieht, da fleucht das Glück, und dem Bösen folgt das Uebel auf dem Fuße nach, denn die Sünde ist in sich selber eine Kraft, welche Leiden schafft. Wer darum sündigt, stürzt sich selber, so viel an ihm ist, ins Unglück: er verdirbt, ruiniert und mordet sich selber. Hof. 13, 9.

Das kann ja auch gar nicht anders sein. Ist doch die Sünde in sich selber nichts anderes als Verderbung der ganzen menschlichen Natur nach Leib und Seele! Ohne Qualen für die Seele und ohne Schmerzen für den Leib kann aber solche Verderbung des Menschen unmöglich vor sich gehen. Mit der Sünde ist ferner die Unschuld, Heiligkeit und Gerechtigkeit des Menschen verloren gegangen und somit auch die Seligkeit, denn in einem schuldbewußten Herzen kann nicht der Himmel, sondern nur die Hölle wohnen. Selig sein heißt mit Gott verbunden sein, Gott genießen. Die Sünde ist aber wesentlich Losagung und Trennung von Gott und somit Verlust der Seligkeit und in sich selber höchste Unseligkeit. Mit Bezug auf viele Sünden und die ihr folgenden Leiden liegt dieser natürliche Zusammenhang von Ursache und Wirkung ja auch vor Menschen offen zu Tage. Und der Sünder ist sich oft der bösen That wohl bewußt, die im directen Zusammenhang mit seinen Qualen steht. So hat das Leiden in der Welt seinen Grund und Ursprung in der Sünde.

Das gilt nun in seiner Weise, auch wenn von Christen die Rede ist. Ihr Leiden steht nicht außer aller Beziehung zur Sünde. Auch bei einem Christen hängt oft augenscheinlich ein bestimmtes Leiden mit einer gewissen Sünde zusammen wie die Wirkung mit ihrer Ursache. Weiß doch bisweilen ein Christ die Sünde zu nennen, mit welcher er sich sein Leiden zugezogen hat. Freilich hat Gott dem Christen mit seiner Sünde auch alle Strafe erlassen. Mit der Erlassung der Strafe ist aber für den Christen auf Erden noch nicht jedesmal die natürliche Folge der Sünde aufgehoben. Ja, oft sind es gerade bestimmte Sünden, Schwächen und Gebrechen, welche Gott veranlassen, dem Christen wohl ein besonderes Kreuz aufzulegen. Melancthon schreibt in der Apologie 196, 58: „Ich habe vor gesagt, daß die Christen Trübsal leiden, dadurch sie gezüchtigt werden, so leiden sie Schrecken im Gewissen, manchen Kampf und Anfechtung. Also legt unser Herr Gott auch etlichen Sündern eigene Böen und Strafe auf zu einem Exempel. Und mit den Böen hat die Gewalt der Schlüssel nichts zu

thun, sondern allein Gott hat sie aufzulegen und zu lösen, wie er will. . . . Und also legt S. Gregorius das Exempel Davids aus, da er sagt: „So Gott um derselbigen Sünde willen ihm gebräuet hat, daß er also von seinem eigenen Sohn sollte gedemüthigt werden, warum hat er denn solches ergehen lassen, da die Sünde schon vergeben war? Ist zu antworten, daß die Vergebung geschehen ist, daß der Mensch nicht verhindert würde, das ewige Leben zu empfangen. Die gebräute Strafe ist nichts desto weniger gefolget, daß er ihn prüfet und in Demuth behielte. Also hat auch Gott dem Menschen den natürlichen Tod aufgelegt, und denselbigen auch, als die Sünde vergeben, nicht weggenommen, damit bewähret werden und geprüft diejenigen, welchen Sünde vergeben und sie geheiligt werden.“ — Nun ist öffentlich, daß die Schlüssel diese gemeine Strafe, als Krieg, Theuerung und dergleichen Plagen nicht wegnehmen.“

Ganz außer jeglicher Beziehung zur Sünde steht selbst das reine Märtyrerleiden der Christen nicht. Zwar wird Gott nicht durch gewisse Sünden, Schwächen und Gebrechen des Christen veranlaßt, dieses Leiden aufzulegen. Vielmehr ist, wie oben gezeigt, der Zweck Gottes bei diesem Leiden der, sich selbst zu verherrlichen und seine Feinde zu Schanden zu machen. Obgleich aber Gott dies Leiden nicht auflegt wegen der Sündhaftigkeit des Christen, so könnte Gott dasselbe doch auch nicht auflegen, wenn im Christen keinerlei Sündhaftigkeit und Verwicklung mit der Sünde Adams vorhanden wäre. Gäbe es einen Menschen, der in und aus sich selber auch vor Gott rein und vollkommen wäre und am Fall des Menschen keinerlei Antheil hätte, so könnte ihn auch kein Leiden treffen, auch nicht als bloß zufälliges, unvermeidliches Widerfahrniß in dieser bösen Welt. Gott würde ihn vor jedem Leid von bösen Menschen bewahren, wie er einst durch seinen Engel die Männer im feurigen Ofen vor der Gluth der Flammen schützte. Der Beweis ist stichhaltig, wenn wir den Römischen gegenüber behaupten, daß Maria wie alle Menschen in Sünden empfangen und geboren war, weil sonst der Tod, wie Leiden überhaupt sie nicht hätte treffen können. Mariä Tod steht in Beziehung zu ihrer Sündhaftigkeit. Was aber von Maria gilt, das gilt von jedem Christen. Und was mit Bezug auf das Größere, den Tod, wahr ist, das ist auch vom Geringeren, von allen dem Tode voraufgehenden Schmerzen und Leiden, wahr. Diesen Zusammenhang von Sünde und Leiden soll sich der Christ auch nicht verhehlen. Jeder Schmerz soll ihn erinnern an den Sündenfall, an dem er Antheil hat, wie seine eigene Sündhaftigkeit ihm bezeugt, und ohne welchen es keinen Schmerz in der Welt gäbe, ohne welchen das Feuer ihn nicht brennen, das Wasser ihn nicht ersäufen, die Erde ihn nicht begraben, die Luft ihn nicht ersticken, die Elemente ihm nicht schaden und die Feinde ihn nicht martern und foltern könnten.

Weil nun jedes Leiden der Christen, das Märtyrerleiden nicht ausgenommen, in seiner Weise in Beziehung zur Sünde steht, so kann Gott

auch nicht ungerrecht sein, wenn er dasselbe auflegt, und der Mensch kann dadurch, daß er solches Leiden erduldet, keine Forderung auf Lohn an Gott bekommen. Wollte nämlich Gott mit seinen Christen nach Verdienst handeln, so müßte er ihnen nicht bloß allerlei irdische Leiden und den zeitlichen Tod, sondern auch die ewige Verdammniß auslegen. Nun handelt aber Gott überhaupt nicht mit den Christen, auch nicht, wenn er Leiden auflegt, nach seiner Gerechtigkeit, sondern nur nach seiner großen Gnade, Liebe und Barmherzigkeit. Was aber Gott nach seiner Gerechtigkeit den Christen tausendfach und in alle Ewigkeit als Strafe auslegen könnte, das kann auch seine Liebe den Christen eine Zeitlang auf Erden zur Verwirklichung seiner Heilsabsichten als Kreuz auslegen, ohne daß Gott dem Christen gegenüber ungerrecht wird, oder der Christ an Gott eine Forderung auf Lohn gewinnt. Wenn darum Hiob und David und viele Märtyrer des neuen Testaments ihre Unschuld behaupten und über ihr unverschuldetes Leiden klagen, so denken sie dabei nicht an Ungerechtigkeit, die ihnen von Gott widerfähre. Hiob mußte gar wohl, daß er vor Gott nicht rein, und David, daß er in Sünden empfangen und geboren, und Paulus und Johannes und alle christlichen Märtyrer im neuen Testament, daß sie unvollkommen waren. Sie wußten, daß sie Gottes Zorn und Ungnade, zeitlichen Tod und die ewige Verdammniß verdient hatten, und daß Gott ihnen darum nicht bloß zeitliche, sondern ewige Qualen auslegen konnte, wenn er nach seiner Gerechtigkeit mit ihnen handeln wollte. Ja, sie selber flehen Gott an, daß er nicht mit seinen Knechten ins Gericht gehen und ihnen nicht nach Verdienst lohnen wolle. Wenn darum Christen mit Hiob und David von ihrer Unschuld im Leiden reden, so wollen sie damit nicht sagen, daß Gott ungerrecht und ungütig sei, weil er ihnen Leiden zusende, sondern nur, daß sie sich vor Gott bestimmter Sünden, womit sie das große Leiden, das er ihnen aufgelegt, verdient hätten, völlig frei wissen, und daß die Feinde keinen Grund haben, die Christen zu hassen und zu verfolgen, und daß das, was die Feinde wider sie vorbringen, grundlos und erlogen sei, und daß die Feinde Verleumder seien und lieblos und ungerrecht richten, wenn sie aus den Leiden der Frommen schließen, daß Gott ihnen gram und feind sei, und daß sie ihr Leiden durch bestimmte Sünden auf sich herabgezogen haben.

Aus dieser Thatsache aber, daß der Christen Leiden in dieser Zeitlichkeit nicht ohne jegliche Beziehung zu ihren Sünden oder doch zu ihrer Sündhaftigkeit überhaupt steht, sollen Christen nicht den Schluß ziehen, daß ihr Leiden Strafe für ihre Sünden sei, Vergeltung der göttlichen Gerechtigkeit und ein Zeichen von Gottes Zorn und Ungnade, Fluch und Gericht. Ja, aus dem Märtyrerleiden kann man nicht einmal auf väterliche Unzufriedenheit Gottes mit der Heiligung eines Christen schließen. In der Apologie heißt es 197, 61—63: „Job wird entschuldigt in der Schrift, daß er nicht geplagt sei um einiger bösen Thaten willen. Darum sind die Trübsalen und Anfechtungen nicht allzeit göttliches Zorns Zeichen, sondern

man muß die Gewissen fleißig unterrichten, daß sie die Trübsal lernen gar viel anders ansehen, nämlich als Gnabenzeichen, daß sie nicht denken, Gott habe sie von sich gestoßen, wenn sie in Trübsalen sein. Man soll die andern rechten Früchte (sines) des Kreuzes ansehen, nämlich daß Gott uns angreift und darum ein fremd Werk thut, wie Esaias sagt, damit er sein eigen Werk in uns haben möge, wie er denn davon eine lange tröstliche Predigt macht, am 28. Cap. Und da die Jünger fragten von dem Blinden, Joh. 9, sagt Christus, daß weder des Blinden Eltern noch er gesündigt haben, sondern Gottes Ehre und Werke müssen offenbaret werden. Und also sagt auch Jeremias der Prophet: Diejenigen, so nicht Schuld dran haben, sollen auch den Kelch trinken &c. Also sind die Propheten erwürget, also ist Johannes Baptista getödtet und andere Heiligen. Darum sind die Trübsalen nicht allzeit Strafen oder Bönen für die vorigen Sünden, sondern sind Gottes Werke, zu unserm Nuß gericht, daß Gottes Stärke und Kraft in unser Schwachheit desto klärer erkennet werde, wie er mitten im Tode helfen kann &c.“ Was Folge der Sünde, Verschuldung der Sünde, ja, wohl gar unmittelbar vor Augen liegende Wirkung der Sünde ist, ist darum noch nicht in jedem Falle auch göttliche Vergeltung der Sünde, fließend aus der beleidigten Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Es kann etwas gar wohl ein Sündenleiden, das heißt, ein mit der Sünde geketztes, in Folge der Sünde vorhandenes, von der Sünde verschuldetes, ja, von einer bestimmten Sünde unmittelbar gewirktes und deshalb mit der Sünde in Beziehung und Verbindung stehendes Leiden sein, ohne darum Strafs-, Zorn-, Fluch- und Vergeltungsleiden zu sein. Zum Fluch- und Vergeltungsleiden wird eben ein Leiden einzig und allein durch die Gefinnung, in welcher Gott dasselbe über den Menschen kommen läßt. Fließt ein Leiden aus der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes dem Sünder zu, so ist es ihm ein Strafleiden. Stellt dagegen Gott das Leiden in den Dienst seiner Liebe, um seine Liebesabsichten durch dasselbe zu verwirklichen, so ist auch das Leiden kein Vergeltungsleiden mehr, auch dann nicht, wenn das Leiden durch bestimmte Sünden unmittelbar herbeigeführt worden ist, oder Gott es gewisser Sünden wegen besonders aufgelegt hat. Der Christ weiß, daß alles Leiden, welches ihn als Sündenstrafe, als Gottes Fluch, Zorn und Vergeltung treffen sollte, bereits von Christo voll und ganz getragen ist, und daß Gott als Gnädiger ihn nicht mehr strafen will, und als Gerechter das, was er an seinem Sohne bereits gestraft hat, nicht ihn noch einmal entgelten lassen kann. Das Leiden der Christen kann darum zwar Folge ihrer Sünden sein, aber von Gottes Seite nie Vergeltung derselben.

Daß das Leiden der Christen keine Strafe sei, bezeugt die Apologie, wenn sie S. 196 also schreibt: „Aber da sprechen sie (die Päpstlichen): Gott, als er ein gerechter Richter ist, muß die Sünde ohne Straf nicht lassen. Ja wahrlich straft er die Sünde, wenn er in solchem Schrecken die Gewissen so stark mit seinem Zorn dränget und ängstet, wie David im 6. Psalm sagt:

Herr, strafe mich nicht in deinem Grimm. Und Jeremias am 10. Cap. : Strafe mich, Herr, doch mit Gnaden, nicht in deinem Grimme, daß ich nicht vergehe. Da redet er wahrlich von großer unsäglicher Angst, und die Widersacher selbst bekennen, die Reue könne so bitter und geschwind sein, daß die Satisfaction nicht noth sei. Darum ist die contritio oder Reue gewisser eine Pein, denn die satisfactio. Darüber müssen die Heiligen den Tod, allerlei Kreuz und Trübsal tragen, wie die andern, wie Petrus sagt, 1 Petr. 4: Es ist Zeit, das Gerichte anzufahen an dem Hause Gottes. Und niewohl dieselbigen Trübsalen oft Böen und Straf sein über die Sünde, so haben sie doch in den Christen eine andere Ursache, nämlich daß sie sollen die Christen treiben und üben, daß sie in Ansehung merken ihren schwachen Glauben und lernen Gottes Hülfe und Trost suchen, wie Paulus von ihm selbst sagt, 2 Cor. 1: Da wir über die Maß beschweret waren und übermacht, also, daß wir bei uns beschlossen hatten, wir müßten sterben, damit wir lerneten, nicht auf uns vertrauen. Und Esaias sagt: Die Noth und Angst, darinnen sie stecken und dich anrufen, ist ihnen eine Zucht, das ist, die Trübsal ist die Kinderzucht, dadurch Gott übet die Heiligen. Item, die Trübsalen auch schickt uns Gott zu, die Sünde in uns, so noch übrig ist, zu tödten und zu dämpfen, daß wir im Geist verneuert werden. Wie Paulus Röm. 8 sagt: Der Leib ist todt um der Sünde willen, das ist, er wird täglich mehr und mehr getödtet um der Sünde willen, die noch im Fleisch übrig ist, und der Tod selbst dienet dazu, daß er des sündlichen Fleisches ein Ende mache und daß wir gar heilig und verneuert aufstehen von Todten. Von diesen Trübsalen und Böen werden wir nicht los durch die satisfactioes; dertalben kann man nicht sprechen, daß die satisfactioes gelten für solche Kreuz und Trübsal und zeitliche Strafe der Sünden wegnehmen. Denn dies ist gewiß, daß die Gewalt der Schlüssel niemands frei, los absolviren kann vom Kreuz oder von andern gemeinen Trübsalen. Und so sie wollen, daß das Wort poenae, dadurch genug gethan wird, solle von gemeinen Trübsalen verstanden werden, wie lehren sie denn, daß man müsse im Fegfeuer gnug thun? . . . Es folgt auch gar nicht, ob David ein eigen Strafe aufgelegt ist, daß darum über die gemeine Kreuz und Trübsal aller Christen noch eine Pein des Fegfeuers sei, da ein jgliche Sünde ihre Grad und Maß der Pein hat. Denn es ist nirgend in der Schrift zu finden, daß wir von ewiger Pein und Tod nicht sollten können erlöset werden, denn durch solche Quittirung unsers Leidens und Gnugthuns. Aber allenthalben zeuget die Schrift, daß wir Vergebung der Sünden ohne Verdienst erlangen durch Christum, und daß Christus allein die Sünde und den Tod überwunden hat. Darum sollen wir unsern Verdienst nicht daran plegen und flicken. Und niewohl Christen allerlei Böen, Strafe und Trübsal leiden müssen, so zeigt doch die Schrift an, daß solche uns aufgelegt werden, den alten Adam zu tödten und zu demüthigen, nicht damit uns von dem ewigen Tod zu lösen.“

Steht nun gleich, wie gezeigt worden ist, jedes Leiden in Beziehung zur Sünde, so folgt daraus nicht, daß jedes Leiden natürliche Folge einer bestimmten Sünde sein müsse. Auch daraus läßt sich dieser Schluß nicht ableiten, daß allerdings gewissen Sünden in der Regel gewisse Leiden folgen. Denn woimmer dies der Fall ist, da haben wir eine von Gott gemachte Ordnung vor uns. Gott aber läßt sich durch die von ihm selber getroffenen Ordnungen nicht die Hände binden. Bei allen Gesetzen, die Gott in seiner Schöpfung niedergelegt hat, bleibt er selber in alle seinem Wirken und Thun frei, absolut frei. Ja, was uns Gesetze sind, sind Gott bloß Weisen seiner Wirkung, die er beliebig suspendiren und ändern kann. Wenn wir darum gleich oft von bestimmten natürlichen Wirkungen bestimmter Sünden reden müssen, so kann doch Gott z. B. die Sünden der Gottlosen strafen wie, wann, womit, wie oft und an wem er will. Dies Majestätsrecht Gottes vermag ihm kein Naturgesetz zu rauben. Und daß Gott der Sünde auch Leiden folgen läßt, welche nicht mit derselben in von uns erkennbarem natürlichen Causalnexus stehen, geht aus den Strafen hervor, welche in der Schrift den Gottlosen angekündigt werden. Siehe z. B. die dem ungehorsamen Israel gedrohten Flüche 5 Mos. 28, 15—68. Auch können die meisten großen Strafgerichte Gottes über die ganze Welt, über einzelne Völker und Individuen nicht als natürliche Wirkungen vorausgegangener Sünden von uns begriffen werden. Das gilt z. B. von der Sündfluth, von dem Untergang der Welt durch Feuer am jüngsten Tage, von den Gerichten Gottes über Sodom und Gomorrah, über die Egypter und Cananiter, über die Rotte Korah, Gehasi, Ananias und Saphira. Die Galiläer betreffend, welcher Blut Pilatus sammt ihrem Opfer vermischt hatte, und die Ahtzehn, auf welche der Thurm in Siloah fiel und sie erschlug, erklärt Christus: „Meinet ihr, daß sie seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen?“ Luc. 13, 1—5. Der Herr will das Unglück der Galiläer und der in Siloah Erschlagenen nicht auf bestimmte Sünden, die jene vor andern begangen hätten, zurückgeführt wissen. Die Sache stehe vielmehr so, daß, wenn es nach Verschuldung gehen solle, das Unglück der Galiläer und der Erschlagenen in Siloah, wie überhaupt jedes andere Leiden jeden Sünder treffen könne, ohne daß ihm etwas widerfahre, was er nicht verdient habe. Wir Menschen sind deshalb auch nicht bei Ungläubigen berechtigt, von einem bestimmten, etwa von einem plötzlichen oder langwierigen oder besonders schmerzhaften Leiden auf eine bestimmte Sünde zu schließen, welche mit demselben im natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung stehe, oder um derer willen doch Gott eben dieses Leiden verhängt habe.

Sind wir aber bei Gottlosen nicht berechtigt, von einem bestimmten Leiden auf eine besondere Sünde zu schließen, so noch viel weniger bei Christen, obwohl auch, wie gezeigt, bei ihnen bestimmte Sünden und Leiden verbunden sein können wie Ursache und Wirkung. Mit Christen

handelt Gott nach seiner freien großen Liebe und Barmherzigkeit. Und diese legt nur auf, was seinen Liebesabsichten gegen sie förderlich und dienlich ist. Hinter den herrlichen und seligen Zwecken, welche Gott mit dem Christenleiden im Auge hat, tritt darum auch die Beziehung, in welcher ihr Leiden zur Sünde steht, bald mehr, bald weniger zurück und verschwindet fast völlig im eigentlichen Märtyrer- und Bekenntnißleiden. Es war deshalb auch liebloses Richten, als die Freunde Hiobs behaupteten: Hiob müsse sein schreckliches Leiden durch zwar heimliche, aber doch ganz bestimmte und besonders schreckliche Sünden, durch inneren Abfall von Gott, verwirkt haben. Es war eine Verleumdung, als die Feinde Davids aus seinem Leiden schlossen, daß Gott ihn hasse und strafe, und daß er durch besondere Sünden sein Leiden auf sich herabgezogen habe. Dasselbe gilt von der Folgerung der Juden aus Jesu Leiden am Kreuz, daß Jesus ein Betrüger sei und nicht Gottes Sohn. Matth. 27, 29—43. Luc. 23, 35—37. Daß solch ein Schluß von bestimmten Leiden auf bestimmte Sünden unberechtigt und wider die Liebe ist, bezeugt der Herr, wenn er auf die Frage seiner Jünger den Blindgeborenen betreffend: „Meister, wer hat gesündigt, dieser, oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?“ also antwortet: „Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern; sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.“ Joh. 9, 2. 3. F. B.

(Schluß folgt.)

(Eingefandt von A. F. Hoppe.)

Mittheilungen über die Lutherfunde der neuesten Zeit.

Der Zweck dieser Mittheilungen ist, den Leser etwas genauer bekannt zu machen mit der Beschaffenheit der in der neuesten Zeit aufgefundenen Lutherchriften, und mit dem, was bis jetzt in der Bearbeitung dieses Materials geleistet worden ist. Ein Theil dieser Funde ist schon im siebenten und im neunten Bande mitgetheilt und der Werth derselben in den Vorreden besprochen worden. Hier nehmen wir einen andern Theil vor uns, nämlich die Auslegung der kleinen Propheten, aber nur so weit, als wir in der Bearbeitung derselben vorgeschritten sind, von Hosea bis Micha, denn nur über das, was wir genau durchforscht haben, können wir ein zutreffendes Urtheil abgeben.

Ueber Hosea haben wir bereits im vorigen Jahrgang von „Lehre und Behre“, S. 144 ff., berichtet, daher haben wir es hier nur mit den Propheten Joel bis Micha zu thun. Die Vorlesungen Luthers über diese Propheten hat Stephan Roth, später Stadtschreiber in Zwickau, im Colleg selbst nachgeschrieben, und diese Nachschriften sind uns erhalten in der Hand-

schrift No. 3 der Zwidauer Rathsschulbibliothek. Dasselbst hat Lic. D. ph. G. Buchwald, Gymnasiallehrer in Zwidau, dieselben aufgefunden, abgeschrieben und dem D. theol. Johannes Linke, Archidiaconus in Altenburg, zur Veröffentlichung in der Erlanger Ausgabe überlassen. Zum ersten Male sind sie in den opp. exeg., tom. XXV und XXVI in den Jahren 1884 und 1886 gedruckt worden. Aufs neue mit dem Original verglichen und durchgreifend verbessert hat sie Lic. Gustav Koffmane, Pastor zu Kunitz in Schlesien, und sie dann im Jahre 1889 in den dreizehnten Band der Weimarschen Ausgabe aufgenommen.

Bei oberflächlicher Betrachtung macht nun der Grund, den man, gegenüber den Bearbeitungen Veit Dietrichs, für die Superiorität der Zwidauer Handschrift geltend macht: hier habe man das unmittelbar aus Luthers Munde aufgefangene und nachgeschriebene Wort, einen sehr günstigen und bestechenden Eindruck. Doch wenn man näher zusieht, so findet sich, daß der Werth dieser Collegiennachschriften sich auf ein Minimum reducirt. Einestheils die Mangelhaftigkeit der Nachschrift, die Hörfehler, die vielen Lücken, die Abgerissenheit der Sätze, die Mißverständlichkeit der Kürzungen, die Unleserlichkeit der Handschrift, andernteils die Unvollkommenheit der Entzifferung derselben, die vielen Lesefehler, die falschen Ergänzungen, die mangelnde oder falsche Interpunction nehmen diesen Handschriften fast gänzlich ihren Werth. Luther würde die Publication von Schriften solcher Beschaffenheit nicht zugegeben haben. Selbst heutzutage, wo die Schnellschreibekunst so große Fortschritte gemacht hat, würde ein Professor es sich ernstlich verbitten, daß seine Vorträge auf Grund der Nachschrift eines einzelnen Zuhörers veröffentlicht würden. Daß dennoch auch wir diese Schriften in unsere Lutherausgabe aufgenommen haben, ist deshalb geschehen, daß man uns nicht vorwerfen könne, daß wir, als unwissenschaftliche und am Alten festhaltende Leute, den Lesern unserer Ausgabe einen der schätzenswerthesten Beiträge zur Lutherliteratur vorenthalten und dadurch unsere Ausgabe entwerthet hätten.

In der Gymnasialbibliothek zu Altenburg befindet sich eine Handschrift, die auf 501 beschriebenen Seiten in Quart die Auslegung Luthers über zehn Propheten, nämlich Joel bis Sacharja, enthält. Dieselbe ist von D. J. Linke zum ersten Male zum Druck befördert in der Erlanger Ausgabe, opp. exeg., tom. XXV—XXVIII, in den Jahren 1884 bis 1886. Darnach ist die Schrift aufs neue mit dem Manuscript verglichen, verbessert und wieder abgedruckt in dem dreizehnten Bande der Weimarschen Ausgabe. Diese berichtet, daß der Codex so sorgfältig von Einer Hand geschrieben sei, daß an eine Nachschrift im Colleg nicht gedacht werden könne. „Zeitig (so sagt die Weimarsche Ausgabe, Bd. XIII, S. VIII) kam diese Handschrift in die Hände Spalatins, dessen Hand am Rande, über wie unter den Zeilen kurze Summarien machte, einmal im Texte auch ein deutsches Wort corrigirte.“ Wir fassen die Resultate der eingehenden Untersuchung der Wei-

mar'schen Ausgabe über diese Handschrift kurz zusammen. Der Schreiber oder vielmehr Conciipient (denn noch während des Schreibens strich und änderte er und hielt sich nicht ängstlich an seine Vorlage) hat die Commentare über die zehn Propheten für einen Mann (Spalatin?) zusammengetragen, der dies gewünscht hatte. Nach der ganzen Art, wie er mit seiner Vorlage umging, könnte man Dietrich als Schreiber vermuthen, aber die Schriftzüge erlauben dies nicht. Die Auslegungen über die Propheten Nahum und Zephania in der lateinischen Wittenberger Ausgabe, tom. IV, fol. 613 und 647 stimmen mit der Altenburger Handschrift (bis auf wenige der Kritik eine Handhabe bietenden Stellen) wörtlich überein. Doch haben die Wittenberger diese Handschrift nicht selbst vor sich gehabt, was sich daraus ergibt, daß die in derselben befindlichen Zusätze nicht aufgenommen worden sind, selbst nicht die, welche im fortlaufenden Texte auftreten. Daraus ist zu folgern, daß beide auf eine gemeinsame Urschrift zurückgehen. Diese Urschrift wird die sein, welche dem Drucker der Schrift: *Enarratio D. Martini Lutheri in tres prophetas, Iohalem, Amos et Abdiam etc. Argentorati, Anno M.D.XXXVI*, Johann Albert zu Straßburg, zu Händen gekommen war. Selbstverständlich ist diese Urschrift auch in Zeit Dietrichs Hände gelangt, da sie ihm vom Drucker zum Zweck der Herausgabe dieser drei Propheten überlassen werden mußte. Von derselben wird er eine Abschrift genommen haben, die er für die ebengenannte Edition erweiterte. Diese Erweiterung war eine nothwendige Vorarbeit. Bei der Herausgabe selbst hat er dann diese erweiterte Abschrift umgearbeitet. Wo er für eine solche Bearbeitung keinen Anlaß zu haben glaubte, stimmt der Text der Ausgabe von 1536 mit der Altenburger Handschrift wörtlich überein. Aus der Abschrift Dietrichs (die zwar von ihm erweitert, aber noch nicht für den Druck umgearbeitet war) floß die Altenburger Handschrift. Dieselbe enthält geringere Abweichungen von den Vorlagen, meistens nur stilistische Aenderungen, Hinzufügung einiger Marginalien und Nachträge aus andern Quellen. Da die Sache nun so liegt, so haben wir, da Luther Dietrichs Arbeit über die drei Propheten Joel, Amos und Obadja nicht gutgeheißen hat (Kolde, *analecta Lutherana*, S. 331), den Text der Altenburger Handschrift als den ursprünglicheren zu Grunde gelegt, die Abweichungen der Dietrich'schen Ausgabe aber in die Roten verwiesen. Dies haben vor uns die Erlanger und auch die Weimarsche Ausgabe bereits gethan. Dasselbe geschah bei den Propheten Jona und Micha.

Eine dritte Handschrift, die einzige, welche die Vorlesungen über alle zwölf Propheten enthält, ist in der Marienbibliothek in Halle; 139 beschriebene Blätter in Octav. „Dieselbe ist (wie die Weimarsche Ausgabe, Bd. XIII, S. XX sagt) in guter Ruhe gemacht und hinterdrein noch fleißig durchgesehen.“ Wie schon aus dem geringen Umfange der Handschrift geschlossen werden kann, sind die Vorlagen, welche zu ihrer Herstellung dienen, stark getürzt, deshalb ist sie „ungeeignet, für die Textgestalt der Vor-

lungen selbst entscheidender Zeuge zu sein“. Die Weimarsche Ausgabe hat die Hallische Handschrift (vollständig) in Form von Noten der Zwidauer Handschrift beigegeben. Wir haben dieselbe nur herbeigezogen, um Lesarten zu berichtigen oder Ergänzungen zu machen.

Um nun dem Leser einen Einblick zu geben, was bisher in der Bearbeitung dieses Materials geleistet worden ist, lassen wir hier etliche der Angaben folgen, welche die Weimarsche Ausgabe nach dem Titel eines jeden Propheten über die von ihr an der Erlanger Ausgabe gemachten Verbesserungen beibringt. Bei Joel nach der Zwidauer Handschrift lesen wir: „Da die Nachschrift im Colleg eine hastige war und sich schwer lesen läßt, sind bei der Erlanger Ausgabe eine Reihe Fehler und Irrthümer entstanden, von denen wir einige richtig entziffern, andere durch Conjectur verbessern konnten. So das Versehen in 1, 8 wo keine Lücke ist; 1, 3 *consumptum* statt *conscriptum*; 1, 13 *Hieremia* statt *Hieronymo*; 3, 14 *multi cunei* statt *ubi vel cunei*; 3, 5 *super flumina* statt *superflua* u. s. w.“ Wir müssen gestehen, daß wir uns über dies glimpfliche Urtheil nicht wenig verwundert haben. Sollte es vielleicht um deswillen so gelind ausgefallen sein, weil Herr D. Buchwald, welcher der Erlanger Ausgabe den Text geliefert hat, auch der Weimarschen Ausgabe „in selbstloser Weise bei der Benutzung dieser Schätze geholfen“? (Weim. Ausg. Bd. XIII, S. IV.) Es handelt sich bei dem, was die Weimarsche Ausgabe an erster Stelle anführt, nicht allein um das leicht verzeihliche Versehen, eine Lücke angenommen zu haben, wo keine ist, sondern um die fast unglaubliche Leistung, daß die Erlanger (exeg. opp., tom. XXV, p. 9) 1. drei verschiedene Bemerkungen Luthers über Joel 1, 7. 8., die in der Handschrift neben einander stehen, in einander gelesen hat, 2. *vehementis*, *summus* gelesen statt *vehementissimus*, 3. *undae* gelesen statt *nudae*, 4. hinter *nudae*, wo durch eine kurze Linie ein Absatz abgeschlossen wird, eine Lücke angenommen und dazu die Note gemacht hat: *Lacuna in MSCo.* Die Weimarsche Ausgabe weiß dies so gut wie wir, denn sie selbst hat mit Hülfe des Manuscripts diese Fehler nicht allein erkannt, sondern auch verbessert, auch nicht versäumt, es in einer Note S. 69 anzuzeigen, aber an einer nicht in die Augen fallenden Stelle: „In Zw sind zwei Sätze neben einander, die E F zeilenweise gelesen und darum in einander gemengt hat.“ Die ganze Stelle lautet in der Erlanger:

Albi facti sunt, id est: sine foliis:—

Plange.

*utitur similitudine, vehementis, melius undae.⁶
summus amor est sponsi et sponsae, interdum fac
tibi maximum planctum. amat non sed
insanit, ut qualis est sub coelo. maxime amat . . .
habet ita maxime super virum juventutis suae est.
plangit dum amittit sponsum.*

Es foltte fo heißen: ¹⁾

Albi facti sunt [rami ejus], id est, sine foliis. Melius nudaë [factae sunt ficus].

8. Plange [quasi virgo]. Utitur similitudine. Vehementissimus amor est sponsi et sponsae. [Virgo] amat, non amat, sed insanit. Ut maxime amat, dum habet, ita maxime plangit, dum amittit sponsum. [Q. d.] interdum fac tibi maximum planctum, qualis est sub coelo.

[Super virum pubertatis suae] super virum juventutis suae est.

Bei der zweiten Relation des Joel, nach der Altenburger Handschrift sagt die Weimarsche: „Eine Reihe von Lesefehlern in der Erlanger haben wir stillschweigend verbessert: instituant für insinuant, loquitur für loquimur (Vorrede) u. s. w.“ — Zu Amos nach der Zwidauer Handschrift: „Wir haben die Erlanger an nicht wenigen Stellen verbessern können, z. B. 1, 11 vernaculo vocabulo efferri statt vehe-voca-efferri; 3, 12 vult statt ut; 4, 2 rustica metaphora statt rus: metaphoricè; 4, 5 aemulamini statt evelamini; 4, 8 nutabantur statt luctabantur; 4, 11 relinquetur particula statt relinquenter pericula; 5, 9 mirt los statt wir lost; 9, 8 statt der Lücke armum et racemum; 1, 13 convenit statt queunt; 2, 6 statt ponis und der Lücke: panis, er nem ein stud.“ — Zu Amos nach der Altenburger Handschrift: „Den Text in der Erlanger haben wir, störende Druckfehler (vocaturum statt richtig voraturum, cruce statt richtig crure u. s. w.) abgerechnet, noch verbessern können, s. 1, 5 mueg statt inverum; 4, 6 imminente in der Altenburger Handschrift und bei Dietrich statt imminente; 5, 11 diffidentiam mit der Altenburger Handschrift und Dietrich gegen differentiam in der Erlanger; 8, 12 promulgatum statt promulgationem; 8, 14 deum statt denuo u. s. w.“ — Bei Obadja nach der Zwidauer wird gesagt: „Den Codex, der in der Erlanger zum ersten Male abgedruckt ist, haben wir verbessert: in B. 1 per legatos statt per leges; B. 2. cogitur statt cogit; B. 10. mactatione statt jactatione u. s. w.“ — Zu Obadja nach der Altenburger Handschrift heißt es: „Den in der Erlanger zum ersten Male gedruckten Text der Altenburger Handschrift habe ich noch an einigen dreißig Stellen bessern können: falsuros für fassuros; est für loco; multi für mihi; misera für miseria; intempestiva u. s. w.“ — Zu Jona nach der Zwidauer Handschrift: „Der in der Erlanger gedruckte Text konnte an vielen Stellen verbessert werden, z. B. 2, 1 numerare statt manere; 2, 3 carmen statt carnem; 3, 7 bovum statt bonum; 1, 4 conterenda statt conferenda und ebenda volveremus für solveremus.“ — Zu Jona nach

1) Die Weimarsche Ausgabe hat die Lücken ausgefüllt. Die Ergänzungen in eckigen Klammern sind von uns hinzugefügt. Sehr oft setzt Roth nur die erklärenden Worte, ohne diejenigen, welche erklärt werden. Das hat auch in der Weimarschen Ausgabe Anlaß zu vielen Fehlern gegeben.

der Altenburger Handschrift: „Wir haben neben den in den Anmerkungen nachgewiesenen Correcturen noch vieles andere besser gelesen, wie 1, 3 interpretor statt interpretor; 3, 8 instituit statt constituit, ebenda ne statt non u. s. w.“ — Zu Micha nach der Zwickauer Handschrift: „Wir geben eine Reihe von Verbesserungen, wie duo statt non (Einleitung); saeviant statt serviunt 3, 4; saginaremur statt sanguinaremur 3, 11; Davidi statt dandi 4, 7; Cantica statt Canaan u. s. w.“ — Ueber Micha nach der Altenburger Handschrift sagt die Weimarsche: „Die Textgestalt ist gegen die Erlanger, wo die Handschrift zum ersten Male gedruckt ist, an wenigen Stellen gebessert. Eine Reihe von Auslassungen in der Erlanger haben wir aus der Handschrift noch hinzufügen können.“

Aus diesen Dingen, die in der Weimarschen Ausgabe angeführt sind, kann man zwar erkennen, daß sich viele sinnlose Sachen in der Erlanger Ausgabe finden müssen, jedoch zu einer klaren Vorstellung, welches die eigentliche Beschaffenheit derselben sei, gelangt man dadurch nicht. Wir wollen, da wir vorher schon die Stelle Joel 1, 7. 8. ausführlich besprochen haben, deshalb nur noch Eine andere Stelle beleuchten, nämlich Micha 3, 5. nach der Zwickauer Handschrift. Dasselbst lesen wir (exeg. opp., tom. XXVI, p. 106): Sancti, abi, qui non dederit eis lucrum unde vivant, sed ego qui non consenserim etc. os forme ad ministerium verbi guttur, gula significatur, id est: quicumque non dederit juxta os suum, id est: qui non praedicant ut illi, praeparant bellum, ita prophetae utuntur hoc vocabulo &c. In diesen wenigen Zeilen hat die Weimarsche Ausgabe folgende Verbesserungen vorgenommen: Sancti ergänzt zu Sanctificant; alii gelesen statt abi; consenserit statt consenserim; ferme statt forme; praedicat statt praedicant, auch die falsche Interpunction berichtigt. Außerdem wird (dies gilt auch gegen die Weimarsche) gutture zu lesen sein statt guttur und eorum statt suum. Um völlig verständlich zu sein, sollte diese Stelle nach der Hallischen und der Altenburger Handschrift etwa so ergänzt werden: [Nostra translatio habet: Et si quis non dederit in ore eorum quippiam,] sanctificant [super eum proelium]. Alii [reddunt]: qui non dederit eis lucrum, unde vivant; sed ego; qui non consenserit [ori eorum, sanctificant contra eum proelium]. Os ferme [in scriptura refertur] ad ministerium verbi; gutture gula significatur. Id est, quicumque non dederit juxta os eorum, i. e. qui non praedicat ut illi, [contra eum] praeparant bellum. Ita prophetae utuntur hoc vocabulo [sanctificandi]. Diese Leistung der Erlanger Ausgabe steht nicht etwa vereinzelt da, sondern hundertfach kommen sinnlose Dinge vor und tausendfach falsche Interpunction. Unsere Leser werden an diesem Einen Exempel genug haben, daher brechen wir hier mit dem Nachweis von Verkehrtheiten in der Erlanger Ausgabe ab.

Nun wenden wir uns zu der Weimarschen Ausgabe. Mit Dank erkennen wir an, daß wir (da uns nicht dieselben Hülfsmittel zu Gebote stehen wie den deutschen Gelehrten) erst durch die fleißige und mühevollte Vorarbeit der Weimarschen Ausgabe in den Stand gesetzt worden sind, diese Schriften übersezen zu können. Wir halten es für unmöglich, auf Grund der Erlanger Ausgabe eine Uebersetzung zu liefern, in welcher Sinn und Verstand ist. Doch auch die Weimarsche Ausgabe läßt noch vieles zu wünschen übrig, hier und da begeben wir selbst groben Fehlern. Dies soll im Folgenden an etlichen Exempeln kurz nachgewiesen werden.

Viele Fehler der Weimarschen Ausgabe haben darin ihren Grund, daß die Bibel nicht sorgfältig genug zu Rathe gezogen worden ist. Vielfach fehlen die Verszahlen; desgleichen Stichworte, die nothwendig hätten gesetzt oder ergänzt werden sollen. Oft sind falsche Stichworte gegeben, häufig die Auslegungen, welche getrennt sein sollten, in einander gemengt. In der Auslegung des Propheten Joel nach der Altenburger Handschrift, Bd. XIII, S. 92, Z. 14 hätten die Worte *Confusi sunt agricolae* als Stichwort hervorgehoben und mit der Verszahl (Cap. 1, „11.“ bezeichnet werden sollen, sie sind aber ohne irgendwelche Unterscheidung an den vorhergehenden Vers angereiht. — S. 93, Z. 20 lesen wir (Cap. 1, 18.): *Ex hebraeo: etiam greges omnium desolatae sunt*. Wäre in der hebräischen Bibel nachgesehen worden, so würde man *יצרן* gefunden haben und dadurch die richtige Lesart *ovium* statt *omnium*. — S. 100 lesen wir in der Note zu Z. 23: „Wit. (sollte heißen: Jen., denn in der Wittenberger steht diese Schrift nicht) citiert psalm 144 und 85 siehe aber ps. 103.“ Die Jenaer hat recht mit ihrem Citat „Psal. 144“ [Ps. 145, 8.]. Denn dort findet sich *patiens*, was unser Text bietet, dagegen steht Ps. 103, 8. (nach Zählung der Vulgata ps. 102) *longanimis*. Die Anführung von „Psal. 85“ [Ps. 86, 15.] rechtfertigt sich dadurch, daß nur dort die Lesart *multae misericordiae* sich findet, während in den beiden andern Psalmen steht: *multum misericors*. — S. 122, Z. 7 (Cap. 3, 23.) steht *procul* statt *non procul*. Ein Blick auf die Karte hätte darüber belehrt, daß Sittim nicht fern vom todten Meere liegt. Außerdem hat die Zwidauer Handschrift an der correspondirenden Stelle, S. 87, Z. 11 *non longe a mari mortuo*. — S. 122, Z. 25 (Cap. 3, 24.) bietet die Weimarsche ebenso wie die Erlanger: *pro caede* statt *procede* (also kein Druckfehler). Wäre die Vulgata nachgeschlagen worden, so würde sich aus Ps. 45, 5. (ps. 44) die richtige Lesart ergeben haben. — S. 122, Z. 32 und ebenso in allen Ausgaben finden wir *satisfactionem*, was auch durch Einsicht in die Vulgata (1 Cor. 1, 30.) in *sanctificationem* hätte verbessert werden können. — Dasselbe gilt von dem letzten in dieser Schrift gesetzten Stichworte: *Et Juda in aeternum habitabitur*, welches dem 25. Verse angehört. Dagegen bezieht sich die Auslegung auf V. 26. (in der Vulgata V. 21.), daher hätte hier statt des obigen falschen Stichworts

ebenso wie in der Zwidaauer Handschrift gesetzt werden sollen: 21. Et mundabo etc.

Aus der Auslegung des Joel nach der Zwidaauer Handschrift führen wir folgende Auswahl an: S. 70, Z. 25 (Cap. 1, 16.) sollte statt „*Vestri nostri est*“, gelesen werden: „*Vestris [oculis] nostris est.*“ Darnach sollte aus der Vulgata eingefügt werden: [*Perierunt in domo Dei nostri laetitia et exsultatio.*] Ohne diese Ergänzung ist der Satz: *quia cultus dei corrui* sinnlos. Denn alles, was über B. 16. geboten wird, ist: *Vestri nostri est, quia cultus dei corrui.* — S. 77, Z. 25 (Cap. 2, 19.) wird in dem Satze: *Ostendit non frustra meam esse conversionem istam* statt *frustra meam* zu lesen sein *frustraneam*, denn das Pronomen *meam* ist an dieser Stelle nicht wohl möglich. — S. 78, Z. 1 (Cap. 2, 20.): *ut Sodomae perierunt*, sollte statt *ut* gelesen werden *ubi*. — S. 78, Z. 8 ist statt *Sedechiae* zu lesen *Ezechiae*. — S. 78, Z. 17 (Cap. 2, 22.) ist statt „heil“ zu lesen *hail*, das ist חַיִּל. — S. 78, Z. 21 (Cap. 2, 23.) ist statt *Dora* zu lesen *More*, das ist כִּי־מֹרֶה. Ebendasselbst sollte in der Hallischen Handschrift gelesen werden: *Hebraeo more significat etc.* statt: *Hebraeo more* ist nicht der Ablativ von *mos*. — S. 81, Z. 24 (Cap. 2, 30. Vulg. [nicht „31.“, was Z. 22 versehenlich gesetzt ist]) ist statt „*vorpoten fumi*“ zu lesen *vaporem fumi* [„Rauchdampf“]. — S. 86, Z. 32 (Cap. 3, 16.) lesen wir: *ergo cessabunt vomeres gladiis*. Dies ist dem Zusammenhang schnurstracks zuwider, daher ist nach der Altenburger Handschrift zu lesen: *ergo cessabunt omnes gladii*. — Wir wollen hier nicht unerwähnt lassen, daß die Weimarsche Ausgabe dadurch eine schwierige und dankenswerthe Arbeit verrichtet hat, daß sie das Material des zweiten Capitels zu einem Ganzen verarbeitet hat. In der Gestalt, wie es uns in der Erlanger Ausgabe, *exeg. opp.*, tom. XXV, p. 12—31. geboten wird, wird es kaum Leser finden, die Lust hätten, sich durch das Chaos hindurchzuarbeiten.

Da bei der Auslegung des Propheten Amos nach der Altenburger Handschrift Veit Dietrichs Bearbeitung der Weimarschen Ausgabe zu Hülfe kam, so sind keine falschen Stichworte gesetzt, und nur an zwei Stellen, nämlich S. 193, Z. 6 (Cap. 7, 3.) und S. 194, Z. 5, Fehler in den Verszahlen. An ersterer Stelle ist irrtümlich die Verszahl „6.“; an letzterer Stelle fehlt die Zahl „9.“, welche fehlerhaft erst Z. 9 sich findet. Es mangeln aber die Verszahlen an vielen (mehr als fünfzig) Stellen. Außerdem ist der Text, abgesehen von einigen Druckfehlern, als S. 162, Z. 10 *res* statt *rex*; S. 169, Z. 3 *licerrime* statt *liberrime*; S. 173, Z. 14 *fure* statt *fore* etc., ein vorzüglicher zu nennen, und wir haben nur wenige Stellen verbessern können, nämlich S. 167, Z. 7 (Cap. 2, 4.) sollte es statt des zweiten *idola* heißen: *mendacia*, wie die Zwidaauer und die Hallische Handschrift bezeugen. — S. 170, Z. 18 (Cap. 2, 9.) ist statt *desuper* zu lesen *subter*. — S. 171, Z. 19 (Cap. 3, 1.) ist statt *quia* zu lesen *qui*. —

§. 173, 3. 2 (Cap. 3, 6.) ist statt *justitia* zu lesen *injustitia*. — §. 179, 3. 22 ist *mala* zu lesen statt *bona*. — §. 181, 3. 12 (Cap. 5, 5.) sollte es statt *Gilead* heißen *Gilgal* [Jos. 5, 7.] — §. 182, 3. 11 (Cap. 5, 8.) muß es statt *descendere* heißen *ascendere*. — §. 187, 3. 9 (Cap. 5, 25.) ist statt in psalmo 11 zu lesen in psalmo 77 (Ps. 78, 18.). — Ferner sind uns in den Notizen, welche die Hallische Handschrift bringt, zwei Fehler aufgestoßen, nämlich §. 188, 3. 4 v. u. sollte es *visitationis* statt *vastationis* heißen, und §. 199, 3. 1 sollte es *festivitates* statt *captivitates* heißen.

Nicht ganz so günstig steht es mit der Auslegung des Amos nach der Zwidauer Handschrift, denn hier begegnen wir wieder mehrfachen Mängeln und Fehlern in den Verszahlen und Stichworten, die wir hier aber nicht weiter aufzählen wollen, um den Leser nicht allzusehr zu ermüden; in unserer Bearbeitung, die im Laufe dieses Jahres, so Gott will, erscheinen wird, sind sie in den Anmerkungen angezeigt. Außerdem haben wir folgende Fehler notirt: §. 124, 3. 21 (Cap. 1, 1.) *videt* statt *vidit*. — §. 125, 3. 6 (Cap. 1, 1.) *erigere* statt *eligere* (1 Cor. 1, 27.). — §. 127, 3. 29 (Cap. 1, 6.) *suas* statt *tuas*. — §. 128, 3. 22 (Cap. 1, 11.) *Stertere videre hic mihi*, S. Hieronyme statt: *Stertere videtur hic mihi* S. Hiero[nymus], was die Altenburger Handschrift bietet. — §. 131, 3. 33 (Cap. 2, 13.) „geit“ statt *gemit*. — §. 136, 3. 19 (Cap. 4, 5.) *benefac* statt *beneplacita fac* (Ps. 119, 108.). — §. 138, 3. 4 (Cap. 4, 13.) *meae* statt *suae*, was die Altenburger Handschrift bietet. — §. 139, 3. 23 (Cap. 5, 5.) „Gedeon [Judic. 7, 3.]“ statt *Josua* [Jos. 4, 19, 5, 10.] — §. 140, 3. 9 (Cap. 5, 7.) *vertere* statt *verbum*. — §. 146, 3. 6 (Cap. 6, 8.) findet sich in der Handschrift: *pro tes*, was sowohl die Erlanger als auch die Weimarsche Ausgabe so ergänzt hat: *pro[pheta] tes[tatur]*. Es sollte aber heißen *pro[civita]tes*. Der ganze Satz lautet: *Per synecdochen civitatem pro civitates*. — §. 148, 3. 24 (Cap. 7, 7.), wo die Erlanger Ausgabe eine Lücke zeigt, hat die Weimarsche die, wie es uns scheint, nicht in dem Zusammenhang passende und uns unverständliche Ergänzung: *[filius mortis]*. Es möchte statt dessen nach der Hallischen Handschrift *ut faciunt muratores* angenommen werden, was sehr wahrscheinlich und ganz passend ist. Derartige Räthsel haben wir viele zu rathen gehabt. — §. 156, 3. 3 (Cap. 9, 9.) steht *mutare* statt *nutare*. — In den Notizen (das ist in der Hallischen Handschrift) haben wir folgende Fehler bemerkt: §. 132, 3. 7 v. u. *malo* statt *mala*; §. 132, 3. 1 v. u. *a non transgrediendo* statt *a transgrediendo* und §. 133, 3. 1 *jugum* statt *jubam*.

(Schluß folgt.)

Lourdes.

Ein Beitrag zur Charakteristik der heutigen Pabstkirche.

(Schluß.)

Die Wallfahrten nach Lourdes geschehen aus allen Ländern der Erde und im größten Stil: anfangs nur zufällig zusammengeströmte Mengen, bald förmlich organisirte Pilgerzüge. Die Theilnehmer gehören allen Ständen an, vom regierenden Fürsten bis zur geringsten Magd. So kam 1872 die erste französische Nationalwallfahrt. In Frankreich kamen nämlich nach 1870 die Wallfahrten nach Lourdes sehr in Aufschwung. Der Glaube verbreitete sich, daß die Mutter Gottes von Lourdes dem geliebten Frankreich wieder aufhelfen werde. Andere sahen in diesen Wallfahrten eine royalistisch-clericale Demonstration und hofften davon die Wiederherstellung der Monarchie und der Herrschaft der Kirche. Darum sagt der katholische Schriftsteller Hansjakob zum großen Befremden des Dr. Hense, daß die Wallfahrts-Processionen nach Lourdes „vielmehr nationale als religiöse Demonstrationen seien, deren Hauptziel die politische Wiederherstellung Frankreichs sei, und die alle darauf hinauslaufen, daß Frankreich wieder die große Nation werde“. Ja, er behauptet, daß „die meisten der Pilger nicht an ihre eigene Besserung und Belehrung denken und daß alle ohne Ausnahme heiße Gebete zum Himmel senden für das geliebte Frankreich“. Auch Zola führt in seinem Roman einen solchen Repräsentanten an, der in seiner legitimistischen Gesinnung Lourdes vornehmlich als ein Aergerniß für die Republikaner betrachtet und davon den Sieg der Monarchie und des Katholicismus hofft. Jedenfalls ist, wie immer in der katholischen Kirche, Religiöses und Weltliches, Politik und Kirche mit einander verquidelt. In diesem Sinn hat ein religiöser Männerorden, die Augustiner von der unbefleckten Empfängniß in Paris, der Sache sich angenommen und die großen nationalen Wallfahrten, die alle Jahre im August von Paris abgehen, ins Leben gerufen. Es werden dazu überall Almosen gesammelt und mit den aufgebrachten, sehr bedeutenden Summen die Kranken, die sich melden, umsonst hin- und herbefördert und während der drei bis vier Tage verpflegt. Es sollen nach Boissarie 1000 bis 1500 Kranke sein. Die von den Augustinern gestiftete Gesellschaft Notre Dame de Salut besorgt alles: die Extrazüge (vierzehn an einem Tag), Unterkunft in Lourdes und besonders auch die Krankenpflegen. Dazu melden sich Männer und Frauen aus allen Ständen, mehr als man nöthig hat. Diejenigen von ihnen, welche die Sache ernst nehmen und dem Dienst sich wirklich unterziehen, müssen in den drei bis vier Tagen große Mühe und Plage durchmachen. Es gilt dies ja als besonders verdienstlich. So finden wir denn bürgerliche und adelige Damen als Krankenpflegerinnen im Eisenbahnzug, in den Krankensälen und an den Gnadenorten; junge und ältere Damen, welche in der Küche, bei

der Wäsche und an der Grotte beschäftigt sind. Desgleichen dienende Männer, welche den Kranken in und aus den Wagen helfen, sie in Sänften tragen oder in Stühlen fahren, ins Bad bringen u. So führt Zola einen reichen, vornehmen Marquis an, der jedes Jahr nach Lourdes kommt, um zu dienen: die Kranken ins Bad tragen, sie ent- und bekleiden, Lumpen aufräumen, Verbände anlegen und abnehmen. Es ist das alles so gut organisiert, daß die französischen nationalen Pilgerfahrten immer mehr Theiligung finden. Aber auch aus allen Ländern strömen die Pilger herbei. Aus Nordamerica kamen 1874 500 Pilger mit 30 Priestern. Aus Deutschland kam 1875 der erste Pilgerzug von Aachen, der eine große herrliche Fahne in der Basilika aufhing. 1876 kamen die Spanier unter Anführung des Erzbischofs von Granada, 1877 die Portugiesen, geführt von dem Cardinal-Patriarchen von Lissabon. 1874 eine Pilgerschaar aus England unter Leitung des Herzogs von Northumberland. Oesterreicher, Ungarn, Italiener blieben nicht zurück. Zu den Europäern brachten dann Asiaten, Africaner, Australier der Mutter Gottes in Lourdes ihre Huldigung dar. 1890 kam der erste bayerische Pilgerzug und 1891 der zweite mit fast 500 Pilgern, welche im „Journal de Lourdes“ das Zeugniß erhielten: „Man habe nicht leicht einen andächtigeren Wallfahrtszug gesehen.“ Im Jahre 1894 sollen bis Allerheiligen fünf Cardinäle, ein Patriarch, drei- und fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe und Aebte und andere Prälaten zur Grotte gepilgert sein. Es ist ein ungeheurer Menschenstrom, der sich dorthin ergießt; es scheint, daß er seinen Höhepunkt noch nicht überschritten hat. Die Durchschnittszahl der Pilger soll jährlich 200,000 betragen. Im Jahre der Krönung sollen es 500,000 gewesen sein. Boissarie meint: „Diese großartige Bewegung lasse sich nur mit den Kreuzzügen vergleichen.“ Als gemeinsames Abzeichen tragen die Pilger ein kleines Kreuz aus rothem Wollstoff auf der Brust. Man kann aber auch eine geistige Wallfahrt nach Lourdes machen.

In Lourdes angekommen, zertheilt sich der Pilgerstrom in die verschiedenen Herbergen, Gasthöfe, Miethwohnungen, Klöster, welche ebenfalls Fremde aufnehmen. Es ist das wie in jedem Badeort, und es scheint dabei ein ziemlicher Brodneid zu bestehen. Das alte Lourdes ist neidisch auf das neue, weil dies durch Lage und Einrichtung den Vorzug hat. Die Grotten-Patres machen eifersüchtig, daß ihnen niemand die Einkünfte schmälere. Dann herrscht natürlich eine große Concurrnz unter den vielen Händlern mit Kerzen, Weihgeschenken und allen möglichen Votiv- und Wallfahrtsgegenständen. Auch die Patres treiben Handel damit. Die Bürger von Lourdes wollten es ihnen zwar verbieten mit Berufung auf die Bedingungen bei Abtretung des Terrains. Aber die Patres haben erklärt, sie würden dann die ganze Grotte schließen, worüber natürlich großes Entsetzen in Lourdes. Dazu die vielen Blumen-Verkäuferinnen. Es sind darunter jedenfalls viele zweideutige Elemente. Die Wallfahrt hat die Sitten der

Einwohner von Lourdes nicht verbessert, sondern verschlechtert. Frauen und Mädchen, früher sittsam und tugendhaft, sollen faul und unverfchämt geworden sein. Dazu noch das fremde Gefindel, das von allen Seiten herbeiströmt, um zu verdienen. Für ganz arme Pilger gibt es öffentliche Unterkunftsräume, wo männlich und weiblich durch einander kampiren und die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen läßt. Letzteres scheint in Lourdes auch sonst der Fall zu sein. Wenn man liest, wie Zola die Speisezimmer, Schüsseln, Tische, Speisen und Bedienung schildert, dann vergeht einem der Appetit.

Natürlich trachten alle Pilger so schnell als möglich zur Grotte und den Gnadenorten. Es bildet sich ein eigentlicher Krankenzug, den Zola in seiner Weise überaus drastisch und anschaulich beschreibt. Es ist eine wahre Parade menschlichen Glends und menschlicher Verunstaltungen in allen Graden und Gestalten. Auch Boissarie bestätigt dies, und schon von dem Eisenbahnzug Nr. 2 sagt Reiners: „Welch ein schauriger, das Interesse des Herzens aufrüttelnder Anblick!“ „Wo ist ein Krankenhaus, das auf einmal solch eine große Zahl zumeist Unheilbarer in sich faßt?“ So geht es hinan zur Grotte über die Brücke des Gave auf einen 900 Fuß langen, 300 Fuß breiten Platz mit prächtigen Anlagen und vielen Bäumen, am Anfang die Statue des heiligen Michael, in der Mitte ein hochragendes Kreuz. Vor sich, sowie rechts und links des Weges zahlreiche Klöster und Institute: das Waisenhaus der Schwestern von Nevers, das Kloster der Karmeliter, das Kloster von Mariä Himmelfahrt, der Dominicanerinnen, der Schwestern von der unbefleckten Empfängniß, der Klarissinnen zc. Oben sieht man die drei übereinander gebauten Kirchen: die Rosenkranzkirche, die Krypta, die Basilika. Die Grotte sieht man beim Hinausgehen noch nicht. Aber oben angelangt, ist vor der Grotte ein großer freier Platz, mit großen Steinplatten belegt, der gegen 20,000 Menschen fassen soll; ein besonderer Raum ist für die Kranken, bis zu 1200, abgegrenzt.

Und nun die Grotte! etwa 40 Fuß breit, 21 Fuß hoch und 24 Fuß tief. Rechts, etwas erhöht, ist die Nische der Erscheinung mit der Marmorstatue der unbefleckten Empfängniß. Die Statue ist aus carrarischem Marmor, mit einer, von französischen Frauen gestifteten, mit 40,000 Diamanten besetzten Krone, um das Haupt in strahlenden Buchstaben die Worte: je suis l'immaculée Conception. Von dem Gewölbe der Grotte hängt eine goldene Lampe und außerdem brennen beständig an 200 Kerzen in der Grotte. Die Zahl der geopferten Kerzen ist schier unermesslich, so daß die überflüssigen auf Wagen fortgeschafft werden. Infolge der vielen Lichter soll es in der Grotte, obwohl sie nach Norden liegt und nie ein Sonnenstrahl hineindringt, immer warm sein. Ferner befindet sich in der Grotte ein Harmonium, ein Schrank, ein mit Silberplatten belegter, verschiebbarer Altar, Bänke und Stühle für ein kleines privilegiertes Publicum. Sie ist mit einem Gitter verschlossen und die Pilger ziehen durch die linke Thüre

hinein, durch die rechte heraus. Außerdem hängen und liegen natürlich in der Grotte eine Anzahl von Botivgegenständen. Interessant sind die Briefe. Es werden fortwährend eine große Menge von Briefen an die heilige Jungfrau durch das Gitter geworfen. Es kommen solche auch mit der Post an und werden von den Missions-Briefstern an dem heiligen Ort niedergelegt. Die Briefe enthalten oft auch Briefmarken, vielleicht zur Rückantwort. Drei bis vier Wochen bleiben sie liegen; dann werden sie weggeräumt. Neben der Grotte ist in dem Felsen eine große Tafel mit einer langen Inschrift über die Erscheinungen und die Worte der heiligen Jungfrau.

Besonders wichtig in der Grotte ist die Quelle. Ihre Entstehung ist oben geschildert. Jetzt ist sie unter einem Gitter verschlossen und liefert täglich 122,400 Liter Wasser. Das ist zwar viel, aber es reicht doch kaum für den täglichen Bedarf, für den Brunnen zum Trinken und die Bassins. Es wird durch Röhren in einen Brunnen geleitet, wo man es zum Trinken und zum Füllen in Flaschen haben kann. Die Patres versenden es ähnlich wie Mineralwasser. Fast überall in katholischen Ländern gibt es Niederlagen. In Constantinopel wird es täglich von den Gregorischen Vätern an Christen, Juden und Türken ausgetheilt, selbst in Mekka und Medina wird es verkauft.

Weiter wird das Wasser geleitet in die Badebassins (Biscinen). Es sind dies drei kapellenförmige Einfassungen mit je drei Abtheilungen, also im Ganzen neun, sechs für Frauen und drei für Männer. In diese Bassins werden die Kranken auf Stufen hineingetragen und nach einiger Zeit wieder herausgezogen. Es ist dies mit dem Ent- und Bekleiden bei Schwerkranken eine schwierige Procebur. Das Wasser der Bassins wird täglich nur zweimal erneuert, und da an hundert Kranke durch dasselbe Wasser gehen, so kann man sich denken, in welchem Zustand es zuletzt ist. „Alles“, sagt Zola, „schwamm durcheinander: Blutfäden, Hautüberreste, Schorf von Wunden, Stücke von Scharpie und Verbänden, eine gräuliche, aus allen Leiden, Wunden, Fäulniß hervorgegangene Lache, und das Wunder schien darin zu bestehen, daß man aus diesem menschlichen Unrath lebendig wieder herauskam.“ Gleichwohl trachtet alles begierig dahin, ins wunderthätige Wasser. Die katholischen Schriftsteller vergleichen es nur mit dem Teich Bethesda.

Ich übergehe nun die Beschreibung der übrigen Stätten, der Kirchen mit ihren Kapellen und Altären und Schätzen. Es ist alles so kostbar und großartig, daß man sich nicht bloß über Menge und Kunst und Werth derselben wundern muß, sondern auch darüber, wie dies alles in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von dreißig Jahren zu Stande gebracht werden konnte. Ich möchte vielmehr jetzt übergehen zur Beschreibung der religiösen Uebungen. Es sind dies freilich dieselben wie überall: Beichte, Messe, Predigten, Gebete, Knieen, Opfern, Rosenkranz, Processionen zc. Aber dies alles

geschieht hier so massenhaft, daß es sich schwer beschreiben läßt, und wirkt eben in dieser Massenhaftigkeit mit solcher Gewalt, daß man sich daraus einen großen Theil der inneren und äußeren Wirkungen auf Seele und Leib erklären kann. Täglich viele Hunderte von Messen, ja zur Zeit der großen Wallfahrten mehr als tausend von Mitternacht an; fortwährend Predigten und Litaneien Stunden und Stunden lang: Gottesdienste bei Tag und bei Nacht, so daß viele Pilger gar nicht zum Schlafen kommen! Schon die mit so vielen Sagen umgebenen Stätten, die Grotte, wo der Himmel auf die Erde sich herabgelassen und die gebenedeiete Jungfrau die Pforte in denselben geöffnet hat, der Gedanke, der Glaube, das Bewußtsein, in ihrer besonderen Nähe zu sein, unter ihrem besonderen Einfluß zu stehen, ihr besonderes Wohlgefallen zu genießen, — wie gewaltig wirkt dies auf Herz und Gemüth des Katholiken und ist ihm nun Bürgschaft für besonderes Heil und außerordentliche Gnaden! Der gläubige Katholik fühlt sich da gewissermaßen im Bannkreis der heiligen Jungfrau und alles, was er hier thut, erscheint ihm verdienstlicher und wohlgefälliger und gnadenbringender als sonst überall. Darum ist das Streben aller Pilger nur zur Grotte. Der Platz vor derselben ist beständig voll; am Gitter, in der Grotte knien und beten beständig Andächtige; die Gebete werden hier inniger, die Andacht ist tiefer, die Brunst und das Verlangen glühender und hoffnungsvoller. Selbst des Nachts wird der Platz nicht ganz leer. Es wird zwar im Allgemeinen nicht geduldet, die Nacht vor der Grotte im Freien hinzubringen, wegen der Gefahr der Erkältung; aber es ist doch das heiße Ziel und Streben für viele und, die es erreichen, glauben eine besondere Gnade erlangt zu haben.

Dazu die Predigten. Rechts vor der Grotte ist eine Kanzel. Ein Pater nach dem anderen besteigt dieselbe und alle predigen von der Herablassung und Gnade und Güte und Freundlichkeit, wie von der Erhabenheit und Macht und Herrlichkeit der heiligen Jungfrau, von den Zeichen und Wundern, die hier geschehen und allen zu Theil werden können. Es sind Predigten, wie sie die Pilger gerne hören, begierig in sich aufnehmen und mit glühenden Hoffnungen und Erwartungen erwidern. Dann stimmen die Prediger die Litaneien an mit allen möglichen Anrufungen, Flammen- und Stoßgebeten, Preisen und Flehen und, möchte ich sagen, Schmeicheln, deren Refrain immer lautet: „Herr, heile unsere Kranken!“ „Herr, hilf uns und den Andern!“ „Herr, mache unsere Kranken gesund!“ Und was die Prediger vorsagen, das sprechen die Tausende nach, und es wird zu einer Begeisterung und Erhebung der Stimmen und Herzen, die alles mit fortreißt. „O wie geht es dem kälter Denkenden und ruhiger und besonnener Urtheilenden, dem Nordländer, zu Herzen, wenn er diese Volksmassen im Gebet vor den Piscinen erblickt, die Arme weit zur Buße ausgestreckt, mit lauter, oft von Thränen erstickter Stimme rufend oder die Gebete eines der Patres nachsprechend“ (Hense). Und ganz unvergleich-

lich schildert es Zola, daß man das Flehen und Rufen und Schreien des Stimmenmeers ordentlich zu hören meint. „Es ward ihnen“, sagt er z. B., „keine Ruhe gelassen. Die unausgesetzten Gebete hatten gleichsam die Wirkung einer Peitsche, welche ihre Seelen geißelte. Keinen Augenblick hörten die Rufe zur heiligen Jungfrau auf. Priester auf Priester bestieg die Kanzel, rief das allgemeine Weh aus und leitete die verzweifelten, dringenden Bitten der Menge während der ganzen Zeit, da die Kranken vor der bleichen Marmorstatue verweilten“ zc.

An das Bisherige reiht sich würdig die sogenannte Sacramentsprocession. Diese Procession soll eingeführt worden sein, als einmal tagsüber keine einzige Wunderheilung geschah. Da stellte man Nachmittags eine Procession an und siehe, zahlreiche und recht auffallende Heilungen ereigneten sich. So wurde die Einrichtung beibehalten und bildet jetzt den Glanzpunkt der Nationalpilgerfahrt. Sie beginnt Nachmittags vier Uhr und verläuft im Wesentlichen wie jede andere katholische Procession mit Fahnen und Allerheiligstem und Gefängen zc. Was von Priestern in Lourdes anwesend ist, theiligt sich daran im Ornat, und die Choralgesänge werden nur von ihnen ausgeführt. Von der Basilika ausgehend, steigt die Procession langsam, denn es ist ein ungeheures Gedränge, daß man kaum Bahn machen kann, den Arcadenweg zur Grotte herab. „Das Ohr an der Grotte vernahm die begeistertsten Ergüsse der Missions-Patres, welche die Kranken zum Vertrauen, zum Muth, zur Ergebung mit hinreißendem Flehen aufforderten, aber auch die gesunden Pilger zu Fürbitten für die unglücklichen Preßhaften anfeuernten. Es hatte die Spitze der Procession die Kranken vor der Grotte erreicht. Sie schlängelte sich rund um dieses traurige Lazareth, dem Gitter und den Piscinen entlang. Die Kranken geben sich alle Mühe, gesammelt zu sein, zu beten; man sieht auf ihrem Antlitz, welche Kraftanstrengung auch sie machen, wie sie wiederholt versuchen, vom Schmerzenslager sich zu erheben, bei diesen Versuchen von der vertrauensvollen Hoffnung befeelt, ob sie vielleicht schon Heilung, Genesung oder wenigstens Linderung gefunden hätten. Und als der Chor der 400 Priester mit den Kerzen in der Hand an ihnen vorüberzog, da blickte das thränenfeuchte Auge der unglücklichen Geschöpfe . . . jeden einzelnen Priester flehentlich an, wie von seinem Gebete . . . sichere und schnellere Erhörung gewärtigend. Der Traghimmel, unter dem der Bischof das Allerheiligste trägt, ist an der Grotte angelangt. Hier wird auf dem kleinen Altar das Sacrament niedergestellt, um nach den üblichen liturgischen Gesängen an die 1200 Kranken, die an einander auf Matrazen und in Wägelchen gereicht das Antlitz dem Allerheiligsten auf dem Thronus zuwenden, den Segen zu geben. Ein plötzliches, herzspandendes, alle Glieder und Sinne der Anwesenden durchschwirrendes Stillschweigen tritt ein. Der laut von der Kanzel herab die Massen und die Kranken zum Vertrauen, zu Flammengebeten, zu Invocationen anfeuernde Pater ist auf die Kniee gesunken; die Volksmassen, welche durch lautes Gebet, durch Nach-

rufen der Invocationen, durch Armausstrecken, durch Weinen und Schluchzen ein wild aufregendes Gemurmeln und Geräusch, ähnlich dem Meeresbrausen, dem Donnerrollen oder Kriegsgethüm, verursacht hatten, knieten alle nieder und nun vernimmt das Ohr nur das leise Plätschern des Gave, der über Steingeröll seine hellklaren Wasser dahinwälzt.“ Dann werden die Kranken von den brancardiers und von den Priestern zum Sacrament gebracht, es wird ihnen das ostensorium auf das Haupt gesetzt und der Fuß der Monstranz zum Kusse gereicht. Siehe, da ereignet sich plötzlich ein Wunder! Die Menge ergreift eine wilde Begeisterung und die brancardiers haben die größte Mühe, den Baldachin und die Kranken zu schützen und den Durchbruch der Massen zu verhindern. Langsam kehrt die Procession auf ihrem Wege zur Basilika zurück. Sie hat nur einen Weg von 1500 Fuß gemacht und dazu zwei Stunden gebraucht. Wenn selbst Reiners zuletzt sagt: „Ganz ermattet an Geist und Körper, sehnen wir uns nach Ruhe. Eine Abspannung des Geistes, welcher durch das soeben erlebte, nervenerschütternde Schauspiel der Sacramentsprocession angegriffen war“ zc. — was wird vollends der Eindruck gewesen sein auf die Menge der gewöhnlichen Pilger! welche Aufregung, welches Fieber des Geistes wird sich ihrer bemächtigt haben, daß man sich wundern müßte, wenn dabei keine Zeichen und Wunder geschähen!

Ähnlich verhält es sich mit der zweiten, der sogenannten Fackel-Procession, Abends acht Uhr. Diese hat keinen streng kirchlichen Character und kein Geistlicher geht im Ornat mit. Aber sie soll einen großartigen, wunderbaren Eindruck machen. Zola rechnet 30,000 Kerzenträger, welche in doppelter Reihe von der Grotte aus zur Basilika hinauf und dann zur Rosenkranzkirche hinab und zur Grotte zurückziehen. Alles singt unaufhörlich das Lourdes-Lied: „L'heure était venue“ zc. mit dem Refrain nach jeder Strophe: Ave, Ave, Ave Maria! „Die Stimmen erschallten im wachsenden Laumel. Die Strophen des Liedes erklangen allmählich durch einander, jeder Theil der Procession sang eine andere mit verzückten Stimmen, wie Besessene, die sich selbst nicht mehr verstehen.“ „Es war ein ungeheures, verworrenes Geschrei einer Menge, die ihr Glaubenseifer vollends berauschte, und immer wieder erscholl der Rehrreim des Ave, Ave, Ave Maria und übertönte den Lärm mit seinem qualvollen Rhythmus, der einen rasend machen konnte.“ Ein förmliches Glaubensfieber ergreift die Menge. Dann wieder plötzliches Schweigen. Dann beten die Kranken allein. In allen Variationen ergeht sich Gesang und Anbetung und Anrufung bis zur völligen Ermüdung. Unter Abfingung des Credo entfernen sich um elf Uhr die Pilger.

Und was ist nun der Erfolg von dem Allen? Hören wir die Berichte, so wissen diese von Heilungen zu erzählen, so zahlreich und auffallend, daß man sagen möchte, die Wunder seien da ganz alltäglich geworden. Bald hier, bald dort erhebt sich ein Kranker mit dem Ruf: „Ich bin geheilt!“

und ein Anderer wirft seine Krücken weg oder verläßt seinen Rollwagen, oder kann wieder sehen, hören und reden, oder Wunden schließen sich, oder ein Fuß verlängert sich, Schwindfüchtige werden gesund, Krebsgeschwüre heilen aus zc. Und das alles geht ganz plötzlich vor sich; darauf legt z. B. Boissarie das größte Gewicht und sieht gerade darin das eigentliche Kennzeichen des Wunders. Und man kann sich denken, was jede solche Heilung für einen Eindruck auf die versammelte Menge macht. „Die durch das Wunder Gerettete wirft sich auf die Kniee nieder; alles meint; Befehrungen finden statt; Protestanten und Juden treten zum Katholicismus über und andere Wunder des Glaubens geschehen, bei denen der Himmel triumphirt.“

Ueber dies alles sind nun die katholischen Schriften voll, zunächst die Annalen und von diesen aus die andern Schriften. Zahl und Namen und Krankheit und Heilung und alle einzelnen Umstände der Geheilten werden registrirt, die Wunder nach Jahren oder nach den Arten der Krankheiten geordnet, Beweise und Zeugnisse dafür beigebracht. Das Buch von Boissarie ist fast ausschließlich diesem Zweck gewidmet. Schon die bischöfliche Commission, heißt es etwa, hat aus der Zeit von 1861 bis 1862 im Ganzen 144 auffallende Heilungen festgestellt, ohne diejenigen zu berücksichtigen, welche auch auf natürliche Weise erklärt werden können. Bei der Nationalwallfahrt von 1879 sollen über 107 Heilungen Protokolle aufgenommen worden sein. Bei der von 1882 wurden 176 wunderbare Heilungen und 800 Befehrungen gezählt; bei der von 1884 waren es 62 und auf der Rückreise noch mehr Wunder.

Und wie werden die Wunder verwerthet? Als Beweise für die Marienverehrung, insonderheit für das Dogma von der unbefleckten Empfängniß und für die katholische Kirche überhaupt! „Sind sie nicht, schreibt Pater Gratian v. Linden, ein Siegel, das der Allmächtige unserer Verehrung und Liebe zur Mutter Gottes ausprägt? Sind sie nicht gewissermaßen die Perlen und Diamanten, welche der Krone eingefügt werden, womit diejenige gekrönt worden ist, die gesagt hat: ‚Ich bin die unbefleckte Empfängniß‘? Ja, sind sie nicht die himmlische Bestätigung der am 8. December 1854 verkündigten Glaubenslehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens? Sind sie nicht die Lichtstrahlen, die von der unbefleckt empfangenen Jungfrau sich ergießen über den katholischen Erdkreis?“ Ebenso bezeichnet sie Hense als hellleuchtendes Zeugniß der göttlichen Wahrheit gegen das finstere Reich des Unglaubens, als Beglaubigung der katholischen Kirche inmitten aller Verachtung und Verfolgung als der wahren Himmelstochter, der theuren und reichbegnadigten Braut des Heiligen Geistes, als Stärkung in den Tagen des Kampfes durch die Hinweisung auf die unbefleckt empfangene Jungfrau. Auch die Protestanten sollen diese Wunder angehen. Gott der Herr fordert sie dadurch auf, noch einmal zu prüfen und zu untersuchen und dann in den Schooß der Mutterkirche zurückzukehren, da sie nicht leugnen können, daß die römische Kirche allein sie retten kann.

So weit in sorgfältigem Bericht die „Neue Kirchliche Zeitschrift“. Wie man die Vorgänge in Lourdes, speciell die „Wunder“ zu beurtheilen habe, darüber möchten wir selbst einige wenige Worte hinzufügen.

In einigen Fällen ist einfacher Betrug aufgedeckt worden. Weil die in Lourdes Geheilten nicht bloß angestaunt, sondern von „frommen“ Katholiken auch reichlich beschenkt wurden, so hat man Krankheiten und natürlich auch ihre plötzliche Heilung in Lourdes simulirt. — In vielen Fällen erklären sich die Heilungen auf natürliche Weise. Erfahrungsmäßig werden Krankheiten, denen nur functionelle und nervöse Störungen zu Grunde liegen, durch starke körperliche und seelische Erschütterungen manchmal ganz plötzlich geheilt. Für die nöthigen „Erschütterungen“ aber ist in Lourdes reichlich gesorgt, wie aus den eingehenden Schilderungen der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ erhellt. — Es bleibt aber eine Anzahl von Fällen übrig, in denen eine natürliche Erklärung den Dienst versagt. Hier gilt die Erklärung 2. Thessalonicher 2., wo es vom Pabstthum heißt: „Welches Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaften Kräften, und Zeichen, und Wundern, und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden, dafür daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden.“ In Lourdes wird — durch die Anbetung der Maria und die Verherrlichung des Pabstthums — Teufelsdienst getrieben. Was man dort opfert, das opfert man nicht Gotte, sondern den Teufeln, 1 Cor. 10, 20. Und wer den Götzendienst dort mitmacht, kommt in die Gemeinschaft der Teufel, und darf sich nicht beklagen, wenn Gott es zuläßt, daß ihm durch des Teufels Wirkung von diesem oder jenem Leiblichen Uebel geholfen wird.

F. P.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Unionismus innerhalb des Council practicirt und verworfen. Der „Herold“ berichtet: „Bei der Einweihung der englisch-lutherischen Kirche in Sumter, S. C. (P. J. C. Trauger), amtierten die Prediger der Methodisten-, Baptisten-, Presbyterianer- und Episcopalkirche des Orts. Die Gemeinde gehört zur Pittsburg-Synode. Es wird berichtet, daß diese Prediger für ihre Ansprachen und Reden lauten Beifall ernteten. Der 'Lutheran Visitor', dem wir diese Nachricht entnehmen, nennt den Ortspastor einen ‚guten Lutheraner‘.“ Der „Herold“ setzt aber hinzu: „Wir aber wünschen den Tag herbei, da dieser klägliche Unionismus sich so weit entwickelt haben, daß seine Vertreter aus Ehrlichkeit auch den lutherischen Namen aufgeben, nachdem sie das lutherische Bekenntniß doch längst über Bord geworfen.“ — Sehr wahr! Nur liegt es in der Art des Unionismus, daß er den lutherischen Namen gern beibehält und daneben unionistisch practicirt. F. P.

Council und General-Synode. Der „Herold“ schreibt: Trotz der Beschlüsse der englischen Philadelphia-Conferenz bestehen die Stimmführer der englischen

Sonntagschulen auf ihrem Vorhaben, mit den Sonntagschulen der General-Synode einen Bund zu schließen. — Viel schöne Reden sind mündlich und schriftlich gehalten worden über brüderliches Handinhandgehen und rücksichtsvolle Nachbarschaft zwischen Generalconcil und General-Synode. Dabei wird aber seitens der letztgenannten sehr ungenirt ein Gegenaltar nach dem andern errichtet und über die Uebergriffe jubilirt.

Ueber die Secte der Kappisten, welche Anfangs dieses Jahrhunderts unter der Führung des Bauern G. Kapp aus Württemberg einwanderte, finden wir in einer hiesigen Zeitung die folgende Notiz: „Aus Pittsburg wird geschrieben: Die Reihen der Kappisten, welche in dem nicht weit von hier gelegenen Orte Economy hausen, lichten sich immer mehr, und in nicht sehr ferner Zeit wird diese alte Secte, welche Ländereien im Werthe von mehr als einer Million Dollars besitzt, ausgestorben sein. Gottlieb Niethmüller, einer der Ältesten der Gesellschaft, verschied heute Morgen nach längerem Krankenlager und es sind jetzt nur noch zehn der alten Mitglieder am Leben. Der Verbliebene, der ein Alter von 63 Jahren erreicht hatte, war gebürtig aus Hohened bei Ludwigsburg, Württemberg, und kam anfangs der 60er Jahre mit seiner Gattin und drei Kindern nach America. Seine Familie kehrte bald wieder nach Deutschland zurück, während er selbst sich den Kappisten angeschlossen und bald eines der hervorragendsten Mitglieder der Gesellschaft wurde.“ — Die Kappisten sind eine communistiche Secte und verwerfen zu gleicher Zeit die Ehe.

Bau einer römischen Kirche in West Point. Aus Washington wird berichtet: Den Mitgliedern des Haus-Committees für militärische Angelegenheiten gehen Schreiben von religiösen Gesellschaften in verschiedenen Theilen des Landes über die Handlungsweise des Kriegssecretärs zu, welcher den Bau einer katholischen Cathedrale auf dem der Regierung gehörigen Lande bei West Point gestattet hat. Die Sache scheint, wenn die Briefe ein Anzeichen dafür sind, ein Aufsehen erregt zu haben, welches nahezu ebenso groß ist, wie das, welches durch die Verwilligungen für katholische Schulen hervorgerufen wurde. Drei religiöse Körperschaften haben bereits angefragt, ob ihnen gleichfalls die Errichtung von Kirchen auf dem West Point-Platz gestattet werden wird. Die Sache wird vielleicht vor den Congress gebracht werden. — Nach den letzten Nachrichten hat der Kriegsminister die den Römischen bereits ertheilte Erlaubniß wieder zurückgezogen.

Pläne der Heilsarmee. Oberbefehlshaber Booth-Tuder von der Heilsarmee will die Armuth aus der Welt schaffen. Er hofft das zu erreichen, indem er die Menschheit wieder dem Landleben zuführt, von dem sie ausging und das für sie noch immer eine Heil- und Verjüngungsquelle ist. Booths Plan ist vielseitig. Er will „städtische Colonien“ anlegen mit Niederlagen für Lebensmittel zc., Arbeits-Nachweisungs-Bureaus und Fabriken für die Beschäftigungslosen, Asyle für die Gefallenen, für frühere Zuchthäuser zc., zugleich mit Centralstellen für Auskunft und Unterstützung. Diese „städtischen Colonien“ sollen in den schlimmsten Vierteln der Großstädte angelegt werden. Er will für die „überschüssige städtische Bevölkerung“ den Pingree'schen Gedanken städtischer Kartoffelfarmen weiter durchführen, und den Leuten auf diese Weise die Möglichkeit verschaffen, sich die Lebensmittel, deren sie bedürfen, selbst zu ziehen und Erfahrungen im Ackerbau zu sammeln. Das Alles würden sozusagen Vorarbeiten sein, die zur Hauptsache führen: zur Gründung von Farmer-Colonien in der Nähe der Großstädte und zu großen „Landcolonien“ im Westen, nach welchen „die überschüssige Bevölkerung der Städte unter weiser und gütiger Führung systematisch übergeführt werden soll“. Dort soll dann den Armen so lange beigegeben werden, bis sie auf eigenen Füßen stehen können

und Herren des Landes sind, das sie bearbeiten. — Herr Booth-Tucker vergift vornehmlich Eins. Er bedenkt nicht, daß er es größtentheils mit Armen zu thun hat, die weder von Farmarbeit, noch von anderer beständiger Arbeit etwas wissen wollen. Arbeitszwang aber wird er weder einführen wollen, noch können. J. P.

Verbrechen und religionslose Schulen. Durch die americanischen Zeitungen geht die Notiz, daß Richter Street von Hamilton, Ontario, über das zunehmende Verbrechertum sich öffentlich also ausgesprochen habe: „Mit einer Ausnahme waren alle diese Verbrecher“ — nicht eingewandert, sondern — „in Hamilton geboren und in unsern öffentlichen Schulen unterrichtet. Aber in diesen Schulen haben sie nichts von Religion und Moral gehört. Da ist es nicht zu verwundern, daß sie auf den Weg des Verderbens geriethen und nun Verbrecher sind.“ Wozu diese Klagen, die sich in der einen oder andern Form immer wiederholen? In die Staatschulen kann nun einmal kein Religionsunterricht eingeführt werden, und den Gemeindefschulen steht man nach wie vor feindselig gegenüber. J. P.

II. Ausland.

† **Superintendent N. P. Grunnet.** † Am 13. Januar verschied nach langem schweren Leiden der Superintendent der dänischen Freikirche, Herr Pastor N. P. Grunnet, im Alter von nahezu 72 Jahren. Die dänische Freikirche, welche Gott durch seine Wirksamkeit vor 42 Jahren gegründet hat, welcher er all diese Jahre hindurch vorgestanden, für welche er seine Gesundheit und sein Leben aufgeopfert, der er gebiet hat, ohne zu fragen, was wird mir dafür, verliert an ihm ihren geistlichen Vater und wird durch diesen Schlag, obwohl sie denselben lange hat kommen sehen, schwer gebeugt sein. Darum wollen wir, indem wir mit unsern Glaubensbrüdern in Dänemark herzlich trauern, zugleich Gott unsern Heiland ernstlich anrufen, daß Er die Wunde heilen möge, die er geschlagen. Ja, Er wolle das Werk, welches Er durch dieses sein besonders begabtes Rüstzeug begonnen und bis hieher trotz vieler Anfechtung und Nöthe erhalten hat, nicht lassen, sondern die Gemeinden bei seinem Wort und Glauben und in gottseligem Leben erhalten und insonderheit die beiden Pastoren Waldemar Grunnet und H. Solbrig stärken, daß sie das Werk weiter führen können, welches nun allein auf ihren Schultern ruht. Der Gott alles Trostes tröste die tiefgebeugte, fast erblindete Wittwe, die 41 Jahre lang Freud und Leid mit ihrem Manne getragen hat, und mache ihren einsamen Lebensabend dadurch helle, daß Er ihr Freude an ihren Kindern und Enkeln und durch das Gedeihen der Freikirche beschert, welcher auch sie als Gehülfin ihres Mannes ihr Herz und ihre Hand gewidmet, deren Nöthe sie auf mütterlichem Herzen mit ihrem Manne getragen hat. (Freikirche.)

Der theologisirende medlenburgische Landtag. Die sächsische „Freikirche“ be richtet: „Der medlenburgische Landtag als Gemeindevertretung (!) der medlenburgischen Landeskirche hat gegen die Verweigerung des Begräbnisses im Duell gefallener Personen Protest erhoben, „um nicht Kreise, welche am festesten zur Kirche stehen (!), derselben länger oder kürzer zu entfremden“, das heißt, die nach ihrer Meinung, „am festesten zur Kirche Stehenden“ erklären, dies nur so lange thun zu wollen, als ihnen die Kirche die in Gottes Wort wie auch von der weltlichen Obrigkeit verbotene Selbsttrache freigibt und einen Mörder und Selbstmörder für einen „der Kirche treu ergebenden, vollkommen sittlichen Mann“ erklärt. Dieselbe Staatskirchenvertretung hat ferner an beide Landesherren als Oberbischöfe die Bitte gerichtet, es möge angeordnet werden, daß aus den Bibelstellen des Traurituals 1 Moj. 3, 16. die Worte: ‚ich will dir viel Schmerzen schaffen‘ 2c. und ‚mit Schmerzen‘ 2c. fortgelassen werden.“ So weit die „Freikirche“. Wie wär's, wenn der medlenburgische

Landtag beschlöße, daß in Mecklenburg hinfort die Kinder „ohne Schmerzen“ geboren würden?
F. P.

Mariaerscheinungen und die Polizei. Aus Gleiwitz wird berichtet: Vor der Strafkammer hatten sich vierzig Personen wegen Uebertretung einer Polizeiverfügung zu verantworten. Um den Ansammlungen vor dem Gladonschen Hause in Sosniza Einhalt zu thun, wurde das Betreten eines bestimmten Raumes bei dem Hause, wo die Muttergottes-Erscheinungen erfolgen sollten, verboten. Die Leutekehrten sich jedoch nicht an die Polizeiverordnung und versammelten sich nach wie vor zu Andachtsübungen vor dem Hause. Angeklagter Winigß will beschwören, daß er die Muttergottes in einer besonderen Beleuchtung gesehen habe. Die Andächtigen seien nicht auf einmal vor dem Hause erschienen, sondern hätten sich nacheinander eingefunden, um ihre Gebete zu verrichten. Zeuge Poloff sagt aus, ein Gendarm habe die Leute mitten im Gebet aufgefordert, auseinanderzugehen; sie hätten aber erst ihre Gebete vollendet, da sie eine innere Stimme zum Ausharren ermuntert habe. Wegen des Gebetes könnten sie doch nicht bestraft werden. Zeuge Stochmol meint, er habe für den „allerheiligsten“ Kaiser gebetet, wofür ihn die Polizei achtzehn Stunden eingesperrt hätte. Nach Angaben einer Zeugin hätten ihre fünf und acht Jahre alten Kinder die Muttergottes gesehen und mit ihr gesprochen; dieselbe hätte ihnen die Errichtung eines Klosters versprochen. Sämmtliche Angeklagte, die von den Erscheinungen überzeugt sind und Wunderwirkungen behaupten, wurden zu je 15 Mark Geldstrafe verurtheilt. Unter der Be-theuerung ihrer Unschuld verließen die Angeklagten den Sitzungssaal. — Armes vom Papst verführtes Volk!
F. P.

Streit der schwarzen und rothen Kreuzesfeinde. Aus Luxemburg wird gemeldet: Die hiesige Abgeordnetenkammer hat vorgestern fast einstimmig einem von einigen clericalen Abgeordneten eingebrachten Antrage zugestimmt, in allen Gerichtssälen des Landes ein Christusbild anzubringen. Die Ultramontanen wollten ihrer Rüstkammer ein neues Wahlmittel zuführen. Aber die Liberalen stimmten für den Antrag. Sie trösteten sich damit, daß ja niemand an dem Bilde Anstoß zu nehmen brauche, da Christus, wie der Abgeordnete Simons meinte, auch immerdar das Urbild des Menschen bleibe, der für seine Ueberzeugung gestorben sei. Jedenfalls müsse aber das Bild so angebracht werden, daß auch der Richter es vor Augen habe und sich stets daran erinnern könne, daß Christus durch die Feigheit eines römischen Richters gekreuzigt wurde, der von der Unschuld des Angeklagten überzeugt war und sich trotzdem von einer durch fanatische Priester aufgehetzten Volksmenge eine Verurtheilung entreißen ließ. Die Befürworter des Antrages erwarten von der Gegenwart des Christusbildes im Gerichtssaale eine Abnahme der Meineide.
F. P.

Die Bibel in Indien. Die „D. C. R.“ schreibt: Die Verbreitung und Kenntniß der Bibel in Indien wächst in erfreulichster Weise. In jedem Wartesaal in Indien liegt z. B. eine englische Bibel und eine Bibel in der Landessprache. Die englische Bibel wird von den Bediensteten der Bahn und von den Durchreisenden fleißig gelesen. Aber auch die Eingebornen lesen die Schrift in ihrer Muttersprache. In Bengalen sind kürzlich mehrere Heiden zusammengetreten und haben sich durch Heiden das Evangelium Matthäi in Bengali übersetzen lassen, um es besser verstehen zu können. Ein Missionar in Teluguland hat Lesesäle für gebildete Hindu eingerichtet und die Bibel in sieben Sprachen aufgelegt.

Nekrologisches. Am 25. Januar ist P. Johannes Deinger, Inspector der Missionsanstalt zu Neubettelsau, im Alter von 54 Jahren ganz unerwartet gestorben.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

März 1897.

No. 3.

Von dem Beruf der Lehrerinnen an christlichen Gemeindeschulen.

Die Lehrerinnen bilden heutzutage hier zu Lande einen wichtigen Factor im öffentlichen Unterrichtswesen. In den Staatsschulen fungirt zumeist weibliches Personal. Aber auch in christlichen Gemeindeschulen sehen wir, wenn auch in beschränktem Maas, Lehrerinnen an der Arbeit. Das ist nichts Neues in der Kirche. In den alten lutherischen Kirchenordnungen findet sich auch eine Rubrik über den Dienst der „Schulmeisterinnen“, denen insonderheit der Unterricht der „Jungfrauen“ anvertraut war. Vergl. den betreffenden Artikel im Novemberheft 1896 des Schulblatts, S. 328. Da hat man denn, auch neuerdings wieder, die Frage aufgeworfen: Wie? Ist das recht? Stimmt das mit Gottes Wort? Und wie hat man den Beruf der Lehrerinnen in Kirchschulen anzusehen? Diese Frage soll hier in Kürze mit Gottes Wort beleuchtet werden.

Der Kirche Christi sind mancherlei Gaben vertraut. Zu diesen Gaben gehören auch die Aemter oder Dienste, *diaconiai*. Und es gibt verschiedene Dienste. Röm. 12, 6. 1 Cor. 12, 5. Der Apostel nennt Röm. 12 und 1 Cor. 12 beispielsweise eine Reihe solcher Gaben und Dienste. Es ist nicht die Meinung, daß er sie alle aufzählen will. Er macht insonderheit diejenigen *χαρίσματα* namhaft, die eine Prærogative der apostolischen Kirche bildeten, Wundergaben und Wunderkräfte, mit denen die *ecclesia primitiva* geschmückt war. Zu andern Zeiten sind dann andere Dienste in der Kirche aufgetommen, welche die erste Christenheit nicht kannte. Alle Gaben und Dienste sind der Kirche geschenkt, und die Kirche, die Gemeinde ist Herr über dieselben. „Alles ist euer“, selbst Paulus, Apollo, Kephas. 1 Cor. 3, 21—23. Die Gemeinde, ihrerseits Christo und Gott unterthan, ist Herrin über Alles und hat also auch die Macht und das Recht, alle Dienste zu ordnen und einzurichten, je nach Bedürfnis und Umständen. Der Maasstab hierfür ist *πρὸς τὸ συμφέρον*, „zum gemeinen Nutzen“. 1 Cor. 12, 7. Nur Eins ist noch hierbei zu beachten. Alle kirchlichen Dienste stehen irgendwie

in Beziehung zu dem Wort, zu dem Dienst am Wort. Christus hat schließlich Alles, was er seiner Kirche befohlen und anvertraut hat, in die Worte zusammengefaßt: „Prediget das Evangelium aller Creatur.“ Gehet hin, lehret, taufet! Auch z. B. solch ein Dienst, wie die Almosenpflege, die Krankenpflege, hat Beziehung zum Wort. Wo dieser Dienst recht bestellt ist und recht geübt wird, da gewinnt Gottes Wort im Leben der Gemeinde recht greifbare Gestalt. Und eben darum sind alle andern Dienste dem vornehmsten Amt, dessen Aufrihtung der Gemeinde nicht nur in die Hand gegeben, sondern auch von Gott befohlen ist, dem Pfarramt als Helferdienste untergeordnet. Der Gemeindepastor ist nach der Schrift *κατεστην* der Lehrer, der Hirte und Aufseher der Gemeinde, er ist für die ganze Gemeinde verantwortlich und muß über dieselbe dereinst Rechenschaft ablegen. Apost. 20, 28. 1 Petr. 5, 1—3. Hebr. 13, 17. So sind z. B. die Vorsteher Gehülfn des Pastors in der Episcopie, helfen ihm an ihrem Theil die Einzelnen mit Gottes Wort mahnen und verwarnen.

Einer dieser Dienste, welche die Gemeinde, und zwar als Herrin, in ihrer Hand hat, ist der Dienst an den Kleinen, der Schuldienst. In der alten Kirche finden wir nicht einen besonderen Dienst und besondere Diener dieser Art. Wie in Israel, so empfangen in der ersten Christenheit die Kinder ihre erste geistliche Nahrung von ihren Eltern, später von den Ältesten der Gemeinde. Im Laufe der Zeiten hat sich das kirchliche Schulwesen und das Amt christlicher Schullehrer herausgebildet. Daß heutzutage die Anstellung besonderer Schullehrer, die Errichtung christlicher Gemeindefchulen dem Bedürfniß der Kirche entspricht und dem gemeinen Nutzen dient, liegt auf der Hand. Es ist hier nicht nöthig, näher auf diesen Punkt einzugehen. Was hindert dann aber die Gemeinde, die hier Vollmacht und Freiheit hat, weibliche Kräfte zum Schuldienst heranzuziehen? Hat doch manche christliche Jungfrau oder Wittwe die besondere Gabe, mit Kindern umzugehen, die Herzen der Kleinen zu fesseln und zu gewinnen, mit Kindern auch über göttliche Dinge recht kindlich und einfältig zu reden. Allerdings darf man sich aber dann nicht verhehlen, daß eine Lehrerin an einer christlichen Gemeindefchule, sofern sie Religionsunterricht erteilt, ein Stück der publica doctrina handhabt. Wenn eine Lehrerin etwa auch nur in der untersten Schulclasse den Kleinsten unter den Kleinen die vornehmsten biblischen Geschichten, die zwei ersten Katechismushauptstücke und etliche Sprüche und Liederverse einprägt, so lehrt sie damit Gottes Wort. Sie erzählt die biblischen Geschichten, aber das rechte Erzählen setzt voraus, daß sie selbst den Sinn und Verstand der Geschichten recht gefaßt hat, und daß sie, schon durch den Vortrag, den rechten Sinn und Verstand den Kindern erschließt. Und durch Frage und Antwort sorgt sie dafür, daß die Kinder, was sie auswendig lernen, auch wirklich lernen und erfassen, soweit es ihre Capacität gestattet. Also jede Lehrerin lehrt wirklich, und das ist ein öffentliches Lehren. Sie lehrt Gottes Wort als im Auftrag der Gemeinde. Sie

ist auch *persona publica*. Freilich ist nicht Alles, was ein Beamter der Gemeinde thut, öffentlich in dem Sinn, daß es allgemein, der ganzen Gemeinde bekannt wird. Wenn z. B. ein Pastor kraft seines Amtes Einzelne *privatim* vermahnt, einem Beichtkind auf seine Privatbeichte hin einen beichtväterlichen Rath ertheilt, so ist das gewiß kein öffentliches Reden und Lehren. Aber was vor einer großen Schaar von Kindern, in einer Schulclasse geredet und gelehrt wird, das ist der Natur der Sache nach *publik*. Was ein Lehrer, resp. eine Lehrerin, in der Schule thut oder redet, das thut oder redet er als vor den Augen und Ohren der Gemeinde. Was auf die Kinder im Unterricht besonderen Eindruck macht, bereden sie unter sich und erzählen es auch wohl daheim den Eltern. Ein einziges Wort eines Lehrers, sei es ein recht treffendes, packendes oder ein ungeschicktes Wort, kann bald in der Gemeinde die Kunde machen. Kurz, es ist evident, daß eine Lehrerin in ihrer Classe just dasselbe Werk ausrichtet, welches etwa in der Parallelcasse einer andern Schule von einem Lehrer verrichtet wird.

Wie? Verbietet aber Gottes Wort nicht den Frauen alles und jedes öffentliche Lehren? Ist das Recht und die Freiheit christlicher Gemeinden, die Dienste an der Schule nach eigenem, bestem Ermessen zu vertheilen, nicht durch solche Schriftworte, wie 1 Cor. 14, 34—36. und 1 Tim. 2, 11—14., eingeschränkt? Es kommt hier Alles darauf an, daß wir eben diese apostolischen Aussagen genau besehen und uns vergegenwärtigen, was der Apostel den Frauen untersagt und was nicht.

Im 14. Capitel des ersten Corinthherbriefs gibt St. Paulus den corinthischen Christen eine Unterweisung über die Einrichtung und Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes, wie sie es halten sollen, wenn sie zusammenkommen, V. 26., insonderheit über die rechte Verwendung des doppelten *χάρισμα*, der Prophetie und des Zungenredens. Er schärft ihnen zuletzt ein, daß die Propheten nicht durch einander, sondern nach einander, und in jeder Versammlung etwa zwei oder drei reden sollen, damit die Zuhörer das, was sie hören, auch recht fassen können. „Denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens.“ 29—33. Und nun fügt er ein Verbot an, welches die Frauen betrifft. „Die Weiber sollen schweigen in der Gemeinde.“ Es muß in der corinthischen Gemeinde, in welche so manche Unordnung eingerissen war, auch vorgekommen sein, daß Frauen in den öffentlichen Gottesdiensten als Lehrerinnen auftraten. Darin sieht der Apostel auch eine Unordnung und steuert nun diesem Unwesen mit aller Entschiedenheit. Der hier in Betracht kommende Abschnitt des Capitels beginnt wohl schon mit den letzten Worten des 33. Verses. Dieselben schließen sich besser an das Folgende, als an das Vorhergehende an. Wir übersetzen demnach Vers 33 b und 34 a folgendermaßen: „Wie in allen Gemeindeversammlungen der Heiligen, so sollen auch eure Weiber in den Gemeindeversammlungen schweigen.“ Mit dem Ausdruck *ἐν πάσαις ταῖς ἐκκλησίαις*, sowie *ἐν ταῖς ἐκκλησίαις* sind die Gemeindeversammlungen ge-

meint. Die *ἐκκλησίαι* der einen corinthischen Gemeinde können nichts Anderes sein, als die öffentlichen Versammlungen dieser Gemeinde. Das ganze Capitel handelt ja auch davon, wie es in den gottesdienstlichen Versammlungen gehalten werden solle. Der Ortsbestimmung *ἐν ταῖς ἐκκλησίαις*, „in den Versammlungen“ ist die andere Ortsbestimmung *ἐν οἴκῳ*, „daheim“ B. 35. entgegengesetzt. Die Meinung des Apostels geht also nicht dahin, daß die Weiber überhaupt im Bereich der Gemeinde schweigen, nicht „von Gemeinde wegen“ reden sollen, sondern dahin, daß sie in den gottesdienstlichen Zusammenkünften schweigen und nicht reden, des öffentlichen Lehrens sich enthalten sollen. Daß dies und nichts Anderes der Sinn des apostolischen Verbots ist, ergibt sich auch aus der Begründung desselben. „Denn es ist ihnen nicht gestattet, zu reden, sondern unterthan zu sein, wie auch das Gesetz sagt.“ Auf dem *ὑποτάσσασθαι* liegt der Nachdruck. Den Weibern kommt es zu, unterthan zu sein. Wem? Doch offenbar den Männern. Das sagt das Gesetz. Der Apostel deutet auf das Wort, das Gott noch im Paradies zu Eva sprach: „Dein Wille soll deinem Manne unterthan sein, und er soll dein Herr sein.“ 1 Mos. 3, 16. Das war von Anfang an Gottes Wille und Gebot, daß die Weiber in allen Stücken sich den Männern unterordnen. Und eben darum ist es den Weibern nicht gestattet, in der öffentlichen Versammlung, also in Gegenwart so vieler Männer zu reden und die Männer zu belehren. Damit würden sie sich über die Männer erheben. Denn der Lehrer ist dem Schüler übergeordnet. Eben darum, weil die Weiber den Männern unterthan sein sollen, sollen sie in der gottesdienstlichen Versammlung schweigen, andächtig zuhören und von den Männern, den Lehrern der Gemeinde, sich belehren lassen. Auch damit untergeben sie sich den Männern. Denn der Schüler ist dem Lehrer untergeordnet. St. Paulus fügt noch hinzu: „Wollen sie aber etwas lernen, so sollen sie daheim ihre Männer fragen.“ An die Lehrvorträge schloß sich in den Gemeindeversammlungen öfter eine Besprechung an, eine Art Lehrverhandlung. Wer etwas nicht verstanden hatte, frug die Lehrer, und dann wurde über diesen Punkt discutirt. Der Apostel gestattet nun aber den Frauen auch nicht einmal, dergleichen Fragen an die Lehrer zu richten und so eine öffentliche Discussion zu veranlassen und sich daran zu betheiligen. Sie sollen vielmehr daheim ihre Männer fragen. Den Grund hierfür gibt Paulus mit den Worten an: „Denn es ist für die Frauen schimpflich, in einer Gemeindeversammlung zu reden.“ Aus der Unterordnung der Weiber unter die Männer fließt die weibliche Zucht und Scham, Zurückhaltung im Verkehr mit Männern. Diese weibliche Wohlstandigkeit und Sittsamkeit verletzen und verleugnen aber die Frauen, wenn sie in öffentlicher Versammlung irgendwie das Wort ergreifen, auch nur Fragen aufwerfen, mit disputiren und damit die Aufmerksamkeit und Blicke so vieler Männer auf sich lenken. Was St. Paulus hier den Weibern und der Gemeinde hinsichtlich der Weiber untersagt, ist ein directes, apostolisches Verbot. Er

redet kategorisch: „Die Weiber sollen schweigen.“ „Es ist den Weibern nicht gestattet, zu reden.“ Er macht aber noch obendrein diese seine Belehrung ausdrücklich als Worte Gottes geltend. „Ober ist das Wort Gottes von euch ausgekommen? Ober ist es allein zu euch gekommen?“ B. 36. Das Wort Gottes ist nicht von den Corinthern ausgegangen, die haben es von Andern überkommen, und nicht sie allein, es ist noch an viele andere Orte gekommen. Ueberall aber sonst, wo das Wort hingekommen ist, in allen andern Gemeinden wird es, eben dem Worte Gottes gemäß im öffentlichen Gottesdienst so gehalten, daß die Frauen nicht als Lehrerinnen auftreten dürfen. So sollen die Corinthier dem Beispiel der andern Gemeinden folgen und auch in diesem Stück sich dem Worte Gottes fügen.

Wie sehr es dem Apostel damit Ernst ist, daß das natürliche Verhältniß, welches zwischen Mann und Weib besteht, das der Ueberordnung und Unterordnung, auch in der christlichen Kirche nicht verrückt werde, ersieht man noch aus einem andern Passus des ersten Corinthierbriefes, 11, 1—16. Da handelt er auch von den gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde und weist die Frauen an, mit bedecktem Haupt zu erscheinen, die Männer aber mit unbedecktem Haupt. Es war dies bei den Griechen so Sitte, daß bei öffentlichen Zusammenkünften und insonderheit auch in den Tempeln und bei Götzenfesten die Frauen eine Kopfbedeckung trugen, die Männer aber mit freiem, entblößtem Haupt sich sehen ließen. Die Kopfbedeckung der Frauen galt als Symbol ihrer Abhängigkeit von den Männern, das freie, unbedeckte Haupt der Männer als Zeichen ihrer Würde und Hoheit. Was der Apostel hier von der äußerlichen Tracht und Haltung schreibt, führt er nicht als apostolisches Gebot, nicht als Wort Gottes ein, sondern er ertheilt hier den Corinthern einen guten Rath, es ist eine löbliche, in allen andern Gemeinden eingebürgerte „Gewohnheit“, *συνήθεια*, B. 16., die er auch ihnen anempfiehlt. Er will sich mit denen, die hier anderer Ansicht sind und widersprechen, nicht weiter in Disput einlassen. Schließlich können christliche Weiber ihre Stellung zu den Männern, ihre Abhängigkeit von den Männern zur Genüge wahren und zu erkennen geben, auch wenn sie ohne Kopfbedeckung im Gottesdienst erscheinen. Dem Apostel liegt Alles daran, daß sie nur allewege in ihren Schranken bleiben. So erinnert er in diesem Zusammenhang an die Erschaffung des Mannes und des Weibes und das damit gesetzte Verhältniß des einen Theils zum andern. „Der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib vom Manne. Und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen.“ B. 8. 9. Daraus folgt, daß der Mann des Weibes Haupt, das Weib aber dem Manne unterthan ist. B. 3. In Christo ist zwar weder Mann noch Weib, die Weiber sind Mitgenossen derselben Gnade, wie die Männer. Aber doch hebt das Christenthum den in der Schöpfungsordnung begründeten Unterschied zwischen Mann und Weib nicht auf. Im äußerlichen Verkehr, im Zusammensein mit Männern, auch in den gottesdienstlichen Zusammen-

künften sollen die Weiber nicht vergessen, sondern beweisen, daß sie Weiber sind, den Männern unterthan.

Aber wie? Statuirt der Apostel nicht in eben diesem Abschnitt, 1 Cor. 11, 1—16., eine Ausnahme von der Regel, daß die Weiber, ihrer natürlichen Stellung gemäß, in der Gemeinde schweigen sollen, und gibt uns etwa ein Recht zu ähnlichen Ausnahmen, so daß wir den Beruf der Lehrerinnen jedenfalls unter die Ausnahmeregel unterbringen könnten? Er schreibt 11, 5.: „Ein Weib aber, das da betet oder weissagt mit unbedecktem Haupt, die schändet ihr Haupt.“ Hier verbietet der Apostel den Frauen nicht das Beten und Weissagen, sondern erklärt es nur für unziemlich, daß sie das mit unbedecktem Haupt thun. Man hat diesen Ausspruch St. Pauli so gedeutet, daß er einstweilen sein Urtheil über das Beten und Weissagen selbst, welches er freilich auch nicht gebilligt habe, suspendire und nur den einen Mißstand table, von welchem er in diesem Zusammenhang handle, das Entblößen des Hauptes. Aber es wäre doch eigen, wenn er das Nebensächliche, welches schließlich ein adiaiphoron ist, den Verstoß gegen eine gute, löbliche Sitte rügte, ohne zugleich die Hauptsache, den gleichzeitigen Verstoß gegen Gottes Wort und Ordnung, zu rügen. Oder man hat das Beten und Weissagen der Frauen mit entblößtem Haupt, offenbar ganz gegen den Context, in die Privathäuser, in den Familienkreis verlegt. Nein, die Worte des Apostels leiden schwerlich eine andere Auffassung, als daß er in dem Beten und Weissagen der Weiber an sich, und eben in dem öffentlichen Beten und Weissagen, wenn es nur mit bedecktem Haupt geschieht, nichts Bedenkliches findet. Aber damit hat er, was er 1 Cor. 14 von dem Schweigen der Weiber schreibt, nicht im mindesten eingeschränkt oder abgeschwächt. Weder das Beten noch das Weissagen gehört zu demjenigen Reden, welches er 1 Cor. 14, 33—36. den Weiber direct verbietet. Die Weiber sollen in der Gemeindeversammlung nicht lehren, nicht öffentlich als Lehrerinnen auftreten, die Männer nicht belehren, auch nicht vor und mit Männern öffentlich disputiren. Das ist, wie wir erkannt haben, in der zuletzt genannten Stelle die Meinung Pauli. In diese Kategorie gehört aber weder das Beten noch das Weissagen. Zunächst ist das Beten doch kein Lehren und Discutiren. Daß die Weiber im Gottesdienst in und mit der Gemeinde beten und singen, und recht laut und kräftig mitbeten und mitsingen, ist gewiß nur löblich. Wenn sie, wie etliche pflegen, hier zu zimperlich thun und, statt zu singen, leise lispeln, so ist das wahrlich kein Erweis weiblicher Bescheidenheit und Zurückhaltung. Aber auch das Weissagen der Weiber widerspricht nicht dem *συνάγωγαν*, „sie sollen schweigen“. Daß die Weiber in der Versammlung beteten, war etwas Gewöhnliches; wenn ein Weib weissagte, so war das etwas Außergewöhnliches. Es kam nicht so oft vor. Darum nennt der Apostel 11, 13. nur das Beten, nicht auch wiederum das Weissagen. Das Weissagen konnte der Natur der Sache nach dem nicht unterlagt sein, welcher Weissagung hatte, indem Gott selbst

ihm ja die Weissagung eingab, zu dem Zweck, sie Andern mitzutheilen. Das Weissagen, von welchem Paulus hier redet, war eine Wundergabe der apostolischen Zeit, gleichbedeutend mit ἀποκάλυψις, Offenbarung, von der Gabe „der Erkenntniß und der Lehre“ ausdrücklich unterschieden. 1 Cor. 14, 6. 26. Der Geist Gottes, der in der Gemeinde waltete, gab einmal diesem, einmal jenem Christen, auch während der Versammlung, eine besondere Offenbarung und trieb ihn dann, was er ihm offenbart, den Versammelten kundzuthun. Wer da weissagte, war nur Organ Gottes, Gott redete durch ihn. Seine Person, sein persönliches Wissen und Erkennen trat ganz zurück. Und nun gefiel es Gott hin und wieder, auch einer Frau Offenbarung zu geben. Indem Gott den Frauen das Reden und Lehren in der Versammlung verbot, hat er mit solcher Ordnung, die er für die Gemeinde traf, sich nicht selbst die Hände gebunden. Wann er wollte, konnte er auch einmal durch ein Weib seinen Willen offenbaren. Hat er doch selbst einmal einer Eselin den Mund aufgethan und durch ihren Mund einen Propheten gestraft. So hatte Gott auch jenen vier Töchtern des Diakon Philippus die Gabe der Weissagung verliehen. Apost. 21, 9. Indesß diese Weissagung, welche Gott gab, war eben auch kein Lehren. Wenn ein Weib weissagte, einfach das wiedergab, was Gott ihr eingegeben, so griff sie damit nicht in das Amt der Presbyter ein, welche in der Lehre arbeiteten und lehrhaftig waren, so hat sie sich damit nicht der Gemeinde, den versammelten Männern als Lehrerin aufgedrängt, nicht ihre eigene Weisheit vorgetragen, nicht aus ihrer eigenen christlichen Erkenntniß, Erfahrung, Erleuchtung heraus der Gemeinde, den Männern Belehrung und Unterricht erteilt. Wenn eine Frau weissagte, so erschien sie nur als medium des Geistes, so trat ihre Person ganz in den Hintergrund, und so war das ein ander Ding, als wenn sie aus ihrem Eigenen heraus in der Versammlung Fragen aufwarf, Einwendungen machte, zu discutiren begann und damit die Aufmerksamkeit aller Versammelten auf ihre Person zog, an sich fesselte. So bleibt also das Verbot des Apostels 1 Cor. 14, 33—36. unter allen Umständen in Kraft und Geltung und gestattet keine Ausnahmen.

Der Apostel bestätigt und bekräftigt dasselbe in einem andern Brief, 1 Tim. 2, 11—14. Er redet auch in diesem Zusammenhang von den gottesdienstlichen Versammlungen und ermahnt die Männer, mit heiligem Ernst, die Frauen, in sittsamer Tracht daran theilzunehmen. B. 8—10. Und dann fährt er fort: „Ein Weib lerne in der Stille mit aller Unterthänigkeit.“ B. 11. Das kommt dem Weibe zu, daß sie still und aufmerksam das höre und lerne, was der Lehrer der Gemeinde sagt. Ebendarnit unterstellt sich das Weib dem Manne, daß sie sich von ihm belehren läßt. Die Aussage des 11. Verses wird durch den folgenden Satz B. 12. näher erklärt. „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei.“ Dem Γυνή μανθανέτω B. 11. entspricht das γυναίκα δὲ διδάσκειν οὐκ ἐπιτρέπω B. 12., dem ἐν πάσῃ ὑπο-

ταγῆ B. 11. das οὐδὲ ἀδουτεῖν τοῦ ἀνδρός B. 12. Das Weib soll lernen und nicht lehren. Also dieses Reden, das Lehren in öffentlicher Versammlung ist den Frauen untersagt. Docendi potestatem in publico coetu adimit mulieribus apostolus. Calov. Das Weib soll unterthan sein und nicht den Mann beherrschen. Ein Weib würde ihre Unterthänigkeit verleugnen und den Mann beherrschen, wenn sie im öffentlichen Gottesdienst lehren, also auch Männer belehren würde. Denn wer öffentlich lehrt, beherrscht damit geistlicher Weise, die ihn hören, und bestimmt ihren Willen. Nam nomine Dei praecipunt atque imperant, qui publice docent. Calov. Der Apostel begründet seine Vermahnung in zwiefacher Weise. Zum Ersten mit dem Hinweis auf die Schöpfungsgeschichte. „Denn Adam ist am ersten gemacht, darnach Eva.“ B. 13. Beides, sowohl das Weib vom Manne ist, 1 Cor. 11, 8., als auch daß der Mann vor dem Weibe gemacht ist, bringt mit sich, daß der Mann des Weibes Herr und Haupt ist. Zum Andern durch Erinnerung an die Geschichte von dem Sündenfall. „Und Adam ist nicht betrogen worden, vielmehr das Weib ist betrogen und so in Uebertretung gerathen.“ Die Schlange hat Eva betrogen. 2 Cor. 11, 3. Auf dem Begriff ἀπατᾶν, betrügen, liegt der Nachdruck. Bengel bemerkt fein und treffend: Serpens mulierem deceptit, mulier virum non deceptit, sed ei persuasit. Das Weib als das schwächere Geschäß ist dem Betrug und der Täuschung zugänglicher, als der Mann. Und das Weib hat dann eben den Mann verführt und so das ganze Menschengeschlecht in Sünde und Uebertretung verstrickt. Die erste Unterweisung, die ein Weib dem Mann erteilte, das erste Dociren des Weibes unter dem Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen ist gar übel abgelaufen. Darum eignet sich das Weib wahrlich nicht für das öffentliche Predigtamt. Ait igitur, quia semel mulier virum edocuit et cuncta pervertit, idcirco nequaquam haec habeat velim de caetero docendi potestatem. Calov.

Was demnach der Apostel das Lehren der Frauen betreffend den christlichen Gemeinden verwehrt und verbietet, ist dies, daß die Frauen in gottesdienstlichen Versammlungen als Lehrerinnen auftreten, in Gemeindeversammlungen das Wort führen, daß sie die ganze Gemeinde lehren, Männer belehren. Denn das verträgt sich nicht mit der Art und Natur der Frauen und ihrer naturgemäßen Stellung zu den Männern. Und dieses apostolische Gebot leidet keine Ausnahme. Auch etwaiger Nothstand würde eine Ausnahme von der Regel nicht rechtfertigen und entschuldigen. Dagegen ist weder 1 Cor. 14 noch 1 Tim. 2 noch sonst wo in der Schrift den Frauen alles Lehren schlechtweg untersagt. Es ist ihnen nirgends verboten, Kinder zu lehren, sei es auch eine Schaar von Kindern, sei es auch von Gemeinde wegen. Das widerspricht nicht dem weiblichen Character und Beruf, auch nicht der weiblichen Schamhaftigkeit und Zurückhaltung. Denn Kinder, mögen es Mädchen oder kleine Knaben sein, sind eben keine Männer. Eine rechtschaffen christliche Gemeinde wird daher die Weiber unter allen Um-

ständen vom öffentlichen Predigtamt und Predigen zurückhalten, sie überhaupt in ihren Schranken halten und alle Art von Frauenemancipation, welche in der Kirche noch größeres Unheil anrichtet, als im Staat, mit Entschiedenheit bekämpfen, andererseits aber, wenn es sich sonst empfiehlt, den Dienst einer geschickten, zuverlässigen Kinderlehrerin, der sich ihr darbietet, nicht zurückweisen. Wir müssen hier, um nochmals auf die obige principielle Erörterung zurückzukommen, hinsichtlich der publica doctrina drei Dinge wohl von einander unterscheiden: 1. Die Verwaltung des Wortes ist der Gemeinde als priesterliches Recht übergeben und anvertraut. 2. Für die Verwaltung des Wortes hat Gott selbst in seinem Wort der Gemeinde gewisse Directiven gegeben. 3. In allen Stücken, die hier nicht durch ausdrückliche Schriftworte geregelt sind, hat die Gemeinde volle Freiheit, nur daß Alles, was sie ordnet, dem gemeinen Nutzen diene. So ist es Gottes Befehl und Ordnung, daß sie unter allen Umständen das Pfarramt aufrichte und hierfür geeignete Personen, und zwar nur Männer, keine Frauen, berufe, ferner, daß sie dafür Sorge trage, daß allen Gliedern der Gemeinde Gottes Wort nahegebracht werde, also auch die Kinder ihr gebührend Theil Speise empfangen. Hingegen ist es in die Freiheit der Gemeinde gestellt, ob sie die Unterweisung und Erziehung der Kinder allein den Eltern und dem Pastor überläßt, was sich freilich in größeren Gemeinden von selbst verbietet, oder ob sie für die geistliche Versorgung der Kinder besondere Personen bestellende und ob sie diesen Dienst nur Männern oder daneben auch Frauen übertragen will.

Indeß soll sich jede Gemeinde auch wohl vorsehen, daß sie ihre Freiheit nicht mißbrauche und den „gemeinen Nutzen“ nimmer aus den Augen lasse. Es wäre sehr verkehrt, wollte sie eine Lehrerin nur darum anstellen, weil dieselbe gerade zur Hand und billiger zu haben ist, als ein Lehrer. Eine Kirchengemeinschaft würde übel fahren, wenn es bei ihr dahin käme, daß die Lehrerinnen den Lehrern Concurrrenz machen. Es ist doch evident, daß ein seminaristisch gebildeter Lehrer in der Regel *ceteris paribus* mehr leisten kann, als eine Lehrerin, welche nicht so gründlich vorbereitet ist. Unter welchen Umständen eine Lehrerin gleichwohl ganz am Platze ist, soll hier nicht näher erörtert werden. Aber man darf dabei nicht vergessen, daß jedwedes Lehren, auch der Unterricht in der untersten Schulklasse, im A B C der christlichen Religion, eine gewisse Lehrhaftigkeit und ein gewisses Studium erfordert. Daß ein junges Mädchen gute Schulen mit Erfolg durchgemacht hat, daß sie die nöthigen Gaben und Kenntnisse besitzt, auch kleine Kinder gut zu behandeln versteht, genügt hier noch nicht. Dieselbe sollte, ehe die Gemeinde sie in ihren Dienst nimmt, auch besondere Anleitung im Unterrichten erhalten, sei es von dem Pastor oder einem erfahrenen Lehrer. Kurz, eine Gemeinde muß, wenn sie das Beste der Schule im Auge hat, wohl prüfen, ob die weiblichen Personen, welche sie zum Schuldienst heranzieht, wirklich auch dazu taugen.

Es kommt oft vor, daß eine Gemeinde eine Lehrerin nur auf bestimmte Zeit anstellt. Wie? Stimmt das mit dem kirchlichen Beruf der Lehrerinnen? Wir antworten mit der Gegenfrage: Wo findet sich ein Schriftwort, welches die Gemeinde verpflichtet, alle kirchlichen Dienste den betreffenden Personen auf die Dauer zu übergeben? Es widerspricht wohl der Art und Natur und Aufgabe des Pfarramts, wenn man den Trägern desselben eine bestimmte Frist steckt. Der Pastor soll seine Gemeinde Schritt für Schritt in der Erkenntniß und allem Guten fördern und weiterbringen, daß sie heranwache zu dem vollkommenen Maaß des Alters Christi. Eph. 4, 13. 14. Und das kann nur durch stete, anhaltende, geduldige Arbeit geschehen. Dem Pastor ist als dem Gemeindegirten die ganze Heerde zur Weide und Pflege übergeben, damit er am jüngsten Tage für dieselbe Rechenschaft ablege. Dieser Verpflichtung und Verantwortung wird er nur dann enthoben, wenn Gott selbst sie ihm auf irgend eine Weise abnimmt. Was vom Pfarramt gilt, das gilt aber nicht gleichermaßen von allen kirchlichen Helferdiensten. So können Gemeindevorsteher gar wohl thun, was ihres Amtes ist, auch wenn sie nur auf einen Zeitraum von wenigen Jahren erwählt sind. Und so kann auch eine Gemeinbelehrerin gar wohl in einem Jahr ihr Pensum an einer einjährigen Classe absolviren. Die christliche Gemeinde hat auch in diesem Stück Freiheit der Bewegung. Indeß ist es nur wohlgethan und dient dem gemeinen Nutzen, wenn eine erprobte Lehrerin auf unbestimmte Zeit berufen wird, natürlich mit dem Einverständniß, daß sie ihrer Verbindlichkeiten quitt und ledig ist, wenn sich ihr ein anderer Beruf aufthut, der dem weiblichen Geschlecht noch homogener ist, z. B. wenn sie Gelegenheit bekommt, sich zu verehelichen, oder wenn sonst ihre Kräfte für häusliche Arbeit begehrt werden. Im Uebrigen möge man auch den Lehrerinnen selbst sagen und einschärfen, was man von dem Beruf der Lehrerinnen zu halten hat, daß dieselben, indem sie den Kleinen dienen, Christo und seiner Gemeinde dienen, damit sie in der Furcht des HErrn und mit aller Treue und Sorgfalt diesen ihren Dienst ausrichten. G. St.

Welche Bewandniß hat es mit dem Leiden in der Welt?

(Schluß.)

Das Leiden ist Folge der Sünde, weil es in der Sünde seinen Grund und Ursprung hat. Daraus folgt aber nicht, daß Gott in keiner Weise Ursache der Leiden in der Welt genannt werden kann. Verschuldet freilich hat Gott das Leiden nicht. Wie aber der Arm des Vaters die Strafe verhängt, welche das Kind mit seinem Ungehorsam verdient hat, so ist es auch Gott, dessen Allmacht die Leiden über die Welt kommen läßt. Was Adam und in ihm die ganze Menschheit durch den Sündenfall vererbt hat, das wirkt Gott. Gott ist es, der den Gottlosen den wohlverdienten Sold, den

Tod, mit allem, was ihm vorausgeht und folgt, austheilt und der seinen Kindern das Kreuz, welches sie nach seinem Willen tragen sollen, auflegt. Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß auch die Sünde, wie oben gezeigt, eine bewirkende Ursache von allerlei Leiden sein kann. Aber auch da, wo die Sünde bestimmte Leiden hervorruft, bleibt Gott die oberste bewirkende Ursache derselben und die Sünde ist nur eine der *causae secundae*. Ohne, außer, neben und unabhängig von Gott kann die Sünde keinerlei Leiden erzeugen, sondern nur unter Gott, einzig und allein als von Gott benutzte Mittelursache. Deshalb aber, weil Gott die Sünde als Mittel zur Verwirklichung seiner Zwecke gebraucht, will er die Sünde als solche nicht. Gott hat auch nichts dazu beigetragen, daß die Sünde in die Welt gekommen ist; er hat sie nur zugelassen. Nachdem nun aber doch die Sünde in die Welt eingedrungen ist, macht sie Gott auch seinen Zwecken dienstbar. Seiner Macht und Herrschaft kann sie sich nicht entziehen. So muß die Sünde Gott gerade auch als Mittel dienen, die Leiden über den Sünder zu bringen, welche er ihnen verhängt hat. Daß die Sünde den Tod wirkt, und daß bestimmte Sünden ganz bestimmte Krankheiten nach sich zu ziehen pflegen, kommt von Gott. Gott hat eben den Menschen so geschaffen, daß er nicht sündigen kann, ohne sich selber Schmerz und Leiden zu verursachen. Daß die Sünde naturgemäß dem Tode in die Arme führt, ist — wie oben bemerkt — Gottes freie Ordnung und Einrichtung, ja, im Grunde nur die Art und Weise, wie Gott wirkt und zu wirken beschlossen hat, woimmer die Sünde in seiner Schöpfung auftritt.

Freilich ohne seine Heiligkeit und Gerechtigkeit zu verleugnen, kann Gott den unverföhnten Sünder nicht leben und doch glücklich bleiben lassen. Könnte der Mensch ein Sünder werden und dabei doch in seinen Sünden selig bleiben, so müßte er durch die Sünde in der That Gott geworden sein, wie ihm die Schlange im Paradiese verheißen hatte. Statt nun aber jeden Sünder, er sei Engel oder Mensch, gleich bei erster böser That in Nichts zurücksinken zu lassen, aus dem seine Allmacht ihn hervorgehoben, hat Gott den Menschen so gemacht, daß der Sünde zwar nicht Vernichtung, wohl aber Leiden folgen. Wenn der Mensch sündigt, so verschwindet er damit nicht aus dem Dasein, wohl aber wird ihm sein Dasein zum Fluch und zur Bürde, so lange er unter der Sünde bleibt. Und das hat Gott so gemacht. Gott hat z. B. dem Menschen das Gewissen anerschaffen, welches ihn verdammt und quält, so oft er sündigt. Alle Kräfte der Seele und alle Glieder und Säfte des Leibes sind von Gott so eingerichtet, daß die Sünde in ihnen zwar wohnen kann, aber nicht ohne Verwüstung und Schmerz in denselben anzurichten. Und auch sonst legt Gott dem Sünder Leiden auf, welche er will, wie oben gezeigt. Die eigentliche letzte bewirkende Ursache aller Leiden ist darum Gott. Die Allmacht Gottes ruft in der abgefallenen Welt das Leiden hervor, indem sie bald in den Dienst der göttlichen Gerechtigkeit tritt, um den Gottlosen nach ihren bösen Werken zu vergelten, bald, um Christi

willen, in den Dienst der göttlichen Liebe, Gnade und Treue, um Gottes Liebesabsichten zu verwirklichen. Beide empfangen ihr Leiden aus Gottes Hand, der Gottlose als Strafe, der Fromme als Beweise göttlicher Liebe. Und wo die Sünde Leiden hervorrufft, da thut sie dies einzig und allein als Mittel in Gottes Hand.

Wirkt Gott aber die Leiden in der Welt, so will er sie auch. Was Gott selber thut, das thut er frei und ungezwungen. Freilich ist dieser Wille, nach welchem Gott will, daß Leiden in der Welt sein sollen, nicht der absolute, der ursprünglich in und aus dem Wesen Gottes selber begründete, sondern der von außen durch die Sünde in der Welt bestimmte Wille Gottes. Absolute will und kann Gott auch das Leiden nicht wollen, weil er die Sünde nicht will. Ist aber die Sünde durch den freien Willen des Menschen dennoch gesetzt, so fordert die Gerechtigkeit Gottes, daß der Sünde Leiden folgen als Strafe. Gott will darum allerdings nach seiner Gerechtigkeit die Leiden in der Welt, aber nur als Folge und Strafe der Sünde. Aufgehoben hat Gott diesen seinen heiligen und gerechten Willen für die Menschen in Christo, in Anbetracht der von ihm für die Menschen in seinem Fluch- und Strafleiden geleisteten Genugthuung. Will Gott darum außer und abgesehen von Christo nach seiner Gerechtigkeit den Tod des Sünders, so will er dagegen in Christo nicht, daß jemand verloren werde. Nachdem die Strafe der Sünde Christum getroffen hat, will Gott nicht mehr, daß sie uns treffe. Und den Christen, der sich an Jesum hält, braucht auch, was die Gerechtigkeit Gottes betrifft, gar kein Leiden mehr treffen, ja, als Vergeltung kann ihn kein Leiden mehr treffen. Gott könnte jeden von dem Augenblick an, da er glaubt, von allem Uebel erlösen und aushelfen zu seinem himmlischen Reich, unbeschadet seiner Gerechtigkeit. Thut Gott das nicht, läßt er den Christen noch im Leibe der Sünde und im Jammerthal auf Erden leiden, so kann das seinen Grund nur in der Liebe und Weisheit Gottes haben. Worin dabei die Liebesabsichten Gottes bestehen, um derer willen Gott auch das Leiden der Christen will, ist oben gezeigt worden. Wer dagegen die in Christo dargebotene Gnade und Vergebung von sich stößt und in der Sünde bleiben will, der will damit auch unter dem Zorn bleiben, nach welchem Gott will, daß der Sünder seinen Frevel büße mit zeitlichem Tod und ewiger Verdammniß. Gott läßt somit die Leiden in der Welt nicht bloß zu, wie die Sünde, sondern er wirkt und will sie auch.

Und wenn Gott also das Leiden in der Welt und gerade auch das Fluch- und Zornleiden der Verdammten in der Hölle wirkt und in seiner Weise auch will, so ist das nicht etwas Böses, Grausames, Häßliches und Abstoßendes in Gott. Auch richtet Gott mit solchen Strafen nicht etwa Verwirrung und Disharmonie in der Schöpfung an. Im Gegentheil, gerade dadurch, daß Gott der Sünde Leiden folgen läßt, stellt er vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus die Harmonie wieder her, welche die Sünde

zerstört hat. Durch die Strafe, welche die Verdammten hier und in der Hölle leiden, wird das Mißverhältniß, welches die Sünde zwischen den heiligen Gott und dem Menschen geschaffen hat, ausgeglichen, befriedigend ausgeglichen. Alle Creaturen, auch die Verdammten, müssen zustimmen und bekennen, daß es recht und wohlgethan ist, wenn Gott den Sünder straft. Und das um so mehr, weil sie die von Gott in Christo dargebotene felige Ausgleichung des von ihnen geschaffenen Mißverhältnisses schönede ausgeschlagen haben. Statt also eine Störung in der Schöpfung zu sein, ist vielmehr das Leiden der Gottlosen, welche das stellvertretende Leiden Christi verschmähen, die einzig-mögliche Rectificirung der durch die Sünde geschaffenen Unordnung. In diesem Sinne stimmen wir denn auch dem Worte Augustins bei: „Est pulchritudo universae creaturae per haec tria inculpabilis: damnationem peccatorum, exercitationem justorum, perfectionem beatorum.“

Diese Wahrheit nun, daß Gott es ist, der alles Leiden über die Menschen bringt, über die Gottlosen zur Strafe, über seine Kinder zur Verwirklichung seiner Gnadenabsichten, wird in der Schrift wiederholt ausgesprochen. Die Strafgerichte über die ganze Menschheit, über verschiedene Heidenvölker, über Israel, über Jerusalem, und über einzelne Personen, von welchen die Schrift berichtet, schreibt sie sämmtlich Gott zu. Gott läßt die Menschen sterben, und sein Zorn ist es, daß sie so plötzlich dahin müssen. Ps. 90, 3. 7. Gott schafft dem Weibe viel Schmerzen. 1 Mos. 3, 16. Gott schlägt mit Pestilenz und sucht heim mit Schwolst und Fieber. 2 Mos. 9, 15. 3 Mos. 26, 16. ff. 5 Mos. 28, 21. ff. Gott bringt durch seinen Knecht Moses die zehn Plagen über Egypten, die Wassermogen im Rothen Meer über Pharao und sein Heer, den Ausfuß über Mirjam und den Tod über die Rotte Korah. Durch seinen Engel schlägt Gott 185,000 Assyrer in Einer Nacht, sein Volk Israel wegen Davids Sünde mit Pestilenz und den König Herodes, daß ihn die Würmer fressen. Durch Petrum läßt Gott Ananias und Saphira todt niederfallen und Climas durch Paulum erblinden. Gott verdirbt Hiob an Gütern, Kindern und Gesundheit. Hiob 1, 21. 19, 21. 7, 18. 19, 2, 3. Gott ist es, der Hiskias dürre ausfaugt. Jes. 38, 12. Klagl. 3, 37. 38. Und die Stummen, Blinden und Tauben hat nach der Schrift der Herr gemacht. 2 Mos. 4, 11. Ja, jedes Unglück in der Welt kommt vom Herrn. Amos 3, 6. Selbst die Plagen der Verdammten theilt Gott aus. Offenb. 22, 18. Ist Gott es doch auch alleine, der lebendig machen und tödten, Leib und Seele verderben kann in die Hölle. 1 Sam. 2, 6.

Freilich werden in der Schrift auch die Teufel und bösen Menschen als Urheber von allerlei Unglück und Leiden in der Welt genannt. Der Teufel ist der Mörder von Anfang. Joh. 8, 44. Er ist der Fürst, der Gott dieser Welt und hat die Gewalt des Todes über die Menschen. Joh. 12, 31. 2 Cor. 4, 4. Ebr. 2, 14. Er geht umher wie ein brüllender

Löwe und sucht, welchen er verschlinge. 1 Petr. 5, 8. Sein Sinn ist immer auf Verderben gerichtet. Er ist der Vater des Todes und der Urheber von allerlei Unglück. Und das ist er nicht bloß sofern er als Urheber der Sünde den Tod und alles Leiden in der Welt verschuldet hat, sondern auch als wirkende Ursache ruft der Satan Leiden hervor. Insonderheit hat es der Teufel dabei auf die Kinder Gottes abgesehen, um sie zu quälen und womöglich zum Abfall zu bringen. Gelingt ihm das nicht mit Lockungen zur Sünde, so erregt er als der rechte Trauergeist allerlei Anfechtungen und Traurigkeit im Herzen der Christen, oder er greift zu mancherlei Plagen mit Krankheit und Unglück. Eph. 6, 16. Der Teufel raubte dem frommen Hiob sein Gut, seine Kinder und zuletzt auch seine Gesundheit. Paulus wurde von Satanas Engel mit Fäusten geschlagen. Satan ist es auch, der die böse Welt reizt zur Verfolgung und Bedrückung der Gläubigen. Die Pharisäer stachelte er gegen Christum auf. Joh. 8, 44. 7, 20. Die römischen Kaiser, Päbste und Regerrichter reizte er, die Jünger Jesu grausam zu martern und zu morden. Luther schreibt im Großen Katechismus in seiner Erklärung zur siebenten Bitte, S. 483: „Im Griechischen lautet das Stücklein also: Erlöse oder behüte uns von dem Argen oder Boshaftigen, und siehet eben, als rede er vom Teufel, als wollt er alles auf einen Haufen fassen, daß die ganze Summa alles Gebetes gehet wider unsern Hauptfeind. Denn er ist der, so solches alles, was wir bitten, unter uns hindert, Gottes Name oder Ehre, Gottes Reich und Willen, das tägliche Brod, fröhlich gut Gewissen zc. — Darum schlagen wir solchs endlich zusammen und sagen: Lieber Vater, hilf doch, daß wir des Unglücks alles los werden. Aber nichtsdestoweniger ist auch mit eingeschlossen, was uns Böses widerfahren mag unter des Teufels Reich, Armuth, Schande, Tod und kürzlich aller unselige Jammer und Herzeleid, so auf Erden unzählig viel ist. Denn der Teufel, weil er nicht allein ein Lügner, sondern auch ein Todtschläger ist, ohne Unterlaß auch nach unserm Leben trachtet und sein Muthlein kühlet, wo er uns zu Unfaß und Schaden am Leibe bringen kann. Daher kömmt's, daß er manchem den Hals bricht oder von Sinnen bringt, etliche im Wasser erfäuft, und viel dahin treibt, daß sie sich selbst umbringen, und zu viel andern schrecklichen Fällen. Darum haben wir auf Erden nichts zu thun, denn ohn Unterlaß wider diesen Hauptfeind zu bitten; denn wo uns Gott nicht erhielte, wären wir keine Stunde für ihm sicher.“ Ferner schreibt Luther in seiner Erklärung zur vierten Bitte, S. 477: „Fürnehmlich aber ist dies Gebet auch gestellt wider unsern höchsten Feind, den Teufel. Denn das ist all sein Sinn und Begehren, solches alles, was wir von Gott haben, zu nehmen oder zu hindern, und läffet ihm nicht genügen, daß er das geistliche Regiment hindere und zerstöre, damit, daß er die Seelen durch seine Lügen verführe und unter seine Gewalt bringe, sondern wehrt und hindert auch, daß kein Regiment noch ehrbarlich und friedlich Wesen auf Erden bestehe. Da richtet er so viel Haber, Mord, Aufruhr und Krieg an, item, Un-

gewitter, Hagel, das Getreide und Viehe zu verderben, die Luft zu vergiften zc. Summa, es ist ihm leid, daß jemand ein Bißchen Brods von Gott habe und mit Frieden esse; und wenn es in seiner Macht stünde, und unser Gebete (nähest Gott) nicht wehrete, würden wir freilich keinen Halm auf dem Felde, keinen Heller im Hause, ja, nicht eine Stunde das Leben behalten, sonderlich die, so Gottes Wort haben und gerne wollten Christen sein.“ Wie auch die böse Welt dazu kommt, allerlei Unheil anzurichten, davon siehe 419, 183—185.

Daß der Teufel allerlei Leiden in der Welt anrichtet, widerspricht nun nicht der Thatsache, daß Gott Ursache aller Leiden in der Welt ist. Der Teufel, seine Engel und die gottlosen Menschen sind eben nur Gottes Werkzeuge, woimmer sie Unglück stiften. Wie Gott durch seine heiligen Engel und durch die heiligen Männer Gottes im Alten und Neuen Testament öfters Plagen aufgelegt hat, so kann er sich dazu auch der Teufel bedienen. Denn obwohl die Teufel durch die Sünde zwar der Gnade Gottes entfallen sind, so sind sie doch nicht seiner Macht und Herrschaft entwachsen. Wider ihren Willen, und wohl ohne daß sie es merken, müssen die bösen Engel Gottes Willen und Zwecke fördern helfen. Wider Gottes Willen aber vermögen sie nichts. Sie können nur Verderben anrichten, wo, wann und inwieweit Gott ihnen das zuläßt. Zu allem, was sie thun, müssen sie von Gott die Kraft und Erlaubniß empfangen. Eigenmächtig und willkürlich die Menschen zu quälen, haben die bösen Geister ebensowenig Recht als Macht. Die Menschen haben sich eben nicht gegen den Teufel, sondern gegen Gott versündigt. So hat Gott auch allein Recht und Macht, Leiden über die Menschen zu verhängen. Als Satan Hiob plagen wollte, mußte er sich dazu von Gott zuvor Erlaubniß einholen. Auch durfte Satan die Grenzen nicht überschreiten, welche Gott ihm gezogen hatte. Hiob 1, 12. 2, 6. Ohne Jesu Erlaubniß wagen die bösen Geister nicht einmal in die Heerde Säue der Gadarener zu fahren. Wie darum kein Sperling ohne Gottes Willen vom Dache fällt, so vermögen auch alle Teufel ohne Gottes Zulassung den Christen kein Haar zu krümmen. Und was nun Gott dem Teufel mit Bezug auf seine Christen zuläßt, das muß ihnen zum Besten dienen. Röm. 8, 28. Ja, gerade das Leiden, womit die Teufel es auf der Christen Verderben abgesehen haben, will Gott auch, aber zu seinen seligen Zwecken. Das Stürmen und Loben des Satans und der Welt benützt Gott, um die Segel des Schiffleins Christi zu schwellen und seine Kinder desto sicherer und schneller dem himmlischen Vaterlande zuzuführen. Joseph wurde von seinen Brüdern aus Haß in die Grube geworfen. Eben dies wollte Gott auch, um Joseph zum Herrn über ganz Egyptenland zu machen. Die Juden forderten den Tod Jesu, um ihn aus dem Wege zu schaffen, und merkten nicht, daß Gott eben diesen Tod Jesu auch wollte, um Jesum zum Könige auf seinem heiligen Berge einzusetzen. Und so sind allezeit alle Teufel und gottlosen Menschen, woimmer sie Leiden anrichten,

nichts als Werkzeuge in der Hand Gottes: Gott selber wirkt das Leiden durch sie. Christen nehmen darum mit Hiob und Paulus von Gott hin auch das, was ihnen die Teufel Leides anthun. Hiob 1, 21. 2 Cor. 12, 7. 8. Daß auch die Tyrannei des Satans über die Gottlosen von Gott verhängt ist, davon schreibt die Concordienformel 577, 13: „Die Strafe und Pön der Erbsünde, so Gott auf Adams Kinder und auf die Erbsünde gelegt, ist der Tod, die ewige Verdammniß, auch andere leibliche und geistliche, zeitlich und ewig Elend, Tyrannei und Herrschaft des Teufels, daß die menschliche Natur dem Reich des Teufels unterworfen und unter des Teufels Gewalt dahin gegeben und unter seinem Reich gefangen, der manchen großen, weisen Menschen in der Welt mit schrecklichem Irrthum, Reßerei und anderer Blindheit betäubet und verführet, und sonst die Menschen zu allerlei Laster dahin reißet.“

Sofern freilich die Teufel und bösen Menschen sich beim Leiden, das sie anrichten, von ihrer Bosheit leiten lassen, sind ihre bösen Werke nicht von Gott, und sind sie selber auch nicht Gottes Werkzeuge. Die Beweggründe der Gottlosen, wenn sie Leiden anrichten, sind eben nicht die Motive, von welchen Gott sich leiten läßt, wenn er die Teufel als seine Werkzeuge gebraucht. Ist gleich das Thun der Teufel und der Gottlosen nach seinem Materiale Gottes Thun, so ist doch dieses, daß sich die Teufel und gottlosen Menschen in ihrem Thun nicht leiten lassen vom Gehorsam gegen Gott, wie das z. B. bei den heiligen Engeln der Fall ist, sondern vom Haß gegen Gott und vom Neid gegen die Menschen und von der gottlosen Lust, zu morden und zu verderben, was Gott gut gemacht hat, aus ihnen selber. Die Gottlosen haben freilich dasselbe Leiden gewollt, das Gott auch gewollt hat und zu dem sie Gott als Werkzeuge dienen mußten, aber aus ungöttlichen Beweggründen und zu gottlosen Zwecken. Sofern Gott das Leiden will und in der Weise, wie er es will, ist es gut; sofern aber der Teufel es will und in der Weise, wie er es will, ist es böse. Für die Leiden, welche sie den Christen zugefügt haben als Gottes Werkzeuge, macht Gott darum auch die Teufel und gottlosen Menschen verantwortlich, rechnet es ihnen als Sünde zu, und wird sie dafür zur Rechenschaft ziehen und strafen. Und wenn Gott an den Teufeln und Gottlosen rächen wird, was sie den Christen Uebels angethan haben, so können sie sich nicht damit entschuldigen, daß sie den Christen ja nur das zugefügt haben, was Gott selber wollte und den Christen heilsam war. Denn sofern die Verfolgung und Bedrückung der Christen That der Teufel und der bösen Menschen ist und auch einzig und allein sein kann, nämlich sofern sie sich von ihren eigenen Beweggründen und Absichten, die nicht Gottes, sondern den göttlichen entgegengesetzte sind, leiten lassen, ist sie böse, fluchwürdig und auch von Gott weder gewirkt noch gewollt, sondern bloß zugelassen.

Wenn wir darum mit der Schrift lehren, daß die Sünde ihren Ursprung nicht in Gott, sondern einzig und allein in der Creatur hat, und daß auch

das Leiden in der Welt nicht ursprünglich von Gott gewollt, sondern durch die Sünde von der Creatur verschuldet ist und Gott in Folge der Sünde das Leiden verhängt und auch dem Satan zuläßt, die Menschen zu plagen, wo Gott die Gottlosen strafen will nach seiner vergeltenden Gerechtigkeit, und die Frommen nach seiner väterlichen Liebe und Treue züchtigen oder sich selbst verherrlichen will: so gehen wir nicht bloß dem Manichäismus, welcher Gott zum Gözen und den Teufel zu Gott macht, und dem gotteslästerlichen Monismus und Calvinismus, welcher alles, auch das Böse, aus Gott entstehen läßt, aus dem Wege, sondern gewinnen auch den süßen Trost, daß uns Christen kein Leiden treffen kann, das nicht durch die Hände unsers in Christo versöhnten Vaters zu uns gelangt, ja, daß der Teufel mit all seinem Wüthen und Toben nur dazu beitragen kann, daß Gottes guter, gnädiger Wille auch an uns geschehe. F. B.

(Eingefandt von A. F. Hoppe.)

Mittheilungen über die Lutherfunde der neuesten Zeit.¹⁾

(Schluß.)

In Obadja nach der Altenburger Handschrift, S. 215, Z. 5, zu Anfang der Einleitung: findet sich 4. Regum, wofür 3. Regum (1 Kön. 18, 4.) zu lesen ist. — S. 222, Z. 27 (B. 20.): *pressuros totum terram*, wofür *possessuros totam terram* zu setzen ist. — In Obadja nach der Zwidauer Handschrift fehlen sechs Verszahlen. Dies hat, wie man aus dem Folgenden erkennen kann, üble Folgen nach sich gezogen. — S. 209, Z. 8 (B. 2.) ist *cogitur* zu lesen statt *cogit*. — S. 209, Z. 19 (B. 3.) ist *Quia habitas* zu lesen statt *Qui habitat*. — S. 210 wird die Bemerkung gemacht: „Die Zwidauer Handschrift hat also B. 5—7. zusammengezogen, die Hallische Handschrift die einzelnen Stichworte geordnet.“ Es verhält sich aber nicht so. Die Verszahl „6.“ hätte S. 210, Z. 19 vor „*eyn*“ gesetzt, und das betreffende Stichwort hätte ergänzt werden sollen. Die Verszahl „7.“ hätte nicht erst Z. 19, sondern Z. 16 vor *emittent te etc.* gesetzt werden sollen, und diese Worte mußten als Stichwort hervorgehoben werden. — Die Verszahl „9.“ hätte S. 211, Z. 4 vor *Timebunt* gesetzt werden sollen; die Verszahl „11.“ sollte S. 211, Z. 13 stehen vor *In die*; die Verszahl „13.“ sollte S. 211, Z. 24 vor *Ruinae* eingefügt werden. — S. 212, Z. 25 ist die Verszahl „18.“ vor *In ista* einzufügen und das betreffende Stichwort zu ergänzen. Weil das nicht geschehen ist, liegen uns hier im Texte ganz unverständliche Dinge vor: *In ista possessione gentium*

1) In den Anfang dieses Artikels in der vorigen Nummer haben sich zwei sinnstörende Druckfehler eingeschlichen. Nämlich S. 49, Z. 10 v. u. ist nach *sed ego* ein *Kolon* zu setzen statt eines *Semikolons*, und S. 52, Z. 6 v. o. ist *bringen* zu lesen statt: *bringt*.

possi[debit] etiam pars domus Jacob, domus Joseph, regnum Israel. Zunächst wäre also der achtzehnte Vers als Stichwort einzufügen, statt possidebit zu ergänzen: possidebitur, und sodann nach der Hallischen und der Altenburger Handschrift der Text so zu ergänzen: In illa generali possessione gentium possidebitur etiam pars, domus Esau. Domus Jacob i. e. reliquiae salvatae per Christum. Domus Joseph i. e. regnum Israel. — S. 213, Z. 13 (V. 19.) ist falsch interpungirt: [Die Christen] „das sind solche“ valles versus occidentem. Possidebunt Philistim. Es sollte heißen: . . . valles. Versus occidentem possidebunt Philistim.

In der Auslegung des Propheten Jona nach der Altenburger Handschrift findet sich S. 249, Z. 34 (Cap. 2, 3.) fidendum statt diffidendum; S. 250, Z. 32 (Cap. 2, 5.) sententiis statt conscientiiis; S. 255, Z. 28 (Cap. 4 Einl.) dissimilis statt similis. — In der Auslegung des Jona nach der Zwidauer Handschrift, S. 225, Z. 7 (Einleitung), finden wir Josia statt Jona; S. 226, Z. 21 habentes statt labentes; S. 227, Z. 6 (Cap. 1, 1.) noverit statt moverit; S. 228, Z. 23 fehlt nach alius vir est das Wort Deus. — S. 229, Z. 2 der Noten ist propitius zu lesen statt perspicuus. — S. 231, Z. 16 (Cap. 2 zu Anfang) wird statt nimis zu lesen sein: omnibus; ebenso Z. 26 statt deglutiretur zu lesen digere-retur; desgleichen Z. 31 statt Si zu lesen Sic. — S. 232, Z. 12 (Cap. 2, 3.) sollte Exaudivit das Stichwort sein, nicht das in der Vulgata bald folgende Exaudisti. — S. 232, Z. 22 (Cap. 2, 4.) sollte nach der Vulgata das Stichwort heißen: Projecisti me, nicht: Projecisti eum. — S. 234, Z. 8 (Cap. 2, 8.), wo die Weimarsche Ausgabe bietet: Summa summarum est hujus carminis: opera non juvant, sanctitas, sanctitas¹⁾ wird nach der Hallischen Handschrift zu lesen sein: opera non valent, nullius sanctitas, sapientia. Die Erlanger hat: Summa summarum est hujus carnis opera non . . . sanctitas, sa: — S. 235, Z. 2 der Noten ist statt vicus zu lesen: vicos. — S. 237, Z. 4 (Cap. 3, 8.) wird statt Aliam zu lesen sein: Illam. — S. 238, Z. 30 (Cap. 4, 3.) ist statt mors mea et vita mea nach der Vulgata zu lesen: Mors mea est melior quam vita mea. — Ebendasselbst finden wir: „das thut: ferendum“. Statt ferendum, womit die Weimarsche eine Lücke ausgefüllt hat, wird „wehe“ zu lesen sein. — S. 238, Z. 32 (Cap. 4, 4.) ist nach der Vulgata statt penitus zu lesen: bene. Dieser Fehler wird einem Verhören des Nachschreibers zuzuschreiben sein. — S. 239, Z. 20 (Cap. 4, 6.) hat die Weimarsche: foliis similis, cauda, wofür (nach Luthers deutscher Auslegung) foliis similis cauli zu lesen sein wird. — S. 239, Z. 27 (Cap. 4, 8.) ist statt deficient nach der Vulgata zu lesen: deficient. — S. 240, Z. 14 (Schluß der Auslegung) bietet die Weimarsche: nonne Ninive plus hic quam Jonas etc. Statt dessen ist zu lesen: Viri Ninivitae . . . ; plus hic

1) Hier wird Luther die falsche Lehre beigelegt: Werke helfen nicht, [aber] Heiligkeit, Heiligkeit [hilft].

quam Jonas etc. Dies sind die ersten und die letzten Worte des Schriftcitats Matth. 12, 41., was unschwer zu erkennen war, da unmittelbar die Worte: Iterum citat in Matthaeo vorhergehen.

In der Auslegung des Micha nach der Altenburger Handschrift S. 300, Z. 2 (Mitte der Einleitung) ist aeternum zu lesen statt externum; *ibid.* Z. 23 Babyloniam statt Assyriam; Z. 24 Babyloniorum statt Assyriorum. — S. 301, Z. 4 ist (nach der Bulgata) statt ducent zu lesen ducet; S. 305, Z. 11 (Cap. 1, 9.) statt Assyriaca zu lesen Babylonica; S. 310, Z. 6 (Cap. 2, 4.) statt eis zu lesen ejus. — S. 322, Z. 34 (Cap. 4, 11.) ist das zweite non zu tilgen. Es handelt sich hier nicht um einen Druckfehler, denn auch die Erlanger liest: non habitabis non amplius. — S. 331, Z. 31 (Cap. 6, 5.) ist statt Gilead zu lesen Gilgal. — S. 334, Z. 25 (Cap. 6, 8.) am Rande sollte statt „Weish.“ Sirach gesetzt werden. — S. 336, Z. 36 (Cap. 6, 14.) ist das erste non zu tilgen. Die Erlanger hat hier richtig angemerkt: Deleas: non, doch die Weimarsche hat es stehen lassen. — S. 338, Z. 3 (Cap. 7, 2.) lesen wir: ut Ozeas supra ait: Rectus non est in hominibus. Hier meint man, es mit einem Citat aus Hosea zu thun zu haben, dies ist aber nicht der Fall. Es sollte heißen: ut Ozeas supra ait [cap. 4, 1. sq.]. Die folgenden Worte: Rectus etc. hätten dem folgenden Absätze zugewiesen werden sollen, denn sie sind ein Theil des nächsten Stichworts. Bei dieser Gelegenheit wollen wir es nicht unerwähnt lassen, daß der Bearbeiter des 13. Bandes der Weimarschen Ausgabe keine besondere Mühe darauf verwendet hat, die Schriftstellen nachzuweisen, welche in den Auslegungen vorkommen. Als Beweis dafür führen wir an, daß auf den Seiten 319 bis 343 am Rande nur fünf Schriftstellen angeführt sind, und von diesen fünf sind zwei unrichtig, nämlich S. 324, Z. 25 (wie schon erwähnt) Weish. 3, 20. statt Sirach 3, 20., und S. 340, Z. 12: Ps. 97, 11., wo Ps. 112, 4. gegeben sein sollte. Die dritte Stelle, S. 327, Z. 8: Hoc est verbo Dei, gladio spiritus, ut inquit apostolus, wo am Rande „Eph. 6, 17.“ angeführt ist, ist kein Citat, wäre auch nicht so gar nothwendig gewesen, weil sie allbekannt ist. Die vierte Stelle, S. 319, Z. 4: Ps. 19, 5. ist auch kein Citat; ebensowenig die fünfte Stelle, S. 339, Z. 6: 2 Sam. 23, 6. Bei diesen Randbemerkungen hätten besonders die entlegeneren und schwieriger zu erkennenden Schriftstellen Berücksichtigung finden sollen, damit der Bearbeiter seine Versicherung bewahrheitete, die er in der Einleitung zum 13. Bande, S. XXXVI, gibt: „Die Schriftcitats, nicht Anspielungen auf Schriftstellen sind nachgewiesen, nur bei häufigem Widerlehren derselben Stelle unterblieb dies.“ Dies ist aber nicht erfüllt worden. Bei der Stelle aus dem Epheserbriefe ist kein directes Citat, aber Eph. 6, 17. am Rande vermerkt. Bei Hosea ist, wie es nach der Weimarschen Ausgabe aussieht, ein unzweifelhaftes Citat, aber am Rande nichts angegeben. Wir haben uns nun bemüht, die betreffende Stelle in Hosea zu entdecken; zuerst mit Hilfe der Concordanz, doch vergeblich. Darauf haben wir den Hosea

durchforscht, zuerst in der deutschen Bibel, darnach in der Vulgata, aber erfolglos. So mußten wir denn nach großer Mühe und Arbeit und Zeitverlust uns endlich entschließen, weiterzugehen, ohne das Problem gelöst zu haben. Doch siehe! beim nächsten Schritt, den wir vorwärts thaten, erkannten wir, daß hier kein Citat aus Hosea sei, sondern ein Theil des nächsten Stichworts! So finden wir also auf vierundzwanzig Seiten der Weimarschen Ausgabe nur fünf Schriftstellen am Rande, von denen zwei unrichtig und drei unnöthig sind. Nun möchte man einwenden: vielleicht hat sich in diesem bezeichneten Raume keine Gelegenheit zur Ausführung wirklicher Schriftcitate geboten. Darauf antworten wir durch Hinweis auf die directen Citate, welche die Weimarsche Ausgabe selbst durch ein Kolon kenntlich gemacht hat. S. 318, Z. 35 sollte am Rande stehen: Luc. 24, 47.; S. 318, Z. 40: Röm. 1, 16.; S. 322, Z. 24: Joh. 16, 21.; S. 323, Z. 7: Ps. 54, 9.; S. 323, Z. 10: Ps. 137, 7.; S. 325, Z. 8: Ps. 90, 1.; S. 325, Z. 11: Joh. 8, 58.; S. 325, Z. 18: Joh. 16, 28.; S. 325, Z. 35: Luc. 1, 17.; S. 327, Z. 6: Pred. 11, 2.; S. 327, Z. 12: Matth. 10, 34.; S. 327, Z. 35: 1 Cor. 3, 6.; S. 328, Z. 7: Ps. 72, 16.; S. 329, Z. 2: 1 Cor. 4, 11.; S. 329, Z. 3: 2 Cor. 6, 4. 10.; S. 329, Z. 24: Ps. 14, 3.; S. 329, Z. 25: Ps. 14, 5.; S. 331, Z. 9: 5 Mos. 32, 6.; S. 332, Z. 34: Jer. 7, 5.; S. 333, Z. 12: Matth. 9, 13.; S. 334, Z. 9: Ps. 51, 5.; S. 334, Z. 18: Matth. 6, 3. f.; S. 334, Z. 34: Sprüchw. 8, 14.; S. 335, Z. 2: Tit. 1, 5.; S. 335, Z. 35: Sprüchw. 16, 11.; S. 336, Z. 38: Ps. 38, 7.; S. 337, Z. 22: 5 Mos. 32, 32.; S. 337, Z. 30: Jes. 5, 2.; S. 338, Z. 18: Matth. 7, 15.; S. 338, Z. 19: Jes. 5, 20.; S. 339, Z. 1: Ps. 118, 27.; S. 339, Z. 6: Matth. 7, 16.; S. 339, Z. 16: Zeph. 1, 12.; S. 340, Z. 21: Ps. 91, 8.; S. 340, Z. 21: Ps. 54, 9.; S. 340, Z. 35: Sprüchw. 8, 27. Hier haben wir sechsunddreißig Schriftcitate. Wenngleich es sich bei den meisten derselben nur um Ergänzung der Verszahl handelt, da die Capitel im Original richtig gegeben sind, und bei den Psalmen außerdem um die Veränderung der Zählung in der Vulgata in die unserer Bibel, so wäre doch diese Arbeit eine dankenswerthe gewesen, weil dadurch dem Leser das Suchen erspart wird. Doch nicht allein bei directen Citaten ist ein Schriftnachweis sehr erwünscht, sondern auch in vielen andern Fällen, z. B. wo es sich handelt um eine historische Thatfache, auf welche hingewiesen wird (S. 317, Z. 24. wäre Jer. 32, 7. ff. am Platze gewesen), um eine Lehre, um einen Brauch, um das richtige Verständniß eines Wortes, oder was sonst vorkommen mag. Hätte sich der Bearbeiter des 13. Bandes der Weimarschen Ausgabe diese Mühe nicht verbrießen lassen, und wäre nach Kräften dem gutem Vorbilde gefolgt, welches ihm in andern Bänden der Weimarschen Ausgabe vorlag, so wäre er vor manchem Fehler bewahrt geblieben. Das zeigt schon der nächste Fehler, der sich S. 338, Z. 11 findet: ut est in Numeris, wofür zu lesen ist: ut est in Levitico [cap. 27, 28. sq.]. So wäre es auch

nicht unangemessen gewesen, die Worte S. 338, 3. 32: psalmus, qui est de antichristo zu erläutern durch die Randglosse: Ps. 10.

Nun schließen wir mit Micha nach der Zwidauer Handschrift. S. 260, 3. 24 ist *Babyloniorum* zu lesen statt *Assyriorum*. — S. 261, 3. 8 ist in Hieremia zu lesen statt in Ezechiele, und 3. 9 in Ezechiele statt Hieremia. — S. 261, 3. 14 hat die Weimarsche Ausgabe (ebenso wie die Erlanger) am Rande Luc. 4, 17. Doch es sollte Luc. 3, 4. heißen, denn es kommt auf das Wort *sermones* an, welches sich an ersterer Stelle nicht findet. — S. 262, 3. 7 sollte die Verszahl „7.“ stehen vor *rumpentur*. — S. 262, 3. 10 (Cap. 1, 4.) ist *inimpedibiliter* zu lesen statt *impedibiliter*. — S. 263, 3. 2 (Cap. 1, 7.) ist mit der Altenburger Handschrift *per* zu lesen statt *in*. — S. 264, 3. 1 (Cap. 1, 8.) hat die Weimarsche Ausgabe (ebenso wie die Erlanger): „[Job. 39, 20.]“, es sollte aber heißen: *Hiob 39, 16. 17.* — S. 264, 3. 8 (Cap. 1, 9.) ist statt *Assyriaca* zu lesen *Babylonica*. — S. 264, 3. 8 ist statt *pavore vicino captivitati* zu lesen *pavore vicinae captivitatis*. — S. 264, 3. 11 ist statt *male* zu lesen *mali*. — S. 264, 3. 29 (Cap. 1, 10.) ist statt *latere, palam flere* zu lesen: *latete, [nolite] palam flere*. — S. 266, 3. 5 (Cap. 1, 12.) ist nach der Vulgata *accipiet* zu lesen statt *incipiet*. — S. 266, 3. 15 (Cap. 1, 13.) ist (nach Josua 19, 47.) *Lesem* zu lesen statt *Lastum*. — S. 267, 3. 19 (Cap. 1, 15.) ist (nach der Handschrift) in der Weimarschen Ausgabe *ieres* gesetzt statt יְרֵי . Derartigen falschen und deshalb ganz unnützen Wiedergaben hebräischer Wörter begegnen wir öfters. — S. 268, 3. 15 (Cap. 2, 1.) ist statt *meditamina* zu lesen *meditatus est*. Sowohl die Erlanger als auch die Weimarsche haben *Medi* falsch ergänzt und als Stichwort hervorgehoben, während es zu der weiteren Auslegung von Ps. 36, 5. nach der Vulgata gehört. — S. 268, 3. 17 (Cap. 2, 1.) ist nach der Hallischen und der Altenburger Handschrift *nunquam* zu lesen statt *iniquitas*. — S. 268, 3. 25 (Cap. 2, 1.) wird uns geboten: *Huc spectamus omnes clerici ut divites fiamus et bene pasti*. Es wäre ungereimt, wenn man dies Luther in den Mund legen wollte, daher haben wir mit der Hallischen Handschrift statt *spectamus* und *fiamus* angenommen *spectant* und *fiant*. — S. 269, 3. 27 (Cap. 2, 4.) finden wir *Sched* statt שֶׁד , und gleich folgend *adjectivo* statt *adverbio*. — S. 270, 3. 9 (Cap. 2, 5.) finden wir den (durch falsche Interpunction) ungereimten Satz: „*Ecclesia: ubi est adhuc verbum Dei?*“ Wann könnte jemals die Kirche so fragen? Es sollte heißen: [*Coetus Domini est*] *ecclesia, ubi est adhuc verbum Dei*. — S. 271, 3. 33 (Cap. 2, 11.) hat die Weimarsche am Rande: *Hof. 12, 1.* (ebenso die Erlanger), es sollte aber *Hof. 9, 7.* heißen. — S. 271, 3. 9 (Cap. 2, 8.) fehlt hinter *meus* das Wort *adversarius*. — S. 271, 3. 28 (Cap. 2, 12.) steht in der Weimarschen (ebenso wie in der Erlanger) am Rande: *Col. 1, 13.* Augenscheinlich ist „*Col. 1, 13.*“ in der Erlanger Ausgabe ein Druckfehler, den

die Weimarsche, ohne selbst nachzuschlagen, herübergenommen hat. Da es nun wiederholt vorkommt, daß die Weimarsche Ausgabe dieselben nicht zutreffenden Schriftstellen am Rande angeführt hat, wie die Erlanger, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Weimarsche Ausgabe selbst bei den wenigen Schriftstellen, die sie gebracht hat, der Erlanger Ausgabe blindlings gefolgt ist, um sich die oft große (und dabei bisweilen dennoch erfolglose) Mühe des Suchens zu ersparen. — S. 272, Z. 32 (Cap. 2, 12.) sollte es statt *dabar* heißen *דָּבָר*. — S. 273, Z. 12 (Cap. 2, 13.) ist statt *impediunt* zu lesen *impedunt*. — S. 273, Z. 21 ist *semper* zu lesen statt *saepe*, denn unser Herzog und Haupt geht nicht bloß oft vor uns her, um den Tod zu überwinden *ıc.*, sondern immer. — S. 274, Z. 15. hätte vor *Contra* die Verszahl (Cap. 3.) „5.“ gesetzt werden sollen. — S. 274, Z. 28 (Cap. 3, 5.) ist *Ezechiam* zu lesen statt *Hieremiam*. Dieser Fehler wäre nicht unbeachtet stehen geblieben, wenn man die Stelle in *Jeremia* aufgesucht hätte. Denn aus *Jer.* 26, 18. würde man die richtige Lesart erkannt haben, wiewohl die Worte *sicut est in Regum* (das ist *1 Kön.* 22, 24.) irre leiten, da unser Prophet verwechselt wird mit *Micha*, dem Sohn *Jemla* (*1 Kön.* 22, 9.), welcher ungefähr zweihundert Jahre vor *Micha* von *Maresa* lebte. Dieser Fehler ist aber nicht Luther zuzuschreiben, sondern dem Nachschreiber, der ausgelassen hat, daß das Verhalten des *Jedekia* gegen *Micha* von *Jemla* von Luther als ein Exempel angeführt wurde, wie schändlich die Propheten behandelt wurden. Dies zeigt die Hallische Handschrift. — S. 275, Z. 21 (Cap. 3, 7.) ist *ut* zu tilgen, weil es zu viel ist. — S. 279, Z. 23 (Cap. 4, 6.) ist *sit* zu lesen statt *in*; in derselben Zeile ist vor *si* ein Punkt zu setzen. — S. 279, Z. 29 (Cap. 4, 6.) ist zu lesen *sic hic* statt *dic, hic* *ıc.* — S. 280, Z. 17 wäre es gut gewesen, zu *arx legis* die Ergänzung: in *Hebraeo* hinzuzufügen, weil die Worte ohne dieselbe mißverständlich sind. — S. 280, Z. 22 (Cap. 4, 8.) ist zu lesen: *ubinam habitant etiam homines* statt *ubi non* *ıc.* Denn wo nicht Menschen wohnen, kann das *Evangelium* nicht Fortgang haben und herrschen. Unmittelbar darauf ist vor *locum obscurum* zu ergänzen: *Significat Eder*. — S. 282, Z. 12 (Cap. 4, 13.) ist zu lesen: *Ferrum, aes* statt *Ferrum es*. — S. 282, Z. 17 (Cap. 4, 13.) ist *Domino* vor *universae terrae* einzuschreiben. — S. 282, Z. 25 (Cap. 4, 14.) steht im Original: *Sic interpre*, was die Erlanger und die Weimarsche so ergänzt haben: *Sic interpretandum*. Doch auf diese Weise tritt ein Widerspruch ein gegen die folgende Auslegung, daß unter der *filia latronis* [„Kriegerin“] *Babylon* zu verstehen sei. Deshalb haben wir *interpretatum* (das ist: so hat man es ausgelegt) angenommen. Gleich folgend haben wir, um Sinn zu geben, nach der *Altenburger* Handschrift zweimal *cohaerentia* statt *controversia* angenommen. — S. 283, Z. 4 ist *belli* statt *bellis* zu lesen. Das Wort ist einem Verse des *Virgil* (*Aen.* I, 14) entnommen. — S. 283, Z. 10 (Cap. 4, 14.) ist im Stichworte entweder *judicis* oder *judicium* zu lesen statt *judicii*. — S. 285,

3. 3 (Cap. 5, 3.) ist *Es[ia]* 11 [, 2.] zu lesen statt ps. 2. — Weber die Erlanger noch die Weimarsche Ausgabe hat erkannt, daß S. 287, 3. 2 (Cap. 5, 6.) quae ein neues Stichwort ist, sondern es ist dort in unmittelbarer Verbindung mit dem Vorhergehenden (*ros, quae*), was weder einen rechten Sinn gibt, noch nach der Grammatik zulässig ist. — S. 287, 3. 6 (Cap. 5, 6.) hat die Weimarsche (ebenso wie die Erlanger) am Rande Ps. 103, 15. statt Ps. 72, 16. Weil die Weimarsche nicht nachgeschlagen, oder vielleicht auch die richtige Stelle nicht gefunden hat, so drückt dieselbe ihre Verwunderung aus über das richtige Citat der Stelle in der Hallischen Handschrift: „*et floreunt de civitate [?]*“. Dies Fragezeichen hat die Weimarsche in den Noten S. 286, 3. 4 v. u. hinzugefügt. — S. 287, 3. 14 (Cap. 5, 7.) heißt es: *Erit etc. Pecoribus pecorum omnium interibunt, eradicabuntur, sic etiam de spiritu sancto apostoli et patres primi, qui fundamentum posuerunt, sumpti sunt de filiis Israel &c.* Was mögen sich die Herren Bearbeiter der Erlanger und der Weimarschen Ausgabe bei diesem Satze gedacht haben? und wie würden sie ihn etwa ins Deutsche übersetzen? Hier haben sich der Schreiber der Handschrift durch falsches Schreiben, die Entzifferer der Handschrift durch falsches Lesen, und die Herausgeber der Handschrift durch falsches Interpretiren zur Herstellung dieser sinnlosen Stelle vereinigt. Statt *Erit etc.* hätte nach der Vulgata das Stichwort lauten sollen: *Et erunt etc.* Dann folgen zwei Worterklärungen, die Luther oft vorwegnimmt; die eine zu diesem Verse, die andere zum folgenden Verse, nämlich: *Gregibus pecorum [i. e.] ovium.* Bei *Gregibus* hat sich Roth verschrieben, und statt dessen, veranlaßt durch das folgende *pecorum*, geschrieben: *Pecoribus.* Die Entzifferer der Handschrift haben aus *ovium*, welches sich in der Handschrift finden wird, *omnium* herausgelesen, was ihnen, wie wir bei der Auslegung des Propheten Joel (Cap. 1, 18.) nach der Altenburger Handschrift gezeigt haben, schon einmal widerfahren ist. Auch dort hatten wir (Weim. Ausg., Bd. XIII, S. 93, 3. 20) *greges omnium* statt *greges ovium.* Die zweite Worterklärung ist: *Interibunt [i. e.] eradicabuntur.* Nun erst folgt die Auslegung: *Sic [sc. ut praecedens versus] etiam hoc de spiritu sancto [dictum est]. Apostoli et patres primi etc.* — S. 287, 3. 21 ist statt *diripiunt* zu lesen *diripuit.* — S. 287, 3. 4 v. u. ist in der Hallischen Handschrift *sortilegos* zu lesen statt *sacrilegos.* — S. 288, 3. 3 f. (Cap. 5, 9.) ist zu lesen: *tanquam nihil habentes* statt *nihil habentes tanquam.* — S. 288, 3. 6 (Cap. 5, 9.) ist zu lesen: *non egebis quadrigis, non verbo [humano] &c.* Im Original steht *egeb*, welches von den Ausgaben, nicht gut, zu *egebitis* ergänzt ist.¹⁾ — S. 288, 3. 25 (Cap. 5, 12.) sollte als erstes Stichwort

1) In der Weimarschen Ausgabe läßt sich nicht erkennen, was die Lesart des Originals, was Zusatz ist. Dagegen sind in der Erlanger die Ergänzungen durch eckige Klammern angedeutet, und dadurch sind wir im Stande gewesen, manche falsche Ergänzung zu berichtigen.

sehen: [Non] ultra, nicht evellam, was hier die Weimarsche Ausgabe gesetzt hat statt *vetra* (wahrscheinlich verlesen aus *vltra*) in der Erlanger; und als zweites Stichwort nach *Et* sollte *evellam* eingefügt werden, dessen Erklärung *destruam* ist. Vor *Et evellam* sollte die Verszahl „13.“ gesetzt werden. — S. 289, Z. 29 (Cap. 6, 5.) ist *Robur* oder *Vires* zu lesen statt *Verbum Pharaonis*. — S. 290, Z. 1 (Cap. 6, 5.) ist *Gilgal* zu lesen statt *Gilead*. — S. 290, Z. 9 finden wir die Worte: „cultum, quo praeveniam dominum“ an B. 5. angereiht. Aber es schließt die Auslegung des fünften Verses mit dem Worte *cultum*. Das Folgende sollte zum folgenden Absätze gezogen worden sein als Erklärung der ersten Worte des sechsten Verses: *Quid dignum offeram Domino?* Dieser Fehler ist um so befremdender, weil auf derselben Seite in der Hallischen Handschrift geboten wird: *Quid, hebr. quo proveniam Dominum?* (Das Fragezeichen ist von uns hinzugefügt.) — S. 290, Z. 25 (Cap. 6, 8.) steht als Stichwort *Iudicabo* statt *Indicabo*. Dies ist kein Druckfehler, denn auch die Erlanger liest so. — S. 291, Z. 8 (Cap. 6, 8.) wird geboten: *Non sacerdotum est docere, scribere*. Wer möchte sich damit einverstanden erklären, daß die Priester weder lehren noch schreiben sollen? Der Zusammenhang erfordert, daß so ergänzt werde: *Non [solum] sacerdotum est docere, scribere, oportet [eos] opere adimplere, ideo dicit, facere* etc. — S. 291, Z. 13 (Cap. 6, 8.) wird passend: *Secundo eingeschoben* vor: *ut diligas misericordiam*, was in der Weimarschen von dem Vorhergehenden nur durch ein Komma getrennt ist. — S. 292, Z. 1 (Cap. 6, 8.) lesen wir gar: *indamnabile vitium*. Welches Laster ist denn „unverdamulich“? Wenn man in der Handschrift recht zusieht, wird sich wohl *indomabile vitium*, ein unbezähmbares Laster, finden, was ja auch durch die Gleichnisse vom Distelkopf, der immer aufrecht steht, und (in der Altenburger Handschrift) von der Zwiebel, die immer eine Schale unter der andern hat, angezeigt wird. — S. 292, Z. 7 scheint es, als ob Luther — denn mit dessen alleredchtester Auslegung haben wir es hier zu thun, wie in der *acrius examinata editio* (nämlich so nennt sich die Erlanger *Exeg. opp.*, tom. XXV, p. 129) versichert wird, denn im 24. Bande S. 4 heißt es: *Res ita se habet, ut. . . commentarius Cygnensis a Rothio descriptus opus γνησιώτατον sit aestimandus*, — wirklich ein solches unverdamliches Laster statuiert habe, nämlich die *xenodochia* (die Gastfreiheit), gegen welche man jedoch wie gegen die *philautia* (die Selbstsucht) zu kämpfen habe. Solcher Unsinn liegt Luther natürlich ganz fern. Statt *xenodochia* ist vielmehr *κενοδοξία* (eitle Ehre) zu lesen. Mag nun auch immerhin die *xenodochia* auf Roths Rechnung zu setzen sein, so sollten doch sicherlich die Entzifferer der Handschrift und die Herausgeber derselben sich dagegen verwahrt haben. — S. 294, Z. 5 (Cap. 6, 16.) ist *quia* zu lesen statt *quis*. — S. 294, Z. 6 (Cap. 6, 16.) ist das Wort *per* aufzulösen durch *pater*. In der nächstfolgenden Zeile scheint uns *voluptatibus* ent-

weder ein Hör- oder ein Schreibfehler Roths zu sein, denn in der Vulgata steht voluntatibus. Deshalb bietet hier die Hallische Handschrift: Voluptatibus potius: voluntatibus. — S. 294 Z. 17 (Cap. 7, 1.) lesen wir: in Ozea simile verbum &c. Diese Stelle hat uns fast ebenso viel Mühe gemacht als das oben erwähnte angebliche Citat aus Hosea (in der Altenburger Handschrift Cap. 7, 2.). Denn statt in Ozea ist zu lesen: in Amos [cap. 8, 1. sq.]. — S. 295, Z. 29 (Cap. 7, 4.) ist am Ende der Zeile das Wort terra einzuschieben. — S. 295, Z. 32 (Cap. 7, 4.) ist statt Aven מן zu setzen. — S. 297, Z. 6 (Cap. 7, 11.) steht im Text Psalmus (Erlanger ps.) und in der Weimarschen (ebenso wie in der Erlanger) am Rande: Ps. 104, 9. Doch statt dessen ist Prov. [8, 29.] zu lesen. Diese Stelle ist hier wörtlich citirt. — S. 298, Z. 25 (Cap. 7, 19.) steht im Original fa, was sowohl die Erlanger als auch die Weimarsche zu faciant ergänzt haben. Es sollte aber faciet gelesen werden. Das Subject dazu ist Gott: Er wird die Gewissen ganz frei machen. Bei der Lesart faciant würden die Sünden als Subject gesetzt werden müssen. Von diesen aber könnte schwerlich gesagt werden, „daß sie die Gewissen ganz frei machen sollen“.

Durch das, was wir im Vorhergehenden mitgetheilt haben, kann sich der Leser eine richtige Vorstellung von der Beschaffenheit der neuesten Luthersfunde machen, auch darüber, was in der Bearbeitung derselben bis jetzt geleistet worden ist. Wir haben uns nun zwar nach Kräften bemüht, namentlich bei der Zwickauer Handschrift, die dessen am meisten bedurfte, sinnlose Dinge zu beseitigen (denn das steht uns fest, Luther hat nirgends Unsinn geredet) und die Schriften verständlicher zu machen durch zahlreiche meistens nach den parallelen Handschriften gemachte Ergänzungen, die in edige Klammern eingeschlossen sind, erwarten aber keineswegs, etwas völlig Befriedigendes geleistet zu haben, sondern sind zufrieden mit dem Zugeständniß, daß unsere Arbeit zur Verbesserung beigetragen habe.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Eine iowaische Geschichte der lutherischen Kirche in America. Aus buchhändlerischen Anzeigen haben wir bereits gesehen, daß Pastor Georg J. Fritschel von Galveston, Texas, eine deutsche Uebersetzung und theilweise Uebearbeitung der Jacobsschen Geschichte der lutherischen Kirche Americas herausgeben werde. Der erste Theil des Buches ist in Deutschland im Verlag von Bertelsmann in Gütersloh erschienen, wie wir aus einer Anzeige in der sächsischen „Freikirche“ gesehen. Nach der Probe, die die „Freikirche“ mittheilt, ist das Buch genau so ausgefallen, wie wir erwartet haben. Niemand kann aus seiner eigenen Haut heraus, auch ein Zomaer nicht, trotz seiner Proteusnatur. So schreibt auch jeder Kirchengeschichte von seinem Standpunkt aus. Ist der Standpunkt richtig, so ist auch in der

Regel das kirchengeschichtliche Urtheil richtig; ist der Standpunkt ein schiefer und verkehrter, so ist die „Kirchengeschichte“ von gleicher Beschaffenheit. Die „Freikirche“ berichtet über die Jung-Fritschel'sche Geschichtsschreibung Folgendes: „Wie der Herausgeber das ‚Vorwort‘ gleichzeitig dazu benutzt hat, den sämmtlichen deutschen Freikirchen einen verächtlichen Fußtritt zu versetzen und zu zeigen, wie etwa eine zukünftige Normal-Freikirche in Deutschland nach iowaischem Muster sich zu gestalten habe, haben wir bereits früher mitgetheilt. Daß ein Jovauer es sich nicht versagen konnte, in seiner Weise insonderheit auch Missouri's zu gedenken, erscheint selbstverständlich. So findet sich denn trotz lobender Anerkennung des Gräbner'schen Werkes in demselben ‚Vorworte‘ auch noch ein längerer Abschnitt, in welchem P. Fritschel den Standpunkt Gräbner's bemängelt, nach welchem derselbe ‚die geschichtlichen Erscheinungen vom Standpunkte eines in allen Stücken bekenntnistreuen Lutheraners geschaut und dargestellt‘ habe, und fortfährt: ‚Nun findet er (Gräbner) aber gerade darin die Bekenntnistreue, daß man nicht nur die in unsern Bekenntnissen so herrlich und entschieden dargelegte Lehre des Evangeliums bekennt und bewahrt, sondern darin, daß man daneben (?) und außerdem (?) noch solche Lehren, die sich nicht in der heiligen Schrift finden (?) und an denen nicht Glaube und Hoffnung eines Christen hängt (?), zu Glaubenslehren und also zu kirchentrennenden Lehren macht (?); daß er allen Lutheranern (?), die mit ihm auf gleichem Bekenntniß stehen (?) und alle Bekenntnißlehren mit ihm treu verteidigen (?), aber nicht in diese über das Bekenntniß hinausgehenden (?) Lehren oder vielmehr theologischen Erklärungen (?) einwilligen können, die Kirchengemeinschaft kündigt und sie auf eine Stufe mit den Methodisten, Baptisten und andern Secten stellt. Durch diesen Standpunkt wird natürlich jegliche Verbindung mit der lutherischen Kirche anderer Länder gelöst und das stereotype Urtheil über die hervorragendsten Männer wie Müntel, Harleß, Löhe, Delitzsch, Kliefoth, Frank, Bard (!) lautet wie über Gegner im eigenen Lande (wie Krauth oder Prof. Gottfried Fritschel u. a.), „aber ein bekenntnistreuer Lutheraner war er nicht“. Dieser Standpunkt tritt nun auch in diesem Geschichtswerk an den verschiedensten Stellen hervor. Und das ist die Schwäche des Werkes. Diese Einengung des Bekenntnisses aber ist keineswegs lutherisch, und es sind auch die, welche aus Gewissensgründen (?) zu den Gegnern gehören, ebenso bekenntnistreue Glieder der lutherischen Kirche (?) als die Glieder Missouri's. Ja, wollte Missouri heutzutage sein Princip wirklich durchführen und würden alle die Glieder ausgeschieden, die nicht mehr auf dem missourischen Standpunkt von 1860 stehen, so würde Missouri selbst zeigen, wie unhaltbar eine solche Ueberspannung der Lehreinheit sei. Unter Jung-Missouri zeigt sich je länger je mehr die Folge eines solchen Standpunktes: Orthodoxyismus und Niedergang des geistlichen Lebens, Lippenbekenntniß statt Ueberzeugung aus eigener Prüfung.“ Die „Freikirche“ setzt u. a. noch hinzu: „Unserer Gewohnheit nach haben wir unsern Lesern auch diesmal die gegnerische Aussprache in ihrer ganzen Ausdehnung vorgelegt, überzeugt, daß unsere eingeschalteten Fragezeichen in der Hauptsache genügen werden, die iowaischen Verkehrtheiten nur anzudeuten und damit zu richten. Ob das iowaische Praxis ist, ‚alle Glieder‘ ihrer Kirchengemeinschaft, welche nicht voll und ganz auf iowaischem Standpunkte stehen, auszuschneiden, können wir von hier aus nicht beurtheilen. Daß solches ‚missourischer Standpunkt‘ nie gewesen ist, wissen wir. Das Herzensgericht, welches Herr P. Fritschel sich zum Schluß noch erlaubt hat, wird er, wie wohl manches andere, vor Gott zu verantworten haben.“ So weit die „Freikirche“. Wir erlauben uns, noch Folgendes hinzuzufügen: Die jung-Fritschel'sche Beurtheilung der Missouri-Synode entspricht ziemlich genau der alt-Fritschel'schen. Da ist die Rede von über das Bekenntniß und die Schrift hinaus-

gehenden Lehren, die Missouri zu kirchentrennenden machen soll. Da wird die unwahre Behauptung wiederholt, daß Missouri alle Lutheraner, die nicht mit ihm übereinstimmen, „auf eine Stufe mit den Methodisten, Baptisten und andern Secten stellt“. Da wird als Schreckgespenst für die Deutschländer auf unser „Urtheil über die hervorragenden Männer wie Müntel, Harleß, Löhle, Delitsch, Kliefoth, Franke, Ward“ hingewiesen, obwohl unser Urtheil über die verschiedenen Personen verschieden lautet und Joma selbst es sich verbitten würde, wenn man ihm eine Billigung der groben Leugnung der Inspiration, die von einigen der Genannten vertreten wird, zuschreiben wollte. Besonders auffallend ist allerdings die Schlußbemerkung des jungen Fritschel: „Wollte Missouri heutzutage sein Princip wirklich durchführen und würden alle die Glieder ausgeschieden, die nicht mehr auf dem missourischen Standpunkt von 1860 stehen, so würde Missouri selbst zeigen, wie unhaltbar eine solche Ueberspannung der Lehreinheit sei.“ Wir glauben auch in etwas den Lehrstandpunkt unserer Synode, sowohl den von 1860, als den von 1897 zu kennen. Von einer Aenderung haben wir bisher nichts entdecken können. Wir stehen nach wie vor voll und ganz auf der Heiligen Schrift und dem Bekenntniß unserer Kirche. Wenn nun Fritschel junior gar hinzusetzt: „Unter Jung-Missouri zeigt sich je länger je mehr die Folge eines solchen Standpunktes: Orthodoxismus und Niedergang des geistlichen Lebens, Lippenbekenntniß statt Ueberzeugung aus eigener Prüfung“, so kann ein solches Urtheil bei seiner Unbefanntschaft mit den Verhältnissen unserer Synode nicht auf eigenen Beobachtungen beruhen. Das Urtheil muß man daher als eine Gewissenlosigkeit, ja als eine Unverschämtheit bezeichnen. Welches Urtheil wagt der Mann auszusprechen! Wir können unsern jungen Studirenden das Zeugniß ausstellen, daß sie fleißig forschen, ob eine Lehre Schriftlehre sei, und sich nicht eher zufrieden geben, als bis sie die Uebereinstimmung der vorgetragenen Lehren mit der Schrift erkannt haben. Zu solcher Weise des Studiums werden sie auch immerfort von Seiten ihrer Lehrer angehalten. Wir haben nicht den Ausspruch Dr. Walthers vergessen: „Das bloße Wissen einer Lehre ist etwas sehr Geringses; die Hauptsache ist, daß man denselben im Herzen gewiß geworden ist.“

F. P.

Das Council und die Gemeindefschulen. Der „Lutheran“ vom 18. März beklagt sich, daß ein von ihm im November 1896 veröffentlichter Artikel, „The Church and the Lambs“ betitelt, ungerecht beurtheilt worden sei. Man hat nämlich dem Chefredacteur, Dr. Krotel, vorgehalten, er hätte den incriminirten Artikel gar nicht aufnehmen sollen, weil derselbe eine „elende Verdächtigung“ der Gemeindefschulen enthalte. Man hat auch anlässlich des Erscheinens jenes Artikels im „Lutheran“ die Ansicht ausgesprochen, daß namentlich der englische Theil des Council zum großen Theil gegen Gemeindefschulen sei. Dagegen erklärt nun Dr. Krotel officiell, das heißt, als Hauptredacteur des englischen Organs des Council, und zwar unter Berufung auf frühere Council-Beschlüsse: „Wir haben wiederholt und öffentlich den Wunsch ausgedrückt, daß jede Gemeinde eine gute (a first class) Gemeindefschule haben sollte, in welcher unsere Kinder nicht nur alle Vortheile der besten öffentlichen und Privatschulen, sondern auch religiösen Unterricht genießen, und zwar von fähigen, gläubigen Lehrern, deren Lehren und Wandel vom Geist des Evangelium getragen wird. Wenn diese Ideale in unsern englisch-lutherischen Gemeinden nicht erreicht worden sind, so müssen unsere deutschen Brüder das nicht einer Opposition oder Gleichgültigkeit gegen Gemeindefschulen, sondern andern Ursachen zuschreiben. Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß wir hiermit die Ansichten unserer meisten Brüder wiedergeben.“ Wir geben Dr. Krotel allen Credit für diese Aeußerung. Indes müssen auch wir dem iowai-

schen „Kirchenblatt“ durchaus beistimmen, wenn es in jenem im November veröffentlichten Artikel eine „elende Verdächtigung“ der Gemeindefchule fand. In dem Artikel heißt es wortwörtlich: „In the second place, the parochial school will never solve the problem. Lutherans pay their school-tax and should share in the benefits of free public instruction by the State. The extra expense of the parochial schools is a hardship on the people and should not be incurred. Moreover, the education of children in totally separate denominational schools may be a menace to the future safety of the State, by possibly preparing the way for religious strife among the Churches.“¹⁾ The communion of the young in our public schools is a powerful amalgamating force and unquestionably is a preservative of that great boon which all our fathers sought on this free soil—religious toleration. In matters of faith in this land we want no armed truce. We want tolerance. God save the Republic for her tolerance!“ „Elende Verdächtigung“ der Gemeindefchulen ist ein starker Ausdruck, aber durchaus nicht zu stark für die Sache, der er gilt. Die Gemeindefchulen sollen „eine Gefahr für die künftige Sicherheit des Staates sein“, weil sie die religiöse „Toleranz“ gefährden! In lutherischen Gemeindefchulen wird der Unterschied von Kirche und Staat gelehrt, also gerade auch dies, daß man Niemand seines Glaubens oder Irrglaubens wegen verfolgen oder nur mit weltlichen Mitteln bekämpfen solle. Die lutherischen Gemeindefchulen sind somit gerade das rechte „preservative of that great boon—religious toleration“. In den Staatsschulen dagegen lernt man nicht den rechten Unterschied zwischen Staat und Kirche, ebensowenig in den meisten Sonntagschulen der Secten. Wenn nun trotzdem der Schreiber im „Lutheran“ erklärt, die lutherischen Gemeindefchulen involvirten eine Gefahr für den Staat, speciell für die religiöse Freiheit, so ist das eine sachliche Unwahrheit und eine grobe Beschimpfung der Gemeindefchulen und ihrer Schulen, und Dr. Krotel hätte sich allerdings nicht herbeilassen sollen, den betreffenden Theil des Artikels zu veröffentlichen. Alles, was in dem Artikel vorher und nachher gesagt ist, hebt jene Beschimpfung der Gemeindefchulen nicht auf. Wir glauben gern, daß der Artikelschreiber Niemand Unrecht thun wollte. Aber er hat offenbar nicht die geringste Kenntniß von dem Wesen einer lutherischen Gemeindefchule. Er könnte sonst nicht so thörichte Gedanken über dieselbe hegen. Daneben scheint er uns noch ziemlich stark von dem Wahn inficirt zu sein, daß die religionslose Staatsschule so ziemlich das größte Gut unsers Landes sei. Es ist ja freilich eine Art Nationalphrase geworden, daß die religionslose Staatsschule das Fundament des Staates bilde. Nicht nur Wardpolitiker, sondern auch Präsidentschaftscandidaten haben so geredet. Aber ein lutherischer Pastor sollte ein sachgemäßeres Urtheil haben. Der Staat kann freilich nicht ganz ohne Staatsschulen sein, und diese Schulen sind naturgemäß religionslos. Aber daß auch die Christen ihre Kinder in den Staatsschulen aufwachsen lassen, geschieht zum großen Schaden nicht nur der Kirche, sondern auch des Staates. Jene Nationalphrase ist im Grunde eine Nationallüge. Sehr wahr sagt Dr. Krotel am Schluß seines Artikels: „We do not for a moment forget that education that does not provide for the moral and spiritual training of the young, is sadly, fundamentally, and essentially insufficient.“ F. P.

Dr. Lyman Abbott, dessen Schriften, Predigten und ebitorielle Artikel im „Outlook“ in die weitesten Kreise dringen und von vielen Seiten wegen ihrer gewandten Sprache und anziehenden Darstellungsweise bewundert und als ausgemachte Wahrheit hingenommen werden, versinkt immer tiefer in seinem Un-

1) Bon uns hervorgehoben.

glauben. So hat er neuerdings öffentlich von der Kanzel der Plymouth-Kirche in Brooklyn, die er als der Nachfolger Henry Ward Beechers Sonntags betritt, ein Buch der Bibel öffentlich verlacht und verspottet. Er bezeichnete nämlich das Buch Jona als den "Punch" (das bekannte Londoner Witzblatt) des Alten Testaments. Dies war denn doch vielen, die es sonst nicht wagen, gegen diesen ungläubigen Spötter auf der Kanzel aufzutreten, zu stark. Die Congregationalistenprediger New Yorks und Brooklyns haben erklärt, daß sie die Ansichten, welche Dr. Abbott von der Kanzel verkündige und durch die Presse weithin verbreite, durchaus nicht theilen, die Art und Weise, wie er die Heilige Schrift behandle, entschieden verwerfen und deren vorausichtliche Wirkung beklagen. Der liberale "Independent", der allerdings noch nicht zugeben will, daß Abbotts evolutionistische Anschauungen mit der Schrift in Widerspruch stehen, sagt doch, daß man Abbott mit Recht tadelte, einmal, „wegen seiner Verhöhnung der theuren Ansichten unzähliger Christen betreffs der Bibel“ und zweitens, „weil er von der Kanzel herab gewisse Theorien über die Bibel für die ausgemachten Resultate wissenschaftlicher Forschung verkündige, welche immer noch nicht aus dem Schmelztiegel der Feuerproben hervorgegangen seien“ (?). Der "Brooklyn Eagle", welcher regelmäßig Abbotts Predigten veröffentlicht, wirft ihm in scharfer Weise vor, daß er seine Kirche in einen Spötterjaal umgewandelt habe, wo die Bibel als Belustigungsquelle angesehen werde und die Zuhörer seine Witze über die Bibel belachen. Sehr richtig urtheilt schließlich der Unitarierprediger Dr. Elliot von Boston, wenn er meint, Abbott habe überhaupt kein Recht mehr, in dem Verband der Congregationalisten zu bleiben, da er sich innerlich längst von ihren Lehrauffstellungen geschieden habe. L. F.

Obwohl die Unitarier sich rühmen, die Kirche der Zukunft zu sein, so ist es doch Thatfache, daß gerade in Boston, der Hochburg der amerikanischen Unitarier, die Kirchen dieser Gemeinschaft immer mehr rückwärts gehen. Der "Boston Watchman" schreibt darüber Folgendes: „Theodore Parkers alte Gemeinde hat sich längst aufgelöst. Die 'West Church', an welcher Lowell und Bartol so lange amtierten, hat aufgehört zu existiren. Die 'Bullfinch Church' ist in die Hände einer wohlthätigen Gesellschaft übergegangen. Die Gemeinde, an welcher Henry Bernard Carpenter wirkte, ist spurlos verschwunden. Fünf andere Gemeinden sind so klein geworden, daß sie sich vereinigen mußten, um nur ein Dasein noch zu fristen.“ Zu verwundern ist dies nicht. Denn die Unitarier haben so gründlich mit den Grundwahrheiten des Christenthums ausgeräumt, daß sie keinerlei Grund unter den Füßen haben und darum auch nicht bestehen können. Nur wo Jesus Christus, Gottes und Mariens Sohn, der Grund ist, kann eine Kirche ein Wachstum verzeichnen. L. F.

Eine Debatte über die Besteuerung des Kirchengeneigenthums. Der Legislatur von Wisconsin liegt eine Bill über die Besteuerung des Kirchengeneigenthums vor. Ueber die Vorberathung in der Committee-Sitzung finden wir folgenden Bericht in einem politischen Blatt: „Der Ausschuß für Besteuerungen nahm die Bill vor, welche gewisses Kirchengeneigenthum von der Besteuerung ausschließen soll, nämlich Eigenthum, welches weniger wie \$15,000 werth ist. Alles andere Eigenthum der Kirchen muß Steuern bezahlen. Mr. McDonald, der Autor der Bill, führte an, daß Präsident Grant in einer Botschaft an den Congreß bereits einen solchen Plan befürwortet habe. Das gesammte von Steuern befreite Eigenthum von Kirchen habe einen Werth von etwa \$3,000,000,000; seine Bill sei äußerst liberal und irgend eine Kirche, die mehr Eigenthum besäße, könne leicht die Besteuerung ertragen. Der Gebrauch, Kirchengeneigenthum steuerfrei zu halten, sei ein Ueberbleibsel europäischer Ideen und ein Wiederaufleben der veralteten Vereinigung von Kirche und Staat. Er sei der Ansicht, das Volk fordere, daß die Befreiung der reichen Kirchen

von Besteuerung aufhöre. Frank Carpenter“ (ein Katholik?) „von Milwaukee opponirte der Bill. Er sagte, das Eigenthum von Kirchen, welches nicht für Kirchenzwecke benutzt werde, sei von der Besteuerung nicht ausgeschlossen. Die katholischen Kirchen in Milwaukee hätten keine Steuerbefreiung für Eigenthum beanprucht, zu der sie nicht berechtigt wären. Das Notre Dame Kloster in Milwaukee, über dessen Eigenthum übertriebene Angaben circularirten, besitze kein Eigenthum außer dem, welches von dem Kloster benutzt werde. Das Institut besitze absolut kein Eigenthum für Spekulationszwecke. Die meisten katholischen Laien wären arme Leute und die Kirchen, die durch diese Bill betroffen würden, wären solche armer Leute. Es sei gebräuchlich bei den Katholiken, große Kirchen zu bauen, um große Menschenmengen fassen zu können, und diese Kirchen würden betroffen. Da die Katholiken ihre eigenen Schulen unterhalten und gleichzeitig ihren Theil zu den öffentlichen Schulen beitrügen, wäre es eine Ungerechtigkeit, von ihnen zu verlangen, Steuern von ihren Schulen zu bezahlen. Auch werde die Bill auf katholische Friedhöfe Anwendung finden, und wenn die Steuern davon nicht bezahlt werden könnten, könnte das Eigenthum einschließlich der Gräber verkauft werden. Pastor Adam Jawcett von Portage trat für die Bill ein. Er sagte sogar, daß die Bill nicht weit genug gehe, es sollten gar keine Ausnahmen gemacht und alles Eigenthum von Kirchen sollte besteuert werden.“ (Das ist consequent.) „Er wolle eine vollständige Trennung von Kirche und Staat; Kirchen von der Besteuerung auszuscheiden, sei gleichbedeutend mit finanzieller Unterstützung. Die Mehrheit der Bewohner der Vereinigten Staaten gehöre keiner Kirche an, und es wäre ungerecht, diese Leute zu zwingen, zu der Unterhaltung von Kirchen beizutragen. Einfachheit beim Bau von Kirchen sollte ermutigt werden.“ (Was geht das den Staat an?) „Die Leute würden ebenso gerne in kleine Kirchen gehen, die steuerfrei sein würden, als in die großen und kostspieligen Bauwerke. Die kleinen Kirchen würden nicht betroffen, sondern nur die reichen, und die Bill bezwecke die Rückkehr zu den ersten Principien und Ideen der Americaner über Religion und Kirchenarchitektur, was mit Freuden begrüßt werden müßte.“ Der Bericht schließt mit den Worten: „Es wird noch einmal über die Bill verhandelt werden und schließlich wird sie in den Papierkorb wandern.“ — Das ist sehr wahrscheinlich. Früheren die Besteuerung von Kirchengeneigenthum bezweckenden Bills ist es stets so ergangen. Daß die Besteuerung des Kirchengeneigenthums der völligen Trennung von Kirche und Staat entspricht, haben wir oft erklärt. So lange aber der Staat viel Privateigenthum, das allerlei Vereinen gehört, unbesteuert läßt, wird man es kaum am Platze finden, mit der Besteuerung des Kirchengeneigenthums zu beginnen. F. P.

II. Ausland.

Aus Bayern. Am 17. Februar d. J. starb in Erlangen der Professor der alttestamentlichen Theologie Geheimrath Dr. theol. et phil. August Köhler in einem Alter von 62 Jahren. Schon mit Beginn dieses Jahres hatte sich bei ihm ein Herzleiden gezeigt, das sich bald sehr ernst gestaltete und ihm manche qualvolle Stunde bereitete. Sein Tod war ein sanftes und stilles Entschlafen. Er war durch Uneigennützigkeit und vornehme Gesinnung ausgezeichnet und galt als ein Repräsentant des guten alten Professorenthums. Für das innere geschäftliche Universitätsleben war er den Collegen eine oft bewährte Autorität. Seine Stellung zur alttestamentlichen Bibelkritik ist bekanntlich wegen eines von ihm geschriebenen Artikels in der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ von mancher Seite hart angegriffen worden. In Wirklichkeit aber gehörte er zu den positiven Schriftauslegern und er war fern davon, den Radicalismus der Modernen zu theilen. Man vergleiche

hierzu seinen Artikel „Abraham“ in der neuen Auflage der „Realencyclopädie“. Philipp August Köhler war am 8. Februar 1835 zu Schmalenberg in der Rheinpfalz geboren. Er studirte 1851—55 zu Bonn, Erlangen und Utrecht. Nachdem er eine wissenschaftliche Reise nach Holland gemacht hatte, habilitirte er sich 1857 an der theologischen Facultät zu Erlangen; dort wurde er 1862 zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1864 erhielt er einen Ruf nach Jena als ordentlicher Professor der Theologie, aber schon nach zwei Jahren ging er in gleicher Eigenschaft nach Bonn; 1868 lehrte er nach Erlangen zurück, wo er bis zu seinem Tode den Lehrstuhl für Altes Testament inne hatte. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „Die niederländische reformirte Kirche“ (1856); „Principia doctrinae de regeneratione in Novo Testamento obviae“ (1857); „Commentatio de vi ac pronuntiatione sacrosancti Tetragrammatis“ (1857); „Die nachexilischen Propheten“ (1860—65, 4 Abthlgn.); „Lehrbuch der biblischen Geschichte des Alten Testaments“ (1875—92); „Ueber Verächtigung der lutherischen Bibelübersetzung“ (1886); „Ueber die Grundanschauungen des Buches Kheleth“ (1885.). Diesen Mittheilungen aus der „Allg. Ev.-Luth. Kirchzeitung“ fügen wir noch etliche Bemerkungen an. Köhler war ohne Zweifel einer der gelehrtesten alttestamentlichen Exegeten der Neuzeit. Er war äußerst sorgfältig und penibel in seinen geschichtlichen und sprachlichen Forschungen. Was er lehrte, rebete und schrieb, war alles bis ins kleinste Detail wohl erwogen. Seit Keils und Delikths Tod galt er als der Hauptvertreter der positiven alttestamentlichen Schriftwissenschaft. Aber leider entsprach dem glaubensfreudigen Anfang seiner theologischen Laufbahn nicht der Fortgang und das Ende. In Jena war Köhler, weil er seinen Glauben muthig bekannte, das Gespötte der Studenten und seiner rationalistischen Collegen. Letztere machten ihm sein längeres Verbleiben daselbst unmöglich. In Erlangen stellte er dann seine Studien je mehr und mehr in den Dienst der „Wissenschaft“. Er gab bald die Einheit und den mosaischen Ursprung des Pentateuchs preis. In seinem Lehrbuch der biblischen Geschichte des Alten Testaments referirte er noch die Wunder des Alten Testaments als geschichtliche Thatfachen. In dem oben erwähnten Aufsatz über die Verächtigung der alttestamentlichen Kritik führte er gegen dieselben die allerordinärsten rationalistischen Gemeinplätze ins Feld. Wer einmal dem Geist des Zweifels Raum gegeben hat, den schützt auch die „wissenschaftliche“ Accurateffe nicht vor den größten Verstößen gegen die offenbare Wahrheit. Das beweist die Köhlersche Exegese der Aussprüche Christi über das Alte Testament. Die bieten so ziemlich das non plus ultra von Entstellung sonnenklarer Aussagen der Schrift. Vergl. Lehre und Wehre 1895, S. 321 ff. 353 ff. Concessionen an die negative Bibelkritik verrücken den ganzen theologischen Standpunkt. So hat Köhler in den letzten Jahren auf einer bayrischen Pastoralconferenz für Ritschl eine Lauge gebrochen und dagegen protestirt, daß man vorzeitig über jenen bedeutenden Mann aburtheile, während es doch jedem Christen, der die Salbung hat, von vornherein klar ist, daß Einer, der da leugnet, daß Jesus der Christ ist, kein Christ mehr ist, sondern ein Antichrist. Desgleichen hat der Verstorbene, der über Christusleugner so mild urtheilte, die neue revidirte Bibelübersetzung gegen bedenkliche Gewissen non sine studio et ira vertheidigt. G. St.

Ein wunderliches Urtheil des deutschen Reichsgerichts. Aus Leipzig wird berichtet: Eine rechtlich interessante Entscheidung fällt das Reichsgericht auf die Revision des Redacteurs des „Deutschen General-Anzeiger“, Carl Sedlapek, gegen das Urtheil des Landgerichts Berlin II, das ihn am 20. October 1896 wegen Vergehens gegen Paragraph 166 des Strafgesetzbuches (Gotteslästerung und Verächtlichmachung der jüdischen Religionsgesellschaft, ihrer Einrichtungen und Ge-

bräuche) mit drei Monaten Gefängniß bestraft hatte. In der Nummer des Blattes vom 6. October 1895 war ein Artikel mit der Ueberschrift: „Der jüngste Ritualmord“ abgedruckt, worin erzählt wurde, zu Garamkissalo in Ungarn sei ein 6½ Jahre altes Mädchen von einem alten Juden ermordet worden. Daran war die Bemerkung geknüpft, das Judenthum lasse von dem Ermorden christlicher Kinder zu gottesdienstlichen Zwecken nicht ab, um sein Osterfest in einer dem Judengotte wohlgefälligen Weise zu feiern. Dann waren noch die Vorgänge beim Schächten geschildert und weiter ausgeführt, das Blut der unschuldigen Christenkinder werde getrocknet und zu Pulver zerstoßen, woraus dann Pillen gedreht werden, die den einzelnen Judengemeinden überwiesen würden, um sie in Osterweine und Osterkuchen aufzulösen zc. Es wurde gegen Seblakel Anklage erhoben, das Landgericht Berlin I sprach ihn jedoch im Februar 1896 von der Anklage frei. Auf die Revision der Staatsanwaltschaft hob dann das Reichsgericht das Urtheil auf und verwies die Sache an das Landgericht Berlin II zurück, das die oben erwähnte Entscheidung fällte. Objectiv wurde zunächst festgestellt, daß der Begriff Gotteslästerung gegeben sei, indem dem höchsten Wesen der Juden Wohlgefallen an Kindesmord zc. zugeschrieben wurde. Auch die jüdische Religionsgesellschaft genieße den Schutz des Paragraphen 166 des Strafgesetzbuches. Subjectiv wurde angenommen, der Angeklagte habe den Willen und den Vorsatz, sowie das Bewußtsein gehabt, daß er in einer öffentlichen Kundgebung Gott gelästert habe. Um nun den Beweis der Wahrheit anzutreten, benannte Seblakel eine Anzahl Sachverständiger und Zeugen. Das Gericht lehnte beide Anträge ab, indem es zugleich zugab, daß er von der Wahrheit seiner Behauptungen durchdrungen sein möge. Nach Antrag und Ausführungen des Oberreichsanwalts Dr. Hamm verwarf das Reichsgericht die Revision. Die Vertheidigung ist nicht beschränkt worden und das Reichsgericht ist nicht von seiner Judicatur abgegangen; ist doch die Behauptung einer beschimpfenden Thatsache eine viel schwerere Beleidigung als ein directes Schimpfwort. Also blieb es bei der Verurtheilung zu drei Monat Gefängniß. — So weit der Bericht. Was uns hier auffällt, ist nicht die Verurtheilung an sich — Seblakel ist wahrscheinlich ein trafehlsüchtiger Antisemit und seine Polemik ist roh, — sondern die Begründung der Verurtheilung seitens des Reichsgerichts. Das Reichsgericht hat „objectiv“ festgestellt, „daß der Begriff ‚Gotteslästerung‘ gegeben sei, indem dem höchsten Wesen der Juden Wohlgefallen an Kindesmord zc. zugeschrieben wurde“, und „subjectiv“ angenommen, Seblakel „habe den Willen und Vorsatz, sowie das Bewußtsein gehabt, daß er in einer öffentlichen Kundgebung Gott gelästert habe“. Was Seblakel Greuliches gesagt hat, hat er doch nicht Gott, dem höchsten Wesen, sondern dem Judengott, den er ja für einen falschen Gott erklärt, zugeschrieben. Er konnte daher allenfalls der Verleumdung „der jüdischen Religionsgesellschaft“ schuldig befunden werden, wenn er den Wahrheitsbeweis für seine Behauptung nicht erbrachte. Auf die Erbringung des Wahrheitsbeweises aber ließ sich das Reichsgericht gar nicht ein, sondern sah das, was gegen den „Judengott“ gesagt war, ohne Weiteres als Lästerung des höchsten Wesens, des wahren Gottes an! Hiernach scheint das Reichsgericht der Meinung zu sein, daß alle Götter, welche innerhalb des deutschen Reiches von den verschiedenen Religionsgesellschaften angebetet werden, auch die der Heiden, Juden und Muhammedaner, der wahre Gott seien. Nur so kommt etwas Sinn und Verstand in die reichsgerichtliche Begründung. Aber wohin soll das führen, wenn das, was man etwa gegen den falschen Gott der Juden, Heiden, Muhammedaner zc. sagt, als „Gotteslästerung“ staatlich geahndet wird? Religionsachen sind offenbar nicht die starke Seite des deutschen Reichsgerichts. F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

April 1897.

No. 4.

Woran liegt es, wenn einer Kirchengemeinschaft die lautere Wahrheit des göttlichen Wortes verloren geht?

In diesen Tagen gedenken unsere Christen und Gemeinden allgemein und festlich der Gründung unserer Synode und ihres fünfzigjährigen Bestehens. Mit Herzen, Mund und Händen danken wir Gott, daß er uns nun schon so lange Reinheit und Einheit der Lehre, Freiheit nach Außen und nach Innen, wie auch beständig Sieg wider die Feinde und reichen Segen verliehen, über Bitten und Verstehen verliehen hat. Sollten wir allen Segen, mit welchem uns der Herr in unserer Synodalgemeinschaft überschüttet hat, einzeln aufzählen, so wüßten wir nicht, wo wir anfangen und wo wir aufhören sollten. Alles aber in Einem Ausdruck zusammen gefaßt, das Große, das uns geworden, mit Einem Worte bezeichnet, — so ist es die göttliche Gnade und Wahrheit, welche wir rühmen, die große Gnade, daß Gott uns die unverfälschte Wahrheit seines lautereren Evangeliums so lange und so reichlich hat genießen lassen. Und das ist in der That eine große, preiswürdige Gabe, ja, die größte, welche Gott armen Sündern auf Erden geben kann, eine Gabe, gegen welche alle irdischen Güter verschwinden. Denn die Wahrheit des heiligen Evangelii ist die Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen, sintemal darinnen offenbaret wird die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Röm. 1, 16. 17. Wer die Wahrheit des lauteren Evangeliums hat und sich derselben von Herzen hingibt, der ist reich an aller geistlichen Gabe, dem fehlt es an gar nichts; er hat das Eine, was noth ist. In der Wahrheit hat er die Gnade der Vergebung seiner Sünden zur Rechtfertigung vor Gott und den Geist der Gnade zur Heiligung und Lebenserneuerung, ja Christum selber, lauter Güter, die sonst nirgends zu finden, denn — wie Luther in den Schmalkaldischen Artikeln, Seite 321, sagt — was man außer und neben dem Worte als Geist und Gnade rühmt,

das ist der Teufel. Die Concordienformel sagt: „Durch dieses Mittel, nämlich die Predigt und Gehör seines Wortes, wirket Gott und bricht unsere Herzen und zeucht den Menschen, daß er durch die Predigt des Gesetzes seine Sünde und Gottes Zorn erkennet, und wahrhaftiges Schrecken, Reu und Leid im Herzen empfindet, und durch die Predigt und Betrachtung des heiligen Evangelii von der gnadenreichen Vergebung der Sünden in Christo ein Fünkeln des Glaubens in ihm angezündet wird, die Vergebung der Sünden um Christi willen annimmt, und sich mit der Verheißung des Evangelii tröstet; und wird also der heilige Geist (welcher dieses alles wirket) in das Herz gegeben. . . . Und soll weder Prediger noch Zuhörer an dieser Gnade und Wirkung des Heiligen Geistes zweifeln, sondern gewiß sein, wenn das Wort Gottes nach dem Befehl und Willen Gottes rein und lauter geprediget, und die Menschen mit Fleiß und Ernst zuhören und dasselbige betrachten, daß gewißlich Gott mit seiner Gnade gegenwärtig sei und gebe, wie gemeldet, das der Mensch sonst aus seinen eigenen Kräften weder nehmen noch geben kann.“ (601, 54. 55.) Das lautere Evangelium ist der Kirche höchstes Gut und größter Schatz.

Dies höchste aller Güter hat nun der Mensch nicht aus sich selber. Vielmehr ist das lautere Evangelium eine unverdiente Gabe, ein Geschenk Gottes, das dem Menschen auch nicht wie die irdischen Güter durch den Gebrauch natürlicher Kräfte und Mittel zugänglich ist. Aus eigener Vernunft und Kraft vermag der Mensch weder ganz noch theilweise in den Besitz der göttlichen Wahrheit zu gelangen. Zwar kann der Mensch im Lichte seiner Vernunft die Lehren des Gesetzes, daß ein Gott sei und man ihm dienen solle, einigermaßen erkennen, Röm. 1, 19. 20.; vom Lichte evangelischer Wahrheit aber vermag er auch nicht einen Funken aus seinem Geiste zu schlagen. Die Lehre des Evangeliums ist und bleibt in allen ihren Theilen dem natürlichen Menschen ein Geheimniß. Selbst wenn die göttliche Wahrheit dem natürlichen Menschen aus der Schrift klar vorgestellt wird, so kann er dieselbe doch aus eigenem Vermögen nicht erkennen, nicht als göttliche Wahrheit in sich aufnehmen. Das Wort vom Kreuz ist den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. 1 Cor. 1, 18. 23. Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein. 1 Cor. 2, 14. Die finstre Welt begreift das Licht der Wahrheit nicht, das in der Finsterniß scheint. Joh. 1, 5. Und daß die Jünger Jesu die Geheimnisse des Reiches Gottes verstanden, während sie den Pharisäern verborgen blieben, kam daher, weil ihnen solch Verständniß gegeben war. Matth. 13, 11. Im zweiten Artikel schreibt die Concordienformel: „Denn erstlich, des Menschen Vernunft oder natürlicher Verstand, ob er gleich noch wohl ein dunkel Fünkeln des Erkenntniß, daß ein Gott sei, wie auch Röm. 1. von der Lehre des Gesetzes hat: dennoch also unwissend, blind und verkehrt

ist, daß, wenn schon die allerfinnreichsten und gelehrtesten Leute auf Erden das Evangelium vom Sohn Gottes und Verheißung der ewigen Seligkeit lesen oder hören, dennoch daselbige aus eigenen Kräften nicht vernehmen, fassen, verstehen, noch gläuben und für Wahrheit halten können, sondern je größern Fleiß und Ernst sie anwenden, und diese geistliche Sachen mit ihrer Vernunft begreifen wollen, je weniger sie verstehen und gläuben, und solches alles allein für Thorheit oder Fabeln halten, ehe sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehret werden.“ (589, 9.) Es ist dies zwar ein schreckliches, aber doch kein übertriebenes, sondern ein naturgetreues Bild, welches unser Bekenntniß vom natürlichen Menschen entwirft, wie die zahlreichen vom Bekenntniß selber angeführten Schriftstellen darthun. Woimmer wir darum evangelische Erkenntniß vorfinden, sei es in ihrer Lauterkeit und Vollkommenheit, oder nur in Bruchstücken, da haben wir es mit einer Gnadengabe Gottes zu thun. Selbst das Wachsthum der Christen in der heilsamen Erkenntniß ist Gabe und Werk des Heiligen Geistes und nicht etwa aus und vom Christen Selbsterzeugtes. Unser Bekenntniß sagt hiervon: „Und nachdem Gott den Anfang durch seinen Heiligen Geist in der Taufe, rechte Erkenntniß Gottes und Glauben, angezündet und gewirkt, ihn ohn Unterlaß bitten, daß er durch denselben Geist und seine Gnade, vermittelst täglicher Uebung Gottes Wort zu lesen und zu üben, in uns den Glauben und seine himmlische Gaben bewahren, von Tag zu Tag stärken, und bis an das Ende erhalten wolle. Denn wo Gott nicht selber Schulmeister ist, so kann man nichts, das ihm angenehm, und uns und andern heilsam ist, studiren und lernen.“ Wenn darum ein Christ, oder eine Gemeinde, oder eine Verbindung von Gemeinden die göttliche Wahrheit in ihrer Fülle und Lauterkeit hat, so ist das eine unaussprechlich große Gnadengabe Gottes und ein steter Grund zu beständigem Lob und Dank gegen Gott.

Und gerade auch der Umstand, daß eine Synode die lautere göttliche Wahrheit vor vielen andern Gemeinschaften hat, ist nicht auf Verdienst und Würdigkeit, sondern allein auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit zurückzuführen. Daß die treu lutherische Kirche die ganze volle Wahrheit hat vor vielen Millionen Heiden, welche in völliger Finsterniß dahingehen, vor vielen Millionen griechischer und römischer Katholiken, welchen nur etliche Bruchstücke des Evangeliums geblieben sind, und gerade auch vor vielen Secten und falschen Lutheranern, welche theils mehr, theils weniger dem Irrthum verfallen sind, das ist purlautere, unverdiente Gnade. Dafür, daß Gott z. B. der Synodalconferenz vor der Ohio- und Iowa-Synode die schriftgemäße Lehre von der Befehung, Rechtfertigung und Gnadenwahl verliehen und auch bisher erhalten hat, finden wir den Erklärungsgrund nicht in unserm guten Verhalten der dargebotenen Wahrheit gegenüber, nicht in unserer Selbstentscheidung für dieselbe, auch nicht in unserer treuen und gewissenhaften Ausnützung derselben. Vielmehr be-

kennen wir Gott zur Ehre und uns zur Schande, daß wenn Gott uns hätte wollen die Sünde zurechnen und mit uns nach Verdienst, gerade auch nach unserer Stellung zu seinem Worte, handeln, so hätte Gott sich nicht bloß mit irdischen Lehren, sondern überhaupt mit seiner Gnade und Wahrheit von uns wenden müssen. In der That, daß sich unsere Christen und Gemeinden in allen Stücken zur göttlichen Wahrheit bekant haben, erblicken und preisen wir ein großes Gnadenwerk des Heiligen Geistes. Und solchen Gemeinschaften gegenüber, welche dem Irrthum verfallen sind, rühmen wir nicht uns und unsere Väter, sondern mit unsern Vätern allein die Gnade, die uns vor Irrsal gnädiglich behütet hat. An den Kirchengemeinschaften, welche sich dem Irrthum ergeben haben und sich in der Lüge immer mehr verstricken und verhärten, sehen wir vielmehr den Ernst und das Gericht Gottes, welches auch uns hätte gerechter Weise treffen können. Wir bekennen mit der Concordienformel, daß wir solche Strafen „alle wohl verdient hätten, würdig und werth wären, weil wir uns gegen Gottes Wort übel verhalten und den Heiligen Geist oft schwerlich betrüben“. (716, 58.) Und wie die Heiden, da sie das Evangelium von Paulus und Barnabas hörten, mit welchem sie sich von den Juden abgewandt hatten, gläubig und froh wurden und das Wort des Herrn prieseten, Apost. 13, 48., so soll auch uns die That, daß Gott uns vor andern die lautere Wahrheit gegeben, nicht zum Hochmuth und zur Selbstüberhebung dienen, vielmehr zu Lob und Dank, zu tiefer Demüthigung und Warnung, und zu um so größerer Vorsicht und Treue.

Daß eine Kirchengemeinschaft die göttliche Wahrheit lauter und rein hat, dazu vor vielen andern Kirchen, dafür kann sie, wie gezeigt, für sich selber keinerlei Credit in Anspruch nehmen. Dasselbe gilt aber auch von alle dem, was Gott in seinem Gnadenreiche durch eine Synode und ihre Gemeinden, Prediger, Lehrer, Missionen, Anstalten, Bücher, Zeitschriften und anderes mehr etwa Großes ausrichtet. Es ist dies eben, wie jedes gottgefällige Werk eines Christen, nicht selbsteigene Leistung, sondern Frucht des Geistes und somit Frucht der geschenkten göttlichen Wahrheit. Freilich sind ja christliche Gemeinden, wie die Schrift bezeugt, 2 Cor. 6, 1., Gottes Mitarbeiter in seinem Gnadenreiche, aber nicht neben und unabhängig vom Heiligen Geiste, sondern nur als Organe und Werkzeuge desselben. Luther sagt: „So bleibet der Heilige Geist bei der heiligen Gemeine der Christenheit bis auf den jüngsten Tag, dadurch er uns heilet, und braucht sie dazu, das Wort zu führen und treiben, dadurch er die Heiligung macht und mehret, daß wir täglich zunehmen und stark werden im Glauben und seinen Früchten, so er schaffet.“ (Symb. B. 597, 37.) Ist darum durch den Dienst einer Synode im Reiche Gottes Frucht geschafft, so kommt dasselbe — es sei wenig oder viel — wieder allein auf Rechnung Gottes und seines Wortes zu stehen. Wenn wir das, was der Heilige Geist und was der Mensch aus sich selber zu einem guten Werke beigetragen hat, gesondert einschreiben, so

bleibt des Menschen Conto leer, völlig leer. Auch im besten Werke findet sich nichts, woraus der Christ für sich Ehre schlagen könnte, weil er eben aus sich selber, unabhängig und abgesehen vom Heiligen Geiste zu demselben nichts beitragen, daselbe vielmehr nur hindern kann. Die Concorbienformel schreibt: „Und obwohl die Neugebornen auch in diesem Leben so fern kommen, daß sie das Gute wollen, und es ihnen liebet, auch Guts thun und in demselben zunehmen, so ist doch solches nicht aus unserm Willen und unserm Vermögen, der Heilige Geist, wie Paulus selbst davon redet, wirket solch Wollen und Vollbringen, Phil. 2. Wie er auch in Eph. 2 solch Werk allein Gott zuschreibet, da er sagt: Wir seind sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, zu welchen uns Gott zuvor bereitet hat, daß wir darinnen wandeln sollen.“ (597, 39.) Ferner: „Daraus denn folget, alsbald der Heilige Geist, wie gesaget, durchs Wort und die heilige Sacrament solch sein Werk der Wieergeburt und Erneuerung in uns angefangen hat, so ist es gewiß, daß wir durch die Kraft des Heiligen Geistes mitwirken können und sollen, wiewohl noch in großer Schwachheit, solches aber nicht aus unsern fleischlichen, natürlichen Kräften, sondern aus den neuen Kräften und Gaben, so der Heilige Geist in der Bekehrung in uns angefangen hat, wie St. Paulus ausdrücklich und ernstlich vermahnet, daß wir als Mithelfer die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen, welches doch anders nicht, denn also soll verstanden werden, daß der bekehrte Mensch so viel und lang ihn Gott mit seinem Heiligen Geiste regieret, leitet und führet, und sobald Gott seine gnädige Hand von ihm abzöge, könnte er nicht einen Augenblick in Gottes Gehorsam bestehen. Da es aber also wollt verstanden werden, daß der bekehrte Mensch neben dem Heiligen Geiste dergestalt mitwirkete, wie zwei Pferde mit einander einen Wagen ziehen, könnte solches ohne Nachtheil der göttlichen Wahrheit keineswegs zugegeben werden.“ (604, 65. 66. 603, 63.) Selbst in der Ewigkeit bleiben die Werke der Christen immer noch Werke, die sie allein als Werkzeuge des Geistes Gottes verrichten. (645, 25.) Wo bleibt darum auch hier der Selbstruhm, da der Christ, die Gemeinde oder die Synode in jedem guten Werke und somit auch in der Ausbreitung des Wortes und Reiches Gottes nur Werkzeug des Heiligen Geistes ist? Und selbst dieses, daß ein Christ oder eine Gemeinschaft von Christen ein brauchbares Organ des Geistes Gottes ist, ist Gnade. Gott hat sie dazu erwählt, geschickt und tüchtig gemacht; in ihnen selber aber dazu nur Untüchtigkeit und Widerspenstigkeit vorgefunden. So bleibt bei Christen nirgends Raum für Heroencultus und Selbstvergötterung. Wie der Thon, aus dem der Töpfer ein Gefäß zu Ehren gemacht, sich nicht rühmen kann, so kann auch ein Christ oder eine Gemeinschaft von Christen sich nicht erheben, wenn der Herr Großes durch sie verrichtet hat. Ja, je größer das ist, was Gott durch uns thut, desto größer wird die Kluft zwischen unserer Unwürdigkeit

und Gottes Gnade, desto tiefer müssen wir uns demüthigen in den Staub, desto größere Ursache haben wir, die unverdiente Gnade zu preisen, welche statt Engel und Heilige uns arme Maden und Würmer zu Werkzeugen wählt und gebraucht. Der Gedanke, welcher oft bei uns zum Ausdruck gekommen ist, daß es eine unaussprechliche Gnade und Ehre sei, daß Gott sein Werk durch uns verrichten wolle, entspricht dem nackten Thatbestande und bringt keine bloße Bescheidenheit zum Ausdruck.

Kann nun zwar der Mensch nichts dazu thun, daß er zur Erkenntniß der lautern göttlichen Wahrheit gelangt, so doch gar viel, ja alles dazu, daß ihm die Gnade und Wahrheit fremd bleibt, oder wenn er sie durch Gottes Gnade erkannt hat, daß sie ihm wieder verloren geht. Daß der Mensch aus sich selber der Wahrheit des Evangeliums in keiner Weise entgegenkommen, noch nach derselben verlangen, noch sich gegen dieselbe recht verhalten, sondern nur dieselbe von sich stoßen und widergöttlich thätig sein kann, bis Gott ihm zu stark geworden, bis der Mensch bekehrt ist, bezeugt die Concordienformel wiederholt und gewaltiglich. So heißt es z. B. im Artikel vom freien Willen: „Wider diese beide Theil — die Synergisten und Enthusiasten — haben die reinen Lehrer Augsburgischer Confession gelehret und gestritten, daß der Mensch durch den Fall unser ersten Eltern also verderbet, daß er in göttlichen Sachen, unsere Belehrung und Seelen Seligkeit belangende, von Natur blind, wenn Gottes Wort geprediget wird, daselbig nicht verstehe noch verstehen könnte, sondern vor ein Thorheit halte, auch aus ihm selbst sich nicht zu Gott nähere, sondern ein Feind Gottes sei und bleibe, bis er mit der Kraft des Heiligen Geistes durch das gepredigte und gehörte Wort aus lauter Gnade ohn alles sein Zuthun bekehret, gläubig, wiedergeboren und erneuert werde. . . . Daher der natürliche freie Wille seiner verkehrten Art und Natur nach allein zu demjenigen, das Gott mißfällig und zuwider ist, kräftig und thätig ist. . . . In geistlichen und göttlichen Sachen, was der Seelen Heil betrifft, da ist der Mensch wie eine Salzfäule, wie Lots Weib, ja wie Klotz und Stein, wie ein todt Bild, das weder Augen noch Mund, weder Sinn noch Herz brauchet: sintemal der Mensch den grausamen, grimmigen Zorn Gottes über die Sünde und Tod nicht siehet noch erkennet, sondern fährt immer fort in seiner Sicherheit, auch wissentlich und willig, und kömmt darüber in tausend Gefährlichkeit, endlich in den ewigen Tod und Verdammniß, und da hilft kein Bitten, kein Flehen, kein Vermahnen, ja auch kein Dräuen, Schelten, ja alles Lehren und Predigen ist bei ihme verloren, ehe er durch den Heiligen Geist erleuchtet, bekehret und wiedergeboren wird.“ (588, 5. 9. 593, 21.) Dieser Widerstand des natürlichen Menschen gegen die Gnade spitzt sich gerade darin zu, daß der Mensch die lautere Wahrheit des Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo Jesu nicht annehmen will, weil sie Gott allein alle Ehre gibt, dem Menschen aber seinen Ruhm nimmt, ihn auch zur Buße und zu einem neuen Leben verpflichtet. Die Predigt, daß Jesus Christus,

Gottes und Marien Sohn, uns verlorn und verdammte Menschen erlöst, erworben und gewonnen habe, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen theuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß wir sein eigen sein und in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, ist das reine Gegentheil vom Dichten und Trachten des natürlichen Herzens, ist ihm Thorheit und eitel Finsterniß. Gerade als Finsterniß, Unwissenheit, Blindheit, als Feindschaft gegen die göttliche Wahrheit und als Unvermögen, dieselbe in sich aufnehmen zu können, beschreibt die Schrift mit Vorliebe den Zustand des natürlichen Menschen. (1 Cor. 2, 14. 1, 21. Eph. 4, 17. ff. 5, 8. Joh. 1, 5.) An dieser Feindschaft des natürlichen Menschen gegen die göttliche Wahrheit liegt es nun, daß so viele Menschen, wie die Heiden, Juden, Muhammedaner, Unitarier und andere, die Wahrheit überhaupt nicht haben, andere aber, wie die griechischen, römischen, reformirten und unirten Secten und falschen Lutheraner, die Wahrheit mit allerlei Irrthümern vermischen. Finsterniß, woimmer wir sie antreffen und welcher Art auch immer sie sein mag, ist jedesmal darauf zurück zu führen, daß der Mensch die Finsterniß mehr liebt, denn das Licht und darum von der Lüge nicht lassen will.

Diese Macht nun, die göttliche Wahrheit von sich zu stoßen, bleibt dem Menschen, auch nachdem Gott durch wahre Bekehrung in ihm der Wahrheit zum Siege verholfen hat. Auch der Christ hat und behält die Macht, sich dem Heiligen Geiste zu widersetzen, die Gnade und Wahrheit von sich zu treiben und das Evangelium zu verlästern. Es ist das auch keine abstracte, bloß gedachte Möglichkeit, sondern etwas, zu dem sich im Christen auf Erden Keim, Keiz und Trieb beständig vorfindet. Der Christ behält eben sein Fleisch und Blut, von dem St. Paulus sagt, daß in ihm nichts Gutes wohne, und daß es allewege dem Geiste zuwider sei. Dieses Fleisch ist nichts anders als die alte angeborne Natur, welche der Mensch vor seiner Bekehrung bloß hatte, und die auch durch die Bekehrung des Menschen um kein Haar frömmere, besser und fügsamer, vielmehr störriger und widerspenstiger geworden ist, dazu auch wohl mehr noch als vordem von der Welt versucht und vom Teufel zur Feindschaft gegen Gott und sein Wort gereizt und angestachelt wird. Von diesem Fleische der Christen schreibt unser Bekenntniß: „So viel aber den alten Adam belanget, der ihnen — den Gläubigen — noch anhanget, muß derselbe nicht allein mit Gesetz, sondern auch mit Plagen getrieben werden; der doch alles wider seinen Willen und gezwungen thut, nicht weniger, als die Gottlosen durch Dräuungen des Gesetzes getrieben und im Gehorsam gehalten werden. . . . Denn der alte Adam, als der unstellig streitig Esel, ist auch noch ein Stück an ihnen, das nicht allein mit des Gesetzes Lehre, Vermahnung, Treiben und Dräuen, sondern auch oftmals mit dem Knüttel der Strafen und Plagen in den Gehorsam Christi zu zwingen, bis das Fleisch der Sünden

ganz und gar ausgezogen und der Mensch vollkömmlieh in der Auferstehung erneuert, da er weder der Predigt des Gesetzes noch seiner Dräuung und Strafen, wie auch des Evangelii nicht mehr bedürfen wird, die in dies unvollkommene Leben gehören.“ (643, 19. 24.) Hört darum der Christ auf, eifrig Gottes Wort zu treiben, zu wachen und beten, zu kämpfen und streiten, und seinem Fleische Zaum und Zügel anzulegen, verliert er die Furcht vor Gottes Wort, thut er den Willen seines Fleisches, gewinnt er der Welt Weise und Wesen wieder lieb, hört er auf ihre Lockungen, gibt er den Einflüsterungen Satans zu Hochmuth und Selbstüberhebung Gehör, kurz, rehabilitirt er das Fleisch, die Gott und seiner Wahrheit feindliche Natur, so verliert er die Gnade und mit der Gnade die Wahrheit. In dem Maße als der Christ seinem Fleische Raum schafft, ist auch Gefahr vorhanden, daß ihm das Evangelium abhanden kommt. Ja, in dem Grade als der Christ seinem Fleische zustimmt, widerspricht er thatsächlich dem göttlichen Worte. Und wer sein Fleisch und Blut und die Ausbrüche desselben nicht mehr richtet und verurtheilt nach der aus der heiligen Schrift erkannten Wahrheit, vielmehr demselben die Zügel fallen läßt und die Herrschaft einräumt, der ist wieder versunken in die erste Finsterniß zurück, nach welcher ihm die Wahrheit des Evangeliums ein Aergerniß und eine Thorheit ist. Mag dann ein solcher, der sich dem Fleische und der Welt wieder ergeben hat, immerhin noch mit dem Munde die Wahrheit bekennen, mag er sie noch in seinen Büchern und Zeitschriften lesen und von der Kanzel hören: im Herzen glaubt er sie nicht mehr, innerlich hat er sie preisgegeben und ein anderes Princip, den Indifferentismus und Rationalismus, an ihre Stelle geschoben. Ist aber erst dem Menschen innerlich die Wahrheit abhanden gekommen, hat er den Glauben verloren, so wird auch der äußere Abfall von der Wahrheit in der Regel nicht lange auf sich warten lassen. Wer die Wahrheit selber nicht mehr will und sie innerlich nicht mehr hat, wird sie auch bald nicht mehr in seinen Büchern, Zeitschriften, Predigten, Gottesdiensten und in seinem Bekenntnisse wollen. Sein gottentfremdetes Leben wird er auch folgerichtig in falsche, schriftwidrige Lehre umzusetzen und für dieselbe Anerkennung und Anhang zu gewinnen suchen.

Wie mit einzelnen Christen, so verhält es sich nun auch mit Gemeinden oder Verbindungen von Gemeinden. Nur so entsteht ja eine rechtgläubige Gemeinde und Synode, daß Gott seiner Wahrheit in vielen Menschen zum Siege verhilft. Wie nun aber die Gemeinde die göttliche Wahrheit empfängt in derselben Weise wie der einzelne Christ, so kann sie derselben auch in gleicher Weise abhanden kommen. Geht ihr das lautere Evangelium verloren, so hat das auch bei der Gemeinde seinen Grund nur darin, daß die Christen in der Gemeinde ihrem alten Adam, welcher allezeit gottfeindlich dem Irrsal und der Sünde zugethan ist, Raum gegeben haben. Fangen Gemeindeglieder an, Predigt und Sacrament zu verachten, sich den sündlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten der Welt zu ergeben, und in Logen

die Gemeinschaft und Bruderschaft der Welt zu suchen, so kommt damit zugleich auch der Besitz des lauteren Gottesworts für die Gemeinde in Gefahr. Unterläßt es dann noch die Gemeinde, solcher Gefahr für Leben und Lehre durch Belehrung, Ermahnung, Warnung, Strafe und Ausübung der gottgebotenen Kirchengenossenschaft zu begegnen, sieht sie vielmehr ruhig dem umfichgreifenden Weltwesen zu, ja, fängt sie wohl gar selber an, solch sündlich Wesen zu billigen, zu rechtfertigen und zu begünstigen, so wird durch derartige schriftwidrige Praxis thatsächlich gerüttelt an der göttlichen Wahrheit, dem alleinigen Glaubens- und Lebensprincip einer christlichen Gemeinde. Mag dann immerhin auch in solch einer Gemeinde oder Gemeinschaft die Wahrheit noch öffentlich in Predigten, Zeitschriften und Büchern vorhanden sein, so ist doch thatsächlich Gottes Wort in dem Maße von einer Gemeinde verleugnet und preisgegeben, als sie es in der Praxis, dem Fleische zu Liebe, beharrlich mit Füßen tritt. Und wohl noch schneller, als das bei einzelnen Gemeindegliedern der Fall zu sein pflegt, wird solch eine Gemeinde, wenn sie nicht Buße thut, die Wahrheit auch äußerlich von sich stoßen, welche innerlich ihr bereits fremd und ein todtter Buchstabe geworden ist. Einen Prediger, welcher mit Lehre und Praxis Ernst machen will, wird sie nicht mehr dulden. Läßt sie es etwa noch geschehen, daß er schriftgemäß predigt, so doch nicht, daß er der Lehre gemäß in der Gemeinde practicirt. Bald wird sie ihm auch wohl zumuthen, daß er von solchen Dingen gänzlich Schweige, in welchen die Gemeinde sich nicht mehr nach Gottes Wort richten will, und schließlich verlangen und fordern, daß der Prediger sich in seiner Lehre richte nach dem Leben und den vorhandenen Anschauungen in der Gemeinde, statt daß er — wie Gott will — das Leben der Gemeinde richtet und beurtheilt nach Gottes Wort. Ist aber einmal die abschüssige, schriftwidrige Bahn betreten, hat sich eine Gemeinde erst daran gewöhnt, in etlichen Punkten Gottes Wort außer Acht und Kraft zu setzen, so ist bald kein Aufhalten mehr. In rascher Folge wird sie ein Stück nach dem andern in Praxis und Lehre preisgeben, und der Fluth des Irrthums stehen Thor und Thüren offen. Beherrscht der alte Adam erst das Leben der Gemeinden, so dauert es meist nicht mehr lange, bis er auch die Kanzeln, Lehrstühle, Typen und Pressen in seinen Dienst gebracht hat. Eine Gemeinschaft braucht der falschen, fleischlichen Praxis nur Consequenz zu geben, so liegt sie auch schon dem Indifferentismus und Rationalismus, der Religion des alten Adams, in den Armen. Obwohl nämlich das gottwohlgefällige Leben der Christen nicht erst zur Erkenntniß der Wahrheit, vielmehr umgekehrt, nur die reine Predigt zu einem heiligen Leben führt, so hat doch die falsche Lehre, ob sie gleich selber wieder zu sündlichem Leben treibt, nur zu oft ihren Ursprung in fleischlichem Wandel. Ist doch im Grunde jede Irrlehre ein Versuch von Seiten des Menschen, seiner gottwidrigen Herzens- und Lebensstellung Anerkennung und Berechtigung zu verschaffen.

Obgleich es also nicht in der Macht des Menschen steht, sich das lautere Evangelium selber zu geben, weil die Wahrheit ein Gnadengeschenk Gottes ist, so hat der Mensch doch das Vermögen, die reine Lehre von sich zu stoßen, und auch Christen und christliche Gemeinden können der geschenkten Wahrheit dadurch verlustig gehen, daß sie sich wieder unter die Knechtschaft ihres Gott und seinem Worte feindlichen Fleisches stellen. F. B.

(Schluß folgt.)

Aus Paul Henkels Leben.

In einer alten Kiste im Keller der Henkel'schen Druckerei zu New Market, Virginia, fanden wir unter einer Menge vergilbter Manuscripte auch eine eigenhändige Autobiographie nebst vielen andern Aufzeichnungen Paul Henkels, eines der merkwürdigsten Männer der älteren lutherischen Kirche Americas, eines Mannes, der zu seiner Zeit wohl mehr gethan hat als irgend ein anderer zur Erhaltung eines deutsch-lutherischen Lutherthums im Osten unsers Landes, und dessen Geist und Arbeit zu spüren ist bis auf den heutigen Tag. Zwar wird der Raum nicht gestatten, daß wir in diesen Blättern die umfangreichen Schriftstücke unverkürzt zum Abdruck brächten. Was wir jedoch hier im Auszug mittheilen, sind des alten Paul Henkel eigene Worte, und wir glauben unsern Lesern eine Freude zu machen und einen Dienst zu leisten, indem wir ihnen durch Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen nicht nur die Persönlichkeit des Mannes, sondern auch die Verhältnisse, inmitten deren er lebte und wirkte, in dieser anschaulichen Form vorführen.

In einer Vorbemerkung seiner Lebensbeschreibung sagt der Verfasser: „Da ich aus Erfahrung gelernt habe, daß man solche kleine Menschen wie ich bin, und dazu ein Knecht aller Knechte wenig wahrnimmt, obschon sie vieles in dieser Welt verrichten würden, . . . so weiß ich wohl daß ich und Meinesgleichen nicht gedacht werden. Da ich nach meiner Einfalt glaube, manches in meinem Leben erfahren zu haben, das solchen Leuten wie ich war und zum Theil mich immer noch befinde sowohl zur Lehre als zum Trost dienen möge; und sonderlich, da man aus den Zeugnissen derer, die man persönlich nicht kannte, erst nach ihrem Abschied den meisten Nutzen haben kann, so mag dieses auf solche Weise vielleicht in folgender Zeit einem oder dem andern Einfältigen zu Dienst stehen, der meine Schrift lesen kann; denn in den Druck wird es wohl nicht kommen. Ich in meinem Leben werde so vermögend nicht sein, und sollte ich auch, so ist mein Begehren nicht, daß es die Presse fühlen möchte. Diese Nachricht gebe ich hier von mir nur in der Absicht, daß Menschen, die der Herr so führen mag, wie er mich geführt hat, sehen mögen, daß doch auch vor ihnen solche waren, wie ich auch erfahren habe, daß solche vor mir waren.“

Der eigentlichen Lebensbeschreibung entnehmen wir nun Folgendes:

„Was kann ich helfen, daß ich nicht von großer Herkunft bin, nicht von Adel, nicht von Reichen oder Gelehrten, sondern eines armen Zimmermanns Sohn, der in seinem Leben niemals höher gestiegen als nur zu einem Hauptmann über fünfzig, dessen Großvater der erste lutherische Prediger in Pennsylvanien soll gewesen sein. Wie man mir sagt, war er Hosprediger nicht weit von Frankfurt am Main bei einem Herrn, der seine Predigten nicht vertragen konnte; ob sie zu hart oder zu einfältig für denselben waren, kann ich nicht sagen; wie gelehrt oder wie weit bekehrt will ich auch nicht sagen. Mein Großvater war Jost Hentel, und mein Vater Jakob dessen ältester Sohn; machten sich Einwohner in diesem North Carolina, Rowan County, allwo mein Vater sich verheirathete mit Barbara Dieter, und sich als Bürger niederließ an der sogenannten Deutschmanns Kried in besagtem County. Da erblickte ich das Licht dieser Welt den 15. December 1754, war das erste Kind aus zehn, die sie zeugten. Sie durften aber nur da wohnen bis ins Jahr 1760; im Monat Julio verließen sie selben Ort aus Furcht vor den wilden Völkern, die einige unserer Nachbarn ermordeten, ließen sich nieder in Berkley County, Virginia, an der Potomac. Nach Verlauf eines Jahres zogen sie an die sogenannte South Branch Potomac, Hampshire County. So hatten sie einen Schelm um einen Dieb gegeben; denn mehr als ein Jahr waren sie nicht da, so ward die Unruhe mit den wilden Völkern weit größer als sie war in North Carolina und mußten drei Jahr lang in einer Festung wohnen. Ein übler Tausch! hier mußten sie mit andern viel Widriges erleben, und ob ich gleichwohl noch viel zu jung war, um Antheil zu nehmen, so kann ich mich doch verschiedener Dinge erinnern, die mir auffallend waren. . . . In eben dieser Zeit wurde ich in eine deutsche Schule gesandt und lernte etwas deutsch lesen; meine Eltern hielten mich dazu an, so viel sie konnten und wußten. . . .

Das folgende Jahr wurden ich und mein Bruder dreißig Meilen von Haus in die Schule geschickt und bei unserm Großvater in die Kost gethan, nämlich bei Jost Hentel. Meine Großmutter hielt mich an zum Lernen und Gebet so viel wie möglich und gab mir Unterricht und wiederholte den Bericht von Himmel und Hölle, der mir drei oder vier Jahre vorher von meiner Mutter Schwester mitgetheilt wurde. . . .

Da ich mich eines Abends mit den andern Kindern sehr leicht betragen mit Lachen, Scherzen zc., kam mir vor dieselbe Nacht im Traum der Satan, stieß mit seinen Hörnern auf mich und ließ sich so an als wollte er mich in den Abgrund stürzen. Ich schrie zu dem lieben Heiland und entrann. Hier wurde ich eine Zeitlang ganz zahm; aber wie der Welt Lauf ist mit allen Adamskindern, so hielt dies auch wenig Stand.

Das folgende Jahr zog die Haushaltung auf ein Landstück, das mein Vater gekauft hatte. Ich wurde bald elf Jahre alt, wurde fleißig zu allerlei Felbarbeit angehalten, im Sommer und im Winter in die Schule gesandt.

So lange ich in der Schule war, hatte ich Lust zu lernen, ließ mich auch ohne Widerspruch loben, sonderlich von meinem Lehrer; mir war um die erste Bank wie vielen andern auch zu thun. Ich wurde in meinem Katechismo unterrichtet, so gut mein Lehrer verstund. Mein Vater, der in der Gemeinde Vorsteher war, und der einzige, der auf Seiten der Lutherischen sich das Wohl der Kirche etwas ließ angelegen sein, wurde mir in gewisser Maße zum Meister, gab uns Kindern den besten Unterricht, den er vermochte, wiewohl er weder gelehrt noch sehr beredsam war; meine Mutter aber gab sich öfter Mühe, uns an das Gewissen zu greifen. Ich erinnere mich, daß auf einen Gründonnerstag Abend ich und mein Bruder uns rüsten wollten, den andern Tag zu einer Gesellschaft zu gehen, mit denen wir gedachten Theil an ihrem eiteln Wesen zu nehmen; der Vater aber, da er solches merkte, sagte weiter nichts, rief uns alle zusammen und las die ganze Leidensgeschichte unsers lieben Heilandes durch aus Matthäo in einem solchen Ton, der mich dächte, seine Andacht in sehr hohem Grade zu zeigen; seine Empfindung schien mir so, daß es mir sehr auffallend ward. O! dachte ich, was mußte doch der liebe Erlöser für uns arme Menschen ausstehen! Mein Verlangen, zur Gesellschaft zu gehen, war etwas entkräftet. Nebst diesem wurden wir durch den Vater auf gelassene Weise zurückgehalten. Doch auch dies war von sehr kurzer Dauer und bald vergessen. Bei allem war ich nicht allein ein fleißiger Junge in die Kirche zu gehen und durchbringende Predigten mit Vergnügen anzuhören, sondern auch ein besonderer Freund der Prediger, liebte den Umgang mit denselben und wünschte öfter Gelehrsamkeit genug zu besitzen, mit denselben in allen Stücken auszuhalten, fiel mir auch öfter zum Theil, daß ich mit und bei ihnen sein mußte. Ich muß noch immer glauben, wenn gehöriger Fleiß an mich wäre gewandt worden, ich hätte den Heiland damals weit besser kennen lernen.

In meinem siebzehnten Jahre wurde ich mit andern mehr auf etliche Tage in den Unterricht gesandt und nach der Gewohnheit unserer Kirche confirmirt. Dies war eine Zeit auch etwas Besonderes für mich; mein Gewissen wurde in gewisser Maße rege gemacht, mein Herz sehr erweicht, begangene Sünden waren mir wohl vorgestanden, aber an der Ueberzeugung von meiner sündlichen, bösen und verderbten Natur mangelte mir bei allem. Der Prediger bezeigte sich sehr ernstlich, uns alle öffentliche Laster in ihrer Häßlichkeit und so auch die Strafe der Sünden abzuschildern, wie es recht war, preisete das Verdienst Jesu zwar auch sehr hoch, aber doch drang solches nicht so tief, daß es mich in einem ehrbaren und äußerlich frommen Lebenswandel erhalten hätte. Doch war solche feierliche Handlung bei mir keineswegs vergebens; denn es diente mir erstlich, mich von manchen groben Lastern zu halten, wozu sonst die menschliche Natur geneigt ist, und zweitens wurde mir der Unterricht ganz neu, nachdem der Herr mir mein tiefes Verderben und Sündenelend durch das Licht seines Geistes hat zu erkennen gegeben; ich erinnerte mich manches, das mir beide zu Lehre und Trost diente.

Sonderliche Lust und Neigung hatte ich zum Schreiben. Ich weiß noch gar wohl, daß, nachdem ich etwas weniges darin thun konnte, ich öfter auf dem Felde, da ich das Vieh hüten mußte, ein Brett aufgesteckt und zur Schreibrtafel gebraucht; daß ich Vorschriften von so vielen unterschiedenen Händen angeschafft und nachgeschrieben, daß meine Hand zum Schreiben ganz verdorben wurde; ich war nämlich nicht lange genug bei einem Präceptor, um seine Hand recht zu lernen.

In meinem dreizehnten Jahr wurde ich in die englische Schule gesandt, worin ich Lesen, Schreiben und etwas Rechnen lernte, und wäre gern länger dageblieben, wenn es sich so hätte fügen wollen. Mein Präceptor war auch ein Mann, der wohl gelehrt war und so viel ich weiß auf der Universität in Oxford in England studirt hatte. Da er sich sonderlich mit mir hat vertragen können, so wäre es sein Wille gewesen, mir in allem Unterricht zu geben, was mich zu einem Gelehrten hätte machen können, und was kann ich dafür, daß es nicht mein Schulsack ward, mit einer griechischen oder lateinischen Grammatik zu prangen, wie man denkt, daß es erforderlich sei, so man zu etwas in der Welt soll gebraucht werden.

Aber laßt mich auf etwas Anderes kommen. Ich lief so mit der Welt, und ob ich gleichwohl zuweilen ein wenig aufgehalten ward durch einen Zuruf vom Herrn, so brachte ich die verlorne Zeit nicht wieder ein unter allem Gedränge, darein ich mich öfter gelassen. So hatte ich große Neigung, Prediger zu werden, und hätte alles daran gewandt, die Stufe zu erreichen, und darf auch nicht sagen, daß solches aus Absichten, Reichthum und gute Tage zu erlangen, aber doch die Ehre zu haben, die verschiedenen Partei-priester aus der Bibel durch Gelehrsamkeit zu überwinden, die sich zur Zeit äußerten. Aus der Ursache las ich alle Bücher, die mir zum Unterricht dienten.

Hier fällt mir ein besonderer Traum ein, den ich hatte zu der Zeit, der mich viel auf die Gedanken brachte. Ich bin zwar keiner, der auf Träume hält oder etwas Besonderes darin sucht; so wird es mir doch nichts und auch sonst niemand nichts schaden, so ich etwas davon melde. Ich hatte viel hören sagen von meinem Urgroßvater, daß er ein lutherischer Prediger war, so auch von seinen Berrichtungen zc. Mir kam vor, ich hätte denselben auf dem Felde gesehen und auch sogleich gekannt, und freute mich gar sehr über den Anblick desselben. Er kannte mich auch und forderte mich auf, mit über Feld zu gehen. Er frug mich, ob ich fleißig wäre in guten Büchern, Lesen und Schreiben, und ich antwortete, ich sei ein Liebhaber der Sache, und wollte noch viel fleißiger werden, wenn ich wüßte, daß ich auch noch Prediger werden könnte; das sei das Einzige, das ich wünschte in dieser Welt. Er sagte mir: Gehe mit mir bis an den Wald, der an das Feld grenzt. Da führte er mich an einen sehr großen Spiegel und befahl mir, mit ihm in denselben zu schauen. Ich folgte. Er fragte mich, was ich sähe. Ich versetzte: Weiter nichts als nur unser beider Gestalt, und daß ich ihm sehr ähnlich wäre in der Gestalt. Gut, sagte er, ich will dir noch eins zei-

gen, führte mich ein wenig weiter und zeigte mir eine der großen Nürnberger Bibeln, öffnete mir dieselbe, zeigte unter seiner Linken einen oder zwei Verse mit den Worten: Wenn du dies lesen und verstehen kannst, so wirst du ein Prediger werden. Meine Begierde, die Verse lesen zu können, kann ich nicht ausdrücken; aber zu meinem Kummer konnte ich es nicht einmal lesen, viel weniger verstehen; die Schrift schien mir doch auch deutsch zu sein, und die Zeilen gingen über das ganze Blatt fast wie bei den Vortreden in derselben Bibel; aber ich konnte daraus nichts machen, und folglich sollte ich auch nicht Prediger werden. Ich bat ihn, er möchte mir doch nur die Sache erklären, und damit verschwand er, ohne weiter etwas zu sagen.

Folgendes Jahr hatten wir Unruhe mit den wilden Völkern. Da ging ein Befehl aus von dem Landpfleger, daß eine Compagnie von den Grenzen des Staates Virginia sollte ausgesandt werden unter dem Alleghany-Gebirge eine Zeit von vierzehn Tagen zu durchstreifen als Rundschaffter. Ein jeder Hauptmann mußte sechs Mann dazu finden. Als nun die Reihe an meinem Vater war, so bot ich mich dazu an. Es wurde mir auch zugesagt; und was nun? Ich gehe mit andern meinen Weg fort, aber nicht als die Rundschaffter Josua nach der Stadt Jericho, sondern nach dem Wald. Hier mußten wir die Zeit ausharren im Wald und die meiste Zeit im Regen. Wir mußten auch ohne Feuer des Nachts liegen aus Furcht vor dem Feind. Hier fanden wir weder Küche noch Keller, weder Schüssel noch Teller. . . . Im August bekam ich das hitzige Fieber in einer Festung 50 Meilen von Haus, wurde aber nach Hause gebracht in vierzehn Tagen und lag sechs Wochen, bekam noch dazu die rothe Ruhr, dachte öfters, ich würde müssen die Welt lassen. . . . Nachdem das Fieber mich verlassen, las ich alle Tage etliche Capitel in Arndts Wahrem Christenthum, aber auch mit wenig Verstand. . . .

In diesem Jahre wurde ich sehr wohl bekannt mit einem Schulmeister, der auch zu Zeiten predigte und etwas in den Grundsprachen thun konnte und Theologie studirt hatte. Von diesem begriff ich eins und das andere, so daß ich etwas mehr von der heiligen Schrift zu sagen wußte als sonst die Leute insgemein und sehr fleißig disputirte mit einem jeden, der sich mit mir eingelassen, er mochte sein, wer er wollte, öfters mit meinem Vater, sonderlich wegen der Gnadenwahl, welche ich behauptete. . . .

Denselben Winter machte ich eine Reise nach Baltimore mit einem Kaufmann und war zwei Monate von Haus. Auf dieser Reise mußte ich auch etwas erfahren, davon ich zuvor unwissend war. Es machte sich so, daß ich mit zwei andern zufalls nach Hause gehen mußte etwa 200 Meilen. Den ersten Tag unserer Reise wurden wir von einem Mann beschuldigt als Straßenräuber. . . . Da kamen drei starke Männer her; ein jeder hatte sich mit einem starken Prügel versehen. Nun dachte ich: O wehe, was wird das absetzen. Sie erkundigten sich unsers Handels und ließen uns dann im Frieden unsern Weg gehen. . . .

Das folgende Spätjahr wurde ich ersucht von meiner Mutter Bruder, Schule bei ihm in seinem Haus zu halten, damit seine Kinder und andere der Benachbarten möchten unterrichtet werden im Lesen und Schreiben. So machte ich den Anfang dazu gleich nach dem neuen Jahr. Mir wurde eine ordentliche Schule aufgebracht. Hier mußte ich sehr eingezogen leben, und da ich dann nirgends kein Geschäft sonst hatte, so bekam ich mehr Gelegenheit, über mich selber nachzudenken. Ich und mein Onkel hatten öfters das Christenthum in Betracht genommen, aber leider gar zu weitläufig. Der Vormiß und Neugierde hatten mich getrieben, daß ich mich unterstanden hatte, mich mit den Leuten einzulassen, die besondere Künste und Wissenschaften vorgaben. . . . Und ich glaube auch, wo mich der Herr nicht sonderlich dafür behütet hätte, ich wäre damit verbindlich geworden. Ich entdeckte meinem Onkel mein Vorhaben. Der warnte mich treulich, davon abzulassen. Neben dem hatte ich auch einen besonderen Traum betreffend die Sache, der mich gänzlich davon abbrachte. . . .

In dieser Zeit las ich die Vorrede Lutheri über die Epistel an die Römer, da er so deutlich von dem Wort Gesetz handelt, daraus ich mich etwas besser habe kennen lernen nach der inneren Beschaffenheit meines Herzens. Hier fing ich sonderlich an über mich selber nachzudenken. Ich sahe leider wohl mein Verderben, aber wie davon los zu werden, davon konnte ich mir noch keinen rechten Begriff machen. Während der Zeit meines Schulehaltens machte ich einige Proben mit Versedichten als Betrachtungen über mich selbst. Bei dem Aufbrechen meiner Schule unterstand ich mich, meinen Schulkindern eine Mahnung mitzutheilen; aber leider war ich nicht nur zu unerfahren, sondern auch viel zu blöde und schüchtern.

Denselben Sommer war ich für mich selber. Mein Vater hatte mir eine kleine Plantage gekauft 40 Meilen von seiner Wohnung in dem Gebirge. Da hielt er sein Vieh des Sommers; ich hatte selber etliche Stücke Pferde und Rindvieh. . . . So brachte ich meine Zeit zu mit Hin- und Wiederreisen, wie meine Geschäfte erforderten. Bei meinem Großvater Jost Hentel mußte ich immer durchreisen; so gab mir dies Gelegenheit, mit der Elisabeth Nägli bekannt zu werden, die dazumal ihren Aufenthalt bei meinem Großvater hatte. . . . Besagte Elisabeth nahm ich dann auch zum Weibe den darauf folgenden 20. November.

Wer sollte aber denken, daß ich diesen Sommer im fleißigen Lesen der heiligen Schrift und Betrachtung derselben, auch fleißigen Gebet zugebracht habe, da ich den Winter zuvor die Ziehungen Gottes in gewisser Maße wahrgenommen hatte. Ja, so hätte es billig sein sollen; aber weit gefehlt. Sobald mein Schulehalten zu Ende gegangen war, so war alles vergessen. Einige meiner Schulgefelln ließen sich als Soldaten anwerben. Da ging soeben der Streit zwischen America und England an. Da eine Truppe abreiste, gab ich mit andern das Geleit 12 Meilen. . . . Doch war mir zu gering, als ein gemeiner Soldat mitzugehen.

Anfangs November 1776 mußte ich einer Generalmusterung beiwohnen, die 40 Meilen von meinem Vater entfernt war. Bald darauf trat ich in den Ehestand, wie zuvor schon erwähnt. Bald fand ich Schwierigkeiten in dem Haushalten. . . . Es war zu der Zeit, da man alle Männer, jung und alt, auffuchte, Hand an den americanischen Pflug zu legen, das ist, wider England zu streiten. Ob ich gleich dazu geneigt war, so fand ich doch, daß es mir für das Gegenwärtige wenig nuzte. Bald wurde ich mit diesem Gedanken eingenommen, ich könnte in Militärsachen beschäftigt sein und auch dabei neben meinen Geschäften meinen kleinen Acker bauen, welchen ich durch Tagelöhner fortführen ließ, auch des Sonntags meinen Nachbarn die Dienste eines Predigers versehen mit Vorlesen einer Predigt sowohl im Englischen als auch im Deutschen. Durch diese Uebung wurde das Fünklein aus der Asche ausgegraben, das so lange verborgen und bald ausgelöscht oder erstorben war. Was noch vieles dazu beitrug war, daß mein Vater in dieser Zeit in seine ewige Heimath gerufen wurde, welcher öfters von der betrübten Zeit, welche unser Abendland betroffen durch den Krieg, gesagt hatte. Doch ward sein Absterben mir zu einem großen Vortheil; denn erstlich glaubte ich, ich hätte zu viel Vertrauen auf ihn gesetzt und meinen rechten himmlischen Vater damit vergessen; zum andern waren seine Reden auf seinem Sterbebette mir die besten Predigten in der ganzen Welt. Sein Vorwissen, daß er mit der Krankheit aus der Zeit gehen würde, und das Zeugniß, das er oft ablegte von der Zuversicht zu Gott durch den Tod Jesu, daß er versichert sei, daß er einen verführten Gott durch ihn habe, seine Willigkeit und vergnügter Sinn, aus der Zeit zu gehen, machten großen Eindruck auf mein Gemüthe, als ich ihn hörte zu einem Benachbarten sagen: „Ich weiß und bin gewiß, daß dies meine letzte Krankheit ist, daß ich durch diese in die ewige Gesundheit gehen werde; ich habe nicht die geringste Furcht vor dem Tode, darum, daß ich weiß, daß der Tod Jesu mein ewiges Leben ist.“ . . . Er erlangte den Sieg den 14. Hornung 1779, ließ meine Mutter eine Wittwe mit sieben Kindern noch bei ihr, davon die meisten unfähig waren, ihr etwas zu helfen, viel weniger sich selber zu versorgen. Ich und meine älteste Schwester waren verheirathet und mein Bruder Moses heirathete das folgende Jahr.

Der Abschied meines Vaters war mir immer sehr auffallend. Ich dachte öfters, ich würde die ganze Welt drum geben, ihn zurückzubringen. Ich hatte nirgends und in nichts kein Vergnügen. Die ganze Welt schien mir zu enge. Dofers suchte ich mich mit Gesellschaft zu erholen, aber ich fand, daß die Unruhe der Seele nicht mit eitlen oder irdischen Dingen kann gehoben werden. Ich ward sehr fleißig im verborgenen Gebet. Unterschiedliche Zufälle trafen mich in der Zeit, die mich hart angegriffen, welche mir aber nachgehends zum Segen wurden.

Ein sonderbarer Umstand ereignete sich in der Zeit. Ein junger Mann ledigen Standes hatte seine Heimath bei mir, der einige Jahre in dem

Dienste eines Kriegsknechtes gestanden war, und da er ohnedem eine elende Erziehung hatte, so waren seine Sitten desto mehr verdorben. Dieser arme Mensch verursachte mir öfters Mühe, darum, daß er so gar leichtsinnig sich gegen alles, was zum Seligwerden zu wissen, stellte. Er begab sich eines Tages in den Wald, um sein Pferd aufzusuchen, nahm unsern Hund mit sich, ließ sich an einem Ort nieder neben einem hohen Ufer hinter etwas zusammengelegtem Holz, um auf Hirsche zu lauern, die zu Zeiten in den Bach liefen, ein stark riechendes Wasser zu saufen. Der Wind wehte einen dürreren Baum um und schlug ihn über das Ufer hinunter in den Bach, und erst nach sieben Tagen ward er gefunden, da ihm die Vögel die Augen ausgehackt und er voll Würmer war. . . . Dieses ward mir eine neue Schule, woraus ich die Nichtigkeit des Menschen betrachten mußte. O, dachte ich öfters, wie mag es doch mit dem Elenden stehen! Alles trug mit bei, die Unruhe meiner Seele zu häufen. . . .

Als die hinterlassenen Güter meines Vaters unter uns ausgetheilt wurden, fiel mir eine der großen Nürnberger Bibeln zu. Da las ich die Beschreibung der vier Evangelisten, den Lebenslauf Lutheri und aufs neue die Epistel an die Römer mit der Vorrede Lutheri. Dieses lebte alles aufs neue in mir auf. O, dachte ich, ich nenne mich auch einen Lutheraner, aber mir mangelt der Geist, der Glaube und das Leben eines solchen Mannes. Woran liegt es doch, daß ich nicht auch zum rechtschaffenen Christen werden kann?

Ich fing an, besser ernst zu werden, ein besserer Christ zu sein. Ich machte mir viele gute Vorsätze und entwarf mir den Weg selber, der mich zum Leben führen sollte. Ich fing soeben auch an zu arbeiten, meinen Bau nach meinem Plan auszuführen. Ich trat meine Reise, wie ich meinte, an, — aber so viele Schwierigkeiten fanden sich, daran ich nicht dachte, die mich bald abgesehreckt hätten, wenn mich nicht eine stärkere Hand erhalten hätte. Ich war immer noch mit der Welt verbunden, hatte einen starken Hang zum Kriegswesen. Etwas hatte ich schon in Militärsachen zu verwalten, und man suchte mich täglich etwas höher hinaufzurücken.

In dieser Zeit besuchte mich mein Bruder Moses, der neulich durch einen Methodistenprediger etwas erweckt war, und entdeckte mir seine Gesinnung, welche mir zum Theil gefallen, aber auch zum Theil mißfallen. Wir waren nicht einformig in unserm Sinn. Er hatte einige Schriften, die neulich ebirt waren von Methodisten; diese schätzte er höher als andere, die eben die nämlichen Wahrheiten enthielten, und damit konnte ich als ein gesetzlicher Lutheraner nicht stimmen.

In demselben Spätjahre hörte ich das erste Mal einen Methodistenprediger. Dessen Predigt gefiel mir mäßig; konnte nach meiner Erkenntniß anders nicht urtheilen, als alles sei Wahrheit, was der Mann lehrte. Mir wurde gesagt, daß er ein Schneider seiner Profession wäre und nichts als nur gemeines Englisch verstehe. Kam mir etwas seltsam vor, wäre mir aber mehr so gewesen, wo ich nicht gewußt hätte, daß viele der Wiedertäufer

auch solche Prediger sind. Ich wurde dadurch zum weiteren Nachdenken gebracht über mich selber. Ei, dachte ich, können solche Leute brauchbar werden, so kann ich auch. Ich will mich befeisigen in meinem Vorlesen und die Zuhörer zur Aufmerksamkeit erinnern. Doch glaubte ich nicht völlig, daß ich jemals selber an den Dienst kommen würde.

Der darauf folgende Winter war der härteste, den ich in meinem Leben erfahren habe. Die Leute hatten die Blattern. Ich ließ mir angelegen sein, sie zu besuchen. Es waren auch sonst noch viele Kranke, die ich besuchte. Bei dieser Pflicht mußte ich doch auch geprüft werden. Denn als ich einmal eine kranke Frau besuchte und die ganze Nacht nichts geschlafen, sondern vor dem Feuer gesessen in einer sehr kalten Hütte bei grausamer Kälte und vierzehn Meilen nach Haus hatte . . . erforderte es den ganzen Tag, bis ich nach Hause gelangte; . . . alles Feuer und alle Decken konnten mich nicht erwärmen, den andern Tag mußte ich das Bett halten. . . .

Denselben Winter las ich viel in der Bibel und diente mir besonders zur Erweiterung meiner Kenntnisse und gewann dadurch die Bibel sehr lieb.“

(Fortsetzung folgt.)

A. G.

(Eingefandt.)

Unsere Stellung zu den Symbolen und zur Schrift.

(In Aphorismen dargestellt nach Walther's Aufsätzen in den Jahrgängen I—IV der „Lehre und Lehre“ von P. Aug. Schäßler.)

1. Der Vollgehalt der göttlichen Offenbarung ist nicht in unsern Symbolen niedergelegt.
2. Unsere Symbole sind nicht für eine Regel des Glaubens anzusehen, der sich ein jeder, weil sie von der Kirche gestellt sind, zu unterwerfen habe.
3. Wir schreiben den Symbolen keine Art von *θεοπνευστία*, Göttlichkeit und Canonicität zu.
4. Nur die Schreiber der „Scriptura sacra“ haben die unmittelbare Erleuchtung des Heiligen Geistes genossen.
5. Nur die „sancti Dei homines“ haben das Privilegium gehabt, sich in Sachen, die das Heil der Menschen betreffen, nicht irren zu können.
6. Die heilige Schrift ist nach Inhalt und Form bis auf die geringste *ξεραία* von dem Heiligen Geiste eingegeben.
7. Wir schreiben allein der heiligen Schrift jene Fülle des Inhalts zu, vermöge welcher jedes Sprüchlein der Schrift eine unausschöpfliche Quelle göttlicher Gedanken ist, und jenen vollkommenen adäquaten Ausdruck, vermöge dessen jedes Wort, jede Wortvorstellung und jede Wendung darin von solcher Beschaffenheit ist, daß, je mehr dies alles urgirt wird, je mehr Geheimnisse der göttlichen Weisheit und des göttlichen Willens sich dem Schriftforscher erschließen. Dies alles aber spricht unsere Synode den Symbolen ebenso entschieden ab.

8. Wir verachten die Fortbildung der symbolischen Erkenntniß auf Grund der heiligen Schrift nicht.

9. Unsere Symbole binden nur insofern und insoweit das Gewissen eines Christen, als sie mit dem geschriebenen Worte Gottes übereinstimmen und dasselbe bekennend vortragen.

10. Die Symbole an sich machen wir durchaus nicht zu einer Auslegungsnorm der Schrift, und wollen durch die Symbole überhaupt die Forschung in der Schrift auf keine Weise beschränken.

11. Die Symbole sind nicht die Obernorm des Wortes Gottes.

12. Unsere Meinung ist es also durchaus nicht, daß ein Lutheraner die Schrift nach den Symbolen auslegen müsse, weil dieselben als Bekenntniß der wahren Kirche von jedermann für die Norm der Schriftauslegung anzuerkennen seien, sondern: daß ein Lehrer nur so lange als ein Diener unserer Kirche angesehen werden könne, als er sich selbst gebunden sieht, in seiner Auslegung der Schrift nicht von der Lehre unserer Kirche abzugehen, darum nämlich, weil er von der Wahrheit, Schriftmäßigkeit, Göttlichkeit derselben überzeugt ist.

13. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß auch die Lehre von der Kirche und dem Amte, so weit sie in Symbolen (dem römischen Gegensatz gegenüber) ihre Bestimmungen gefunden hat, dem Worte Gottes entsprechend ist, und erkennen die Symbole auch in diesem Stück, wie in allen andern, von welchen sie handeln, für unsere norma docendi. (IV, 63.)

14. Wir halten fest an dem „Formalprincip der evangelischen Reformation“. Und das lautet: Die Schrift ist die einzige Regel und Richtschnur und Richterin in allen Fragen, was wahr und recht, was Irrthum und Sünde ist, und folgen denselben in allen seinen Consequenzen.

15. Die Symbole unserer Kirche sind:

- A. Zeugniß und Erklärung des Glaubens, wie jederzeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt und derselbigen widerwärtigen Lehre verworfen und verdammt worden.
- B. Zeugen, welcher Gestalt nach der Apostel Zeit und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden.
- C. Sie haben den Zweck:
 - a. Daß die Wahrheit desto deutlicher und klarer behalten und von allen Irrthümern unterschieden und nicht unter gemeinen Worten etwas versteckt und verborgen werden möchte;
 - b. daß es ein öffentliches und gewisses Zeugniß nicht allein bei den jetzt Lebenden, sondern auch bei unsern Nachkommen sein möge, was unserer Kirche einhellige Meinung und Urtheil von den streitigen Artikeln sei und bleiben solle.
 - c. Auch: damit denen, so an keine gewisse Form der reinen Lehre gebunden sein wollen, nicht alles frei und offen stehe.

16. Mit dem Quatenus macht man Anzeige seines Dissensus, mit dem Quia gibt man seinen Assensus zu den Symbolen.

17. Die Schrift ist norma normans, das Symbol norma normata.

18. „Zu derselbigen christlichen und in Gottes Wort wohlgegründeten Augsbургischen Confession bekennen wir uns nochmals hiermit von Grund unsers Herzens, bleiben bei derselbigen einfältigem, hellem und lauterem Verstand, wie solchen die Worte mit sich bringen (quam verba ipsa monstrant), und halten gedachte Confession für ein rein christlich Symbolum, bei dem sich dieser Zeit rechte Christen nächst Gottes Wort sollen finden lassen, . . . und ist unser Vorhaben nicht, weder in diesen noch andern Schriften, von vielgedachter Confession im wenigsten (vel transversum, ut ajunt, unguem, das ist, einen Quersfinger breit) abzuweichen.“ (Concordienformel.)

19. „Rein Lutheraner ist je in dem Sinne auf die Symbole verpflichtet worden, daß er die Auslegung einer Bibelstelle, wie sie sich in den Symbolen findet, für die dem Sinne des Heiligen Geistes gerade in dieser Stelle vollkommen entsprechende zu halten.“ (Walther, „Lehre und Wehre“ I, 225.)

20. „Wenn es wahr ist, daß alle Systeme menschlicher Weisheit gleich zerbrochenen Schlüsseln vor der Pforte der Wahrheit liegen: so ist es doch ebenso wahr, daß die aus dem Worte, welches die Wahrheit ist, geschöpfte kirchliche ‚Analogia fidei‘ der, längere Zeit verlorene, nun aber wieder gefundene, rechte Schlüssel ist, der, wenn auch vom Roste angelaufen, dennoch das alte, wohlbekannte Schloß leichter schließen wird, als alle zierlichere neue, aber nach falschem Modell gefertigte Schlüssel.“ („Lehre und Wehre“ II, 2.)

21. Die Ungeänderte Augsburgische Confession ist die Magna Charta unserer Kirche.

22. Die Ungeänderte Augsburgische Confession von 1530 ist der reine und treue Ausdruck der Lehre der heiligen Schrift. —

V e r m i s c h t e s .

Außerbiblische Zeugnisse für die Bibel. Wiederum ist in dem alten Pharaonenlande eine interessante Entdeckung gemacht worden. Jellachen, die in der Nähe eines ägyptischen Dorfes nach Mergel gruben, stießen im Erdbreich auf eine Anzahl alter Holzkisten, die mit Malbasterplomben versehen und mit Hunderten eng beschriebener Thonplatten angefüllt waren. Der größte Theil davon, zweihundert Stück, wurde von Commerzientath J. Simon erworben und den Berliner Museen geschenkt. Vor Kurzem ist der erste Theil dieser Documente zur Veröffentlichung gelangt. Das Buch Josua und das Buch der Richter erfährt in Folge dieser Ausgrabungen hin-

sichtlich der Kämpfe des Volkes Israel eine Reihe der werthvollsten Bestätigungen durch den reichhaltigen Briefwechsel zweier Pharaonen mit asiatischen Königen und den ägyptischen Vasallen und Beamten in Palästina, Syrien und Phönizien. Die Hebräer sind darin Habirri, Jerusalem ist Ursalimma genannt, genau wie in den spätern Inschriften Sanheribs. Viele in der Bibel erwähnte Orte kommen häufig darin vor. — Immer wieder aufs neue werden die Angaben der Heiligen Schrift, mit der manche Gelehrte und Ungelehrte so vielfach ihren Spott treiben, bestätigt.

Päpstlich verbotene Bücher. Der gegenwärtige Papst hat den Index der in seinem Reich verbotenen Bücher revidirt. Die Decrete, welche die Bibel betreffen, lauten: „5. Der Gebrauch der Ausgaben des Originaltextes und der alten katholischen Uebersetzungen, auch der orientalischen Kirche, durch nicht-katholische Schriftsteller veröffentlicht, welche es auch seien, und obgleich sie getreu und zuverlässig erscheinen, ist allein denen gestattet, welche sich mit theologischen oder biblischen Studien beschäftigen, vorausgesetzt, daß sie weder in den Vorreden noch in den Noten die Dogmen des katholischen Glaubens angreifen. 6. In gleicher Weise und unter den gleichen Bedingungen sind autorisirt die andern Uebersetzungen der heiligen Bibel, durch nicht-katholische Schriftsteller herausgegeben und veröffentlicht, sei es in lateinischer Sprache oder in einer andern, nicht allgemein üblichen Volkssprache. 7. Weil es klar ist, daß, wenn die Bibeln in der Volkssprache ohne Unterscheidung gebraucht werden dürfen, daraus, wegen der Unvorsichtigkeit der Menschen, mehr Nachtheile als Vortheile“ (für des Papstes Reich) „hervorgehen, so werden alle Uebersetzungen in Volkssprachen, selbst solche, die von Katholiken veröffentlicht sind, absolut verboten, wenn sie nicht vom päpstlichen Stuhl genehmigt oder unter der Aufsicht der Bischöfe herausgegeben sind, mit Anmerkungen aus den Kirchenvätern und gelehrter katholischer Schriftsteller“ (so daß die Leser die Worte der Schrift nicht verstehen, wie sie lauten, sondern wie der Papst und seine Helfershelfer sie verdrehen). „8. Es werden ferner noch verboten alle Uebersetzungen der heiligen Bücher von nicht-katholischen Schriftstellern, welche es auch seien, in jeder (lebenden) Volkssprache, ganz besonders die von den Bibelgesellschaften veröffentlichten, welche mehr als einmal von den römischen Päpsten verdammt wurden, denn in den Veröffentlichungen dieser Bücher sind die sehr heilsamen Gebote der Kirche über diesen Punkt durchaus verabsäumt worden. Trotzdem ist der Gebrauch dieser Uebersetzungen denen gestattet, welche sich mit theologischen und biblischen Studien beschäftigen, aber vorausgesetzt, daß sie weder in den Vorreden noch in den Noten die Dogmen des katholischen Glaubens angreifen. 47. Jeder, der ohne Erlaubniß des apostolischen Stuhles wissenschaftlich Bücher liest, welche durch apostolischen Befehl verdammt sind, jeder, der diese Bücher bewahrt, sie druckt oder sie in irgend einer Weise vertheilt, zieht sich ipso facto die in specieller Weise dem römischen Papst vor-

behaltene Excommunication zu. 48. Diejenigen, welche ohne Genehmigung des Bischofs des Kirchsprengels drucken oder drucken lassen, seien es Bücher der Heiligen Schrift, seien es Anmerkungen oder Commentare über diese Bücher, ziehen sich ipso facto die kirchliche Excommunication zu.“ Man sieht, der Pabst behandelt die Bibel durchweg als ein gefährliches Buch. Und das ist sie auch. Die Bibel ist und bleibt die größte Gefahr für das Pabstthum. Wo die Bibel gelesen wird, da öffnet Gott auch noch immer Leuten die Augen, daß sie den Betrug des Pabstthums erkennen. Um dies möglichst zu verhindern, schärft der Pabst ein, daß die Bibel, wenn ja ihr Gebrauch unter bestimmten Umständen gestattet wird, nur nach der Auslegung der Pabstkirche zu verstehen sei. So glaubt der Pabst die Bibel einigermaßen unter Controle halten zu können. — Verboten sind auch „Bücher oder Schriften, welche von neuen Erscheinungen, Offenbarungen, Visionen, Prophezeiungen, neuen Wundern berichten oder neue Andachten empfehlen, wenn auch unter dem Vorwande, daß es Privatandachten seien, wenn sie ohne Erlaubniß der kirchlichen Oberen herausgegeben sind“. Consequent läßt der Pabst nur solche Wunder, Visionen zc. zu, welche die Lüge des Pabstthums bestätigen. F. P.

Ein beachtenswerthes Urtheil. Unter dieser Ueberschrift bringt ein hiesiges Blatt eine Stelle aus einem Hirtenbriefe des norddeutschen Generalsuperintendenten Dr. Kuperti, früheren Pastors der St. Matthäuskirche in New York. Da derselbe über die so viel besprochene Betheiligung von Pastoren an der sogenannten Lösung der socialen Frage sich ausspricht, so möge dies Urtheil auch hier mitgetheilt sein. Dr. Kuperti schreibt: „Gewiß, in seinem Amte ist dem Pastor ja alle Noth des Leibes und der Seele, die er sieht, aufs Gewissen gebunden. Er ist der geborne Freund und Rathgeber, Helfer und Tröster in seiner Gemeinde. Aber das ist den modernen Socialisten nicht genug. Die Pastoren sollen große Politik treiben, für neue Ordnung der Steuern, des Wahlrechts zc. agitiren, Partei für einen besonderen Stand ergreifen. Meine Brüder, ich sehe in diesem Treiben eine große Gefahr für unsere Kirche. Uns Pastoren fehlt für solche socialistische Thätigkeit die Zeit, die Kraft und das Recht; — die Zeit, denn die gehört dem Wort vom Kreuze Christi, und die Tage sind zu kurz, wenn wir all das ausrichten wollten, was uns aufs Gewissen gebunden ist, um gute Hirten der Heerde Christi zu sein. Es ist viel leichter, über politische Dinge in öffentlichen Blättern zu schreiben und in Versammlungen zu reden, als mit unermüdblicher Geduld und Liebe den Verlorenen nachzugehen und sie zu suchen. Wir haben auch keine Kraft. Zum Reden und Schreiben vielleicht, und wir sehen ja sogar das abstoßende Bild, daß unerfahrene Candidaten und grün ins Amt gekommene Pastoren sich als Reformatoren und socialistische Retter aufspielen. Aber ein tüchtiger Theologe und Pastor zu sein, erfordert so sehr alle Kraft des Mannes, daß er unmöglich noch daneben ein gewissenhafter und urtheils-

fähiger Politiker sein kann, was eben auch die ganze Kraft in Anspruch nimmt. — Wir haben auch kein Recht dazu. Der Pastor soll nicht um einen Stand sich kümmern, sondern um jedes Glied seiner Gemeinde, gleichviel, welchem Stande es angehört; er kann nichts Thörichteres thun, als ein Parteimann werden; er gehört der ganzen Gemeinde. Gebe der Herr uns die rechte Weisheit, daß alle Verlockungen zu derartigen Treiberien uns in treuer, unermüdlcher, aufopfernder, voller Hingabe an unser Amt nicht hindern, das ganze Männer fordert und die Einsetzung der vollen Kraft.“

F. L.

L i t e r a t u r .

Die rechte Unterscheidung von Gesetz und Evangelium. 39 Abendvorträge von Dr. C. F. W. Walther. Aus seinem Nachlaß. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1897. V und 401 Seiten. Preis: \$1.50.

Diesen Vorträgen liegen 25 Thesen zu Grunde. In den vier ersten Thesen wird ausgeführt, daß die ganze Schrift ihrem Lehrgehalt nach in Gesetz und Evangelium zerfalle und die Unterscheidung beider zum Wesen eines reinen Lehrers gehöre, die höchste Christen- und Theologenkunst und der Schlüssel zum Verständnis der Schrift sei. In den Thesen 5—25 wird die rechte Unterscheidung von Gesetz und Evangelium in der Weise practisch vorgeführt, daß die gangbarsten Vermischungen von Gesetz und Evangelium namhaft gemacht und ausführlich besprochen werden. Um auf den reichen Inhalt dieser Schrift hinzuweisen, geben wir den Hauptinhalt der Thesen hier an. Gesetz und Evangelium werden vermischt 1. wenn man, wie die Papisten, Socmianer und Rationalisten thun, Christum zu einem neuen Moses oder Gesetzgeber und so das Evangelium zu einer Werklehre macht, hingegen, wie die Papisten, die verdammt und verflucht, welche das Evangelium als eine Botschaft freier Gnade Gottes in Christo lehren; 2. wenn man das Gesetz nicht in seiner ganzen Strenge, das Evangelium nicht in seiner vollen Süßigkeit predigt, sondern in das Gesetz Evangelisches und in das Evangelium Gesetzliches mengt; 3. wenn man erst das Evangelium und dann das Gesetz predigt, erst die Heiligung und dann die Rechtfertigung, erst den Glauben und dann die Buße, erst die guten Werke und dann die Gnade; 4. wenn man das Gesetz den schon über ihre Sünden Erschröckenen oder das Evangelium den in Sünden Sicherem verkündigt; 5. wenn man die vom Gesetz getroffenen und erschreckten Sünder, anstatt sie auf Wort und Sacrament zu weisen, anweist, durch Beten und Kämpfen sich den Gnadenstand zu erringen, nämlich so lange zu beten und zu kämpfen, bis sie fühlen, daß sie Gott begnadigt habe; 6. wenn man vom Glauben entweder so predigt, als ob das todte Fürwahrhalten selbst trotz Todssünden vor Gott gerecht und selig mache, oder also, als ob der Glaube um der Liebe und Erneuerung willen, die er wirkt, rechtfertige und selig mache; 7. wenn man nur diejenigen mit dem Evangelium trösten will, welche durch das Gesetz Neue haben nicht aus Furcht vor Gottes Zorn und Strafe, sondern aus Liebe zu Gott; 8. wenn man also lehrt, als ob die Neue neben dem Glauben eine Ursache der Sündenvergebung sei; 9. wenn man den Glauben so fordert, als könne der Mensch sich denselben selbst geben oder doch dazu mitwirken, anstatt denselben durch Vorlegung der evangelischen Verheißungen selbst in das Herz hineinkupredigen zu suchen; 10. wenn man den Glauben fordert als eine Bedingung der Rechtfertigung und Seligkeit, als ob der Mensch nicht allein durch, sondern auch wegen des Glaubens, um des Glaubens willen und in Ansehung des Glaubens vor Gott gerecht und selig werde; 11. wenn man das Evangelium zu einer Bußpredigt macht; 12. wenn man so predigt, als ob schon die Ablegung gewisser Laster und die Ausübung gewisser Werke und Tugenden eine wahre Befreiung sei; 13. wenn man die Gläubigen so beschreibt, wie sie nicht alle und nicht immer sind, sowohl was Stärke des Glaubens, als was das Gefühl und

die Fruchtbarkeit desselben betrifft; 14. wenn man das allgemeine Verderben der Menschen so beschreibt, als ob auch die wahrhaft Gläubigen in herrschenden und muthwilligen Sünden lebten; 15. wenn man so predigt, als ob gewisse Sünden schon an sich nicht verdamulich, sondern an sich lässlich seien; 16. wenn man die Seligkeit an die Gemeinschaft mit der sichtbaren rechtgläubigen Kirche bindet und jedem in irgend einem Glaubensartikel Irrenden die Seligkeit abspricht; 17. wenn man lehrt, daß die Sacramente ex opere operato heilskräftig wirken; 18. wenn man zwischen Erweckung und Befehrung einen falschen Unterschied macht, und nicht glauben können mit nicht glauben dürfen verwechselt; 19. wenn man die Unwiedergeborenen durch die Forderungen oder Drohungen oder Verheißungen des Gesetzes zur Ablegung der Sünden und zu guten Werken zu bewegen, und also fromm zu machen, die Wiedergeborenen aber, anstatt sie evangelisch zu ermahnen, durch gesetzliches Gebieten zum Guten zu nöthigen sucht; 20. wenn man die unvergebliche Sünde in den Heiligen Geist so beschreibt, als ob dieselbe wegen ihrer Größe unvergeblich sei; 21. wenn man in seiner Lehre nicht das Evangelium im Allgemeinen vorherrschen läßt. Was in diesen Thesen besprochen wird, ist ja für keinen von uns, die wir in der rechtgläubigen americanisch-lutherischen Kirche unsere theologische Ausbildung erhalten haben, neu, vielmehr erscheinen uns sämtliche Sätze als selbstverständliche, alltägliche Wahrheiten. Die Gefahr liegt für uns nun da, daß wir nach dem alten Erfahrungssatz usitata vilescunt das hier Vorgetragene für eine geringe Weisheit halten, während es sich doch um die höchste Erkenntniß handelt, zu der ein Christ und Theologe hier auf Erden kommen kann. Wenn die modernen Theologen ihre Problemjägererei einstellen und statt dessen die rechte Scheidung von Gesetz und Evangelium studiren würden, so würde eine großartige Wandlung zum Besseren in der Kirche unserer Zeit die Folge davon sein. Was uns betrifft, so dürfen wir, soll anders die Erkenntniß der Wahrheit und die wahre Theologie bei uns bleiben, in dem Studiren dieser Wahrheiten nicht müde werden. Wir können uns kaum denken, daß nicht jeder Pastor oder Lehrer unter uns begierig nach diesem Buch greifen sollte, in welchem ein Meister in der Theologie die practische Scheidung von Gesetz und Evangelium lehrt. Was Form und Ausdruck anlangt, so ist daran zu erinnern, daß das hier Gebotene die stenographische Nachschrift der mündlichen, freien Rede ist. Ist hin und wieder der Ausdruck nicht so adäquat, wie er in einer für den Druck bestimmten Schrift gewesen sein würde, so trägt dafür das Ganze den Stempel der Frische und Lebendigkeit, welche der mündlichen Rede eigenthümlich ist.

F. P.

1. „**Bis hieher.**“ Kurzgefaßte Geschichte der Missouri-Synode. Von A. L. Gräbner. Im Jubiläumsjahr 1897. 23 Seiten. Großoctav. Preis: 3 Cents.
2. **Half a Century of Sound Lutheranism in America.** A Brief Sketch of the History of the Missouri Synod. By A. L. Graebner. 30 Seiten. Kleinoctav. Preis: 3 Cents.
3. „**Ich glaube, darum rede ich.**“ Eine kurze Darlegung der Lehrstellung der Missouri-Synode. Von F. Pieper. Im Jubiläumsjahr 1897. 20 Seiten. Großoctav. Preis: 3 Cents.
4. **Kurze Geschichte der deutschen evang.-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten, in Frage und Antwort für den Kindergottesdienst.** Von Ferdinand Sievers. Rundschau Publishing Co. 1897. 24 Seiten. Duodez. Preis: 3 Cents.
5. **Fest-Katechese zum fünfzigjährigen Jubiläum der ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. Staaten, deren Kindern gewidmet von Adolf Biewend.** Druck und Verlag des Martin Luther Waisenhauses, West Roxbury, Mass. 1897. 8 Seiten. Kleinoctav. Preis: 3 Cents.

Dies sind sämmtlich Jubiläumsschriften. No. 1 und 2 bieten eine kurze Geschichte der Missouri-Synode; No. 3 stellt kurz die Lehre der Missouri-Synode im Gegensatz zu den hauptsächlichsten Zeitirrhümern dar. Auch No. 4 und 5 wer-

den von Pastoren und Lehrern herzlich willkommen geheißen werden, insofern sie den Stoff, den man katechetisch oder erzählend zu behandeln hat, zusammenstellen. Was die Kinder nicht verstehen, erklärt man ihnen, wie man dies auch beim Kathismus thut. Ist in No. 4 zu viel Stoff geboten, so läßt man, was einem unnöthig oder unpassend erscheint, weg. Zur Sache dürfte festzuhalten sein, daß für unsere Kinder die Hauptdaten der Synodalgeschichte mindestens ebenso wichtig sind, wie z. B. die Geschichte der Vereinigten Staaten. F. P.

Inspiration der Heiligen Schrift. Von C. F. Dornfeld, Pastor der ev.-luth. Friedens-Gemeinde zu Kenosha, Wis. Milwaukee, Wis. Northwestern Publishing House. 1897. 121 Seiten. Kleinoctav. Preis: 15 Cents.

Eine fleißige Conferenzarbeit über die folgenden Thesen: „I. These. Unter Inspiration der Schrift verstehen wir, daß die ganze Heilige Schrift in allen ihren Theilen, bis auf jedes einzelne Wort, von Gott, resp. dem Heiligen Geist, den heiligen Schreibern alten und neuen Bundes als unfehlbare göttliche Wahrheit eingegeben worden ist, zu unserm ewigen Seelenheile. II. These. Eine falsche Lehre von der Inspiration ist aufs höchste gefährlich, sowohl für das Glaubensleben des einzelnen Christen, als auch für die Lehrstellung einer ganzen Kirche und gleichbedeutend mit dem ersten Schritt zum offenbaren Heidenthum. III. These. Wir Lutheraner sollten gerade jetzt die schriftgemäße Lehre von der Inspiration fleißig treiben und uns darin befestigen, damit wir uns gegen den heftigen Andrang der Secten behaupten können.“ Diese Arbeit ist besonders deshalb willkommen zu heißen, weil sie auf viele Einzelheiten eingeht und die praktische Wichtigkeit der rechten Lehre von der Inspiration aufzeigt. F. P.

Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

I. America.

Bischöfliche Verfassung für die lutherische Kirche begehrt. Das „Gemeindeblatt“ schreibt: Unter dem Titel „Versuch zu einem Nachweis, daß die bischöfliche Verfassung für die Kirche im Allgemeinen die einzig berechtigte und für die lutherische Kirche ins Besondere die einzig adäquate ist“, hat ein Pastor der Iowa-Synode, Namens Stürmer, einen Vortrag in Pamphletform ausgehen lassen, den er über den in der Ueberschrift angezeigten Gegenstand am 5. und 6. Mai 1896 in der englisch-lutherischen St. Johns Kirche in Philadelphia gehalten hat. Er nennt seine Arbeit selbst einen „Versuch“. Er hätte aber eben so getrost hinzusetzen können: „Mißglückter Versuch zu einem Nachweis“ 2c.; denn ein erbärmlicheres, auf lauter unerwiesene Behauptungen gegründetes Nachwerk ist mir noch selten vorgekommen. Dazu offenbart sich in diesem Vortrag eine solche hochmüthige Aburtheilung Luthers und seines Reformationswerkes, eine solche völlige Verkennung des evangelischen Geistes derselben, daß uns die „Geistlichkeit“ des Herrn Pastor Stürmer, der sich selbstbewußt: „Mitglied des ‚geistlichen‘ Ministeriums der Iowa-Synode“ unter-schreibt, allerdings sehr fraglich geworden ist. Ich zweifle aber nicht, daß manchem ehrlichen Mitglied des „geistlichen Ministeriums der Iowa-Synode“ beim Durchlesen dieser Broschüre die Schamröthe ins Gesicht gestiegen ist, wenn es gelesen hat, was dieser Pastor Stürmer in seinem Nachwerk auch sonst noch leistet; wie er sich nicht entblödet, das gottgesegnete Werk der lutherischen Kirchenreformation eine „Selbsthülfe, eine Revolution und gewaltfame Ummwälzung“ zu nennen; wie er

Luther hinstellt als einen unlautern Menschen, der die Lehre vom allgemeinen Priesterthum der Gläubigen in einem ganz andern Sinn aufgefaßt habe, als die alte Kirche und zwar: „Damit er das Recht der Reformation und der Selbsthülfe in Sachen der Kirche und des persönlichen Glaubens aus seiner Anschauung herleiten könne.“ Wahrlich, Herr Pastor Stürmer ist ein solch lutherischer Pastor, wie ihn der Papst sich nicht besser wünschen kann. Ihm steckt die vor Menschenaugen imposante Einheit des Papstthums im Kopfe. Einer solchen, äußerlich vor allem einheitlichen Kirche möchte er gar zu gerne angehören, und weil die lutherische Kirche, namentlich die lutherische Freikirche, dies Bild nicht darbietet, sondern vielmehr in viele kleine Synoden und Synodchen, sowohl hier als in Deutschland, zersplittert ist, darum gibt es für ihn keine lutherische Kirche mehr; darum ist ihm der Ausdruck: „unsere theure evangelisch-lutherische Kirche“ eine in sich unwahre Phrase; darum redet er von „der erbärmlichen Mißgestalt der Freikirchen“. Das einzige Heil, wodurch „die erbärmliche Mißgestalt der Freikirchen“ wieder verschwinden und auch eine lutherische Kirche nach Rev. Stürmers Ansicht wieder entstehen kann, liegt für ihn in der Aufrichtung des Episcopats. Ihm ist die ganze Art und Weise unsers Synodalwesens ein Greuel. Imposante Bischofsweihen, kirchenregimentliche Entscheidungen über Lehre und Leben von oben herab, vom Bischof, über dessen Entscheidung hinaus keine Appellation mehr zulässig ist (denn sonst hätte die Einrichtung der Bischofswürde doch keinen praktischen Fortschritt im Stürmer'schen Sinne aufzuweisen), das sind so die Ideale, die ihm vorzujeben. Zu deren Gunsten werden nicht nur allerlei unwahre und unerwiesene Behauptungen aufgestellt — als z. B. daß die Verschiedenartigkeit der Verfassung in der lutherischen Kirche die Schuld trage an dem Abfall vieler, namentlich schwebisch-lutherischer Gemeinden zur anglicanischen Kirche, — sondern zu deren Gunsten muß auch Luther und die ganze Reformation beschimpft werden. Herr Pastor Stürmer zeigt so wenig Verständniß in diesem Vortrag für das, was eigentlich lutherisches Characteristicum ist, dagegen macht er aus seiner Abneigung gegen „die erbärmliche Mißgestalt der Freikirchen“ so wenig Hehl, daß ihm nur zu rathen ist, seine „Mitgliedschaft des geistlichen Ministeriums der Zowa-Synode“, die doch auch eine Freikirche ist, fahren zu lassen, und dafür so schnell wie möglich in die ohne Zweifel geistlichere Gemeinschaft der anglicanischen Kirche, oder was für ihn am allerpassendsten wäre, weil er da sein Ideal am allernollkommensten ausgeprägt finden würde, in die hochgeistliche Gemeinschaft des Papstthums sich aufnehmen zu lassen. Ist aber noch Hoffnung für Herrn Pastor Stürmer vorhanden, daß er von seinem hohen Roß heruntersteigen könne, so wünsche ich ihm Gottes Gnade dazu. Ich wünsche ihm auch, daß er noch einmal mit aller Demuth das Hauptstück vom Amt der Schlüssel gründlich lerne, so wird er eine andere, richtigere Anschauung auch in der Verfassungsfrage, die uns übrigen Lutheranern noch sehr wenig Schmerzen gemacht hat, erlangen und seinen jetzigen Verjuch als einen recht unglücklichen ernstlich beklagen. Wir aber wollen, wie unser Heiland um unfertwillen die damals recht erbärmliche Mißgestalt des Kreuzes getragen hat, auch die „erbärmliche Mißgestalt“ Seiner Kirche auf Erden mit Geduld tragen und uns freuen, wenn wir nur recht einig sind in reiner Lehr und rechtem Glauben an den Bischof unserer Seelen, Jesus Christus, hochgelobet in Ewigkeit. Amen.

Deutsche und englische Pastoren in der Pittsburg-Synode. Der „Herold“ schreibt: Die Pittsburg-Synode besteht zum größten Theile aus englischen Pastoren und englischen Gemeinden. Für die deutschen Brüder ist dieses Verhältniß in mancher Beziehung mißlich, da sie bei dem überwiegend größeren englischen Theil kaum zum Wort und oft auch nicht zu ihrem Rechte kommen. Bei solch einem Miß-

verhältniß der Sprachen sind allerlei Reibungen beinahe unvermeidlich. Ein Theil der deutschen Brüder glaubt nun am einfachsten die Schwierigkeit damit lösen zu können, daß die deutschen Pastoren und Gemeinden unter sich eine besondere deutsche Synode bilden. Es ist eine dahin zielende Bewegung augenblicklich im Gange. Vielleicht möchte eine einfachere Lösung der Schwierigkeit darin zu finden sein, eine deutsche Conferenz innerhalb der Synode zu bilden. Unser New York Ministerium ist z. B. vorwiegend deutsch, und doch gehören zu demselben eine ganze Anzahl englischer Pastoren und Gemeinden, bilden aber unter sich jetzt eine englische Conferenz. Im Pennsylvanischen Ministerium haben die Deutschen sich schon seit Jahren zu einer deutschen Conferenz zusammengethan. Die Brüder der Pittsburger Synode haben sonst so viele Interessen gemein, daß, wie es uns scheint, eine Trennung wegen der Sprachen zu bedauern wäre.

Ueber die Streitigkeiten unter den Baptisten schreibt die hiesige „Theologische Zeitschrift“ der Unirten: „Nach einer Reihe von Artikeln, die von hervorragenden Predigern der Baptistentirche geschrieben sind, geht auch in dieser Gruppe von Kirchen eine bedeutende Veränderung vor sich, die dem Anschein nach dieselben in zwei Parteien zu spalten droht. Es handelt sich zwar nicht um die Besonderheiten des Baptismus und insofern könnte man sich mit der Erwägung beruhigen, daß Unterschiede, die nicht principieller Natur sind, auch keine Trennung nöthig machen. Das ist die Anschauung von E. B. Hulbert, welcher der theologischen Facultät der Chicagoer Universität angehört und als einer der conservativen Baptisten angesehen wird. Er meint: ‚Die neue Gedankenwelt, in welcher wir leben, hat manchen unserer baptistischen Brüder gründlich in Bewegung gebracht. Sie hat nicht bloß ihre Gesichtspunkte geändert, ihnen einen neuen Beobachtungsmittelpunkt gegeben, sondern beinahe die ganze Substanz ihres Denkens umgewandelt. Sie betrachten die Dinge nicht mehr so wie früher. Die bloße Veränderung der Anschauung ist in eine gründliche Umgestaltung übergegangen. Sie selber vermögen oft nicht den Verlauf dieser Veränderung klarzulegen. Es war nicht das bewußte, absichtliche Aufgeben alter Ideen, sondern eher ein unbewußtes Uebergehen in eine neue Welt, in welcher die alten Ideen nicht leben können.‘ Das wird nun im Einzelnen aufgezeigt und schließlich davor gewarnt, daß die beiden Richtungen ihre Gegensätze ausfechten. Sie sollten und könnten sich gegenseitig vertragen, aber ihre Anschauungen frei erörtern und offen besprechen. In diesem Fall würde kein Unheil, sondern Gutes aus der ganzen Controverse erwachsen. Ein Dr. Jackson tritt nun diesem Urtheil geradewegs entgegen. ‚Nicht Frieden‘ — schreibt er — ‚sondern ein Schwert.‘ Die Kluft zwischen beiden Richtungen könne nicht mehr geschlossen werden. Nicht die Bibel, sondern ganz andere Einflüsse seien es gewesen, welche diese Umgestaltung des Denkens hervorgerufen hätten, und darum gelte es, diese neuen Ideen unbedingt zu bekämpfen.“ So weit die „Zeitschrift“. Der Stand der Dinge unter den amerikanischen Baptisten ist dieser: Unter den Baptisten gibt es trotz des Schwärmergeistes, der unter ihnen sein Wesen gehabt hat, immer noch eine Anzahl Leute, die die Heilige Schrift für Gottes Wort halten. Dieser Glaube aber wird von der theologischen „Wissenschaft“, die auch unter den Baptisten eingerissen ist, bedroht. Daher die „Bewegungen“. Es ist wenig Aussicht vorhanden, daß die besseren Elemente unter den Baptisten siegen werden, da der „Kampf“ im Ganzen nur lau geführt wird. Offenbare Leugner der Inspiration der Schrift werden zumeist noch als „liebe Brüder“ behandelt. J. P.

Unsere christliche Jugend und ihre Lectüre. Das „Gemeindeblatt“ berichtet aus Wisconsin: „Eine Anzahl Bücher in der Bibliothek einer Staatsschule in Marathon Co., Wis., welche für die Jugend vom verderblichsten Einfluß sein mußten,

wurden von dem betreffenden County-Schulsuperintendenten confiscirt. Es waren meistens americanische Räuber- und sonstige Verbrecher-Geschichten und Laster-schilderungen, welche von den Schülern eifrigst gelesen wurden. Derartige gefährliche Bücher mögen sich noch in mancher Schulbibliothek finden, wo keine gewissenhafte Beaufsichtigung stattfindet, und manches Kinderherz mag dadurch auf den Weg der Genußsucht, des Lasters und Verbrechens geleitet werden. — Zuweilen geben Schüler der Staatschulen Schulbibliotheksbücher auch Kindern zum Lesen, welche die Staatschulen nicht besuchen. Mögen christliche Eltern darauf achten, was ihre Kinder lesen.“ So weit das „Gemeindeblatt“. Der Unterzeichnete hatte kürzlich eine Unterredung mit dem Präsidenten einer englisch-americanischen Erziehungsanstalt. Leherer wies auf die Schwierigkeiten hin, welche man in seinen Kreisen habe, in der heranwachsenden Generation einen streng-kirchlichen Geist zu pflegen und zu erhalten. Eine Hauptursache sei die, daß die englischredende Jugend zumeist Schriften indifferentistischen oder kirchenfeindlichen Charactors lese. Wahrscheinlich sei die Sachlage unter den deutschen Lutheranern, namentlich auch in Folge der Pflege von Gemeindefschulen, weit günstiger. Ohne Zweifel steht es in dieser Beziehung unter uns besser. Aber stete Wachsamkeit ist auch bei uns durchaus geboten. An geeigneten Schriften, die wir unserer Jugend in die Hand geben können, dürfte es kaum noch fehlen.

J. P.

Staatliche Gesetzgebung in Bezug auf die Besteuerung des Kirchengeneigthums. Wir berichteten schon, daß der Staatslegislatur von Wisconsin eine die Besteuerung des Kirchengeneigthums betreffende Bill vorliege. Das „Gemeindeblatt“ berichtet nun weiter Folgendes: „Eine Gesetzesvorlage zur Besteuerung von Kirchengeneigthum in Wisconsin im Werth von über \$15,000 wurde vor kurzem in der Legislatur in Madison niedergestimmt. Eine andere Vorlage, wonach Kirchengeneigthum im Werth von über \$25,000 zur Besteuerung herangezogen werden sollte, trifft dasselbe Schicksal. In Betreff der Schulgebäude, welche Gemeinden gehören, entschied kürzlich Richter Criswell in Venango Co., Pa., daß zu Kirchengemeinden gehörende Schulen nicht zum Kirchengeneigthum gehörten, und deswegen steuerpflichtig seien. In Pittsburg hingegen entschied Richter Collier, die Gemeindefschulen seien von der Besteuerung ausgenommen, weil es Wohlthätigkeitsanstalten seien, welche durch freiwillige Beiträge erhalten werden. Diese beiden Entscheidungen gehen so weit auseinander, daß eine unumstößliche Entscheidung von Staatswegen nothwendig wäre.“ In den meisten Staaten sind die Schulgebäude, welche Gemeinden gehören, wohl deshalb steuerfrei, weil sie „Erziehungszwecken“ dienen. J. P.

Die Kunst als Heiland der Menschheit. In St. Louis war kürzlich der „Verein weltlicher Zeichenlehrer“ versammelt. Bei dieser Gelegenheit hielt der Bundes-Arbeitscommissär Carroll D. Wright einen Vortrag über das Thema: „Die Beziehungen der Kunst zur socialen Wohlfahrt“, blieb aber nicht bei der „socialen Wohlfahrt“, sondern ging auch auf das Gebiet der Religion über. Herr Wright sagte nach dem Bericht einer hiesigen Zeitung: „Lübke (der bekannte deutsche Kunsthistoriker) leitet seine ‚Geschichte der Kunst‘ mit folgenden Worten ein: ‚Ein Talent für irgend eine Kunst ist selten; beinahe jebermann aber hat es in der Hand, den Geschmac für Kunst zu pflegen. Nur muß diese Pflege mit dem nöthigen Ernst erfolgen. Je mehr Dinge du kennen und verstehen lernst, desto vollständiger und reicher werden die Freuden des Lebens für dich sein.‘ Der letztere Satz enthält die Quintessenz alles dessen, was sich über die Beziehungen der Kunst zur socialen Wohlfahrt sagen läßt. Unter Wohlfahrt verstehen wir einen Zustand, welcher Glück gewährt oder uns zum Glücke leitet. Physische und geistige Wohlfahrt sind dabei unzertrennlich. Sociale Wohlfahrt muß daher einen Lebenszustand bedeuten,

welcher uns am besten zum Leben in der Gesellschaft, zum geselligen Verkehr mit unsern Mitmenschen geeignet macht. Das Streben der Menschen muß dahin gehen, sich nicht allein selbst in reiner Weise zu erholen und zu freuen, sondern auch denjenigen, mit denen wir verkehren, die reinsten und höchsten Genüsse zugänglich zu machen. Mit andern Worten: sociales Wohlergehen bedeutet sociale Sittlichkeit, und diese kann nur durch die Uebung der reinsten Ethik erlangt werden. Denn die Ethik umfaßt die Gesetze des ‚Recht-Lebens‘. So löst sich die Beziehung der Kunst zur socialen Wohlfahrt mit eins in die einfache Frage auf: Wirkt die Kunst in irgend einer ihrer Formen fördernd auf das ethische Verhalten? Fördert sie jenen moralischen Zustand, welcher für glückliche Beziehungen in der Gesellschaft wesentlich ist? Werdet sie schlummernde Möglichkeiten? Fördert sie die geistige Thätigkeit? Bringt sie den Mitgliedern der Gesellschaft jenes tiefe, wahre, religiöse Leben zum Bewußtsein, welches schließlich mehr als irgend etwas Anderes das wahre Glück ausmacht, indem es uns Liebe für unsern Nächsten lehrt, alle Opfer leicht macht, die Seele zur erhabensten Betrachtung der schöpferischen Macht anspornt; mit einem Wort: Macht uns die Kunst zu wahren Menschen?“ Diese Gedanken führte der Redner dann noch weiter aus und schloß mit den Worten: „Die Kunst erhebt uns zu edleren Dingen, die Kunst bringt uns näher zu Gott.“ — Unser guter Arbeitscommissär vergißt, wie alle Kunstschwärmer seiner Art, ein Ding: die Sünde. Wenn die Kunst die Sünde der Menschen vor Gott nicht tilgen kann, so kann sie die Menschen auch nicht näher zu Gott bringen, und alle Kunstbesessenen müssen, wollen sie anders zu Gott kommen, an den einigen Heiland aller Menschen sich halten, der gesprochen hat: „Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich“, Joh. 14, 6. F. P.

II. Ausland.

Ein neues Glaubensbekenntniß. Die „Christliche Welt“, ein Blatt, welches der Luthardt'schen „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“ energisch Concurrenz macht und in Tausenden christlicher Familien Deutschlands Eingang gefunden hat, obwohl es von Anhängern der Ritsch'schen Schule herausgegeben und ganz im Sinne dieser neurationalistischen Richtung redigirt wird, bringt in einer seiner Beilagen, den sogenannten „Heften zur Christlichen Welt“, folgendes Nachwerk als neues, den heutigen theologischen Anschauungen entsprechendes, christliches Glaubensbekenntniß: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, — und an Jesum Christum, unsern Herrn, der geboren ist ein Sohn Davids nach dem Fleische und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geiste, der uns aus der Fülle göttlicher Offenbarung verkündigt hat das Wort von der Liebe und dessen heiligende Wahrheit besiegelt hat mit dem Tode am Kreuze. Ich glaube an den heiligen Geist, den Gott über uns ausgegossen hat reichlich durch Jesum Christum, an die Gemeinschaft im heiligen Geiste, die Vergebung der Sünden um der Liebe willen, die Erlösung von allem Uebel und die Unsterblichkeit der Seele in Gott. Amen.“ Das ist klar genug geredet. Auch ein einfältiger Christ kann in diesen zusammengestellten Sätzen den alten, schalen Rationalismus erkennen. Christus wird nicht mehr als ewiger Sohn Gottes anerkannt, seine übernatürliche Geburt aus der Jungfrau Maria, sein Erlösungswerk, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, — alles wird geleugnet. Er ist nur ein Lehrer, der einmal gelebt und Liebe und Tugend gelehrt hat, dann als Märtyrer gestorben, aber nicht wieder auferstanden ist. Und im dritten Artikel wird die biblische Centrallehre von der Rechtfertigung aus Gnaden um Christi willen durch

den Glauben beseitigt und die Auferstehung des Fleisches geleugnet. Natürlich werden auch die anderen Ausdrücke nicht im schriftgemäßen Sinn verstanden. Das ganze neue Symbolum läuft auf die alte rationalistische Trias: Gott, Tugend und Unsterblichkeit hinaus.

L. F.

Die englische Staatskirche und Rom. Das Liebäugeln der Würdenträger in der anglicanischen Kirche mit den Römischen geht immer fort und nimmt womöglich noch zu. Pabst Leo XIII. hatte vor einiger Zeit in einem Sendschreiben erklärt, daß die Priesterweihe der Episcopalen nicht als gültig angesehen werden könne. Darauf haben die hochangesehenen englischen Erzbischöfe von Canterbury und York in einem öffentlichen Briefe geantwortet: „Wir erkennen an, daß die Dinge, welche unser Bruder (!) Leo XIII. von Zeit zu Zeit in anderen Briefen geschrieben hat, oft sehr warm (!) und stets mit Wohlwollen (!) geschrieben sind. Die Differenz und Debatte zwischen uns und ihm entsteht aus einer verschiedenen Deutung desselben Evangeliums, an welches wir alle glauben (!). Wir erklären auch mit Freuden, daß in seiner Person sich viel findet, was Liebe und Achtung verdient. Aber jener Irrthum, welcher im römischen Bekenntniß wurzelt, das sichtbare Haupt an Stelle des unsichtbaren zu setzen, wird seine guten Worte einer Friedensfrucht berauben.“ Nur eine doppelte Erklärung dieser Worte ist möglich. Entweder haben die Erzbischöfe ihrem „Bruder“ — so nehmen sie also jetzt selbst den Namen, mit welchem Luther ihre Vorfahren öfters bezeichnete („des Antichrists Bettern“), für sich in Anspruch — schmeicheln wollen. Und dann haben sie schändlich aus Mensehengefälligkeit verleugnet. Oder aber, und das ist vielleicht das Wahrscheinlichere, sie haben ihre Erklärung ernst gemeint. Dann beweisen sie aber damit, daß ihnen alle und jegliche Erkenntniß des Evangeliums abhanden gekommen ist, und daß sie schon längst in die Finsterniß des Pabstthums zurüdgefunken sind, wenn sie auch äußerlich noch von der römischen Kirche getrennt sind. Dann werden sich auch ohne große Mühe die letzten Differenzpunkte beseitigen lassen, und die hochkirchliche Partei wird sich äußerlich dort befinden, wohin sie innerlich schon längst gehört, im Lager Roms.

L. F.

Darwinismus in der englischen Staatskirche. Vor einiger Zeit tagte der englische Kirchencongregß in Shrewsbury, der Geburtsstadt Charles Darwins. Diese kirchliche Versammlung konnte es sich nicht versagen, dem Gedächtniß des bekannten englischen Naturforschers eine ehrende Erwähnung zu Theil werden zu lassen. Als der Bürgermeister der Stadt eine Begrüßungsansprache gehalten hatte, sagte der Vorsitzer, der Bischof von Litchfield, „die Kirche sei dem Verfasser des Ursprungs der Arten (Origin of Species) zu großem Danke verpflichtet“. Der Archidiaconus Wilson von Manchester verrieth sodann seinen darwinistischen Standpunkt in einem Referat über „Evolution in ihrer Beziehung zum Christenthum“. Er sagte kurz zusammengefaßt: Die Entwicklungstheorie hat den größten Umschwung im Denken hervorgebracht, den die Welt je gesehen hat. — Sie ist der Beitrag dieses Jahrhunderts zu der fortschreitenden Bemeisterung der Idee des Schöpfers, wie er sich in der Natur kundgibt. — Sie nimmt die unerselbe Immanenz Gottes als Vernunft und Willen in der Natur an. — Gott steigt in die Natur und durchdringt sie, wie der Geist des Menschen hinaufsteigt und den Körper durchdringt. — Gott erhebt sich im Menschen zum Selbstbewußtsein. Ein Pastor Ingham endlich schloß seinen Vortrag, der sich auf dasselbe Thema bezog, mit den Worten, daß das letzte Ende des göttlichen Processes, welchen die Wissenschaft Evolution nenne, nur sein könne: „God shall be all in all,“ 1 Cor. 15, 28. Am traurigsten ist aber, daß Warnungen oder gar Proteste gegen solche Ausschreitungen des Darwinismus nicht laut geworden zu sein scheinen.

L. F.

Darwinismus in der englischen Staatskirche. Wir wiesen soeben darauf hin, wie bei einem in Shrewsbury, dem Geburtsort Darwins, abgehaltenen „Kirchencongreß“ von Gliedern der englischen Staatskirche der Darwinismus verherrlicht wurde. Der kürzlich ernannte Erzbischof von Canterbury, Dr. Temple, scheint selbst ein Darwinist zu sein. Als bei seiner öffentlichen Einführung dem Einführungsformular gemäß die Frage an die Anwesenden gerichtet wurde, ob jemand etwas einzumenden habe, erhob ein englischer Prediger Namens Brownjohn Einsprache, und begründete seinen Protest damit, daß Dr. Temple, wie er selbst bekenne, ein Anhänger der Evolutionslehre des Darwinismus sei; diese Lehre behaupte die Selbstentwicklung der lebenden Wesen von niederen zu höheren, leugne eine eigentliche göttliche Schöpfung, und sei hinsichtlich der Abstammung des Menschen durchaus unvereinbar mit der christlichen Lehre, und so auch mit dem allgemeinen Gebetbuch und den Religionsartikeln der englischen protestantisch-bischöflichen Kirche. Die Versammlung war zwar sehr unangenehm berührt, aber die Ceremonie der Einführung des Primas nahm doch ihren Fortgang.

Lebensversicherung und Sterblichkeit unter den Kindern in England. In England darf auch das Leben der Kinder im Alter von 4 bis 10 Jahren bis zur Höhe von fünfzig Dollars „versichert“ werden. Kürzlich hat das englische Parlament eine Commission eingesetzt, um die Wirkung des Gesetzes zu erforschen. Diese Commission legte dem Coroner von Ost-London die Frage vor: Sind Sie der Ueberzeugung, daß Versicherung der Kinder eine Ursache von Verbrechen ist? Er antwortete: Ich bin entschieden der Meinung, daß diese alle gemeine Regel beobachtet, daß man zwar die (versicherten) Kinder nicht geradezu ermordete, sondern dieselben eines allmählichen Todes sterben ließ durch schlechte Ernährung, Vernachlässigung während Krankheit und dergleichen. — Der Coroner von Birmingham beantwortete obige Frage: Die beängstigende Zunahme der Sterblichkeit unter den Kindern ist zum großen Theil auf das System der Lebensversicherung der Kinder zurückzuführen. — Ein hoher irischer Beamter erklärt: Es ist eine Schande für die ganze Nation, daß man in solcher Menge Kinder sterben läßt, nur damit man deren Lebensversicherungsgeld bekommen könne.

Rassenstreitigkeiten unter den Katholiken Böhmens. In der „Bohemia“ klagt ein „Kenner der kirchlichen Verhältnisse“ in Böhmen über die Abnahme des deutschen Clerus in Deutschböhmen. Mindestens 80 Procent des Clerus in Böhmen gehören dem tschechischen Volkstamme an. Ganz deutsche Städte haben ganz tschechische Klöster. Die Kreuzherren, deren größere Ordenshäuser durchweg in reindeutschen Gegenden liegen (Eger, Brüx, Tachau, Karlsbad, Franzensbad, Pöttenberg, Wien bei St. Carl etc.), besitzen nur noch in dem ältern Geschlecht deutsche Capitulare, unter den Clerikern und Novizen keinen einzigen Deutschen. Ähnlich steht es bei den Malthesern, Minoriten, Franziskaner-Reformaten, Kapuzinern, Strahover Prämonstratensern, die vor wenigen Jahrzehnten das deutsche Gymnasium in Saaz und eine Realschule in Reichenberg besaßen, jetzt aber trotz aller Bitten der Iglauer Bürgerschaft für ihre dortige große Pfarrei mit sieben Priestern nicht einen deutschen Vater aufzutreiben vermögen. Schlechter noch als bei der Klostergeistlichkeit ist es mit dem weltpriesterlichen Nachwuchs bestellt. Die Antwort der Bischöfe, daß die Deutschböhmen dem „geistlichen Stande“ abgeneigt seien, reiche keineswegs aus zur Erklärung dieser Zustände. Wie sollten sich deutsch-böhmische Jünglinge diesem Stande zuwenden, da sie sahen, daß fast der gesammte Clerus sich der Sache der Deutschböhmen feindlich gegenüber stellte? Sie kennt den Geist, der in den geistlichen Häusern wohnt, und scheut vor den Widerwärtigkeiten zurück, die ihrer dort harren. Deutschböhmische Jünglinge haben in Klosterneuburg,

St. Florian, Kremsmünster ihre Aufnahme gesucht, weil sie ihnen in der Heimath erschwert wurde. So ist denn ein deutscher Priester und Mönch in Böhmen zur Seltenheit geworden. Zur Abhülfe wenigstens bei dem weltpriesterlichen Nachwuchs wird die Trennung der Seminaristen in deutsche und tschechische empfohlen oder die Schaffung zweier deutscher Priesterseminare für je zwei der vier böhmischen Bischofssprengel Prag-Budweis und Leitmeritz-Königgrätz. Wenn man der deutschböhmischen Jugend die Sicherheit biete, daß sie ihre Nationalität frei und offen bekennen und üben kann, dann werde sie auch den Eintritt in die Alumnae und Ordens-Noviziate nicht scheuen und die Bevölkerung werde zu ihrer Priesterschaft wieder Vertrauen gewinnen.

F. P.

Die Griechen und der Nubier. Aus Kairo, Egypten, wird gemeldet: In ganz Egypten leben gegen 45,000 Griechen, das heißt, mehr als ein Drittel sämtlicher Ausländer gehört der griechischen Nation an. Die Griechen leben größtentheils von Wuchergeschäften, und jedes ägyptische Dorf hat seinen Bakkali (Krämer), der gegen Verpändung der Ernte Baarvorschuße zu ungeheuren Zinsen gibt. Wie im ganzen Orient, so nimmt der Grieche daher auch in Egypten — und vielleicht sogar in noch höherm Grade als der ebenfalls gehäßte Armenier und Jude — eine keineswegs geachtete Stellung ein. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß diese Leute sich überall eine so rege Vaterlandsliebe bewahren, wie vielleicht kein anderes Volk, und daß das oft auf die schmutzigste Weise erworbene Geld vielfach für vaterländische Zwecke Verwendung findet. So sind fast alle hervorragenden öffentlichen Gebäude Athens mit derartigen, von ausländischen Griechen zur Verfügung gestellten Mitteln errichtet worden.

F. P.

Ein Bennett-Law auf Madagaskar. Die evangelische Mission auf Madagaskar wird seit der französischen Besetzung der Insel von den Jesuiten unablässig schicanirt. Die Zahl der protestantischen Christen ist auf der Insel eine weit größere als die der katholischen Christen. So gibt es allein in der Hauptprovinz Imerina 700,000 Protestanten und nur 100,000 Katholiken. Von lutherischen Missionsgesellschaften, die im Lande arbeiten, ist besonders die norwegisch-lutherische Mission hervorzuheben, die nicht weniger als 44,810 Gemeindeglieder und 588 Schulen mit 1245 Lehrern und 37,220 Schülern zählt. Den Jesuiten ist es nun gelungen, eine Schulverordnung durchzusetzen, nach welcher in allen Schulen von jetzt ab unbedingt die französische Sprache gelehrt werden muß. Daß die evangelischen Missionsgesellschaften von dieser Verordnung auf das empfindlichste betroffen werden, liegt auf der Hand. Den englischen Schulen ist auf ihre Bitte eine Frist von sechs Monaten gewährt worden, um die französische Sprache einzuführen. Inzwischen hat man sich von London aus mit der Pariser Missionsgesellschaft in Verbindung gesetzt, um dieser die Oberleitung über sämtliche englische Schulen zu übertragen. Die englische Mission wird alle Kosten tragen. Andererseits hat die norwegische Missionsleitung sich sofort an die lutherische Kirche Frankreichs um Unterstützung gewandt, und diese hat auch bereits zugesagt, Lehrer zu senden, welche an den Lehrerseminarien französischen Sprachunterricht erteilen sollen. Inzwischen hat der norwegische Missionsuperintendent Dr. Borchgrevink einen Ausschub von einem Jahr erlangt, jedoch unter der Bedingung, daß in dieser Zeit 300 Lehrer vorgebildet werden, die dann französisch unterrichten sollen. Eine große und schwierige Aufgabe, die aber gelöst werden muß, wenn nicht die Zukunft und der Bestand der evangelischen Mission ernstlich in Frage gestellt werden soll.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

Mai 1897.

No. 5.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.

Der Synergismus ist ein alter Erbfeind des wahren Lutherthums. Von Anfang an, von den Tagen an, da Luther sein Buch *de servo arbitrio* schrieb, da er seine Thesen gegen Aristoteles veröffentlichte, hat die lutherische Theologie mit einer Pseudotheologie, welche dem freien Willen des Menschen das Wort redete, im Streite gelegen. In den synergistischen Lehrkämpfen galt es das Kleinod, die Krone des lutherischen Bekenntnisses, das *Sola gratia*, zu wahren. Mit dem Wiederaufblühen der lutherischen Kirche und Lehre in diesem Jahrhundert wurde der alte Gegensatz wieder nach gerufen. Unsere Synode hat sich zu wiederholten Malen dieses Gegensatzes erwehren müssen. Und der Widerspruch, der sich von dieser Seite her gegen die reine Lehre erhebt, wird nie verstummen. Die Polemik gegen synergistische Irrthümer wird ein Angebinde der lutherischen Theologie bleiben, bis aller Streit dem Frieden und dem Triumph der Ewigkeit weichen wird.

Es sei zunächst nur kurz an den gegenwärtigen status quo erinnert, der ja schon öfter in dieser Zeitschrift behandelt worden ist. Die Synergisten des 16. Jahrhunderts lehrten, daß der Mensch aus natürlichen Kräften, die des 17. Jahrhunderts, daß er mittelst geschenkter Kräfte zu seiner Bekehrung mitwirken könne. Der letzteren Richtung, dem sogenannten Latermann'schen Synergismus hat die moderne Theologie wesentlich nur ein neues, mehr systematisches Gepräge gegeben. Die neueren Theologen, und zwar die „kirchlich-confessionellen“ — die Rationalisten sind eben grobe Pelagianer — combiniren Gottes Werk und des Menschen Mitwirkung im Handel von der Bekehrung in der Weise, daß Gottes Gnade dem Menschen die Bekehrung ermögliche, der Mensch aber diese Möglichkeit zur Wirklichkeit erhebe. Sie nehmen an, daß durch das Evangelium Allen, die es hören, eine gewisse Summe geistlicher Kräfte zugeführt, ein Keim, eine Potenz eines neuen Lebens eingepflanzt werde, daß durch die Gnade, die im Wort wirksam ist, der Mensch, und zwar jeder Mensch, dem das Wort zu Ohren kommt, ergriffen oder erweckt oder, wie man auch sagt, wiedergeboren, daß durch die Gnade der unter die Sünde geknechtete Wille des Menschen ent-

bunden und die dem Menschen angeschaffene Wahlfreiheit restituirt werde. Und nun komme es auf den Menschen an, ob und wie er die ihm geschenkten Kräfte gebrauchen, nach welcher Seite er die wiederhergestellte Wahlfreiheit verwenden wolle, nun stehe es in des Menschen Macht und Hand, sich für oder wider Christum zu entscheiden, nun müsse der Mensch, wenn er selig werden wolle, nachdem er von Christo ergriffen ist, selbstthätig, aus eigenem Impuls Christum ergreifen und das Heil in Christo sich zu eignen. So setzt man also zwischen den Stand unter der Sünde und den Stand unter der Gnade einen *status medius* und läßt der Bekehrung einen kürzeren oder längeren Proceß vorhergehen, in welchem der Mensch sich mit den göttlichen Einflüssen und Einwirkungen auseinandersetzt. Die Bekehrung selbst, das Resultat dieses von der Gnade ermöglichten innern Kampfes und Processes, faßt man lediglich als des Menschen eigene Leistung, den Glauben als die entscheidende, sittliche That des Menschen. Die amerikanischen Vertreter dieser Theorie, daß die Bekehrung in gewissem Sinn und in gewisser Hinsicht auch von dem Verhalten des Menschen abhängt, kommen auf umgekehrtem Wege zu demselben Ziele. Sie stellen die Sache so dar, daß nicht sowohl die Gnade Gottes dem Menschen ermögliche, sich selbst zu bekehren, sondern der Mensch es Gott ermögliche, ihn zu bekehren, indem er ein gewisses Widerstreben, das sogenannte muthwillige Widerstreben, einstelle oder doch soweit mäßige, daß die Gnade bei ihm Raum finde. Diese Aufstellungen sind voller Widersprüche. Aller Irrthum ist unklar und verworren. Ein derartiges *aequilibrium*, wie es die Neueren statuiren, eine solche sittliche Indifferenz und Neutralität, welcher das Gute und das Böse gleich nahe und gleich fern liegt, ist ein Unding. Daß ein unbekehrter Mensch mit geistlichen Kräften operirt und sich dieselben zu Nuze macht, ist eine *contradictio in adjecto*. Sobald die ersten *motus spirituales* im Herzen und Willen des Menschen entzündet sind, sobald ein Mensch nachläßt zu widerstreben und sich der Gnade gefügig macht, ist er schon bekehrt. Indeß wir wollen uns jetzt nicht auf nähere Characterisirung der sattsam bekannten synergistischen Denk- und Anschauungsweise einlassen, vielmehr dieselbe sofort ins Licht des göttlichen Wortes stellen. Der alte und neue Irrthum ist in dieser Zeitschrift schon mehrfach aus Schrift und Bekenntniß beleuchtet worden. Aber es dürfte vielleicht nicht ganz unangemessen sein, die hier einschlagenden Schriftstellen einmal übersichtlich, im Zusammenhang vorzuführen und speciell den einen Punkt hervorzukehren, was dieselben über die Ursache der Bekehrung lehren.

Wir vergegenwärtigen uns zuerst diejenigen Schriftworte, welche die Synergisten als Beweis dafür geltend machen, daß neben der göttlichen Energie eine Synergie des menschlichen Willens in der Bekehrung Statt habe. Man beruft sich namentlich auf solche Schriftauslagen, in welchen die Bekehrung vom Menschen gefordert wird, oder die Bekehrung als ethischer Vorgang im Menschen beschrieben oder das Nichtzustandekommen der

Bekehrung dem Menschen als Schuld zugemessen wird. Daraus folgert man, daß des Menschen Wille hier irgendwie cooperiren müsse.

Einige Exempel mögen diese Art von Beweisführung veranschaulichen. Thomasius citirt in seiner Dogmatik, III, 1. 2. Aufl. S. 471 ff. zuerst diejenigen Schriftstellen, die das völlige Unvermögen des natürlichen Menschen zum wahrhaft Guten darthun und die Bekehrung als eine Wirkung und zwar schöpferische Wirkung der Gnade kennzeichnen. Dann fährt er fort: „Nicht minder lehrt die Schrift, daß die *conversio* gleichwohl ein ethischer Vorgang im Menschen ist, eine Bewegung, die nicht nur an, sondern in seinem Willen sich vollzieht. Indem der Mensch von Gott bekehrt wird, bekehrt er sich. Dies liegt schon in dem angeführten Jer. 31, 18., vgl. Mal. 3, 7.: ‚Bekehret euch zu mir, so will ich mich zu euch lehren‘, überhaupt in dem *ἐπιστρέφειν*, welches zwar 1 Petr. 2, 25. passiv gebraucht ist, dagegen Matth. 13, 15. Apg. 3, 19. 9, 35. 26, 18. 2 Cor. 3, 16. 1 Theff. 1, 9. *ἐπιστρέψατε* und a. a. O. mediale Bedeutung hat. Wir sehen, daß Heiden mit größerer Bereitwilligkeit als Israel hören, Apg. 18, 19.; es heißt von den Gläubigen, daß sie das Wort Gottes, Christum, die Gnade angenommen haben (*παραλαβόντες λόγον — ἐδέξανθε*) 1 Theff. 1, 6. 2, 13. Col. 2, 6. 2 Cor. 6, 1.; der Glaube wird, obwohl vom Heiligen Geist gemirkt, doch durchweg als frei persönliches Verhalten bezeichnet. Endlich lehrt sie (die Schrift), daß das Nichtzustandekommen der Bekehrung die Schuld des Menschen ist, welcher dem göttlichen Geiste widerstreben kann. Joh. 5, 40.: *ὃ θέλετε ἔλθειν πρὸς ἐμέ*, Matth. 21, 3. ff. *καταφρονεῖν*, Luc. 13, 3. Matth. 23, 27. die Klage des Erlösers über Jerusalem, das Wort des Apostels an die Juden Apost. 13, 46.: *ἀπωθείθε αὐτὸν (τὸν λόγον τοῦ θεοῦ) καὶ οὐκ ἀξιούσιν κρίνετε ἑαυτοὺς τῆς αἰωνίου ζωῆς* (vgl. Röm. 9, 32. 10, 21.), des Felix Apg. 24, 25. *τὸ νῦν ἔχον, πυρεῖου*. Wir haben hier also eine Doppelreihe von Schriftausagen, die sich gegenseitig ergänzen und erst in ihrer zusammengefaßten Einheit den Vorgang der Bekehrung vollständig characterisiren. Es wird daher die Aufgabe der Dogmatik sein, ihn so zu fassen, daß beide zu ihrem Rechte kommen, wie denn auch die Heilserfahrung des Christen beide Seiten zumal in sich trägt. Indem er seine Bekehrung ganz als Gottes Werk erkennt, indem er sich von Gott bekehrt weiß, weiß er doch zugleich, daß er sich zu Gott bekehrt hat.“ Die dogmatisch-wissenschaftliche Vermittlung jener doppelten Reihe von Schriftausagen gibt Thomasius S. 470 mit den Worten: „Der Mensch ist auf jeder Station dieses Processes — der, wie vorher bemerkt ist, im Zustandekommen der Buße und des Glaubens sein nächstes Ziel erreicht — immer zuerst der mittelst des Wortes von der Gnade ergriffene, dann aber auch und eben deshalb der sie ergreifende, und von dem ersten Moment des Ergriffenseins ab bis zur vollen und selbstthätigen Aneignung des Heils cooperirt der menschliche Geist mit den vom göttlichen Geiste ihm geschenkten geistlichen Erkenntnissen und Kräften, und nach dem Maße desselben.“

Eine noch faßlichere Form des synergistischen Schriftbeweises findet sich in der Dogmatik von Rahnis III, S. 420 ff.: „Die Schrift spricht wiederholt und nachdrücklich aus, daß der Glaube im Menschen ein Werk Gottes ist, der in uns das Wollen und Vollbringen wirkt (Phil. 2, 13., vgl. Röm. 12, 3.), Christi, des Anfängers und Vollenders des Glaubens (Hebr. 12, 2.), des Heiligen Geistes, ohne den Niemand Christum einen Herrn nennen kann (1 Cor. 12, 3., vgl. 2 Cor. 4, 13. Gal. 5, 5.), der Gnade (Eph. 2, 8.). Allein nicht minder gewiß ist, daß die Schrift wie bei der Bekehrung zu Gott überhaupt (besonders stark Eß. 18, 31.), so insonderheit bei der Aufnahme des Wortes Christi dem Willen des Menschen (Mt. 23, 37.: *καὶ οὐκ ἐθέλησατε*, 2 Cor. 5, 20. A. G. 2, 41.) einen entscheidenden Antheil beimischt. Und anders kann es ja nicht sein, wenn der Mensch einst darnach gerichtet wird, ob er das Heil im Glauben angenommen hat oder nicht (Joh. 3, 18. ff.). Diese zwei Reihen von Stellen, deren erste den Glauben dem Heiligen Geist zuschreibt, die zweite ein Mitwirken des menschlichen Willens ausagt, stehen biblisch nicht im Widerspruch unter sich. Nur der durch das Wort in den Menschen eintretende Geist gibt dem Menschen die Kraft zu glauben. . . . Allein etwas Anderes ist die Kraft zu glauben, etwas Anderes der Glaube selbst. Der Glaube d. h. die mit Hingabe verbundene Aufnahme des Heils in die Ueberzeugung, ist der Natur der Sache nach ein Act des menschlichen Geistes. Der Mensch, nicht der Heilige Geist ist das Subject, welches glaubt. Nur durch das Licht kann das Auge sehen. Aber das Sehen ist eine Function des Auges, die nicht ohne Handeln, ein Handeln, das nicht ohne Freiheit ist. So ist auch der Glaube ein Handeln unsers Geistes, welches, wie das Sehen nur durch das Licht, durch die Gnade bedingt ist, aber nur mittelst eines Actes der Freiheit sich vollziehen kann.“

Die Synergisten stützen sich also auf Schriftstellen des Inhalts, wie Eß. 18, 31.: „Werfet von euch alle eure Uebertretung, damit ihr übertreten habt, und machet euch ein neues Herz und neuen Geist. Denn warum willst du also sterben, du Haus Israel?“ In allen Theilen der Schrift begegnen uns dergleichen Forderungen, die Gott an die Menschen stellt, und die auf Bekehrung, Buße, Glaube lauten. Jer. 3, 12. lesen wir: „Kehre wieder, du abtrünnige Israel, spricht der Herr, so will ich mein Antlitz nicht gegen euch verstellen; denn ich bin barmherzig, spricht der Herr, und will nicht ewiglich zürnen.“ „Bekehret euch, ihr abtrünnigen Kinder.“ B. 14. Joel 3, 12. 13.: „So spricht nun der Herr: Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen, mit Fasten, mit Weinen, mit Klagen. Zerreißt eure Herzen und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott! Denn er ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte, und reuet ihn bald der Strafe.“ Jes. 31, 6.: „Kehret um, ihr Kinder Israel, die ihr sehr abgewichen seid.“ Mal. 3, 7.: „So bekehret euch nun zu mir, so will ich mich zu euch auch kehren, spricht der Herr Zebaoth.“ Die Bekehrung

schließt Abthun der Sünde, Besserung des Wandels in sich. So geht die Forderung auch dahin: „Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen, lernet Gutes thun, trachtet nach Recht“ 2c. Jes. 1, 16. 17. „So spricht der HErr: Siehe, ich bereite euch ein Unglück zu, und habe Gedanken wider euch; darum lehre sich ein Jeglicher von seinem bösen Wesen, und bessert euer Wesen und Thun.“ Jer. 18, 11. Dieselbe Aufforderung, wie an das abtrünnige Israel, ergeht auch an die gottvergessenen Heiden: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig — eigentlich: und werdet selig — aller Welt Enden; denn ich bin Gott, und keiner mehr.“ Jes. 45, 22. Eine andere Wendung der Rede ist es, wenn es Ps. 95, 7. heißt: „Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht.“ Vgl. Hebr. 3, 4—7. Als die Zeit erfüllet war, trat Johannes auf und rief Israel zu: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Matth. 3, 2. Und Christus bekräftigte diese Forderung: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium.“ Marc. 1, 15. Am Schluß seiner irdischen Laufbahn wiederholte es der HErr: „Glaubet an das Licht, diemeil ihr es habt.“ Joh. 12, 36. Der Apostel Petrus rief am Pfingsten Israel zur Buße mit den Worten: „Thut Buße, und lasse sich ein Jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi, zur Vergebung der Sünden“. „Lasset euch helfen von diesen unartigen Leuten.“ Apost. 2, 38. 40. St. Paulus predigte den Heiden, „daß sie sich bekehren sollten von diesen falschen zu dem lebendigen Gott“. Apost. 14, 15. Zu dem Kerkermeister in Philippi sprach er: „Glaube an den HErrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.“ Apost. 16, 31. Den Athenern bezeugte er: „Nun aber gebeut er (Gott) allen Menschen an allen Orten Buße zu thun.“ Apost. 17, 30. Mit lauter Stimme rief er in die finstere Heidenwelt hinein: „Wache auf, der du schläffst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten“ — eigentlich dir helle ausgehen *ἐπιφάνσει σοι ὁ Χριστός.* Eph. 5, 14.

Wie? Folgt aus derartigen Folgerungen, daß der Mensch auch das Geforderte erfüllen kann? Verhält es sich so, wie z. B. auch Luthardt sich äußert: „Auf der andern Seite wird Buße und Glaube vom Menschen gefordert als seine Leistung. Der Forderung der Buße soll und kann der Berufene alsbald nachkommen. Der Glaube ist freier Gehorsam, den der Mensch leistet. So ist also die Bekehrung des Menschen eigene That.“ (Comp. d. Dogm. S. 183.) Hat eine Forderung, die Gott an den Menschen stellt, nur dann Sinn und Zweck, wenn der Mensch auch im Stande ist, das zu leisten, was von ihm verlangt wird? Uebrigens ergibt sich aus obigen Schriftausagen, wenn wirklich die Forderung Gottes die Leistungsfähigkeit des Menschen in sich schließt, nicht nur eine Mitwirkung des Menschen bei der Bekehrung, und etwa eine erst von Gott ermöglichte, sondern daß der Mensch für sich allein, aus sich selber, und daß er Alles leisten kann, was zur Bekehrung gehört, nicht nur dies und das, etwa das Nicht-

widerstreben. Denn dann erscheint Gott lediglich als der Fordernde und der Mensch als der, welcher das Geforderte leistet, und es wird eben Alles vom Menschen gefordert, Befehring, Buße, Glaube. Wir setzen den synergistischen Folgerungen das bekannte Argument Luthers entgegen: „Folgt denn etwa: Kehret euch, also könnt ihr euch bekehren? Folgt etwa: Liebe den HErrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, also kannst du ihn lieben von ganzem Herzen? Was beweisen also Gründe der Art anders, als daß der freie Wille der Gnade Gottes nicht bedürfe, vielmehr Alles aus eigener Kraft vermöge?“ „Es ist eine Art Stumpfsinn oder Schläfrigkeit, daß man glaubt, durch jene Worte: Befehret euch, Wenn du dich bekehrst, und ähnliche, werde die Kraft des freien Willens bestätigt, und nicht Acht hat, daß aus demselben Grunde sie auch mit diesem Worte bestätigt würde: Du sollst lieben Gott, deinen HErrn, von ganzem Herzen, da an beiden Stellen ein gleicher Ausdruck des Befehlens und Forderns ist. . . . Und doch folgert Niemand aus jenem Gebot der Liebe den freien Willen, aber aus jenen Worten: Wenn du willst, wenn du hörst, Belehre dich, und ähnlichen folgern ihn Alle.“ De servo arbitrio. St. Louiser Ausg. XVIII, S. 1787. 1788. Es ist ein in der alten lutherischen Theologie eingebürgertes Axiom: A debito non valet consequentia ad posse. Nach der Schrift steht fest, daß Gott auch Forderungen an den Menschen stellt, die derselbe nicht erfüllen kann. Beweis ist das Gesetz. Da fordert Gott alles Ernstes von dem sündigen Menschen vollkommene Liebe zu Gott und zum Nächsten. Wer vermag das? Gleichwohl hat diese Forderung Sinn und Zweck. Gott will dadurch den Menschen von seinem Unvermögen zu allem Guten überführen. Nun, so liegt auch der Forderung: Belehret euch! Glaubet! nicht nothwendig die Voraussetzung zu Grunde, daß der Mensch dies leisten könne „als seine Leistung“, „als seine eigene That“. Ja, es ist gedankenlos, wie Luther bemerkt, „eine Art Stumpfsinn und Schläfrigkeit“, wenn man so schließt: Es heißt: Befehret euch, also könnt ihr euch bekehren. Solche Schlußfolgerung gilt selbst nicht einmal auf dem natürlichen Gebiet. Im gemeinen, bürgerlichen Leben werden oft Forderungen gestellt, die der Betreffende unmöglich erfüllen kann. Ein Gläubiger hält wohl auch dann seine Forderung aufrecht, wenn er weiß, daß sein Schuldner insolvent ist, aus mancherlei Motiven. Eine Forderung bemißt sich nach dem Recht dessen, der sie stellt, nicht nach der Leistungsfähigkeit dessen, an den sie gestellt wird.

Die Forderung Gottes an die sündigen Menschen: Belehret euch! Thut Buße! Glaubet an den HErrn Iesum Christum! besagt nichts Anderes, als wie die Worte lauten, besagt nichts mehr und nichts weniger, als daß Gott das haben will, daß es Gottes ernster Wille ist, daß der Mensch sich belehre, Buße thue und glaube. Ob der Mensch das auch leisten könne, davon wird dabei ganz abgesehen. Und auf welchem Wege der Mensch etwa dazu kommt, Buße zu thun und sich zu bekehren, davon ist

hier nicht die Rede. Die Frage, ob die Sünder, welche dem Willen und Gebot Gottes gemäß wirklich sich bekehren, Buße thun und glauben, dies selber leisten, sei es aus natürlichen Kräften, sei es mit Hilfe geschenkter Kräfte, oder ob Gott selbst dies in ihnen wirkt, muß aus andern Stellen der Schrift entschieden werden. Die oben angeführten Schriftworte, in denen jene Forderungen enthalten sind, zeugen von dem heiligen Willen des höchsten Gottes und bezeugen ferner die Nothwendigkeit der Bekehrung, daß ohne Buße und Glaube Niemand selig werden kann. An die Bekehrung, an die Buße und den Glauben ist da durchweg Gottes Gnade und Wohlgefallen, die Seligkeit des Sünders geknüpft. Es heißt da: *Machet euch ein neues Herz und neuen Geist! Denn warum willst du also sterben, du Haus Israel? Also: Entweder wiedergeboren oder ewig verloren! Kehre wieder, so will ich mein Antlitz nicht gegen euch verstellen, und will nicht ewiglich zürnen. Wer sich bekehrt, entrinnt damit dem Jorn Gottes. Bekehret euch zu mir, so will ich mich zu euch kehren. Wenn die Sünder sich zu Gott bekehren, so wendet Gott ihnen sein freundlich Angesicht, sein Wohlgefallen zu. Stehe auf von den Todten, so wird dir Christus leuchten. Wer vom geistlichen Tode aufersteht, dem leuchtet Christi Gnade. Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Die Buße ist die Pforte ins Himmelreich. Wendet euch zu mir und werdet selig. Die Bekehrung ist der Weg zur Seligkeit. Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig. Nur wer an Christum glaubt, der wird selig. Es wird hier also dasselbe gelehrt und eingeschärft, wie wenn Christus spricht: „Ihr müsset von Neuem geboren werden.“ „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Joh. 3, 3. 7. Auch diese Redewendungen deuten weder direct noch indirect auf irgendwelche Leistungsfähigkeit des Menschen, lassen die Frage, ob und wie der Mensch das zu seiner Seligkeit Erforderliche erfüllen könne, ganz auf sich beruhen. Nur in dem Fall würde eine Synergie des Menschen im Handel der Bekehrung resultiren, wenn die Schrift gleichermaßen wie Gottes Gnade und Wohlgefallen und die Seligkeit, so auch die belehrende Wirksamkeit Gottes an die Bekehrung des Menschen knüpfen würde. Aber es heißt wohl: *Bekehret euch, wenn ihr euch bekehrt, so will ich mein Angesicht nicht gegen euch verstellen, so werdet ihr selig; dagegen Reden wie die: Bekehret ihr euch, so will ich euch bekehren, finden sich nirgends in der Schrift. Die Schrift sagt wohl: Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht! Das heißt also: Widerstretet nicht! Aber sie sagt nirgends: Widerstretet nur nicht, wenn ihr nicht widerstretet, so wird Gott euch bekehren.**

Und wir können nun noch einen Schritt weiter gehen und darauf hinweisen, daß solche Forderungen und Sätze wie die: *Bekehret euch! Thut Buße! Glaubet!* oder: *Bekehret euch, wenn ihr euch bekehrt, so werdet ihr selig, welche an sich selbst über die Ursache der Bekehrung keinerlei Auf-*

schluß geben, doch trefflich zu dem stimmen, was die Schrift sonst lehrt, nämlich, daß Gott selber und er allein das alles wirkt, was er hier fordert. Ja wohl, sie haben guten Sinn und Verstand, haben Zweck und Ziel, auch wenn man alle Mitwirkung des Menschen in der Bekehrung ausschließt und die Alleinwirksamkeit Gottes festhält. Der ernste, heilige Wille Gottes, der in diesen Sätzen und Forderungen zum Ausdruck kommt, ist schließlich der Heilswille Gottes. Gott hat nicht Lust am Tode des Sünders. Darum will und fordert er so ernstlich, daß der Sünder sich bekehre und lebe. Das ist auch in mehreren der obigen Schriftstellen mit den Worten angedeutet: „Denn ich bin barmherzig“ oder: „Denn er ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte.“ Jer. 3, 12. Joel 3, 13. Weil Gott so gütig, gnädig und barmherzig ist, darum spricht er: Kehre wieder! Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen! Und so sind denn diese Forderungen und Gebote Gottes, sammt ihren Zusätzen: so werdet ihr selig &c., darauf berechnet, die Sünder zur Buße zu führen, sind in der Hand des gnädigen Gottes Mittel, gehören zu denjenigen Gottesworten, durch welche Gott sein Heilswert an den Sündern ausrichtet. Indem Gott dem Sünder die Nothwendigkeit der Bekehrung vorstellt, wirkt er in ihm die Erkenntniß, daß ohne Buße Niemand selig werden kann, und das ist ein Stück der heilsamen Erkenntniß, welche zur Buße gehört. Indem Gott so ernstlich und nachdrücklich Bekehrung, Buße, Glauben fordert, schafft er zugleich dieser Forderung Raum im Herzen des Sünders. Manche jener Forderungen geben sich auch viel eher als herzliche, dringliche Bitttrufe, denn als starre Befehle, z. B. wenn es heißt: Kehre wieder, so will ich mein Antlitz nicht gegen euch verstellen, oder: Wendet euch zu mir und werdet selig, aller Welt Enden. Und solche Bitttrufe sind darnach angethan, dazu geeignet, das Herz der Sünder zu erweichen. Das Wort: Wache auf, der du schläfst, stehe auf! ist, wie selbst Delitzsch bekennet, ein „Wachtruf“, welcher die Angeredeten neu belebe, daß sie sich von dem Boden, auf den sie wie hingebannt sind, erheben, ähnlich, wie z. B. der Ruf Jesu: „Folge mir nach“ den Jöllner Levi bestimmte, Jesu sofort nachzufolgen. Marc. 2, 14. So bemerkt auch Chemnitz in seinen *Locis Theol.* S. 208. *Sed inquit: Exstant in scriptura correptiones et admonitiones etiam pro non renatis. Respondeo: Antea dictum est, Spiritum sanctum praevenire voluntatem per verbum. Est ergo verbum admonitionis vel correptionis medium, per quod voluntas a Spiritu sancto excitatur ad quaerendam et expetendam renovationem a Patre luminum.* Wenn demnach ein christlicher Prediger armen, verlorenen Sündern, abtrünnigen Kindern, die er retten möchte, neben andern Schriftworten dergleichen Forderungen Gottes vorhält, so führt er dieselben nicht auf einen Holzweg, auf ihr eigen Werk, sondern bereitet der Gnade und Barmherzigkeit Gottes Bahn im Herzen. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Woran liegt es, wenn einer Kirchengemeinschaft die lautere Wahrheit des göttlichen Wortes verloren geht?

(Schluß.)

Daß nun so viele Menschen, wie die Erfahrung lehrt, in völliger oder theilweiser Unkenntniß der seligmachenden Wahrheit dahingehen, daran ist nicht Gott schuld. Gott ist zwar der Brunnquell aller guten und vollkommenen Gaben und somit auch des Lichts und der Wahrheit, aber nicht ein Ursprung des Bösen, zu dem auch Lüge und Irrsal gehört. Der Teufel, welcher nicht bestanden ist in der Wahrheit, in dem die Wahrheit nicht ist, hat im Paradiese die erste Lüge geredet und durch Adam und Eva die Unwahrheit in die Welt gebracht. Und wenn der Teufel die Lügen redet, so hat er das nicht von Gott, sondern er redet die Lüge von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselben. 1 Mos. 3, 4. Joh. 8, 44. Gott aber haßt die Sünde, Ps. 5, 5., und ist allem gottlosen Wesen und somit auch jeder Irrlehre von Herzen feind. Im Alten wie im Neuen Testament hat Gott jede Abweichung von der göttlichen Wahrheit ausdrücklich verboten. Durch Moses ruft er seinem Volke Israel zu: „Ihr sollt nichts dazu thun, das ich euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun, auf daß ihr bewahren möget die Gebote des HERRN, eures Gottes, die ich euch gebiete.“ 5 Mos. 4, 2. Und die Offenbarung schließt mit der schrecklichen Drohung: „So jemand dazu setzt, so wird Gott zusetzen auf ihn die Plagen, die in diesem Buch geschrieben stehen. Und so jemand davon thut von den Worten des Buchs dieser Weissagung, so wird Gott abthun sein Theil vom Buch des Lebens, und von der heiligen Stadt, und von dem, das in diesem Buch geschrieben steht.“ Offenb. 22, 18. 19. Auch sonst droht Gott den falschen Propheten, die ihr eigen Wort führen und mit ihren Lügen und losen Theidingen Gottes Volk verführen. Jer. 23, 31. 32. Hes. 13, 18. 19. Matth. 5, 19. Was Gott aber den Menschen verbietet und an ihnen schrecklich strafen will, das kann er selber nicht wollen und wirken, dazu kann er selber die Menschen nicht verführen. Es ist vielmehr der heilige Wille Gottes, daß sich jedermann vom Irrthum unbesleckt erhalte und die Wahrheit von Herzen lieb habe. Wie Gott von jedem Menschen fordert, daß er mit Götzendienst, Fluchen, Schwören, Mord, Ehebruch, Diebstahl und Aferreden unverworren bleibt und den wahren Gott allein anbetet, den Nächsten liebt, keusch und züchtig lebt, jedem das Seine läßt und Gutes vom Nächsten redet, so ist es auch sein heiliger Ernst, daß jeder von Herzen die Lüge haßt und der Wahrheit anhängt.

Wie Gott aber nach seiner Heiligkeit will, daß sich jedermann vom Irrthum rein und unbesleckt bewahre, so will er nach seiner Gnade und Barmherzigkeit, daß der durch Adams Fall in Irrthum versunkene Mensch sich bekehre von der Finsterniß zum Lichte. Apost. 26, 18. 1 Petr. 2, 9.

Gott will nicht den Tod des Sünders. „So wahr als ich lebe — spricht der Herr Herr — ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe.“ Hes. 33, 11. Falsche Lehre aber ist ein Gift, welches seiner Art nach den Tod des Sünders unfehlbar herbeiführt. Mit Menschenlehren, falschen Träumen, Lügen und losen Theidungen kann man dem Volke nichts nützen, sondern dasselbe nur verführen. Jer. 23, 31. 32. Allein die Wahrheit des Evangeliums von Christo kann Sünder selig machen. Röm. 1, 16. Jesu Worte sind Geist und sind Leben; und der ist selig, welcher sie hört und bewahrt. Luc. 11, 28. Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Hebr. 4, 12. Wenn Gott darum will, daß allen Menschen geholfen werde, so ist es auch seine Absicht, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, wie ja auch die Schrift ausdrücklich bezeugt, 1 Tim. 2, 4. Dem entspricht denn auch der Befehl des Herrn an seine Apostel: „Gehet hin und lehret alle Völker . . . und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Matth. 28, 19. 20. Die Wahrheit, die ganze Wahrheit soll dem Willen des Herrn gemäß allen Menschen gepredigt, und nichts soll ihnen verschwiegen werden. Der Gnadenruf Gottes, welcher nichts anderes ist, als Gottes Ruf von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht, von seelenverderblichen Irrthümern zur Erkenntniß Jesu Christi, unsers Heilandes, gilt allen und ist ernstlich gemeint. Da ferner diese allen Menschen zuge dachte, in der heiligen Schrift niedergelegte und deutlich ausgeprägte Wahrheit nur Eine ist, so will Gott auch keine verschiedenen Lehren, Anschauungen, Richtungen und Schulen in seiner Kirche. Der griechische, römische und reformirte Lehrtypus ist, sofern er von der Schrift abweicht, heidnisch, seelenverderblich und ein Greuel in Gottes Augen, von Gott auch nicht gewollt, sondern nur zugelassen. Gerade seine Kirche betreffend, fleht der Herr in seinem hohenpriesterlichen Gebete: „Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit. . . . Auf daß sie alle Eines seien, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns Eines seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt.“ Joh. 17, 17. 21. Der Apostel ermahnt die Christen: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.“ Eph. 4, 3. Ferner, 1 Cor. 1, 10.: „Ich ermahne euch aber, lieben Brüder, durch den Namen unsers Herrn Jesu Christi, daß ihr allzumal einerlei Rede führet, und laßet nicht Spaltungen unter euch sein, sondern haltet fest an einander in Einem Sinne, und in einerlei Meinung.“ Und Falschgläubige betreffend, schreibt er Röm. 16, 17.: „Ich ermahne euch aber, lieben Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung und Aergerniß anrichten, neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weicht von denselbigen.“ So ist es Gottes gnädiger, ernster Wille, daß die Heiden, Muhammedaner, Juden, Unitarier und

andere Leugner der heiligen Dreieinigkeit aus ihrer heidnischen Finsterniß fliehen und sich dem seligen Lichte des Christenthums zuwenden, und nicht minder, daß die Griechen, Papisten, Schwärmer und falschen Lutheraner sich von ihren gottlosen Irrlehren lossagen und zur reinen lutherischen Wahrheit bekennen. Daß es Gott hiermit ein Ernst ist, geht auch daraus hervor, daß er z. B. den falschgläubigen Gemeinschaften die Wahrheit wiederholt und gewaltig hat bezeugen lassen. Man denke nur an die Schriften Luthers gegen die Irrlehren der Papisten und Schwärmer. Welche Anstrengungen von Seiten Gottes, um diese Gemeinschaften aus der Fluth des Irrthums zu retten! Und was sind in diesem Abendlande die herrlichen Zeugnisse Walthers für die göttliche Wahrheit anders, als ebenso viele ernste Versuche Gottes, die hiesigen falschgläubigen lutherischen Gemeinschaften zur Erkenntniß der vollen Wahrheit zu führen! Daß darum immer noch viele Millionen Menschen in völliger oder theilweiser Finsterniß dahin gehen, kommt nicht daher, weil Gott Lust zur Lüge hätte und die Unwahrheit wollte, oder weil es Gott an dem guten und gnädigen Willen fehlte, allen Menschen das Licht der Wahrheit leuchten zu lassen.

Die Concordienformel schreibt: „Christus ruft zu ihm alle Sünder und verheißet ihnen Erquickung, und ist ihm Ernst, daß alle Menschen zu ihm kommen und ihnen helfen lassen sollen, denen er sich im Wort anbeut, und will, daß man es höre, und nicht die Ohren verstopfen, oder das Wort verachten soll; verheißt darzu die Kraft und Wirkung des Heiligen Geistes, göttlichen Beistand zur Beständigkeit und ewiger Seligkeit.“ (554, 8. 710, 29.) Ferner betont unser Bekenntniß, daß wir alle Wege steif und fest darüber halten müssen, „daß, wie die Predigt der Buße, also auch die Verheißung des Evangelii universalis, das ist, über alle Menschen gehe, Luc. 24. Darum Christus befohlen hat zu predigen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern“, und sie verwirft es als einen Irrthum, „wann gelehret wird, daß Gott nicht wolle, daß alle Menschen Buße thun und dem Evangelio glauben. Item, wenn Gott uns zu sich berufe, daß es nicht sein Ernst sei, daß alle Menschen zu ihm kommen sollen. Item, daß Gott nicht wolle, daß jedermann selig werde, sondern unangesehen ihre Sünde, allein aus dem bloßen Rath, Vorsatz und Willen Gottes zum Verdammniß verordnet, daß sie nicht können selig werden.“ (709, 28. 557, 17—19.)

Obwohl nun, wie wir bereits im vorigen Artikel gezeigt, Gott allein dem Menschen die Wahrheit schenken kann, und Gott dieselbe auch, wie wir oben ausgeführt haben, allen Menschen geben will, so lehrt doch die Schrift — und die Erfahrung bestätigt es — daß Gott thatsächlich vielen Menschen die Wahrheit nicht gibt, andern nur theilweise, und sie oft solchen, denen er sie voll und ganz verliehen, wieder nimmt. Davon zeugen die vielen Millionen Heiden und Muhammedaner, welche immer noch in völliger Finsterniß dahinleben. Davon

zeugen die Juden, welchen Gott, obwohl ihnen im alten Testament ausschließlich anvertraut war, was Gott geredet hatte, jetzt sein Evangelium gänzlich genommen hat. Davon zeugen die heidnischen Gemeinschaften, welche sich zwar, wie z. B. die Unitarier, noch christlich nennen, aber die Gottheit Christi und die heilige Dreieinigkeit leugnen und somit der seligmachenden Wahrheit gänzlich verlustig gegangen sind. Und innerhalb der Christenheit zeugen hiervon nicht bloß die griechischen, römischen, reformirten und unirten Secten, sondern gerade auch die falschläubigen lutherischen Gemeinschaften. In Ländern, in welchen früher die Fackel der Wahrheit hell leuchtete, ist sie theils immer trüber und trüber geworden, theils völlig erloschen. Denken wir nur an Palästina, Kleinasien, Griechenland, Italien und Deutschland! Gott ist es, der ihnen die Wahrheit genommen und sie dem Irrthum anheimgegeben. Gott hat nach der Schrift die Heiden ihre eigenen Wege wandeln lassen, in Eitelkeit des Sinnes, in Finsterniß des Verstandes, in Unwissenheit und Blindheit ihres Herzens. Apost. 14, 16. Eph. 4, 17. 18. Röm. 1. Durch den Propheten Amos droht Gott seinem Volke Israel: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der HErr HErr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde; nicht einen Hunger nach Brod, oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des HErrn zu hören, daß sie hin und her, von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen umlaufen, und des HErrn Wort suchen und doch nicht finden werden.“ 8, 11. 12. Gott selber ist es, der Israel das Wort Gottes genommen hat. Und wie Gott ihnen die rechte Lehre genommen, so hat er sie auch in Irrthum dahin gegeben. Im Propheten Hesekiel erklärt Gott: „Darum übergab ich sie in die Lehre, so nicht gut ist, und in Rechte, darin sie kein Leben konnten haben.“ 20, 25. 2 Chron. 18, 18—22. Spricht Micha, der Prophet des HErrn, zu Ahab und Josaphat also: „Darum höret des HErrn Wort: Ich sahe den HErrn sitzen auf seinem Stuhl, und alles himmlische Heer stund zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Und der HErr sprach: Wer will Ahab, den König Israel, überreden, daß er hinauf ziehe und falle zu Ramoth in Gilead? Und da dieser so und jener sonst sagte; kam ein Geist hervor, und trat vor den HErrn, und sprach: Ich will ihn überreden. Der HErr aber sprach zu ihm: Womit? Er sprach: Ich will ausfahren und ein falscher Geist sein in aller seiner Propheten Munde. Und er sprach: Du wirst ihn überreden und wirst's ausrichten; fahre hin, und thue also. Nun siehe, der HErr hat einen falschen Geist gegeben in dieser deiner Propheten Mund, und der HErr hat Böses wider dich geredet.“ Gott ist es nach dieser Stelle, der den Lügengeist sendet und ihm gebietet, daß er Ahab verführe. Und nach dem Zeugniß Christi hat Gott der Vater die seligmachende Wahrheit, welche er den Unmündigen offenbart, den Weisen und Klugen verborgen. Matth. 11, 25—27. Daß ferner die Jünger Jesu das Geheimniß des Himmelreichs vernahmen, war ihnen gegeben; von den Pharisäern aber erklärt der HErr: „Diesen aber ist's nicht gegeben.“

Matth. 13, 10—15. Und Johannes sagt von den Juden, welche dem Lichte des Evangeliums nicht glauben wollten: „Darum konnten sie nicht glauben, denn Jesaias sagt abermal: Er hat ihre Augen verblindet und ihr Herz verstocket, daß sie mit den Augen nicht sehen, noch mit dem Herzen annehmen und sich bekehren, und ich ihnen hülfte.“ Als Paulus sich schließlich mit dem Lichte des Evangeliums, von dem Jesus den Juden gesagt hatte: „Es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch. Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, daß euch die Finsterniß nicht überfalle. Glaubet an das Licht, dieweil ihr's habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid“, Joh. 12, 35. 36., von den Juden weg- und den Heiden zuwandte, konnte er sagen: „Also hat uns der Herr geboten.“ Apost. 13, 46. 47. Nach 2 Theff. 3, 12. endlich ist es ebenfalls Gott, welcher auch die kräftigen Irrthümer des Antichristenthums gesandt hat, daß sie — die Anhänger des Antichrists — der Lüge glauben. Woimmer darum eine Kirchengemeinschaft die lautere göttliche Wahrheit verliert, und in allerlei kräftige Irrthümer geräth, und sich in denselben verfestigt, da erblicken wir Gottes Finger, da hat Gott seine Hand abgezogen, die Wahrheit ihr genommen und sie dem Irrthum anheimgegeben.

Daß nun aber Gott dies thut, ist sein Gericht. Daß Gott vielen Millionen das Licht der Wahrheit nicht leuchten läßt, ist nicht Mangel an Liebe, sondern gerechte Strafe dafür, daß sie die Finsterniß und Bosheit lieben und von derselben nicht lassen wollen. Daß Gott das lautere Evangelium solchen, denen er es aus Gnaden verliehen hatte, entzieht, ist Folge seines Zorns, der über die schnöden Verächter seiner Gnade und Wahrheit entbrannt ist. Wider den Willen des Menschen, mit Gewalt und Zwang, will Gott eben niemand zur Erkenntniß der Wahrheit bringen. Und aller Verachtung und Widerspenstigkeit zum Trotz will Gott auch den Menschen in der ihm aus Gnaden verliehenen Erkenntniß nicht erhalten. Nimmt Gott darum einem Christen, einer Gemeinde, einer Kirchengemeinschaft oder gar einem ganzen Lande das lautere Evangelium, so hat das seinen Grund darin, weil der Mensch dasselbe verachtet, mißbraucht und schnöde von sich stößt. Gott wendet sich mit dem Evangelio von den Verächtern weg und überläßt sie ihrer Finsterniß. Und wenn Gott das thut, so ist das Gericht, die letzte und schrecklichste Strafe, welche Gott verhängt. Kommt darum Gottes Wort zu einem Menschen, so ist das Gottes Gnade. Kommt es nicht zu ihm, so ist das zwar Gottes Strafe, aber eben deshalb des Menschen Schuld. Wiederum, bleibt Gottes Gnade und Wahrheit bei einer Gemeinschaft, so ist das lauter unverdiente Gnade. Geht es ihr aber verloren und verfällt sie der Finsterniß, so ist das zwar Gottes Gericht, aber der Kirche Schuld: eine göttliche Strafe, die sie mit ihrer Trägheit und Verachtung wohl verdient hat. Dies geht aus den oben angeführten Schriftstellen unwidersprechlich hervor. Weil die Heiden die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhielten, weil sie wußten, daß ein Gott ist und ihn doch

nicht als einen Gott preiseten und dienten, weil sie Gottes Wahrheit verwandelten in die Lügen und dem Geschöpfe mehr dienten und ehrten als dem Schöpfer, und weil sie nicht achteten, Gott zu erkennen: darum sind die Heiden in ihrem Dichten eitel geworden und ihr unverständig Herz ist verfinstert, darum sind sie zu Narren geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel, und der vierfüßigen, und der kriechenden Thiere, und hat Gott sie auch dahingegeben in ihres Herzens Gelüste. Röm. 1. Daß Gott Israel im alten Testament sein Wort nahm und in verderbliche Irrthümer dahingab, war auch nichts als göttliche Strafe dafür, daß sie seine Gebote nicht gehalten, seine Rechte verachtet, seine Sabbathe entheiligt hatten und nach den Götzen ihrer Väter sahen. Hes. 20, 24. Und was Ahab betrifft, so war er, wie Pharao, längst reif für das Gericht Gottes, und den Lügengeist sandte Gott, um das beschlossene Verderben schnell und sicher über sein Haupt zu bringen. Den Juden, welchen das Wort Gottes genommen wurde, konnten Paulus und Barnabas ins Angesicht sagen: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet, und achtet euch selbst nicht werth des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden.“ Apost. 13, 46. Die Irrthümer im Pabstthum und Sectenthum endlich hat Gott — wie die Schrift klar bezeugt — darum gesandt, auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit und haben die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen, daß sie selig würden. 2 Theß. 2, 10—12. Geht darum einer Gemeinde, oder einer ganzen Kirchengemeinschaft Gottes Wort verloren, so ist das ein göttliches Strafgericht dafür, daß sie die Wahrheit verachtet und von sich gestoßen haben. „Denn — so heißt es in der Concordienformel — es ist beides Gottes offenbarer Wille: erstlich, daß Gott alle, so Buße thun und an Christum glauben, zu Gnaden annehmen wolle; zum andern, daß er auch die, so sich muthwillig von dem heiligen Gebot abwenden und in den Unflath der Welt wieder einflechten, 2 Petr. 2, dem Satan das Herze schmücken, Luc. 11, den Heiligen Geist schänden, Ebr. 10, strafen wolle, und da sie drinnen verharren, daß sie verstocket, verblendet und ewig verdammet sollen werden. . . . Und wie Gott in seinem Rath verordnet hat, daß der Heilige Geist die Ausgewählten durchs Wort berufen, erleuchten und befehren, und daß er alle die, so durch rechten Glauben Christum annehmen, gerecht und selig machen wolle: also hat er auch in seinem Rath beschlossen, daß er diejenigen, so durchs Wort berufen werden, wann sie das Wort von sich stoßen und dem Heiligen Geist, der in ihnen durchs Wort kräftig sein und wirken will, widerstreben, und darin verharren, sie verstocken, verwerfen und verdammen wolle.“ (712, 40. 722, 83.)

Ist es nun Gericht und Strafe, wenn einer Kirchengemeinschaft die göttliche Wahrheit abhanden kommt, so ist es auch falsch, wenn man daraus,

daß Gott vielen Menschen sein Wort nicht gibt, oder doch wieder nimmt, den Schluß zieht, daß Gott nie den gnädigen und guten Willen gehabt habe, auch solchen Leuten sein Wort zu geben und zu erhalten, um sie so zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen. Wie Gott vielmehr von Herzen will, daß alle Menschen selig werden, Gott auch niemand die Gnade der Beharrung verweigert, so will er auch, daß jedermann zur Erkenntniß der lauteren Wahrheit komme und auch in derselben bis an sein seliges Ende beharre. Den Juden konnte Christus bezeugen, daß es nicht an seinem, wohl aber allezeit an ihrem Willen gemangelt habe. In der Taufe Johannes und in der Predigt Christi und seiner Apostel verachteten die Pharisäer den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit und hielten sich selber somit der Seligkeit nicht werth, welche Gott auch ihnen bereitet, zugedacht und angetragen hatte. Luc. 7, 30. Apost. 13, 46. In der Concordienformel heißt es: „Es ist auch mit Fleiß zu bedenken, wenn Gott Sünde mit Sünden, das ist, diejenigen, so bekehrt gewesen, von wegen folgender ihrer Sicherheit, Unbußfertigkeit und muthwilligen Sünden, hernach mit Verstockung und Verblendung strafet: daß solches nicht dahin gezogen werden solle, als wäre es Gottes wohlgefälliger Wille niemals gewesen, daß solche Leute zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und selig würden.“ (722, 83.) Selbst Pharaon ist nach unserm Bekenntniß „nicht darum zu Grunde gegangen, daß Gott ihm die Seligkeit nicht gegönnet haben sollte, oder sein wohlgefälliger Wille gewesen wäre, daß er sollte verdammt und verloren werden. Denn Gott will nicht, daß jemand verloren werde; hat auch keinen Gefallen am Tode des Sünders, sondern will, daß er sich bekehre und lebe, Ezech. 33. Daß aber Gott Pharaonis Herz verhärtet, daß nämlich Pharaon immer fort und fort sündigt, und je mehr er vermahnet, je verstockter er wird, das ist eine Strafe seiner vorgehenden Sünde und greulichen Tyrannei gewesen, die er an den Kindern Israel viel und mancherlei ganz unmenschlich und wider das Anklagen seines Herzens geübet hat. Und weil ihm Gott sein Wort predigen und seinen Willen verkündigen ließ, und aber Pharaon muthwillig stracks wider alle Vermahnung und Warnung auflehnete: hat Gott die Hand von ihm abgezogen, und ist also das Herz verhärtet und verstocket, und hat Gott sein Gericht an ihm erzeigt; denn er anders nichts, denn des höllischen Feuers schuldig war.“ (732, 85.) Wenn Gott darum von einer Kirchengemeinschaft seine Hand abzieht, ihr sein Wort nimmt, und sie dem Irrthum überläßt, so kann das alles, eben weil es ein göttliches Gericht über die Verächter seiner Gnade ist, die herrliche Wahrheit, daß Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, nicht erschüttern, sondern nur bestätigen.

Trefflich faßt unsere Concordienformel die ausgeführten Gedanken zusammen, wenn sie also schreibt: „Gleichfalls, wenn wir sehen, daß Gott sein Wort an einem Ort gibet, am andern nicht gibet, von einem Ort hin-

wegnimmt, am andern bleiben läßt. Item einer wird verstockt, verblindet, in verkehrten Sinn gegeben, ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehret zc. In diesen und dergleichen Fragen setzet uns Paulus ein gewisses Ziel, wie fern wir gehen sollen, nämlich daß wir bei einem Theil erkennen sollen Gottes Gericht. Denn es seind wohlverdiente Strafen der Sünden, wenn Gott an einem Lande oder Volk die Verachtung seines Wortes also strafet, daß es auch über die Nachkommen gehet, wie an den Juden zu sehen; dadurch Gott den Seinen an eglischen Landen und Personen seinen Ernst zeigt, was wir alle wohl verdienet hätten, würdig und werth wären, weil wir uns gegen Gottes Wort übel verhalten, und den Heiligen Geist oft schwerlich betrüben: auf daß wir in Gottes Furcht leben, und Gottes Güte ohne und wider unsern Verdienst, an und bei uns, denen er sein Wort gibt und läßt, die er nicht verstocket und verwirft, erkennen und preisen. Denn weil unsere Natur durch die Sünde verderbet, Gottes Zorn und der Verdammniß würdig und schuldig, so ist uns Gott weder Wort, Geist oder Gnade schuldig, und wenn er's aus Gnaden gibt, so stoßen wir es oft von uns, und machen uns unwürdig des ewigen Lebens, Act. 13. Und solch sein gerechtes wohlverschuldetes Gericht läßt er schauen an eglischen Ländern, Völkern und Personen, auf daß wir, wenn wir gegen ihnen gehalten und mit ihnen verglichen, desto fleißiger Gottes lautere unverdiente Gnade an den Gefäßen der Barmherzigkeit erkennen und preisen lernen. Denn denen geschieht nicht unrecht, so gestraft werden und ihrer Sünden Sold empfangen; an den andern aber, da Gott sein Wort gibt und erhält und dadurch die Leute erleuchtet, bekehret und erhalten werden, preiset Gott seine lautere Gnade und Barmherzigkeit ohne ihren Verdienst.“ (716, 58—61.)

Davon, daß Gott oft sein Wort einem Volke nimmt, und daß das lautere Evangelium selten lange an einem Orte bleibt, wie auch davon, woher solches kommt, schreibt Luther: „Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt für der Thür ist, sammelt ein, weil es scheint und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnaden und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewest; aber hin ist hin, sie haben nu nichts. Paulus bracht ihn in Griechenland; hin ist auch hin; nu haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt: hin ist hin; sie haben nu den Pabst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greift zu und halt zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben.“ (Erl. Ausg. 22, 176.) Merkwürdig sind auch folgende Aussprüche Luthers in seiner Erklärung des Evangeliums Johannes: „Man muß ihnen also antworten: Ich bin noch eine kleine Zeit bei euch zc.; als sollt er sagen: Es wäre nicht noth, daß ihr so eiletet, mich zu tödten und auszurotten, ich

werde ohne das kurz genug bei euch bleiben. Also sagen wir auch zum Papst: Es wäre nicht noth, daß ihr wider uns also tobetet, und tyrannifirt wider die Lehre des Evangelii, denn es wird ohne das das Evangelium kurz genug bei euch bleiben, sonderlich wenn wir das Haupt gelegen, die wir iht das Evangelium predigen. Nach unserm Tode wird's nicht bleiben, denn es nicht möglich ist, daß es bleibe. Es hat das Evangelium seinen Lauf, und läuft aus einer Stadt in die andere; heute ist's hie, morgen ist's an einem andern Orte; gleichwie ein Platzregen fortgehet, und iht hie, bald an einem andern Ort regenet, und das Land feucht und fruchtbar macht; wie der Herr Christus auch spricht: Verjagt man euch, so gehet aus einer Stadt in die andere: und wenn die Städte alle umb sind, denn will ich kommen mit dem jüngsten Tage. Also, wenn man iht auch das Evangelium angenommen hat, so wird's doch nicht lange bleiben an einem Ort, man hasset's, meidet's, verflucht's, ja, hungert's aus. . . . Also blieb Christus bei den Juden drei Jahr persönlich, die er gepredigt hat; darnach verloren sie ihn. Nach seinem Abschiede hat er durch die Apostel vierzig Jahr ihnen predigen lassen; aber das Evangelium ist nicht über vierzig Jahr bei ihnen geblieben, da haben sie Christum verloren, und haben nu 1400 Jahr daran gesucht, und haben ihn doch nicht gefunden. . . . Darum saget Sanct Paulus recht aus dem Propheten Esaia: Quærite Dominum, dum inveniri potest. et invocate eum, dum prope est, denn also spricht er in der andern Epistel zun Corinthern am sechsten Capitel: Wir vermahnem euch, daß ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfalet; denn er spricht: Ich hab dich in der angenehmen Zeit erhöret, und hab dir am Tage des Heils geholfen. Iht ist die angenehme Zeit, iht ist der Tag des Heils &c.; als sagt er: Gläubet, ehret das Wort, lebet nach dem Worte Gottes, dieweil ihr's habet, sehet zu, veräuemet's und verschlafet's nicht, denn es wird nicht ewig bleiben, es wird nicht lange währen. Also ist nu das der allerbeste Rath, daß wir nicht also gedenken sollen, das Evangelium, so wir iht haben, werde ewig bleiben: sage mir's wieder über zwanzig Jahr, wie es sei. Wenn die izigen frommen, rechtschaffenen Prediger werden todt sein, dann werden andere kommen, die da werpen predigen und es machen, wie es dem Teufel gefället. Wohlan, sehet doch, wie das Evangelium allbereit verloren haben viel vom Adel und in den Städten dieses Landes, und in den großen Reichsstädten, da ist's schon dahin; und allenthalben wird's also gehen. Die Leute werden des Wortes überdrüssig, und meinen, es werde ewig währen. Wenn ein gut Bier offen ist, läuft Jedermann zu, und säumen sich nicht, denn sie wissen, daß es nicht lange währet, man hat's nicht alle Tage, darum holet man's, dieweil's offen ist; wenn's lange offen wäre, so würden uns doch auch die Mäuler vermöhnet, daß wir's nicht achten. Aber hie meint man, das Wort werde ewig bleiben, so es doch gar eine kleine Zeit bleibet und währet; sondern man kömmt drum: wenn man's nicht mit Dank und Ehrerbietung annimmet, denn ist man balde davon. . . .

Aber wir thun gleich, als hätten wir solches nicht erfahren, und als wären wir unter dem Papst nicht gewitziget, und fragen nichts darnach. Aber es wird geschehen, daß wir das Wort verlieren, denn es gehet heimlich hinweg, wie es unter den Juden geschehen ist; wie denn die Edelleute und Reichstädte, die Sacramentirer und andere Schwärmer es allbereit verloren haben. . . . Nu wir sind genug gewarnet, das Wort kann nicht lange stehen, denn die Undankbarkeit ist zu groß: so machet die Verachtung und Ueberdruß, daß es weg muß, und Gott in die Länge nicht zusehen kann.“ (Erl. Ausg. 48, 186—190.)

Geht also die Wahrheit einem Christen, einer Gemeinde oder einem ganzen Lande verloren, so hat das auch nach Luther nicht etwa darin seinen Grund, weil Gott ein Gott der Willkür wäre und sich launenhaft mit seiner Gnade und Wahrheit bald hie, bald dorthin kehrte, oder weil Gott müde und satt würde, immer denselben Leuten auf die Dauer sein Evangelium zu verkündigen, sondern einzig und allein darin, daß der Mensch die göttliche Wahrheit verachtet, ihrer überdrüssig wird und sie von sich stößt. Undank und Verachtung ist nach den obigen Aussprüchen Luthers der einzige Grund, warum Gott dem deutschen Volke das Evangelium nehmen werde. Wenn der Mensch nicht mehr kömmt und kauft, nicht mehr die dargebotene Gnade ausnützt, wenn er lau und träge wird, Gottes Wort zu hören und darnach zu handeln, wenn er dem Evangelio ein verschlossenes Herz entgegen bringt, kurz, wenn er den Schatz der Wahrheit verschüttet, dann wendet sich auch Gott mit seinem Wort von ihm ab. So lange der Christ aber nach dem Worte Gottes verlangt, Hunger und Durst nach dem Brod und Wasser des Lebens hat, so lange sein Herz ein dürres, nach Gnade lechzendes Erdreich ist, so lange weicht auch die Gnade und Wahrheit nicht von ihm. Jes. 54, 10. Nur in dem Maße, als der Hunger und Durst nach Gottes Wort in einer Gemeinschaft abnimmt, läuft sie Gefahr, daß ihr die Wahrheit genommen wird. Gott reißt niemand das Brod und Wasser des Lebens aus den Händen und vom Munde weg; wohl aber wendet er sich mit dem himmlischen Manna von solchen ab, welche dasselbe als eine lose Speise von sich werfen. Gottes Wort ist ein Plazregen, der nur vorüberzieht, wenn der Mensch nicht mehr nach demselben verlangt, der aber in um so reicheren Strömen fließt, je mehr sich der Mensch denselben zu Nuze macht. Und die unfehlbare Weise, uns den Segen des göttlichen Wortes zu erhalten, ist die, daß wir allezeit nach demselben gierig sind, als ob es bald mit demselben zu Ende sein werde. Nicht, als ob wir durch unser Verlangen nach dem Worte Gottes uns die göttliche Wahrheit verdienen oder doch uns derselben würdig machen könnten; denn Gottes Wort ist und bleibt ein purlauteres Gnadengeschenk. Auch nicht, als ob wir selber in uns dies Verlangen anzünden und mehren könnten; denn es ist dies eine Wirkung, welche der Heilige Geist in uns hervorrufen und mehren muß, und die wir aus eigenen Kräften nur verhindern können. Wohl aber, weil wir durch Undank und Ver-

achtung die Wahrheit von uns stoßen können, und Gott eben in dieser Weise uns das Wort erhalten will, daß wir Verlangen nach demselben tragen. Hat aber einmal des Menschen Undank die Wahrheit von sich gestoßen, so lehrt die Erfahrung, daß sie selten wiederkehrt. Den Juden hat der Herr kraft seiner Unwissenheit, welche ihr beharrliches hartnäckiges Widerstreben wohl voraussah, vorausverkündigt, daß das Licht nur noch eine kleine Zeit bei ihnen sein werde. Zwar weiß auch Gott von der rechtgläubigen lutherischen Kirche der Gegenwart, ob sein Wort noch lange bei ihr bleiben wird oder nicht, aber eine Weissagung hat Gott desfalls nicht aufzeichnen lassen. Sollte ihr aber je die Wahrheit verloren gehen — was Gott verhüten möge —, so wird das auch bei ihr nicht daran liegen, weil Gott nicht mehr gewollt, sondern einzig und allein daran, weil sie nicht gewollt hat. Einerseits sollen wir darum die ernste Mahnung Christi: „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, daß euch die Finsternisse nicht überfallen. Wer im Finsterniß wandelt, der weiß nicht, wo er hingehet. Glaubet an das Licht, dieweil ihr's habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid“, Joh. 12, 35. 36., allewege wohl zu Herzen nehmen, andererseits aber auch uns durch nichts irre machen lassen an der Gnade Gottes, nach welcher er will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der vollen göttlichen Wahrheit kommen.

F. B.

Aus Paul Gentels Leben.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahr fügte es sich, daß die Indianer die Einwohner über dem Allegheny Berge beunruhigten, und diese mußten flüchten in Festungen. Dadurch wurde verursacht, daß wir in unserer Landschaft ihnen Lebensmittel und Leute senden mußten. Unser Hauptmann sandte mich aus, Pferde, Säcke, Fleisch und Mehl einzuholen von den Bürgern. Zu einem Mann kam ich des Abends und beehrte zu wissen, ob er einige Pferde lassen könnte. . . . Als ich an den Stall kam, griff mich der Mann am Kopf und wollte mich zu Boden reißen, die Frau faßte einen halben Riegel von der Fenz, der Sohn das Haupt von einem Dreschflegel, die Tochter das Haupt von einem Rechen, und nun ging Raufen, Beißen, Schlagen und Dreschen auf einmal an. . . . Ich war erstaunt über das Betragen der Leute; alles Raisioniren ging umsonst; schlagen konnte ich den Mann nicht und konnte auch nicht los kommen. Er biß mich in die Finger, hätte mir auch einen Finger abgebissen, hätte ich ihm die Zähne nicht mit derben Maulschellen von einander gebrochen. Es war soeben in der Dämmerung. Ich legte endlich Gewalt an, riß mich von ihm los, sprang von ihm weg, schlug um mich, traf die Frau mit einem Streich, die übrigen nahmen die Flucht und keiner traute sich mehr an mich. Ich ließ sie und ging meines Weges,

mußte noch zehn Meilen weiter reiten bis zu einer Herberge, da ich mich sicher schätzte. O wie krank war ich den andern Morgen. Die Leute, soviel ich erfahren konnte, hatten mich für einen andern genommen, den sie für ihren Feind hielten. Hier hatte ich eine neue Probe in meinem angefangenen Christenthum. Ich hätte den Mann um Großes strafbar machen können durch gesetzmäßiges Verfahren und hatte auch viele, die mich dazu anspornten. Allein ich nahm mir vor, auch den Feind in mir zu tödten und wußte, daß ich alsdann den andern erst wüßte zu behandeln. Kurz, ich ließ den Mann in Frieden und führte Krieg mit mir selber.

Da ich den Sieg so in mir selbst erhalten hatte, glaubte ich bald ein Held zu werden, aber bald darauf war eine Versteigerung der Güter eines Mannes, der im vorigen Jahr aus der Zeit gegangen war. Das Weib beehrte mich dabei zu haben. Den Abend vorher lag ich mit andern bei einem Mann über Nacht, der hatte ein Getränk aus Honig gemacht, sonst Methiculum genannt. Ich und die andern tranken davon und wegen der Süßigkeit merkten wir dessen Stärke nicht. In der Nacht ging ich hinaus, und als ich in die Luft kam, fand ich, daß ich betrunken war, und konnte nicht mehr stehen. Was thun? Ei, ich bin ein schöner Christ! dachte ich; hat sich denn Dr. Luther auch so betrunken? Mir kam vor, der Mann stünde gerade neben mir und beschämte mich meines Thuns. Ach, dachte ich, ich bleibe doch nicht immer so. Ich kann doch wieder zurecht kommen, das wird mir dann genug sein mein Lebenlang. Und so war es denn auch bis auf den heutigen Tag. . . . Den andern Morgen war ich besser dem Leibe nach, aber mein Gemüth war sehr unruhig. . . .

Es mußte noch dazu kommen, daß unser Hauptmann eine Musterung seiner Companie bestellt hatte. Er wollte seine Commission niederlegen und machte mir alle mögliche Gunst bei den Leuten und ich wurde zum Hauptmann über 70 erwählt durch die Wahl von allen bis auf zwei, welche klüger waren denn alle die übrigen. Ein älterer Officier als ich und auch einige Staffeln höher gehörte zur Companie; nur war er verreist. Fleisch und Geist hatten einen rechten Kampf mit einander, bis ich mich endlich offen erklärte, daß ich es nicht annehmen wollte; ich wollte erst sehen, ob N. N., der abwesend war, gewählt würde, wenn er selbst gegenwärtig wäre. Mein Hauptmann war sehr verdrossen und schalt meine Thorheit. Doch hatte ich mich hier wieder überwunden.

Ich fuhr immer fort in meiner Uebung des Sonntags vorzulesen. In diesem Frühjahr hörte ich den schon gemeldeten Methodisteprediger wieder. Der Mann hielt Morgens, ehe der Gottesdienst anging, in der Haushaltung ordentlich Unterricht aus dem Katechismo nach Ordnung der alten englischen Kirche. . . . Bald nach diesem kam ein anderer. Mit demselben ritt ich ungefähr dreißig Meilen. Er war noch ein junger Mann und nicht so streng wie die meisten. Doch konnten wir auch nicht recht harmoniren, indem er meinte, ich sollte mich doch als ein Mitglied der Societät

einschreiben lassen, gab mir zu verstehen, daß ich nicht wohl in meinem Vorhaben als ein wahrer Christ Fortgang haben würde ohne solches Mittel. Dieses brachte mich aufs neue zum Nachdenken. Ei, dachte ich, soll denn dies der einzige Weg sein, darinnen ich kann selig werden? Ich las fleißig in der Bibel. Mein Nachbar, ein Engländer, hatte einige gute englische Bücher, geschrieben von Presbyterianern; diese las ich und fing an immer mehr zu denken. Mir wurde immer mehr meine angeborene Verderbniß meiner Natur entdeckt, welches mich immer tiefer hinein brachte.

Vieles hatte ich schon Baptisten hören sagen von einem Zeugniß, das sie überkommen hätten, da sie wüßten, daß sie in Gnaden von Gott aufgenommen wären als seine Kinder und daher des ewigen Lebens vollkommen versichert wären. Da sie aber so wenig mit ihrem Wandel damit übereinstimmten, so hielt ich es für leere Worte, aber die Methodisten behaupteten solches auch und viele Sprüche aus dem Neuen Testament wurden dazu angeführt nebst vielen Argumenten solches zu beweisen. Besagter Methodistenprediger, welchen ich als den ersten hörte, predigte zum drittenmal in dieser Gegend. Derselbe hatte nun schon eine Societät gesammelt. Sie kühn zu machen, ihre Seelenübungen zu bezeugen, ging er voran, erklärte von seiner ersten Ueberzeugung seines elenden Zustandes in seiner Natur bis zur völligen Versicherung seiner Kindschaft, erklärte aber seine Erleuchtung so, daß ich ganz irre gemacht wurde; denn ein Licht umleuchtete ihn so, daß alles hell in dunkler Nacht um ihn ward und er so deutlich die Gnadensonne erblickte, als er sonst die Sonne am Mittag sehen konnte, ja, er sei durchstrahlt worden mit dem Licht des Geistes; zeigte Zeit und Ort zc. Ich hörte mit Verwunderung diesem Zeugniß zu. Ich glaubte nicht, daß die Sache mit leiblichen Augen zu sehen wäre; wie ich's verstand, war es doch so gemeint. Große Zeugnisse waren von diesem Mann gegeben, so daß ich meinstheils an mir und meiner Kenntniß im höchsten Grade gezweifelt hätte, wenn ich meine Auctores nicht davon gelesen hätte, die alles so genau mit der Bibel bewiesen hatten. . . .

Meine Frau hatte unterdessen auch angefangen für sich nachzudenken, folgte dem kleinen Licht, das ihr leuchtete, so gut sie konnte. Freilich hatte sie wenig Gelegenheit, in ihrer Kindheit einen gehörigen Unterricht im Lesen und dergleichen zu bekommen, wußte daher auch wenig von der Ordnung des Heils. Doch war dies der Fall bei ihr, daß, ob sie gleichwohl nicht viel in der Pharisiäer Schule studirt hatte, so hatte sie doch deren Glaubensartikel wohl im Herzen, und daher hieß es: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Menschen zc. Wir hatten eine ledige Weibsperson im Hause bei uns wohnen. Als wir eines Tages über Tisch nach dem Mittagsmahl gesprochen, war von König David und seinem Fall die Rede; sie meinte, er müßte sich doch schwer versündigt haben und sei ein Wunder, daß er zu Gnaden gelangt sei. Darauf versetzte ich, ich sei ganz versichert, daß sie beide nach der Beschaffenheit ihres Herzens sehr wenig besser wären

als David, nur daß ihre Sache nicht soweit in die Ausübung käme; im Herzen gingen aber die nämlichen Laster vor. Sie wurden beide sehr befremdet; meine Frau erklärte sich nicht zufrieden, ohne die Sache erklärt oder bewiesen zu haben. Sie wurden erinnert an den Spruch 1 Joh. 3, 15.: Wer seinen Bruder hasset, ist ein Todtschläger 2c. Mehr war nicht nöthig, sie auf andere Meinung von ihr selbst zu bringen. Es war wie ein Blitz oder Pfeil. Es erforderte nicht lange Zeit, bis sie sagen konnte: Meine Gebeine sind sehr erschrocken. Sie hatte nun mit ihr selber zu thun und ich mit mir.

Wir arbeiteten nun so mit einander fort, und ich könnte viel anmerken, das sich mit uns beiden in selbiger Zeit zugetragen, will aber nur dies bemerken, daß mit meiner Zustimmung meine Frau öfters den Predigten und Privatstunden der Methodisten beiwohnte in der Hoffnung, sie möchten ihr als einer recht armen und um ihr Seelenheil bekümmerten Creatur zugute kommen. Ich hatte so viel mit mir selber zu kämpfen, daß ich mir wenig zutraute, andere zu unterrichten. Meine Frau war öfters kränklich, und es fiel ihr sehr schwer, die Anfechtung zu ertragen, welcher sie unterworfen war. Auch fügte sich's, daß sie wenig Trost durch den Umgang mit den Methodisten erlangte. . . . Meine Lage war mißlich; ich saß zwischen zwei Stühlen: unsern alten Kirchenleuten war ich zu fromm, viel zu fromm und heilig; den Methodisten war ich ebenso viel zu gottlos, blind und leichtsinnig. Was nun? Ei, ei, eben so kam ich mir selber vor und glaubte ganz gewiß, daß nichts Gutes an mir sei; glaubte aber doch, daß mich der liebe Gott ohne Methodisten, Baptisten oder Tunker könnte durch das Verdienst des Mittlers zurecht bringen. . . . Um eben diese Zeit hatten unsere Deutschen in dieser Gegend sich unter einander berathen, einen deutschen Prediger zu fordern. Es wurde beschlossen, daß Herr Pfarrer Wischly sollte berufen werden, der zu verschiedenen Malen ihnen gepredigt hatte einige Jahre vorher, und da wurde mir die Verheißung gemacht, daß ich wegen meiner verkehrten Meinung sollte wohl ausgebürstet werden. Aber wer konnte an ihn schreiben? Er wohnte in Winchester, 130 Meilen von da. Um meine Schläge gewiß zu bekommen, war ich dazu erbötig. Er bekam den Brief und kommt. Meine Frau mit andern hatte er confirmirt; diese soll auch büßen; meines Vaters Brüder sind unsere Verfolger. Wegen der allzu großen Entfernung der Kirche konnte meine Frau selber nicht sein Zuhörer werden, aber ich muß da sein. Den Mann hatte ich öfters vorher gehört, aber so genau nicht auf seine Worte gemerkt. Diesen Vortheil hatte ich nun durch meine Uebungen, daß ich die Predigt besser verstehen konnte. Nach den Anstalten, welche meine Onkel gemacht hatten, wurde ich auch über der Sache vorgenommen. Der Mann ließ sich erst an, als wollte er mir einen harten Verweis geben, als einem zukommt, der seine Seligkeit bald im Feuer, bald im Wasser sucht; aber nachdem er mich genauer untersucht hatte, gab er mir Beifall, ermahnte mich zum Fortfahren und Ausdauern in

meinem Vorhaben. . . . Ich verließ den Mann denselben Abend noch und ritt zu einem armen-englischen Mann, dessen Frau mir öfters zugute kam mit Unterredung; der machte mir ein Bett auf den Boden, und ich lag da über Nacht. Hier wurde ich in große Noth gebracht durch einen furchtbaren Traum. Mir kam vor, die Erde sei unter mir auf allen Seiten von mir gewichen und wäre nur noch so viel übrig, darauf ich liegen konnte; unter mir aber war eine unermessliche Tiefe, ja ein Abgrund, darein ich soeben anfang zu sinken. Ueber dem erwachte ich und hatte meine Hände fest auf die Erde gedrückt. Ich stand auf, sobald ich erwachte, und fürchtete mich, selbige Nacht mich wieder zu legen. Doch hatte ich nicht lange mehr bis Tag. So groß meine Schrecken im Traum waren, so groß war meine Unruhe den andern Morgen; niemand konnte mich bereben, länger zu bleiben; ich begab mich auf den Weg, sobald es hell war. O kein armer Sünder konnte mehr in seinem Gewissen gemartert werden über einen Todtschlag als ich armer Mensch zu der Zeit war. Ich stellte die genauesten Rechnungen mit mir selber an, ward mir selbst der strengste Richter über alle meine innersten Empfindungen; meine geringste Vergehung wurde mir zur Last auf meinem Herzen. Ach wohin! . . .

In dieser Unruhe verharrete ich etliche Wochen. Wenn ich geglaubt hätte, daß ich jemand finden könnte, der mir entdecken könnte, was der Herr mit mir vorhatte, ich wäre einen langen Weg gezogen. — Allein da war alles umsonst. Von Menschen sollte ich keinen Trost erhalten. Mein einziger Trost mußte mir aus dem Evangelio werden. . . .

Ein besonderes Büchlein bekam ich zu der Zeit, darinnen ich viel Zeit und Leid vertrieb, nämlich das Göliden Kleinod der Kinder Gottes. . . . Bei Lesung einer Stelle aus besagtem Buch habe ich sehr großes Vergnügen, ja einen lebendigen Trost erhalten. Die Stelle ist in Luc. 8, da die Seefahrt Jesu mit seinen Jüngern beschrieben ist als solche, die mit der äußersten Gefahr verbunden war. Der Autor bemerkte, daß die Jünger des Heilandes viel Mühen und Sorgen werden gehabt haben, bis sie ihren Meister, der im Schifflein schlief, aufgeweckt haben; sobald der Meister erwachte, ward alles still. Eine Lehnlichkeit, sagte er, hat es mit der Gefahr der Seelen. Man steuert wider Teufel, Welt und Sünde, sucht Ruhe bald in diesem, bald in jenem, aber, sagt er, wecke Jesum auf in deinem Herzen, so wird sich bald der Sturm legen, die Wellen werden nicht mehr lange toben. . . . Gar deutlich wurde mir die Schrift hierbei; ich mußte mich selber nur mit der größten Bewunderung ansehen. Ich ging freudig aus, ohne jemand etwas zu sagen. Doch ehe ich den Sonnenuntergang erlangt hatte, brach ein starker Zweifel bei mir ein, ich möchte betrogen sein in meiner Sache, und dadurch wurde ich in größere Unruhe versetzt als ich vorher hatte. . . . Allerlei zweifelhafte Gedanken folgten, und ich wurde sehr heftig mit mancherlei Versuchungen angegriffen, vergleichen ich zuvor niemals erfahren hatte. Zu eben der Zeit sungen einige meiner Nachbarn

an, um das Heil ihrer Seelen unruhig zu werden. Denn wenn man unten an eine stehende Stange schlägt, so schlägt es einen Vogel, der an dem oberen Ende sitzt, öfters todt. Wie ich die Steine aus meinem Garten warf, fielen manche in meines Nächsten. Meine sonntäglichen Uebungen mit Predigtvorlesen und Gebet aus geübteren Sinnen machten Aufsehen und Nachdenken bei einigen. Mancherlei Urtheile fällten meine Nachbarn von mir; sie wußten überhaupt nicht, was sie aus mir machen sollten, und das war kein Wunder. Ich wußte selbst nicht, was ich aus mir machen sollte. Doch fand ich das an mir, daß ich mehr wußte als der größte Theil meiner Nachbarn. Ich fand, daß einige wirklich meines Unterrichts froh waren, und was sollte ich daraus schließen? Ei, du mußt kein Schalksknecht sein, der das Pfund vergräbt. Aber, dachte ich, der Verstand ist wohl etwas erleuchtet, aber der Wille ist noch nicht geheiligt, und dann kann ich andern wohl predigen und bin selbst verwerflich. Ich stellte mir vor, ein von Gott berufener Prediger sollte sich selber keiner Unart bewußt sein. Doch in diesem Wahn verblieb ich nicht lange; ich erinnerte mich, daß ich von andern gelesen hatte, daß die Heiligung nicht so auf einen Streich kann vollendet werden. Ich fiel auf den Schluß, ich möchte nun selber sein wie ich könnte, so wollte, könnte ich dem Satan sein Reich nur am Geringsten schrecken, das Möglichste dazu beitragen.

Nun hatte ich schon eine Zeitlang bei meinem Predigtvorlesen, so weit ausgelassen, meine Zuhörer bei dem Anfang zu ermahnen, daß sie fleißig auf den Inhalt derselben merken sollten. Nun fing ich auch an, einen Zusatz zu machen zum Schluß, welches sich mit noch besseren Folgen äußerte, woraus ich etwas mehr überzeugt wurde, daß es auch möglich wäre für mich Prediger zu werden, hätte ich nur größere Gelehrsamkeit, auch größere Frömmigkeit. Eine englische Frau, meines Nachbarns Weib, welche fleißig war, unserer Versammlung beizuwohnen, sagte mir öfters, sie sei gar wohl versichert, ich würde nimmer keinen Frieden in mir finden, bis ich das Lehramt völlig auf mich nehme. Zum Theil glaubte ich, es müßte wahr sein, und doch war mir sehr zuwider so etwas zu hören, denn ich glaubte, ich könne zum Voraus sehen, wie viele Schwierigkeiten mit demselben verbunden wären, und daher erschrak ich recht, daran zu denken.

[Nachdem wir bisher der Autobiographie gefolgt sind, schließen wir die Fortsetzung aus einem Manuscript an, welches den Titel trägt: „Eine kurze Nachricht von den ersten Berrichtungen Paulus Hentfels als evangelisch-lutherischen Predigers im Staate Virginia in einem Brief an seinen Freund.“ Dieser Brief umfaßt 72 Quartseiten und ist mit mehr Sorgfalt verfaßt als das bisher benutzte Manuscript. Da berichtet denn Paul Hentel unter anderm Folgendes:]

Ich hatte verschiedene Male Predigten vorgelesen bei einem deutschen Mann namens Michael Arbogast etwa 12 Meilen von mir. Dieser sammt seiner Haushaltung, die stark war, bezugten einen großen Gefallen an

meinem Vorlesen, Gebet und Ermahnung, die ich zu Zeiten hinzusetzte; sie trauten mir zu, daß ich eine Predigt extempore halten könnte. Im Monat August 1781 Sonntags fand ich mich da ein mit fast allen den Deutschen, die in der Gegend wohnten, welche eine ordentliche Versammlung ausmachten. Es fanden sich zwar auch Englische ein, denen ich vorher auch gelesen hatte. Ich hatte mir eine Erklärung gemacht über die Worte Pauli Phil. 2, 5. und auf etliche Bogen geschrieben und vor mich gelegt. Aus meinem Text stellte ich erstlich vor, wie Christus gesinnt war, und dann zweitens, warum er also hat gesinnt sein müssen. Unter vielem Sagen fing ich zwar meinen Vortrag an; aber der Eifer, für die evangelische Wahrheit zu zeugen und meinen Mitmenschen einzuprägen, nahm mir bald alle Menschenfurcht und in wenig Minuten hatte ich den Entwurf nicht mehr nöthig. Meine einfache Predigt wurde meinen Zuhörern auffallend, wie sich's äußerte. Sie erklärten sich gar wohl vergnügt und verlangend, dergleichen mehr zu hören. Da die Englischen an den Deutschen vernahmen, daß sie von der Predigt gerührt waren, so bemerkten sie, daß ich auch einen Versuch machen möchte, in ihrer Sprache desgleichen zu thun, welches ich sogleich einwilligte, und es gelang mir dann dabei wie beim Deutschen. Auf beiden Seiten hofften sie bald einen Prediger zu haben, ohne sich weiter umsehen zu dürfen als nur noch dafür zu sorgen, daß ich möchte ordinirt werden, damit ihre Kinder könnten getauft werden &c. Ich wurde sehr in meinem Vorhaben unterstützt und glaubte nun selber, es wäre auch noch für mich möglich, daß ich zu einem nothdürftigen Lehrer könnte gebraucht werden, wiewohl ich dennoch nicht dachte, jemals in der Leute Begehren zu willigen, mich ordiniren zu lassen. Auf Begehren des Hausherrn und der Leute predigte ich den darauf folgenden Sonntag wieder aus Matth. 12, 20. Bei dieser Predigt fand ich gar keine Schwierigkeit. Alles floß nach Wunsch und hatte dem Ansehen nach größeren Eindruck als die erste Predigt. Ich hielt auch wieder eine kurze englische Rede. Ich wurde ersucht, den dritten Besuch zu machen, und es geschah also. Bei diesem Besuch wurde die Gemeinde einig, daß ich nur englisch predigen sollte und meine Predigt länger machen. Ich ließ es auch so gelten. An diese Predigt ging ich ohne alles Sagen, daß ich möchte gestört werden, da ich nun glaubte, außer allem Zweifel zu sein, daß mich der Herr zum Lehramt berufen hatte, auch alle Menschenfurcht abgelegt. Aber leider wie sehr ward ich Armer in meinem Urtheil in dieser Sache betrogen. So viele und schwere Ansechtungen ich meinte erfahren zu haben, so waren dieselben gering zu achten gegen dem, was ich dabei erfahren mußte. Denn kaum hatte ich angefangen zu reden, so traf mich der Gedanke wie ein Bliß, ich hätte alles aus eigener Wahl und aus unrichtigen Absichten unternommen, meine Predigt könne daher niemand zum Segen werden. Ich war mir selber bewußt, daß ich mich in meinen Gedanken wegen meiner vorigen Predigten erhöht hatte, und daher geschehe mir gar recht, wenn mich der Herr würde verstummen lassen. Ich glaubte auch, so müsse es geschehen.

Mir fiel ein: Was werden die Folgen von meinem tollen Unternehmen sein müssen? Nach diesem muß ich schweigen. Meine Uebungen seit einem Jahr haben viel Aufsehen gemacht; nun muß ich erwarten, verschmäht und verspottet zu werden und muß das Land meiden und ein bleibender Spott der Leute werden. O, daß ich aus dieser jammervollen Welt wäre und in einer solchen, wo ich doch von dem Feind der Seelen nicht mehr könnte betrogen werden. Ich dachte dann endlich, wenn ich nur diese Predigt mit einigen Ehren vollenden könnte, so würde ich doch für die Zukunft auch was finden, womit ich mir helfen könnte. Ich bemühte mich auch äußerst, in meiner Fassung zu bleiben. Ich sagte zu mir selber: So nur diese Predigt kann vollbracht werden, so soll dies auf ewig genug von mir gepredigt sein. Dennoch mußte ich mich wundern, daß meine Zuhörer eine solche vergnügte Aufmerksamkeit erwiesen bei einer solch albernen und verwirrten Predigt, wie sie mir vorkam. Ich kam endlich zum Amen, nachdem ich aber länger gepredigt hatte, als ich wußte. Sobald die Predigt geendigt war, ging ich in eine Nebenkammer, setzte mich aufs Bett und bedauerte mein Schicksal, hörte unterdessen die Englischen und Deutschen ihre Urtheile wegen der Predigt fällen, welches mich auf das neue entsetzte, da ich hören muß, dies sei die weit vortrefflichste Predigt gewesen, es sei zum Erstaunen, was der Mann in so kurzer Zeit aufgenommen hätte. Ueber dem trat der Hauswirth zu mir hinein und will die Ursache wissen, warum ich untersagt hätte, ihnen weiter zu dienen, da sie doch sich mit einander verabredet hätten, gegen meine Mühe nach diesem erkennlich zu sein, mir mitzutheilen, was sie könnten, für den zeitlichen Unterhalt. Ich machte verschiedene Ausreden, welchen er allen zuvorkam und mich dahin brachte, meinen Vorsatz zu brechen und den vierten Besuch zu machen auf den nachfolgenden Sonntag. Ich bereitete mich selbige Woche zwar etwas Weniges, fand mich aber sehr verlegen in meinem Gemüthe, hatte viel zu kämpfen mit kleinmüthigen Gedanken, die mich plagten, als ich dann den vierten Sonntag auch wieder predigte. Der Hauswirth war nicht zu Hause. Es hatten sich einige der jungen Landleute die vorhergehende Woche so übel betragen bei einer Versammlung, daß schändlich war mit Fluchen, Schwören, Habern &c., und da die Söhne des Freundes auch damit begriffen waren, so wurde ich desto mehr Unmuths und bestrafte die Vergehungen härter als weislich und vorsichtig, welches Unwillen und Verdruß erweckte und viel Murren nach geendigter Predigt, so daß die Muthwilligen gern was mit mir gezankt hätten, so ich mich mit ihnen eingelassen hätte. Da der Hausvater abwesend war, so war niemand, der mich zu einem weiteren Besuch eingeladen hätte. Bei dieser Predigt herrschte wohl keine Menschenfurcht, auch keine Versuchungen, aber zu viel blinder Eifer und Unwillen. Der Hausherr bedauerte es freilich wohl, als er erfahren, was sich zugetragen, aber scheute sich, mich um einen ferneren Besuch anzureden, bis lange hernach. Ich ritt also nun mit vielen Gedanken nach Haus. Alles wurde in neue Gährung bei mir versetzt. Ich machte mir mit allem

Recht die Vorwürfe, ich hätte bald aus Hochmuth, bald aus Unwillen und sehr unüberlegt gehandelt, sah meine vorige Versuchung an als eine Verwarnung, das Geschäft eines Predigers nicht mehr zu unternehmen, ich hätte mich aber von Menschen dazu bereben lassen. Hier leuchtete mir aufs neue wieder ein, wie so gar verderbt ich sei, und daher könne es nicht möglich sein, daß mich der Herr jemals zu seinem Diener berufen hätte oder gebrauchen wolle.

A. G.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Der Brief des Jacobus exegetisch-praktisch behandelt von Dr. Georg Wandel, Licentiat der Theologie, Oberpfarrer an der St. Marienkirche zu Straußberg. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1896. 196 Seiten. Preis: 2 Mark 50 Pfennige.

Dieser neue Commentar zum Jacobusbrief verwerthet, jedoch, so weit wir sehen, in ganz selbständiger Weise, die frühere exegetische Arbeit, ruht zumeist auf genauer philologischer Forschung, überschwenmt den Leser nicht mit einer Unmasse von Anmerkungen und Citaten, legt insonderheit auch auf die Klarlegung des Gedankenganges Gewicht und berücksichtigt auch die praktische Verwerthung, jedoch nicht in dem Maßstabe, wie wir nach dem Titel erwarteten. In der Einzelerese fordert er theils Zustimmung, theils Kritik heraus, wie das bei einem Commentar kaum anders der Fall sein kann. In Bezug auf die schwierige Stelle, Kap. 2, 14—26., betont Wandel mit Recht, daß Jacobus von etwas ganz Anderem redet als Paulus Röm. 3 und Gal. 2. Er sagt unter anderm: „Was insbesondere die Rechtfertigungslehre des Jacobus angeht, so scheint uns die von vielen Forschern vermuthete Beziehung seiner Sätze auf entsprechende paulinische Sätze lediglich eine formale zu sein. Materiell haben des Jacobus Ausführungen mit denen des Paulus nichts zu thun. . . Sachlich kann eine Differenz zwischen beiden nicht statuirt werden.“ (S. 6.) Hinsichtlich der Abfassungszeit des Briefes scheint dem Verfasser der Zeitraum zwischen den Jahren 49—54 der wahrscheinlichste zu sein. Wandel ist also kein Hyperkritiker modernen Zuschnitts. Wenn er jedoch wahrscheinlich zu machen sucht, daß der Verfasser der Epistel ein dritter Jacobus aus der apostolischen Zeit, „Christi lieblicher Bruder“, Jacobus mit dem Beinamen „der Gerechte“, gewesen sei, so können seine kurzen Ausführungen darüber ebensovienig wie anderweitige längere Erörterungen uns überzeugen, daß es wirklich einen solchen dritten Jacobus überhaupt gegeben habe. Der Inhalt des vorliegenden Buches vertheilt sich folgendermaßen: Nach einer 16 Seiten umfassenden Einleitung folgt auf 10 Seiten der Gedankengang und von Seite 25—180 die Erklärung des Briefes. Eine genaue Uebersetzung, kritische Anmerkungen und einige Bemerkungen über die Berührungspunkte zwischen dem Brief des Jacobus und dem ersten Petrusbrief beschließen das Werk, welches unter der neueren Literatur über diesen Brief wohl Beachtung verdient.

L. F.

Tabellen zur neutestamentlichen Zeitgeschichte von Lic. theol. Wilhelm Vollert, Oberlehrer am Fürstlichen Gymnasium zu Gera. Mit einer Uebersicht über die Codices, in denen die neutestamentlichen Schriften bezeugt sind. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1897. 55 Seiten und eine Beilage. Preis: 1 Mark 40 Pfennige.

Diese Tabellen können demjenigen, der sich über die Hauptpunkte der sogenannten neutestamentlichen Einleitung nach den Ansichten der modernen Kritik schnell orientiren will, diesen Dienst leisten. Denn von dieser Dis-

ciplin, die der Verfasser im Vorwort „neutestamentliche Einleitungswissenschaft“ nennt, wird hier behandelt, nicht aber nach dem Titel von neutestamentlicher Zeitgeschichte, worunter man etwas anderes versteht. In vier nebeneinanderstehenden Columnen werden zuerst die Verfasser und Adressaten der einzelnen neutestamentlichen Schriften genannt und kurz geschildert, sodann wird eine kurze Charakteristik dieser Schriften gegeben und schließlich werden die Codices und die patristischen Stellen aufgeführt, in denen die einzelnen Schriften enthalten, resp. bezeugt sind. In einer übersichtlichen Beilage sind dann noch die verschiedenen Codices auf einer Tafel registriert, und man kann sich durch einen Blick überzeugen, in welchen Handschriften ein neutestamentliches Buch uns überliefert ist. Das Schriftchen ist im Ganzen nach B. Weiß' „Einleitung ins Neue Testament“ gearbeitet, also im Sinne der modernen Kritik. Es ist nur mit Vorsicht und selbständiger Prüfung zu gebrauchen, da es nicht an ziemlich fragwürdigen, ja, offenbar unrichtigen Sätzen fehlt. Seite 7 z. B. ist von Erzählungen bei Matthäus die Rede, „die mit der Auffassung des vierten Evangeliums unvereinbar sind“.

L. F.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Anläßlich des Jubiläums unserer Synode schreibt der „Lutheran“: „Das goldene Jubiläum der Missouri-Synode wurde in allen Theilen dieser Gemeinschaft festlich begangen. Nach dem schnellen Wachsthum, welches die Missouri-Synode in den fünfzig Jahren ihrer Geschichte zu verzeichnen hat, steht sie numerisch an erster Stelle in der americanisch-lutherischen Kirche. Nachdem nun die Einwanderung beinahe aufgehört hat, muß sie in Bezug auf ihr ferneres Wachsthum in dem folgenden halben Jahrhundert an diejenigen sich halten, welche in America geboren sind und die Landessprache reden. Ob sie der Aufgabe sich gemachen zeigen und besser fahren wird als die älteren Synoden, wird davon abhängen, wie sie sich ihrer jungen Leute annimmt. Ihre Arbeit in englischer Sprache hat große Fortschritte gemacht; aber dieselbe ist noch lange nicht zureichend, und der Geist und die Weise der Missouri-Synode versprechen kein leichtes und schnelles Wachsthum.“ So weit der „Lutheran“. Auch wir sind uns wohl bewußt, daß wir die Pflicht haben, der kirchlichen Arbeit durch das Medium der englischen Sprache künftighin mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Wir sind für diese Arbeit auch insofern vorbereitet, als mindestens drei Viertel unserer Predigtamtsandidaten im Stande sind, auch in englischer Sprache zu arbeiten, wenn dies nöthig sein sollte. Die Zahl unserer Predigtamtsandidaten, die im Auslande geboren sind, ist verschwindend klein im Vergleich mit denen, die geborne Americaner sind. Von den 180 Studenten, die in St. Louis studiren, sind nur 26 im Auslande geboren, und von diesen 26 haben die meisten unsere hiesigen Gymnasien absolvirt und sind daher auch der englischen Sprache mächtig. Es fehlt uns also nicht an Lehrkräften, die in englischer Sprache thätig sein können. Aber es steht doch nicht so, daß die Synode in Bezug auf ihr ferneres Wachsthum in dem folgenden halben Jahrhundert ausschließlich an die Englischredenden sich halten müßte. Freilich hat die Einwanderung in den letzten Jahren fast gänzlich aufgehört. Aber die Synode wächst aus sich selbst heraus, und dieses Wachsthum von Innen heraus vollzieht sich in der Weise, daß dabei mindestens in neun Fällen von zehn das Deutsche die Kirchensprache bleibt. Der „Lutheran“ vergißt, daß wir deutsch-englische Gemeindefchulen haben. Noch in der dritten Generation ziehen unsere meisten Kinder, die im Geschäftsleben der englischen Sprache sich bedienen, das Deutsche als Kirchensprache vor. Wollten

wir unsern Kindern die englische Sprache als Kirchensprache aufdrängen, so würden wir sie in vielen Fällen aus der Kirche vertreiben. So verkehrt es wäre, wenn wir uns gegen das Englische wehren und um jeden Preis deutsch bleiben wollten, so verkehrt und für das Wachsthum der Kirche hinderlich wäre es auch, wenn wir nun um jeden Preis und Hals über Kopf englisch werden wollten. Wir sollten mehr — viel mehr — in englischer Sprache arbeiten, als es bisher geschehen ist. An Hunderten von Orten sollte man englische Gemeinden bilden, um sowohl dem Bruchtheil unserer Jugend, der die englische Sprache vorzieht, eine kirchliche Heimath zu gewähren, als auch unter der englischredenden kirchlosen Bevölkerung Missionsarbeit zu thun. Aber unsere Hauptarbeit wird auch in den nächsten Jahrzehnten durch das Medium der deutschen Sprache sich zu vollziehen haben. Darauf weisen die vorliegenden Verhältnisse hin. Daß die „älteren Synoden“ in Bezug auf ihre Jugend schlecht gefahren sind, kommt zum großen Theil daher, daß sie die lutherische Schulung ihrer Jugend in Gemeinde- und Landschulen vernachlässigt haben. Ihre Jugend ist zum großen Theil in einem unionistisch-indifferentistischen Geiste groß geworden. Gesezt den Fall, die Missouri-Synode würde im Handumdrehen englisch, so würde sie doch ihre Jugend nicht bei der lutherischen Kirche erhalten, wenn sie die gründlich lutherische Schulung der Jugend vernachlässigte. Ihre Jugend würde sich dann, weil ihr das Gewissen für die reine lutherische Lehre fehlt, namentlich bei einem Ortswechsel an Sectengemeinden anschließen. So ist es den „älteren lutherischen Synoden“ ergangen. Auch wir versprechen uns bei unserer Arbeit im Englischen keinen leichten und schnellen Fortschritt. Der „missourische Geist und die missourische Weise“ (The Missouri spirit and policy) sind dem americanisch-kirchlichen Geist, der im Allgemeinen ein indifferentistischer ist, nicht congenial. Aber wenn wir überhaupt eine Aufgabe in America haben, so ist es die, „den missourischen Geist und die missourische Weise“ zur Geltung zu bringen. Der Erfolg steht bei Gott.

J. P.

Union zwischen Council und General-Synode in Bezug auf die kirchliche Arbeit. „The Lutheran World“ berichtet: Repräsentanten zweier lutherischer Körper, der General-Synode und des General-Concils versammelten sich neulich, um Pläne für ein Zusammenwirken an der Kirchenarbeit zu vollenden. Es ist nichts weiter ins Auge gefaßt, als eine Union in dem Werk der Ausbreitung der Kirche und im Werk der Mission, wobei jeder Körper seine Eigenheit und seine Lehr-Unterschiedenheiten behält. Rev. Dr. M. W. Hamma (Washington, D. C.), welcher Vorsitz der betreffenden Committee's der General-Synode ist, ist zum Vorsitz der vereinigten Committee's erwählt worden. Dazu bemerkt das „Kirchenblatt“ von Philadelphia: „Wir verwahren uns gegen jede gemeinsame Arbeit auf irgend einem Gebiet, so lange die Einigkeit im Glauben und Bekenntniß fehlt.“ J. P.

Geisterbeschwörungen und religiöse Versammlungen. In Boston wohnten etliche junge Männer den Versammlungen der Spiritualisten bei und brachten dieselben zu einem jähen Abschluß, indem sie den Betrug und Schwindel, der daselbst getrieben wurde, aufdeckten. Sie wurden verhaftet und vom Gericht wegen Störung einer religiösen Versammlung verurtheilt. Der Fall wurde indessen vor das Obergericht gebracht und dieses gab eine gegentheilige Entscheidung ab. Geisterbeschwörungen, wie sie von den Spiritualisten in Scene gesetzt werden, seien keine religiösen Versammlungen.

Christian Science oder Divine Healing, diese greuliche Schwärmerei unserer Tage, macht neuerdings ganz bedeutende Fortschritte. Als vor einigen Jahren eine internationale Conferenz der Anhänger dieses Irrthums in London stattfand, waren Delegationen aus allen Theilen der Welt versammelt. Mit Stolz weisen die

„Christian Scientists“ auf die immer wachsende Anzahl von „faith homes“ in Europa und America hin. In unserm Lande gibt es gegenwärtig schon mehr als dreißig derselben. In New York, Brooklyn, Philadelphia, Baltimore, Pittsburg, Detroit und anderwärts haben innerhalb der letzten beiden Jahre Versammlungen stattgefunden, durch welche überall enthusiastische Jünger dieser Irrlehre gewonnen worden sind, und einer ihrer Hauptvertreter, R. Kello Carter, sagt davon: „The mass of evidence offered, the multitude of witnesses arising, and the words of Scripture on the subject, demand at least a respectful hearing and invite the closest scrutiny into the doctrine and practice of divine healing.“ L. F.

Studentenbund für Mission. In England und auch in America zeigt sich eine große Bewegung unter der studirenden Jugend für die Mission. Ein Studentenbund hat sich gebildet, der sich über alle protestantischen Länder erstrecken soll, um für die Mission zu werben. Und zwar handelt es sich hierbei nicht um die Sammlung von Beiträgen, sondern um die Gewinnung von Personen. Möglichst viele junge Leute sollen angeregt werden, hinauszuziehen zu den Heidenvölkern. So haben denn auch in England und America über 4000 Studenten gelobt, Missionare zu werden, wenn es die Verhältnisse später zulassen. Dieser Eifer und diese Begeisterung für die Ausbreitung des Christenthums in Heidenländern wäre erfreulich, wenn die Gefahr, ins Uebertriebene und Maßlose zu fallen, mehr vermieden würde. Aber in diesen englischen und americanischen Kreisen träumt man wirklich von einer Weltmission, die den ganzen Erdboden in wenigen Jahren evangelisiren könne. Schaaren von weiblichen Missionaren gehen aus, ziehen mit Vorliebe in die unbekanntesten Länder und unternehmen oft die abenteuerlichsten Dinge. Auch in Deutschland hat sich ein Studentenbund für Mission gebildet, der an seinem Theile alles ungefunde Treiben vermeiden will. Aber auch da wird es sich erst zeigen müssen, ob er in der richtigen Weise vorangeht. L. F.

II. Ausland.

Kirchliche Amtshandlungen in Berlin. Im Jahre 1896 sind in der Stadt Berlin die folgenden Amtshandlungen vorgekommen: Taufen 36,200, Trauungen 10,345, Beerdigungen 11,651, Confirmirte 22,872. Diese Zahlen fielen uns auf, weil sie annähernd denen in unserer Synode entsprechen. Unser „Jahrbuch“ verzeichnet für das Jahr 1896: Taufen 36,233, Trauungen 8015, Beerdigungen 11,548, Confirmirte 18,167. Ein großer Unterschied dagegen ist in der Zahl der Communicirten. Communicirte in Berlin 221,227; in unserer Synode 673,732.

F. P.

Eine atheïstische Lehrerin gemahregelt. Die „A. G. L. R.“ berichtet: Der Jugendlehrerin der Berliner freireligiösen Gemeinde, Fräulein Ida Altmann, hat das Polizeipräsidium den seit Jahren ertheilten Unterrichts-Erlaubnißschein versagt. Auf eine Anfrage ging folgendes Schreiben ein: „Die Thatfachen, welche zur Versagung des Unterrichts-Erlaubnißscheines geführt haben, sind der Lehrerin Ida Altmann aus unsern an sie gerichteten Verfügungen vom 5. April 1894, vom 24. April 1894, vom 8. Juli 1894 und vom 16. August 1895 wohlbekannt. Da die Genannte sich zu den atheïstischen Grundfäßen der hiesigen freireligiösen Gemeinde bekennt, außerdem aber wegen Ungehorsams gegen die Anordnungen der zuständigen Behörde hat bestraft werden müssen, erscheint sie weder in religiöser noch in sittlicher Beziehung für den Lehrerberuf qualificirt.“

Ein Bund deutscher Mystiker ist vor kurzem in Berlin gegründet worden. Die neue Vereinigung strebt, ihrem Programm zufolge, nach „tieferer Erkenntniß der Wahrheit im Lichte der göttlichen Liebe“ und ist der Ueberzeugung, daß „Heiligkeit,

Liebe und Kraft des Glaubens die Strenge der Naturgesetze überwinden“. Die Mitglieder des Bundes müssen sich bemühen, „geistig zu leben“. Sie verwerfen den Luxus, die Fleischkost, alle Spirituosen und den Tabak. Ihre Speise besteht aus Gemüse in einfachster Zubereitung, aus Obst, Butter und Brod. Sie sind Gegner der liberalen Richtung in Theologie und Kirche und lehnen sich in ihren religiösen Anschauungen an die Schriften der älteren deutschen Mystik an. Dieser Bund wird schmerzlich viele Anhänger in unserer Zeit gewinnen, und schwerlich hätte er sich ein hoffnungsloseres Feld aussuchen können als Berlin, wo der Grundsatz: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt“ in den breitesten Schichten der Bevölkerung herrschend geworden ist. L. F.

Missionsdeficite. Die „A. E. L. K.“ schreibt: Drei Missionsgesellschaften klagen über ein Deficit im Jahre 1896: Die „Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ (Berlin III) hat bei einer Einnahme von 79,000 Mk. ein Deficit von 27,000 Mk., also mehr als ein Drittel der Jahreseinnahme. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft hat bei einer Ausgabe von 155,000 Mk. fast 75,000 Mk. Deficit, was um so mehr zu bedauern ist, als sie gerade jetzt das 50jährige Jubiläum ihrer Arbeit in Cohe-Lande, Westafrika, zu feiern im Begriffe steht. Die Rheinische Missionsgesellschaft hat bei 540,000 Mk. Ausgabe ein Deficit von 61,000 Mk., das sich aber wesentlich erklärt durch die Extrasteuer von 88,000 Mk., welche die rheinische Mission von ihren Freunden für die Hungernden in Südafrika empfangen hat. Der Baseler Mission ist aus Basel selbst ein Legat von 100,000 Frcs. zugefallen.

Furcht vor der „goldenen Rose“ in England. Die „A. E. L. K.“ berichtet: In England ist das Gerücht verbreitet, der Pabst werde in diesem Jahre die „goldene Rose“ der Königin Victoria von Großbritannien verleihen. Diese vom Pabst geweihte, aus Gold gefertigte Rose wird bekanntlich vom römischen Stuhle solchen fürstlichen Personen zugestellt, von denen er eine besondere Förderung seiner Interessen, Schutz und Schirm für seine Kirche erhalten hat oder zu erhalten hoffen kann. Auf Grund dieses Gerüchtes hat die Church Association durch ihren Präsidenten an Lord Salisbury, den Premierminister Englands, ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, diese Schmach von der Königin abzuwehren. Es heißt darin: „Wir lernen aus der Geschichte, daß dieses Geschenk des Pabstes an den König von Neapel innerhalb eines Zeitraumes von zwölf Monaten den Verlust seiner Krone zur Folge hatte. Der Kaiser von Oesterreich erhielt es und verlor im nächsten Jahre seine venetianischen Besitzungen. Isabella von Spanien bekam die Rose und mußte ein Jahr danach aus ihrem Reiche fliehen. Die Kaiserin Eugenie empfing die gleiche Vergünstigung, und das Kaiserreich wurde aus Frankreich hinweggefegt. Die Gemahlin Maximilians erhielt sie, und der Kaiser wurde in Mexico erschossen. Die Herzogin von Noronha erhielt sie und wurde mit Dom Pedro verjagt, als er den Thron von Brasilien verlor. Des Pabstes Segen scheint ein sicherer Vorläufer für Unheil zu sein. Die spanische Armada wurde von ihm gesegnet und auf Elizabeth fürchterliche Flüche gehäuft. Dasselbe erfuhr der König von Sardinien, der daraufhin zum König von Italien erhoben ward. Der Finger der göttlichen Vorsehung scheint deutlich die prophetischen Weissagungen erfüllt zu haben. Als ein loyaler Unterthan Ihrer Majestät wage ich es, Sie, als den ersten Berather der Krone, zu beschwören, daß Sie von unserer englischen Monarchie die Entehrung fernhalten, zur Empfängerin eines so verhängnißvollen Complimentes gemacht zu werden.“ Recht haben diese Engländer, wenn sie ein Geschenk vom Pabst als eine „Entehrung“ des Beschenkten ansehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Fürsten nach und nach zu dieser Erkenntniß kämen. Es ist bereits gemeldet worden, daß der Pabst die Königin von England sicher zu ihrem Jubiläum beschenken werde. F. P.

Katholicismus und Buddhismus. In einem Vortrag, welchen der Oxforder Professor Max Müller in der "Royal Society of Literature" hielt, wies er auf etliche ganz auffallende Aehnlichkeiten hin, die zwischen dem orientalischen Buddhismus und dem römischen Katholicismus bestehen. Der Buddhismus hat, ebenso wie der Katholicismus, Krummstäbe, Bischofsmützen (Mitren), lange weiße Oberkleider (Dalmatiken), Weihrauchfässer, Perlen am Rosenkranz, Heiligenverehrung, Processionen, Litaneien, Weihwasser 2c. Müller spricht die Vermuthung aus, daß zu irgend einer Zeit zwischen katholischen Priestern und Buddhisten ein gewisser Verkehr stattgefunden haben muß, zumal es geschichtlich nachweisbar sei, daß katholische Missionare in China von der Mitte des siebenten bis zum Ende des achten Jahrhunderts thätig waren. L. F.

Kleine Religionsgemeinschaften in Paris. Unter diesem Titel ist in Paris ein Buch erschienen, welches merkwürdige Mittheilungen aus dem religiösen Leben der Weltstadt bringt. Denselben zufolge gibt es dort einen Anbeter des Zeus, der Athene und des Hermes, der im bürgerlichen Leben die Stelle eines Professors der griechischen Sprache bekleidet; ferner zwei buddhistische Secten, die eine von einem Japaner, die andere von einem Professor der orientalischen Sprachen geleitet; eine „Lichtanbetergemeinde“, welche zu gleicher Zeit die Jungfrau Maria und die egyptische Göttin Isis verehrt; eine Essenergemeinde, der alten jüdischen Secte gleichen Namens verwandt. Außerdem finden sich dort Gemeinden der Swedenborgianer, der Theosophen, der „Positivisten“, die, von Comte gegründet, die Humanität zum Cultus erheben, 2c. Und das alles in Paris, dem Sitz der Bildung und Aufklärung. Gewiß, wenn man dies abenteuerliche Verzeichniß liest, muß man einstimmen in das Wort: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden“, Röm. 1, 22. L. F.

Uganda. Ueber den gegenwärtigen Stand der Ugandamission gibt zum ersten Male die Märznummer des "Ch. Miss. Intelligencer" eine annähernd genaue Statistik. Nach derselben gibt es jetzt dort über 57,000 Eingeborene, die unter dem Einflusse der Mission stehen und lesen können oder es doch lernen. Diese „Leser“ vertheilen sich auf 16 Provinzen oder Districte; etwa 6000 derselben finden sich auf 33 Sassa-Inselchen, wo erst seit drei bis vier Jahren Mission getrieben wird. Die Zahl der Kirchen und Kapellen beträgt 321. Der sonntägliche Kirchenbesuch wird auf mehr als 25,000 Personen geschätzt, der an Wochentagen auf mehr als 6000. Von dem eingeborenen Kirchenrathe sind 192 Lehrer angestellt und besoldet, außer diesen noch von den einzelnen Gemeinden 533 Lehrer und Lehrerinnen, meist allerdings ohne Gehalt. Gegen 26,000 Neue Testamente und Evangelien sind bis jetzt vom Volke gekauft. Die Zahl der Taufbewerber beträgt nahezu 2500, die der Christen über 6900, die der Communicanten 1355. Uebrigens sind seit Aufstellung dieses Census im März 1896 alle diese Ziffern noch bedeutend gestiegen. Der Fortschritt des Christenthums in Uganda ist ein so rascher, wie er in der Missionsgeschichte kaum je erlebt worden ist. (A. C. L. K.)

Retroslogisches. Am 4. Mai starb in München der Präsident des protestantischen Oberconsistoriums Dr. Adolf Stählin im Alter von 73 Jahren. Der Prinzregent richtete an die Wittve das folgende Schreiben: „Ich empfinde das Hinscheiden dieses wegen seines veröhnlichen Wirkens allseits hochgeachteten Mannes, der der Krone stets ein bewährter treuer Diener gewesen ist, als einen schweren Verlust und nehme an Ihrem Schmerze innigen Antheil.“ In diesem Schreiben sind die einen Diener der Kirche characterisirenden Tugenden nicht namhaft gemacht.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

Juni 1897.

No. 6.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.

(Fortsetzung.)

Die modernen Synergisten berufen sich ferner auf Schriftstellen, welche die Bekehrung als „ethischen Vorgang im Menschen“, als „eine Bewegung“ beschreiben, „die nicht nur an, sondern in seinem Willen sich vollzieht“. Ohne Zweifel stellt die Schrift die Bekehrung, die Buße, den Glauben als etwas hin, was im Menschen, im Herzen des Menschen vor sich geht, ja als etwas, was der Mensch thut, als eine Bewegung, einen Act des menschlichen Willens. Der hebräische Ausdruck *יָשַׁב*, „umkehren“, der griechische *ἐπιστρέφειν*, meist intransitiv gebraucht, se convertere, „sich bekehren“, wie der andere *μετανοεῖν*, „seinen Sinn ändern“, bezeichnet ein Thun des Menschen. Von den Bewohnern Ninives, denen Jona predigte, wird gesagt, daß sie „sich bekehrten von ihrem bösen Wege“, *יָשַׁב*. Jona 3, 10. Oder, daß sie „Buße thaten“, *μετενόησαν*, „nach der Predigt Jonas“. Matth. 12, 41. Von den Bewohnern von Lydda und Saronia heißt es, daß sie „sich bekehrten zu dem Herrn“, *ἐπέστρεψαν*, Apost. 9, 35. Der Apostel erinnert die Christen in Thessalonich an den Anfang ihres Christenthums mit den Worten: *πὼς ἐπεστρέψατε*, „wie ihr euch bekehrt habt zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott.“ 1 Theff. 1, 9. 1 Petr. 2, 25. lesen wir: „Denn ihr waret wie die irrenden Schafe, aber habt euch nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen“ — *ἐπεστράφητε*. Der zweite Aorist des Passivs *ἐπιστράφηναι* hat immer mediale Bedeutung. So ist es nach der Schrift allerdings auch der Mensch, und wahrlich nicht Gott, welcher gläubig wird, und welcher glaubt. Die Bekehrung der Niniviten wird auch mit den Worten beschrieben: „Da glaubten“, *יָשַׁב*, „die Leute zu Ninive an Gott.“ Jona 3, 5. Von den Heiden, denen Paulus und Barnabas predigten, wird gesagt: „Da es aber die Heiden hörten, wurden sie froh und priesen das Wort des Herrn, und wurden gläubig, *ἐπίστευσαν*, wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.“ Apost. 13, 48. Dreimal in der Schrift wird von dem, der an

Christum glaubt, bezeugt: „Wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden.“ Jes. 28, 16. Röm. 9, 33. 1 Petr. 2, 6. Christus selbst nennt den Glauben ein Werk des Menschen. Als die Juden ihn frugen: „Was sollen wir thun, daß wir Gottes Werke wirken?“ das heißt: „Welches sind denn die von Gott geforderten und Gott wohlgefälligen Werke, die wir wirken sollen?“ — da antwortete er: „Das ist Gottes Werk“, das ist, das Werk, welches Gott von euch fordert, „daß ihr an den glaubet, den er gesandt hat.“ Joh. 6, 28. 29. Der Ausdruck τὸ ἔργον τοῦ θεοῦ B. 29. ist offenbar ebenso zu verstehen, wie der Ausdruck τὰ ἔργα τοῦ θεοῦ B. 28. Die Antwort correspondirt der Frage. Der Genitiv τοῦ θεοῦ ist beide Male der genitivus objecti. Durchweg ist hier von Werken, die der Mensch wirkt, und zwar von solchen Werken die Rede, die vor Gott als solche, als gute Werke gelten, die Gott wohlgefallen, die er von dem Menschen haben will. Jetzt im Neuen Testament will Gott dieses Eine Werk von dem Menschen haben, in welchem alle andern Werke schon mitbegriffen sind, daß der Mensch an Christum glaube, den er zum Heil der Welt in die Welt gesandt hat. Luther bemerkt zu Joh. 6, 29.: „Gottes Werk wirken ist nicht gut Deutsch geredet; aber wir müssen's also stehen lassen, um des Wortes willen operemini, das heißt wirken, und darum müssen wir unsere Sprache nach der hebräischlen lenken. Es ist nicht allein Gottes Werk, was er thut als Gott, sondern auch was wir thun. . . . Also werden im Psalm und den Propheten auch Gottes Werke solche Werke genannt, die wir thun aus Gottes Befehle und Geheiß, damit ihm gebient werde.“ VII, S. 2211. Der Glaube wird in der Schrift ein Gehen, ein Kommen zu Christo genannt, ἔρχεσθαι. „Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubet, den wird nimmermehr dürsten.“ Joh. 6, 35. Der Glaube ist ein geistiges Gehen, Kommen, eine innerliche Bewegung; wer da glaubt, bewegt, lenkt seine Gedanken, seinen Willen zu Christo hin. Der Glaube ist nach der Schrift Gehorsam, herzlicher, williger Gehorsam. St. Paulus redet öfter von dem Gehorsam des Glaubens, 3. B. Röm. 1, 5. und schreibt Röm. 6, 17.: „Aber ihr seid nun gehorsam geworden von Herzen dem Vorbilde der Lehre, welchem ihr ergeben seid.“ Der Glaube erscheint nach der Schrift als Annahme, Aufnahme Christi oder des Wortes Gottes. „Wie ihr nun angenommen habt den HErrn Jesum Christum, so wandelt in ihm.“ Col. 2, 6. „Darum auch wir ohne Unterlaß Gott danken, daß ihr, da ihr empfanget von uns das Wort göttlicher Predigt, nahmet ihr es auf, nicht als Menschen Wort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, welcher auch wirket in euch, die ihr glaubet.“ 1 Thess. 2, 13.

Wir finden also, daß die Schrift von dem Menschen als Subject aussagt, daß er von seinem bösen Wege umkehrt, daß er sich zu dem lebendigen Gott oder zu dem HErrn Christo bekehrt, daß er seinen Sinn ändert, daß er glaubt, zu Christo hingehet, daß er dem Evangelium von Herzen gehorsam wird, daß er Christum und sein Wort in sich aufnimmt, sich zueignet. Wir

können nach der Schrift die Bekehrung, den Glauben ein Werk des Menschen nennen, auch ein Verhalten des Menschen, ja können mit Fug und Recht auch von einem freien, persönlichen Verhalten des Menschen reden, sofern man die Freiheit, die Willigkeit dem Zwang entgegensetzt. Wir könnten uns allenfalls die Aeußerung Franks gefallen lassen: „Um ein Thun, ein ποιεῖν, handelt sich's für die welche das Wort gehört haben und deren Herzen davon getroffen worden sind (Act. 16, 30.; 2, 37.); nicht bloß um ein Sich-ziehen-lassen, ein Nachgeben gegenüber dem göttlichen Gnadenzug, sondern um ein Zusammenraffen seiner ganzen Kraft, ein Gewaltthun und Anstreichßen (βιάζεσθαι und ἀρπάζεσθαι Matth. 11, 12.). Insofern gibt es Keinen, der nicht willentlich bekehrt worden wäre.“ System der christl. Wahrheit. II, S. 330. Nur daß der Schriftbeweis, die Berufung auf Act. 16, 30.; 2, 37., sehr weit hergeholt ist. Die Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ läuft doch auf die andere hinaus: Wie soll ich es anfangen, daß ich selig werde? Wie werde ich selig? Das ποιεῖν ist hier nicht so zu premiren. Indeß die obigen Citate beweisen zur Genüge, daß die Schrift die Bekehrung, den Glauben als ein Thun, ποιεῖν des Menschen beschreibt. Aber wie? Folgt nun wirklich aus diesem ποιεῖν, diesem Thun und Wirken des Menschen eine Synergie des menschlichen Willens mit dem göttlichen Willen im Act der Bekehrung? Wir bleiben zunächst bei Frank stehen. Er sagt in dem betreffenden Abschnitt, a. a. O. S. 327 ff. jenes Thun des Menschen, von dem die Schrift sagt, ohne Weiteres als „spontane Bethätigung“, „spontane Selbstbestimmung“ des Menschen. Er schreibt: „Darauf daß es zu wirklicher geistlicher Spontaneität, zu persönlicher Erfassung des Heils komme, ist es schon mit dem Zeitpunkt der Berufung abgesehen.“ Persönliche Erfassung des Heils und geistliche Spontaneität sind ihm identische Begriffe. Alles Thun, sittliche, persönliche Thun des Menschen gilt ihm eo ipso als spontanes Thun. Und so im Grunde alle „neueren“ Theologen. Das ist aber eine böse Begriffsverwirrung. Es ist doch wahrlich zweierlei Ding, ob ein Mensch etwas thut, oder ob er das, was er thut, aus sich selber, aus eigenem Impulse thut. Auch williges Thun ist nicht ohne Weiteres spontanes Thun. Es kann gar wohl ein anderer Wille, eine andere Person den Menschen dazu bestimmen, etwas zu thun, und auch gern und willig das zu thun, wozu der Andere ihn bestimmt. Wenn Einer seinen bisherigen Weg verläßt und einen andern Kurs einschlägt, wenn er seines Herzens Meinung und Gesinnung ändert, so braucht dies nicht nothwendig das Resultat seiner eigenen Reflexionen zu sein, so kann gar wohl ein Anderer ihn zu solcher Wandlung vermocht haben. Wenn Jemand einer Lehre, die ihm übermittelt wird, zufällt und dieselbe von Herzen annimmt, so kann dies gar wohl der Einfluß und die Wirkung eben dieser Lehre sein. Die oben angeführten Schriftworte beschreiben lediglich das Wesen, wenn man so sagen will, die sittliche Qualität der Bekehrung, des Glaubens, bezeugen, daß die Bekehrung kein

mechanischer Vorgang ist, sondern eine Bewegung im Herzen, im Verstand und Willen des Menschen, ja ein Act des Willens, sagen aber nichts aus über die Ursache der Bekehrung, des Glaubens, lassen die Frage unentschieden, ob jene *motus spirituales* von dem eignen Ich des Menschen erzeugt oder von einer Ursache, die außerhalb des Menschen liegt, hervorgebracht sind. Wenn die Schrift anderwärts lehrt, daß Gott den Glauben wirkt, so widerspricht dies in keiner Weise dem andern Satz, daß der Mensch eben dies Werk wirkt oder thut, daß er glaubt. Und es ist Unverstand oder Täuscherei, wenn man aus diesen beiden Sätzen ein *mixtum compositum* macht und die Schrift lehren läßt, daß die Bekehrung, der Glaube durch ein Zusammenwirken des göttlichen und menschlichen Willens producirt werde. Wenn man sagt: Der Mensch wirkt eben dies Werk, die Bekehrung, den Glauben, oder: Die Bekehrung ist des Menschen Werk, so gebraucht man hier den Ausdruck „wirken“ und „Werk“ in einem ganz andern Sinn, als wenn man sagt: Gott wirkt die Bekehrung, den Glauben, oder: Die Bekehrung ist Gottes Werk. Der erstere Satz ist eine Aussage über die *forma conversionis*, der zweite Satz eine Aussage über die *causa efficiens conversionis*. Der erste Satz besagt: Der Mensch ist es, welcher dieses Werk thut, ausrichtet, diesen Act vollzieht, daß er sich bekehrt, daß er glaubt. Der Mensch ist es und zwar ausschließlich der Mensch, der da sich bekehrt und glaubt, nicht zugleich auch Gott. Reue, Buße, Glaube sind, und zwar ausschließlich, Bewegungen des menschlichen Geistes und Willens, finden sich nicht zugleich auch in Gottes Herzen. Die Meinung des andern Satzes ist: Gott ist es, und zwar Gott allein und ausschließlich, welcher jene Bewegungen und Acte des menschlichen Geistes und Willens bewirkt, hervorruft, verursacht. Der Mensch ist das ausschließliche Subject der Bekehrung, Gott der ausschließliche Urheber der Bekehrung. Der Mensch allein glaubt, und das hat er allein von Gott. Der Glaube ist nach der Schrift, um dieses wichtige Moment nochmals hervorzukehren, eitel Willigkeit, williger, herzlicher Gehorsam, die eigenste, freudigste Ueberzeugung des Menschen. Aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß Gott eben diese Gefinnung, diese Ueberzeugung in das Herz des Menschen einpflanzt.

Wer nur ein wenig unterscheiden kann und geneigten Willen hat, zu unterscheiden, muß die *fallacia* der Synergisten durchschauen, welcher sie sich damit schuldig machen, daß sie das, was die Schrift von dem Wesen der Bekehrung lehrt, *εις άλλο γένος* hinüberziehen und in die Frage nach der Ursache der Bekehrung einmengen. Wer solche Schriftworte, wie die oben citirten, einfältig, vorurtheilslos liest und prüft, wird sich überzeugen, daß dieselben überhaupt nichts davon sagen, wie die Bekehrung zu Stande kommt, und also auch den Menschen nicht zum Miturheber der Bekehrung machen. Ja, wir könnten etwa auch hier noch einen Schritt weiter gehen und den Synergisten erwidern, daß in etlichen jener Schriftstellen, in solchen, die sie besonders forciren und für ihre Theorie ausbeuten, wenn man über-

haupt daraus über die *causa conversionis* etwas ersehen kann, vielmehr die entgegengesetzte Anschauung durchblickt. Wenn St. Paulus 1 Thess. 2, 13. Gott dafür dankt, daß die Christen in Thessalonien das Wort göttlicher Predigt, das sie empfangen haben, auch als Gottes Wort aufgenommen haben, betrachtet er dann nicht eben dieses Thun der Thessalonier, die Aufnahme des Wortes, als Gabe Gottes? Man dankt doch Gott für das, was er gegeben hat. Wo der Apostel die römischen Christen daran erinnert, daß sie der evangelischen Lehre von Herzen gehorsam geworden sind, Röm. 6, 17., fügt er hinzu, daß sie in eben diese Form der Lehre übergeben worden sind. Das Letztere fällt doch offenbar mit dem Ersteren in Eins zusammen. Daß sie von Herzen gehorsam geworden sind, ist so geschehen, daß Gott sie, ihre Herzen, in diese Lehre hineingegeben hat.

Vor Allem aber schlagen die Synergisten aus solchen Schriftworten Capital, welche „das Nichtzustandekommen der Bekehrung als Schuld des Menschen“ hinstellen. Aus der Nichtbekehrung machen sie einen Rückschluß auf die Bekehrung. Zu den oben angeführten Belegen fügen wir noch ein Dictum eines amerikanischen Theologen hinzu. In Schmidts „Altes und Neues“, Band 5, S. 333, findet sich folgender Satz: „Die Schrift lehrt aber klar, daß die Bekehrung und Seligkeit der Berufenen nicht in jeder Hinsicht oder in jedem Sinne von Gott allein abhängt. Vgl. Jes. 5, 4. Matth. 23, 37. Luc. 7, 30. 13, 23. 24. Joh. 12, 35. 36. 1 Cor. 9, 24—27. Röm. 11, 19—22. Gal. 6, 7. 8. Offenb. 3, 5. 10. 11. 12.“ Hier citirt Schmidt solche Schriftstellen, in denen Bekehrung, Glaube vom Menschen gefordert wird. Ferner solche Stellen, in denen Bekehrte zur Beharrung im Glauben, zum Kampf vermahnt werden und eben hiervon die schließliche Seligkeit abhängig gemacht wird. Mit den ersteren haben wir uns schon auseinandergesetzt, mit den letzteren haben wir es nicht hier zu thun, wo wir von der Bekehrung selbst handeln, nicht von dem Verhalten der Bekehrten. An die Spitze seines Schriftbeweises aber stellt Schmidt Schriftausagen über diejenigen, welche sich nicht bekehren, und folgert aus denselben, daß die Bekehrung in gewisser Hinsicht, in gewissem Sinn vom Menschen abhängt.

Wir vergegenwärtigen uns zunächst, um die Beweisraft dieses synergistischen Arguments zu prüfen, eine Reihe prophetischer Aussprüche, welche die Unbußfertigkeit des Volkes Israel und somit das Verhalten derer, die sich nicht bekehren, ins Licht stellen. „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben. Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht; du plagst sie, aber sie bessern sich nicht (eigentlich: sie weigern sich, Zucht anzunehmen); sie haben ein härteres Gesicht, denn ein Stein (machen ihr Gesicht härter, als ein Fels), und wollen sich nicht bekehren (weigern sich, umzukehren).“ Jer. 3, 5. „So spricht der Herr: Tretet auf die Wege, und schauet, und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt darinnen: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Aber sie sprechen:

Wir wollen es nicht thun (Wir wollen nicht gehen). Ich habe Wächter über euch gesetzt; merket auf die Stimme der Trompeten. Aber sie sprechen: Wir wollen es nicht thun (Wir wollen nicht hören). Darum so höret, ihr Heiden, und merket sammt euren Leuten. Du Erde, höre zu: Siehe, ich will ein Unglück über dies Volk bringen, nämlich ihren verdienten Lohn, daß sie auf meine Worte nicht achten und mein Gesetz verwerfen.“ Jer. 6, 16—19. „Ich habe euern Vätern des Tages, da ich sie aus Egyptenland führte, weder gesagt noch geboten von Brandopfern und andern Opfern; sondern dies gebot ich ihnen und sprach: Gehorchet meinem Wort, so will ich euer Gott sein und ihr sollt mein Volk sein, und wandelt auf allen Wegen, die ich euch gebiete, auf daß es euch wohl gehe. Aber sie wollten nicht hören, noch ihre Ohren zuneigen, sondern wandelten nach ihrem eigenen Rath und nach ihres Herzens Gutdünken, und gingen hinter sich und nicht vor sich (wandelten in dem Starrsinn ihres bösen Herzens, und lehrten mir den Rücken und nicht das Angesicht). Ja, von dem Tage an, da ich eure Väter aus Egyptenland geführt habe, bis auf diesen Tag, habe ich stets zu euch gesandt alle meine Knechte, die Propheten. Aber sie wollen mich nicht hören, noch ihre Ohren neigen, sondern sind halsstarrig (machen hart ihren Nacken), und machen es ärger, denn ihre Väter. Und wenn du ihnen dies schon alles sagst, so werden sie dich doch nicht hören; rufest du ihnen, so werden sie dir nicht antworten. Darum sprich zu ihnen: Dies ist das Volk, das den HErrn, ihren Gott (auf die Stimme des HErrn, seines Gottes), nicht hören noch sich bessern will (noch Buße annimmt). Der Glaube ist untergegangen und ausgerottet von ihrem Munde.“ Jer. 7, 22—28. „Sie weigern sich, sich zu befehlen.“ Jer. 8, 5. „So sprich nun zu denen in Juda und zu den Bürgern zu Jerusalem: Siehe, ich bereite euch ein Unglück zu, und habe Gedanken wider euch; darum lehre sich ein Jeglicher von seinem bösen Wesen, und bessert euer Wesen und Thun. Aber sie sprechen: Da wird nichts aus (Umsonst!), wir wollen nach unsern Gedanken wandeln, und ein Jeglicher thun nach Gutdünken seines bösen Herzens (den Starrsinn seines bösen Herzens thun).“ Jer. 18, 11. 12. „Ich habe dir es vorher gesagt, da es noch wohl um dich stand, aber du sprachest: Ich will nicht hören. Also hast du dein Lebetag gethan, daß du meiner Stimme nicht gehorchtest.“ Jer. 22, 21. „Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, gehe hin zum Hause Israel und predige ihnen mein Wort. . . . Aber das Haus Israel will dich nicht hören, denn sie wollen mich selbst nicht hören; denn das ganze Haus Israel hat harte Stirnen und verstockte Herzen.“ Jes. 3, 4. 7. Das Haus Israel ist „ein ungehorsames Haus“, „ein widerspenstiges Geschlecht“, יִשְׂרָאֵל גִּבּוֹר. Hefes. 2, 5. 8. 3, 9. 2c.

Welches ist der Gehalt dieser Prophetenworte? Ein Gegensatz geht durch dieselben hindurch. Dem, was Gott gethan, wird mit „Aber“, „Aber“ das Thun Israels entgegengesetzt. Was Gott seinem Volk gethan,

steht in grellem Contrast zu dem, wie das Volk das, was Gott ihm gethan, erwidert. Gott hat Israel sein Gesetz gegeben, ihm geboten, in seinen Wegen zu wandeln, damit es ihm gut ginge. Aber sie wollten nicht hören noch ihre Ohren den Geboten Gottes zuneigen. Sie wandelten nicht in seinen Wegen. Da sandte Gott ihnen Propheten, Wächter, die riefen die Ungehorsamen, Abtrünnigen zur Buße, daß sie von ihren bösen Wegen umkehren sollten. Aber sie wollten auch die nicht hören, ihre Ohren auch nicht der Stimme der Propheten zuneigen. Gott selbst rebete und rief sie durch die Propheten. Aber sie wollten Gott selbst nicht hören. Der Herr bekräftigte seinen Bußruf durch ernste Drohungen. Er hat schon ein Unglück wider sie im Sinne. Ja, er hat sie schon geschlagen und gezüchtigt. Aber sie fühlen es nicht, sie achten es nicht, sie nehmen nicht Zucht an. Gott hat auch gute Worte zu ihnen geredet, hat durch seine Knechte, die Propheten, ihnen den guten Weg vorgelegt, damit sie Ruhe finden möchten für ihre Seelen. Die Stimme der Propheten lautete auch dahin: „Warum willst du also sterben, du Haus Israel? Denn ich habe keinen Gefallen am Tode des Sterbenden, spricht der Herr Herr. Darum belehret euch; so werdet ihr leben.“ Hefel. 18, 31. 32. Gott hat an Ernst und Liebe nichts gespart, um sie zur Umkehr zu bewegen. Aber es ist alles umsonst. Sie wollen sich nicht bekehren. Wiederholt wird hervorgekehrt: „Sie weigern sich, sich zu bekehren.“ Gott nöthigt sie, aber sie weigern sich, widerstreben, sind widerspenstisch. Mit dem Exempel des unbußfertigen Israel ist das Verhalten aller derer gekennzeichnet, welche sich nicht bekehren. Der Gegensatz zwischen Gottes Thun und Israels Thun schließt aber zugleich in sich, daß der Mensch, wie das Subject, so auch die Ursache, die eigentliche causa efficiens der Nichtbekehrung ist. Gott hat Alles gethan, um Israel zur Umkehr zu bestimmen, Israel aber hat sich dem widersetzt. So liegt es wahrlich nicht an Gott, daß Israel sich nicht bekehrt, sondern allein an Israel. Das Widerstreben, die Unbußfertigkeit wächst aus dem eigensten, innersten Ich des Menschen hervor, hat ihre Wurzel, ihren Grund im Menschen selbst, in seinem bösen Herzen. Das liegt auch in solchen Aussagen, wie die sind, daß „sie nach ihrem eigenen Rath und ihres Herzens Gutdünken wandeln“, „nach dem Gutdünken ihres bösen Herzens“. Ja wohl, es ist noch Kraft und Vermögen in dem natürlichen, unbefehrten Menschen, aber nur eine Kraft zum Bösen. Der Mensch spannt, indem er sich weigert, sich zu bekehren, alle seine Kräfte an, setzt alle seine Kraft an den Widerstand gegen Gott und Gottes Wort. So wird von dem unbußfertigen Israel gesagt, daß es sein Angesicht, seinen Nacken fest, hart macht, daß es halstarrig ist, in Starrsinn dahingeht. Und solcher hartnäckiger Ungehorsam, den der Mensch aus sich selber leistet, ist darum auch Schuld des Menschen. Und zwar die denkbar größte Verschuldung. Israel hat sich schon damit verschuldet und den Tod verdient, daß es das Gesetz seines Gottes übertreten hat. Aber die Hauptschuld ist die, daß es die

Stimme der Propheten nicht hören will, dem Bußruf des heiligen und barmherzigen Gottes, der es vom Tode retten will, Troß bietet. Wer das thut, der ist unrettbar dem Tode und Verderben verfallen. So ist es zugleich Klage und Anklage, daß Gott bei den Propheten von Israel bezeugt: „Aber sie wollen nicht hören.“ „Aber sie sprechen: Umsonst!“ Und Gott spricht den Schuldigen das Urtheil mit den Worten: „Siehe, ich will ein Unglück über dies Volk bringen, nämlich ihren verdienten Lohn, darum, daß sie auf meine Worte nicht achten.“

Was hat man nun von dem synergistischen Syllogismus zu halten: Steht es nach der Schrift in des Menschen Hand und Macht, die Bekehrung zu verweigern, dem Bußruf Gottes Widerstand entgegenzusetzen, so steht es auch, wenigstens theilweise, in gewisser Hinsicht, in des Menschen Vermögen, sich zu bekehren, dem Bußruf Gottes Folge zu leisten? Zunächst constatiren wir, daß der Syllogismus, der Schluß vom Gegentheil auf das Gegentheil, folgerichtig also lauten müßte: Wenn der Mensch sich nicht bekehrt, so liegt die Ursache allein in ihm selbst. Also ist auch im Menschen allein Grund und Ursache seines Verhaltens zu suchen, wenn er sich bekehrt. Wenn der Mensch sich weigert, sich zu bekehren, so involvirt das für ihn eine schwere Schuld. Also ist es ein verdienstliches Werk, wenn er sich bekehrt. Wenn man einmal mit Consequenzen operirt, e contrario den Beweis führen will, so muß man auch scharf und präcis folgern. Es ist ein erbärmliches Ding, wenn man, durch anderweitige Reflexionen bestimmt, diese Consequenzen mildert und abschwächt, also im vorliegenden Fall dem Menschen nur eine Mitwirkung bei seiner Bekehrung zuschreibt und die Verdienstlichkeit dieses menschlichen Verhaltens in Abrede stellt. Das Schlüßmachen selbst ist aber hier das *πρῶτον ψεῦδος*. Wenn man aus einer Wahrheit, welche die Schrift bezeugt, durch Folgern und Schließen, mittelst der natürlichen Vernunft, eine neue Wahrheit gewinnen will, so ist das ein arger Verstoß gegen das Schriftprincip. Die Schrift macht den Anspruch, daß der Mensch aus ihr allein, aus ihren klaren Worten, und nicht nebenbei auch wo anders her, seine religiöse Erkenntniß schöpfe. Man verliert allen festen Halt, alle sichere Erkenntniß, wenn man mit seinen Gedanken über das, was der Schrifttext bietet, auch nur etliche wenige Schritte hinausgeht, eine Schriftwahrheit durch Verstandesoperationen zu ergänzen und zu erweitern versucht. Die citirten Prophetenworte handeln, und zwar in concreto, von der Nichtbekehrung, handeln ausschließlich von denjenigen Personen, welche sich nicht bekehren, Gottes Wort nicht hören und annehmen, beschreiben des Näheren dieses übele Verhalten und zeigen, woher das kommt und wohin das führt. Was es mit den andern Personen, welche sich bekehren und Gottes Wort annehmen, für eine Bewandniß habe, darüber geben sie auch nicht die leiseste Andeutung. Diese Belehrung über die Unbußfertigkeit, ihr Wesen, ihre Ursache, ihre schlimmen Folgen, ist ein Stück der Lehre für sich und trägt auch ihren Zweck in sich selbst. Sie hat

nicht den Zweck, uns über das Gegentheil, Wesen, Ursache, Folgen der Buße zu orientiren. Sie will den Menschen zu Gemüthe führen, was für ein schreckliches Ding es ist, wenn Einer sich nicht bekehren will. Sie enthält eine Warnung, welche gerade die Bekehrten beherzigen sollen. Denn auch die Bekehrten haben und behalten noch, dieweil sie ihr Fleisch, ihr natürliches böses Herz noch nicht ganz abgelegt haben, Macht und Freiheit zum Bösen, zum Ungehorsam. Ob nun freilich die Bekehrten aus sich selbst im Stande sind, dem Ungehorsam, dem Abfall zu steuern, oder ob solche Warnungen nicht vielmehr in Gottes Hand ein Mittel sind, sie vor Abfall zu bewahren, ist wiederum eine Frage für sich, die wir hier nicht zu erörtern haben. Wenn wir über die positive Seite etwas erfahren und lernen wollen, worin die Bekehrung besteht, wie sie gewirkt wird, was sie wirkt, so haben wir uns an andern Orten der Schrift umzusehen, welche ex professo davon handeln. Was aber nun auch die Schrift anderwärts hierüber lehren mag, das wird und kann nimmermehr mit den eben erörterten Schriftworten in Conflict kommen, weil letztere eben über diesen Punkt überhaupt nichts aussagen. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Paul Hentkels Leben.

(Fortsetzung.)

Unterdessen wurde ich auch gewahr, daß einige, von denen ich glaubte, daß sie gläubige Nachfolger Jesu wären, mich so beurtheilten wie ich selber. Daher wurde ich in die größte Verlegenheit versetzt. Einige englische Prediger der Methodistenkirche machten ihre erste Erscheinung mit vielem Ansehen des Eifers für die evangelische Wahrheit. Die meisten unter denen waren junge und unerfahrene Lehrer, die eben auch mit vielem blinden Eifer für ihre Parthei arbeiteten; diese erklärten ihr Mißtrauen zu mir insofern, daß sie ihren Gemeindegliedern untersagten, mich zu hören. Durch dies alles wurde die Unruhe in mir von Tag zu Tag vermehrt, nicht sowohl deswegen, daß ich glaubte von Menschen verworfen zu sein, sondern daß ich glaubte, von Gott selber verstoßen zu sein. Ich kann keinem Menschen die Unruhe und den Kummer meines Gemüths zu erkennen geben weder mit meiner Feder noch mit den deutlichsten Worten, die ich reden könnte. Drei Monate lang kam wenig Schlaf in meine Augen, da ich öfters in der größten Kälte die ganze Nacht durch mein Holzland ab und zu lief, während welcher Zeit ich auch sehr wenig gegessen habe. Ach, wie elend war mein Zustand! Nichts als die lautere Gnade Gottes bewahrte mich vor der völligen Verzweiflung. Doch nach dem Regen scheint die Sonne. . . Ich mußte dieses ja alles erfahren, damit ich klüger in den Wegen des Herrn

werden sollte und auch die Versuchungen und Anfechtungen des Satans besser kennen lernen. Ich wurde hingewiesen auf die Führungen Gottes. . . . Da fand ich solchen Trost und Zufriedenheit, daß ich mit vieler Zuversicht zu den Verheißungen Gottes auf den folgenden Sonntag bestellte, wieder zu predigen. . . . Bei solcher Predigt fand ich solche Versicherung in meinem Gemüthe, daß es der Wille Gottes sei, daß ich das Evangelium predigen sollte, wie ich zuvor nie erfahren hatte. Demzufolge entschloß ich mich, den ersten Ruf, der an mich kommen würde zu predigen, anzunehmen, es möchte sein, wohin es wolle.

Gegen die Mitte des Februar wurde ich gebeten, bei einem alten Haushalter, der ein Irländer war, eine Predigt bei ihm in seinem Hause zu halten, welches etwa vierzig Meilen von mir war. Ich trug gar kein Bedenken zu folgen, und reiste des Freitags vorher dahin. Auf dieser Reise fand ich schon Gelegenheit, einem Mann, der mein Reisegefelle war, zu predigen. Dieser war der Nachbar dessen, da ich predigen sollte, und mir unbekannt. Da ich ihm auch unbekannt war, so redete er allerlei Thörichtes, bis er sich nach der Ursache meiner Reise erkundigte. Da ward er still; aber ich redete weiter und hielt ihm eine gesegnete Predigt; Samstags wurde die Bestellung gemacht und des Sonntags predigte ich. Das war die erste Predigt, die jemals in selbiger Gemeinde gehalten wurde. Die armen Leute bezeugten sich froh und begehrten ferner besucht zu werden. Dieser Besuch war an der sogenannten Back Creek in Augusta County bei James Townsend.

Hier muß ich noch einen kleinen Umstand bemerken. Ich hatte einen Traum des Freitag-Nachts, der mich schreckte, daß ich nicht mehr schlafen konnte: Ich meinte, ich sei draußen auf dem Wege und mit vielen Bienen umgeben, die mich stechen wollten, daß ich in viel Noth kam. Ach, dachte ich, wie werde ich doch mit so vielen Feinden zu kämpfen haben bis ich wieder nach Hause kommen kann. Ich stand auf, machte das Feuer an, setzte mich dazu, schlug meine englische Bibel auf und fiel auf die Stelle Amos 3, 8.: Der Löwe brüllt, wer wollte sich nicht fürchten? Der Herr redet, wer wollte weissagen? Ich schlug auf im Neuen Testament Röm. 4, 20. 21., woraus mir etwas Trost zufloß, daß ich mich besser fassen konnte. Wie leicht der erschrickt, der beständig in Furcht lebt! Das war um den 20. Februar 1782. Den andern Tag predigte ich auf der Heimreise bei John Slavan. Meine Predigt machte vieles Aufsehen bei dem Volk, das so lange keine Predigt gehört hatte. Ich wurde ersucht, diese Leute mehr zu besuchen. Ich predigte etliche Male an den nämlichen Orten und auch etwas weiter den Fluß hinab. Alles wurde aber unter gar vielen leiblichen Schwachheiten verrichtet. Ich war sehr abgezehrt, mit Schmerz in meiner Brust und Husten geplagt. So groß meine leibliche Schwachheit war, so war die Unruhe meines Herzens eben so groß unter dem beständigen Bewußtsein meiner Untüchtigkeit, ein solches Amt zu führen aus Mangel an ge-

höriger Erkenntniß der heiligen Schrift. Meine geistliche Armuth leuchtete mir so ein, daß ich oftmals mich vor dem allergeringsten Mann, der nur die Bibel lesen konnte, scheute. Und doch konnte ich mich nicht überzeugen, daß ich alles aufgeben dürfte.

Unterdessen wurde ich ersucht, einen Besuch nach der oberen Nachbarschaft in Green Briar zu machen, welches etwa vierzehn Meilen weiter war. Mein alter Freund John Slavan, welcher eine verheirathete Tochter da wohnen hatte, erbot sich, mit mir dahin zu reisen. Ich ließ also bestellen da zu predigen auf den Ostersonntag. Den Freitag vorher, als am Charfreitag, hatte ich bestellt, unterwegs zu predigen bei Mr. James Ellis; aber nun hatte sich die Unruhe meines Herzens so vermehrt, daß ich an Leib und Seele recht krank ward. Ich hatte mir vorgenommen, von dem Leiden Jesu zu handeln, und erwählte mir das 53. Capitel Jesaiä. Aber, lieber Gott! Ich war kaum im Stande, dasselbe nur recht vorzulesen. Es überfiel mich eine Art Ohnmacht und ich mußte mich auf das Bett legen. Ich hatte etliche Tage wenig gegessen und die Nacht vorher wenig geschlafen. Die armen Leute schienen begierig zu hören, und bezeugten Mitleiden, ob sie wohl nichts wußten von dem, was meine Schwachheit verursachte. Ich habe mich seither oft selber beschuldigt, daß ich meinen Kummer meinem alten Freund Slavan nicht besser anzeigte, welcher, obwohl er wenig aus eigener Erfahrung davon wußte, mir doch viel zu Dienst hätte stehen können, indem er ein redlich gesinnter Mann war und sehr wohl mit der Bibel bekannt war, auch schon viele Jahre in der Welt gelebt hatte. Kein Vater hätte mehr Mitleid mit seinem Sohn beweisen können als dieser Mann mir erwies. Wir ritten den Samstag miteinander über den Alleghenyberg. Dies war das erste Mal, daß ich denselben überstieg. Sonntag, als am ersten Ostertag, predigte ich in dem Haus seines Tochtermannes, Thomas Galsford, vor einer so starken Versammlung als in einer so neu bewohnten Gegend zu erwarten war. Die Leute, die eben auch an mir den ersten Prediger in ihrer Landschaft sahen, waren sehr erfreut, und da die meisten von der alten englischen bischöflichen und Presbyterianerkirche waren, so war ihnen viel darum zu thun, daß ich ihnen ihre Kinder taufen möchte. Des Montags predigte ich sechs Meilen von da bei William Warick; da fand ich es ebenso. Nun fing ich an zu wünschen, ich wäre nur berechtigt, diesen Leuten ihre Kinder zu taufen, besonders da ich sah, daß es ernstlich von mir verlangt wurde; ach, leider, ich werde mich doch noch dazu bequemen müssen, so viel mir bisher auch zuwider war. Die Leute hätten mir gerne etwas beigefeuert zu meinem Unterhalt, nur verbot ich solches; und meine Predigt, besonders am Montag, machte großen Eindruck. Hier waren manche fast erwachsen von den Kindern dieser Leute, die an mir den ersten Prediger sahen und hörten, welches, wie man leicht denken mag, vieles Aufsehen machte. Ich reiste wieder nach Hause unter vielen Bedenken, wie ober auf welche Weise ich es angreifen sollte, auß Weste zu handeln. Ich hielt mich

zu Haus, versah die nothwendigsten Geschäfte der Haushaltung und predigte an den Sonntagen, wo ich Gelegenheit fand.

Zu Ende des April ermordeten die Indianer zwei Menschen in einem Haus etwa 14 Meilen von mir, wodurch alle Leute in Schrecken geriethen und sich in Festungen begaben. Ich ließ meine Frau und Kinder zu meiner Mutter bringen, etwa 40 Meilen von mir, versteckte vieles von meinem Hausrath und folgte nach, und also wohnten wir selben Sommer da, weil es für sicher gehalten wurde. Hätte ich meiner Frau Rath befolgt, so hätte ich mancher Mühe und Kummers können überhoben sein, die mich trafen: sie hielt dafür, ich sollte nach Pennsylvanien reisen und mich bei einigen unserer deutschen Prediger melden, damit Anstalten gemacht würden zu meiner Ordination. Sie meinte, sie sei nun einmal von ihrer Heimath weg und so wäre sie auch zufrieden, weg zu bleiben, ja ferner zu ziehen. Aber mein Glaube war hierzu noch nicht stark genug.

Unsere zeitlichen Güter waren niemals viel. Durch den Krieg, der zwischen England und Amerika entstanden war, gab es gar viel Veränderung im Land. Ich hatte verschiedene Stücke Vieh auf Credit verkauft und wurde mit Papiergeld bezahlt, welches so an seinem Werth verringert ward, daß es endlich für gar nichts mehr passirte, und da ich dann immer noch darauf bestand unentgeltlich zu predigen, so mußte ich auch dafür besorgt sein, womit ich meinen Haushalt durch die Welt bringen sollte. Ich hatte mir einen Anschlag gemacht, auf meinem Wohnplatz eine Mahlmühle zu bauen und einen Mühlknecht zu halten. Weide hatten wir sonst genug für unser Vieh. Alsdann dachte ich, haben wir unser gutes Auskommen. Ich kann reisen und predigen, wann ich Gelegenheit dazu finde, also bedarf ich keinen Sold; der ist nur für die, welche sich dem völligen Amte widmen; das sollte aber meine Sache niemals werden. . . . Ich wandte dem Entschluß zufolge auch ein Beträchtliches an besagte Mahlmühle, arbeitete selber, hatte auch Hilfe von andern, den Damm zu bauen; deswegen reiste ich wieder dahin, sobald ich meine Haushaltung in etwas eingerichtet hatte, um nach meiner Mühle und Feldbau zu sehen; fand aber die Leute noch alle in Festungen wohnen, worauf ich von einer zur andern reiste und predigte, bis ich wieder über den Alleghenyberg kam und da in einer Festung predigte. Auf dieser Reise fiel mir verschiedenes vor, das mir merkwürdig, und da ich meistens Nachts reiste, weil es für sicher geachtet wurde (doch hatte ich, die Wahrheit zu sagen, wenig Furcht vor Indianern), so fügte es sich, daß ich eines Sonntags Nachts zu meinem Wohnplatz kam bei Mondschein. Ich nahm Welschkorn aus dem Haus und fütterte das Pferd, setzte mich auf ein Stück Holz, das für den Mühlbau zugerichtet war; da beschäftigten sich meine Gedanken auf folgende Weise: Ich sahe, daß ich schon etwas Mühe und Kosten angewendet hatte, um mein Vorhaben auszuführen, aber, fiel mir ein, alles ist umsonst, ich werde den Bau doch nimmer errichtet sehen, viel weniger die Mühle im Gang. Mir fiel ein, daß ich den Winter vor-

her das Haus etliche Male im Traum auf einem großen Sandufer hätte stehen sehen; ach, dachte ich, mein Anschlag wird vereitelt. Gewiß muß ich in das völlige Lehramt, dafür wird mich weder Mensch noch Engel bewahren können, es mag mir auch gehen, wie es will. Dabei überfiel mich eine unbeschreibliche Traurigkeit, so daß ich auf die Erde niedersank und ganz zerronnen war. Ach, dachte ich, was bin ich für ein armes Menschenkind. Ich bin und werde nimmer fähig werden, ein so wichtiges Amt zu verwalten. Ach, was soll ich thun? Was will mein lieber Heiland aus mir machen; wozu kann er mich denn gebrauchen? Ich wäre ja gar wohl zufrieden gewesen, mich meiner Hände Arbeit zu nähren und das Evangelium frei und umsonst zu verkündigen und dabei meine Kinder in der Furcht und Ermahnung des HErrn zu erziehen. . . . Allein alles Seufzen und Klagen bei mir selber brachte mich nicht von dem Gedanken. Ich ritt fort selbige Nacht, acht Meilen weiter auf eine große Plantage. Die Leute waren auch geflüchtet in eine Festung. Hier war ich wohl bekannt, hatte öfters in dieser Haushaltung Privatunterricht gegeben. . . . Den Mann kaufte ich im Jahre 1789 und die Frau ließ sich von andern taufen. Ich nahm so viel Korn aus dem Kasten als nöthig war für mein Pferd und führte dasselbe über eine große Wiese, ließ es darin gehen und legte mich in eine Baumschule, die so voller Hecken war, daß ich ganz verborgen lag, nahm meinen Sattel zum Kissen und wickelte mich in meinen Mantel und schlief bald ein, denn es war wohl um die Mitternacht. Bei Anbruch des Tages wurde ich durch einen sonderbaren Traum geweckt, welcher mich zum Lesen des 1. Capitels des Propheten Jeremiä wies. Sobald ich erwachte, begab ich mich auf den Weg, mußte über einen hohen Berg, hatte 6 Meilen an die nächste Festung und war ein wenig nach dem Aufgang der Sonne da, kehrte bei dem Eigenthumsherrn der letztgemeldeten Plantage ein, forderte eine Bibel, schlug das angewiesene Capitel auf und im 6. Vers fand ich deutlich was mir im Traum vorgestellt war; nur war ich besorgt, daß der Feind mit seinen Künften hier beschäftigt gewesen, mich in einen Betrug zu bringen, und also wurde ich aufs Neue verlegen über der Sache. Ich wußte mir keineswegs zu helfen in der Sache, als mich nur der weisen Führung des HErrn zu übergeben. Ich verrichtete mein Amt hier so gut ich konnte und ging gegen Abend weiter und gelangte über den Alleghenyberg und den andern Tag lag ich in der Festung und predigte des folgenden Tages. Nun war ich wieder in dem schon gemeldeten Green Briar. Von hier war ich entschlossen nach einer andern Festung zu reisen in einer ganz neu angebauten Nachbarschaft, Tiger's Valley. Dies war zu der Zeit die äußerste Gegend, die nordwestlich bewohnt war und war eine starke Tagereise von Green Briar. Es hatte mir ein englischer Schulmeister versprochen mitzureisen, der den Pfad wußte; aber da er die Gefahr recht überlegte zu selbiger Zeit, so wollte er es nicht wagen. Es war freilich ein unbesonnenes Unternehmen von mir; aber was wird vieles unüberlegt gehandelt von einem solchen Men-

ſchen in Gemüthsunruhe, wie ich war. Nach etlichen Tagen reiste beſagter Schulmeiſter mit mir ab, um eine andere Feſtung zu beſuchen, die in einer andern Richtung lag 24 Meilen ab. Nachdem wir den halben Weg geritten waren, ſo ritt er von dem Wege ab nach einem Haus, um etwas Futter für unſere Pferde zu erlangen. Die Leute waren verhärtete Menſchen, die ſich vor dem Feind nicht fürchteten. Der Mann war nicht zu Haus, die Frau ſagte, ſie gäbe keinem Schulmeiſter oder Lehrer nichts, auch nicht für Geld. Mein Reiſegeſährte wird verzagt und will auch nicht weiter dieſen Weg gehen. Wir wenden uns zur Linken und machen uns wieder auf die andere Seite des Alleghenyberges an der ſogenannten Bad Creel, wo ich die erſte Predigt gehalten, und von da reiste ich wieder nach Haus.

Da ich nun 14 Tage von Haus war und Sonntags beſtellt hatte, in der Kirche unweit meiner Mutter zu predigen, und mich viel verſäumt mit Beſuchen der Leute, ſo fügte es ſich, daß ich des Samſtag-Nachts die ganze Nacht bis zum Anbruch des Sonntags reiste und dann des Sonntags nach meiner Beſtellung predigte.

Ich blieb etliche Wochen zu Haus, war aber in beſtändigem Kummer wegen meines Berufs. Es wurde mir immer wichtiger, was meine Frau mir gerathen, und dennoch hatte ich ſo wenig Ausſicht ſolches zu befolgen, daß es mir unmöglich ſchien. Ich predigte hin und wieder in der Nachbarschaft bei den Engliſchen, davon viele von der Baptiſtenkirche waren; andere waren Metho-diſten, die Deutſchen waren auch Wiedertäufer, was die Alten waren, und die Jungen liefen für ſich. Sogenannte Kirchenleute waren nur wenige. . . . Meine Frau arbeitete fleißig, handelte mit vieler Sorgfalt und Vorſicht gegen mich in meinen Umſtänden; nur war ſie immer unzufrieden, daß ich mich ſo viel um das Gewerbe meiner Mühle und andere dergleichen Dinge beſchäftigte. . . . Gleich nach der Ernte verließen die Leute die Feſtungen und bezogen ihre Plantagen wieder. Indeß wurde ich gefordert, eine deutſche Predigt zu halten auf einen Sonntag in einer deutſchen Kirche, die etliche Jahre vorher nur unter Dach geſtellt war. Meiner Mutter Bruder war zum Vorſteher deſelben beſtimmt. Dies war 10 Meilen von meiner Plantage, an dem nämlichen Strom hinab. Ich hatte zwar ſehr wenig deutſch gepredigt; dennoch war ich froh, daß mir dieſe Thür geöffnet werden ſollte. Ich reiste alſo den Samſtag bis auf 7 Meilen dahin. Selbige Nacht aber entlief mir mein Pferd und ich wurde zu Fuß ge-laſſen. Ich begab mich früh auf den Weg, mußte einen ſehr hohen Berg überſteigen, kam daher früh an die Kirche; da ich aber niemand da fand, ſo ging ich nach meinem Onkel, da die Zeit verlaufen war, daß der Gottesdienſt ſollte angehen. Da erhielt ich die Nachricht, daß die ganze Haus-haltung zu einer Leiche gegangen war; einem engliſchen Manne ſeine Frau wurde begraben. Mein Onkel ließ den Befehl zurück, ſo ich ankäme, ſo ſollte ich dahin kommen und die Leichenpredigt halten. Kein Pferd war zu Haus und ich hatte 8 oder 9 Meilen dahin. Ich mußte den Fluß zwei-

mal durchwaten. Der Tag war schon weit verflossen; ich war begierig da zu sein, und so kam ich eben bei der Beerdigung, oder als sie geschehen sollte, an. Ich ließ einen englischen Schulmeister die Leichencereemonie verlesen und Gesang halten. Unterdessen kam ich wieder zu meinem Athem, und dann stellte ich mich unter einen Baum und predigte wohl eine Stunde und eine halbe da im Walde. Nach dem hatte ich noch 4 Meilen zu meines Vaters Bruder, da ich erst etwas zu essen erhielt; da war es aber auch schon in der Dämmerung. Ich war freilich etwas ermüdet und auch hungrig, da ich den ganzen Tag nichts als einen Bissen Brod und Butter gegessen hatte bei meiner Abreise früh morgens. Ueber dem Essen wurde ich besucht von einem andern Bruder meines Vaters, der sich sehr wohl mit meiner Lehre zufrieden erklärte und auch freimüthig gestand, daß er immer vorher mit bösem Borurtheil gegen mich eingenommen war. Er versicherte mich auch zugleich, daß die Sache mit verschiedenen andern auch so sei, die es ihm bekannt hätten. „Nur schade, daß die Predigt nicht hat können in deutscher Sprache gehalten werden“, war das Urtheil. Ich wurde nun wieder etwas in meinem Gemüthe erfreut und empfand mich wenig mehr ermüdet. . . . Soviel wurde an selbigem Tag verrichtet.

Ich ging von da nach meiner Plantage in der Absicht, meinen Mühlbau fortzusetzen. Selbigen Morgen fing es an zu regnen und dauerte fort bis in die Nacht. Ich langte gegen Abend bei meinem Haus an. Der Regen fiel selbige Nacht so schwer, daher das Wasser so hoch stieg, daß es mir mein ganzes Werk zerriß, den Damm wegführte, und den ganzen Mühlstüz mit Sand und Steinen anfüllte, daß es den Anschein bekam, daß nichts könnte daraus erbaut werden. . . . Ich ließ dessen ungeachtet das Holz für das Haus nach etlichen Tagen zusammenführen in der Hoffnung, es könne doch noch gemacht werden. . . . Ein merkwürdiger Zustand fügte sich noch hinzu, an eben dem Tage, da ich das Holz fahren ließ. Ein sehr leichtsinniger Mann, der so unwissend als gottlos war, hörte mich den Tag zuvor predigen und mit andern disputiren bei einer Hochzeit, und ob er gleich im Rausch war, so griff ihn das doch so in sein Gewissen, daß er es empfinden mußte. Da er die ganze Nacht durch berauscht war, so verstärkte er seinen Trunk des Morgens, und kam also ganz betrunken zu uns, da das Holz abgeladen wurde, und bekannte, was er für bösen Argwohn gegen mich gehabt hätte, daß er aber nun von der Sache ganz anders denken müsse, und wie er mit einigen der Gesellschaft für die Wahrheit gestritten hätte, begehrte, ich möchte mit ihm in das Haus gehen und weiteren Bericht geben. Unter anderm sagte er: O Freund, laß diesen Bau liegen und beschäftige dich nicht weiter damit; du mußt ja wissen, daß du zu etwas anderem berufen bist. Ich für meinen Theil weiß es ganz gewiß. Damit ritt er fort. Nachdem er etliche hundert Schritte fort war, lehrte er wieder zurück und sagte das Nämlliche. Ob dies freilich von einem Betrunknen gesagt war, so machte es doch besondern Eindruck auf mein Gemüthe.

Nachdem ich mich so etwa vier Wochen hier und in der Nachbarschaft mit Dingen der Art beschäftigt hatte, reiste ich wieder nach Haus. Es war bestellt, daß ein deutscher Täuferprediger des Sonntags bei einem seiner Freunde deutsch und ich Englisch predigen sollte fünf Meilen von meiner Mutter. Ich herbergte die Nacht vorher bei demselben. Dieser rieth mir, daß ich mich zu einem völligen Diener der lutherischen Kirche sollte ordiniren lassen, versicherte mich, ich würde am meisten Nutzen schaffen. . . . Ich brachte den Sommer so zu mit Arbeiten, ergriff auch alle Gelegenheit, die besten Bücher zu lesen, die ich haben konnte, welche aber fast alle englisch waren; dabei fand ich aber doch nicht, was mir mangelte. . . .

Im Anfang des Novembers bezogen wir unsere Plantage selber wieder, um das, was auf dem Lande gewachsen war, zu genießen durch den Winter. Ich fiel auf den Schluß, das Bauen der Mühle gänzlich zu unterlassen bis auf weitere Aussicht, aber verbesserte das Wohnhaus etwas. Diesem Schluß zufolge vermehrte sich das Verlangen bei mir, nach dem Rath meiner Frau eine Reise unter die Deutschen zu machen, wo ich sie finden könnte, wofür sie mich abfertigte sobald als möglich. Ich kann den Tag nicht angeben, an welchem ich diese Reise antrat; es war um den 10. November 1782. Ich rief meine Frau zu mir in die Kammer, und wir sangen etliche Verse aus dem Lied: Du Unruh meiner Seelen; dann fielen wir auf die Kniee und beteten zu Gott, so gut wir konnten. Ich befahl ihr, fleißig im Gebet zu Gott zu verbleiben und für die Kinder bestmöglichst zu sorgen, und trat die Reise an.

(Schluß folgt.)

(Eingefandt.)

Einige Aphorismen über das Verhältniß von Theologie und Wissenschaft.

1. „Melius est, ruere literas, quam religionem, si literae nolint servire, sed conculcare Christum.“ Es ist besser, daß die Wissenschaft untergehe, als die Religion, wenn die Wissenschaft nicht Dienerin sein, sondern Christum niedertreten will. (Luther.)

Bemerkung. Wahrhaft lutherische Theologen sind keine Wissenschaftsverächter. Aber ihre höchste und einzige Autorität in Sachen des christlichen Glaubens ist die Heilige Schrift. Wenn nun die Wissenschaft in den Dienst dieser höchsten Autorität gestellt wird, so ist sie uns willkommen, theuer und werth. Maßt sie sich aber an, selbst die höchste Autorität zu sein, so beugen wir nicht unsere Kniee vor ihr, sondern halten sie für toll geworden.

2. „Wir stellen die Wissenschaft nicht über die Bibelwahrheit, sondern unendlich tief unter diese.“ (Walthers.)

3. „Ein einziges Sprüchlein der Schrift steht uns unvergleichbar höher und ist uns ein unermesslich größerer Schatz, als alle Weisheit dieser Welt.“ (Walthers.)

Bemerkung. „Bedürften wir hierbei eines menschlichen Trostes“, sagt Walthers, „so könnten wir uns selbst eines Rahnis trösten, der in seinen bessern Zeiten selbst erklärte: ‚Es würde besser stehen in der Kirche, wenn ihre Diener zuerst nach Wahrheit trachteten und dann nach Wissenschaft.‘“ (Die Lehre vom Abendmahle. Leipzig, 1851. S. 176.)

4. „Qui sine periculo volet in Aristotele philosophari, necesse est, ut ante bene stultificetur in Christo.“ Wer ohne Gefahr in Aristoteles philosophiren will, der muß erst in Christo recht zum Narren werden. (Luthers.)

Bleiben wir eingedenk der apostolischen Warnung: „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre, und nach der Welt Sagenen, und nicht nach Christo.“ Col. 2, 8. Daß es auch einen rechten und heilsamen Gebrauch der Philosophie gibt, haben unsere alten Theologen nie geleugnet. Man lese nur nach in Gerhard über den Gebrauch der Philosophie in der Theologie, und man wird sehen, daß nicht der Dienst, sondern die Herrschaft der Philosophie auf dem Gebiete der Offenbarung verworfen wird. —

Hören wir Luther, wie er seinen Satz: „Wer ohne Gefahr“ etc., erläutert. Luther schreibt: „Der erste Grund oder Ursache davon steht 1 Cor. 1, da gesagt wird: Wenn jemand unter euch will klug sein in dieser Welt, der werde ein Narr, daß er weise sei, 1 Cor. 3, 18. Der andere Grund ist, weil das Wissen aufblähet; darum, wenn man nicht weiß, daß alle Wissenschaft unter die Dinge gehöre, die nicht zur Seligkeit nutzen, außer nur denen, die in der Gnade sind, so blähet sich allerdings das Gemüth durchs Wissen auf. Denn wie jenen alles zum Guten dient, also diesen alles zum Schaden. Der dritte Grund ist, daß dem Menschen alles Vertrauen, Leben, Ruhm, Tugend und Weisheit bloß Christus ist; Christus aber in Gott verborgen ist. Darum hat der Mensch sich auf alles, was einen Schein hat, nicht zu vermessen. Darum heiße ich hier das ein Narr werden, daß man nämlich wisse, daß alles, außer Christum, wissen so viel sei, als nichts wissen, und daß man also solch Wissen ebenso achte, als daß man nichts wisse, sich nicht darinnen gefalle, noch glaube, daß man etwas deshalb vor andern sei. Jer. 9, 23. 24. Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit, sondern rühme sich, daß er mich kenne.“ (XVIII, 18.)

5. „Unser Leitstern ist das große Wort des Felsenmannes: ‚So jemand redet‘ (nämlich in der Kirche), ‚daß er es rede als Gottes Wort.‘“ 1 Petr. 4, 11. (Walthers.)

6. „Οὐδὲν ἄτερ γραφῆς λέγομεν.“ Wir reden nichts ohne die Schrift.

7. „Es streitet mit der Natur der christlichen Theologie, wenn man sogar reine Glaubensartikel a posteriori aus der Vernunft erweisen, ja, auf dem Wege philosophischer Speculation nun gefunden haben, also selbst a priori erweisen will.“ (Walther.)

8. „Magnae prudentiae est, aurum in luto legere.“ Es gehört eine große Vorsicht dazu, aus dem Schmutz das Gold herauszulesen. (Hieronymus.)

Bemerkung. Walther sagt: „Das lassen wir uns auch in Absicht auf die neuere theologische Literatur gesagt sein.“ — Man lese nur die Expectorationen eines Abbott in seinem „Outlook“, und frage sich: Was ist „lutum“, was ist „aurum“? „Neither the author of Genesis nor anyone in the Bible for him, claims that his account of the creation was revealed to him. There is no reason to think that it was so revealed, unless a purely traditional theology constitutes such reason. Even if we suppose that Genesis was written by Moses, three or four hundred years elapsed between the latest incident in Genesis and the time of Moses. Moreover, Assyrian tablets have been discovered which were in existence a thousand years before the time of Moses, and which contain analogous accounts of the Creation, the Fall, and the Deluge. For these reasons the modern Biblical scholar, who believes in what is called progressive revelation, regards the Book of Genesis as a collection of prehistoric traditions rewritten. . . . In a sense it is true, scientifically, that God has made man out of the dust of the earth, — that is, out of lower and earlier forms, reaching back through various transformations even to the inorganic, etc., etc.” Wo ist hier das „Gold“? Selbst weltliche Zeitungen lassen sich über Abbott, Dixon u. a. so aus: „Dixon, the theological ass, the holy hulla-baloost of New York city, has taken to braying again. This time he announces from the pulpit that ‘men have renounced religion; the ministry is in its decadence.’ He added that in that city only 35,000 men go into Protestant churches. He may be right, but if he is it is because there are too many Dixons in the pulpit preaching politics, preaching bicycles, preaching anything but the old faith of the fathers. It is little wonder that men and women, tired of the unreligion of the pulpit, take their bicycles on Sunday and wheel off to the country.“ (*Chicago Tribune*.)

9. „Viele vornicänische Väter irrten erst dann, wenn sie sich auf das Feld der Speculation außer der Schrift wagten.“ (Walther.)

Bemerkung. Wie wahr, was Walther schreibt! Der Goliath der Evolutionisten unseers Landes, Abbott, schreibt: „Evolution is described by John Fiske as ‘God’s way of doing things.’ Theology is also an attempt to describe God’s way of doing things. Thus to a certain

extent science and theology have the same ultimate end. Both attempt to furnish an orderly, rational, and self-consistent account of phenomena." Dagegen schreibt Walthers: „Ein Mensch, der dadurch für das Christenthum gewonnen ist, daß ihm gezeigt wurde, wie das Christenthum die schärfste Probe der Wissenschaft aushalte, ist noch nicht gewonnen, sein Glaube noch kein Glaube. Dort, wo der die Welt wieder verlassende und zum Vater gehende Christus seinen Dienern seinen letzten Willen kund gethan hat, da finden wir ohne Zweifel ausgesprochen, was die Summa und das Wesen unserer heiligen Religion ist, und welches die gemessene Instruction ist, die seine Diener haben zur Eroberung der Welt für Christi Reich: und was spricht der Herr? ‚Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammet werden.‘ Marc. 16, 15. 16. Siehe, da hören wir nichts davon, daß Christi Diener der Welt ihre Fragen: ‚Wie mag solches zugehen?‘ oder: ‚Wobei soll ich das erkennen?‘ wissenschaftlich lösen sollen. Nein, als ‚Botschafter an Christi Statt‘, im Namen des großen Gottes sollen sie der Welt ‚die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum bezeugen‘; haben sie das gethan, so haben sie ihren Auftrag an die Welt erfüllt, und es werden gläubig werden, wie viel der Zuhörer zum ewigen Leben verordnet sind. Apost. 13, 48. Mag man eine solche Theologie in dieser wissenschaftlichen Zeit verfehlen: es ist die Theologie der Propheten und Apostel, bei der wir zu bleiben gedenken bis an unsern Tod! Das helfe uns Gott. Amen.“ Lyman Abbott schreibt: „The theologian and the scientist have given different accounts of God’s way of doing things. It is important for us to know which account is correct.“ Solchen Ausspruch verwerfen wir von ganzem Herzen, weil ein Abbott damit sagt, daß es noch etwas Gewisseres gebe, als Gottes Wort.

10. „Haereticorum patriarchae philosophi.“ Die Patriarchen der Keger sind die Philosophen. (Tertullian.)

11. „Wir halten nicht die Wissenschaft, sondern die Schrift für infallibel.“ (Walthers.)

12. „Nimm Christum aus der Schrift, was wird man dann noch weiter darin finden? Und was suchst du? Ich sehe nirgends in der Schrift etwas Anderes, als Christum den Gekreuzigten.“ (Luther.)

13. „Wir wollen ein durch die Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts weder purificirtes, noch vervollständigtes Christenthum.“ (Walthers.)

14. „Nichts soll uns bewegen, die Arche unserer Kirche zu verlassen und uns in die wogenden Gewässer der menschlichen Zeitmeinungen zu stürzen.“ (Walthers.)

Aug. Schüßler.

V e r m i s c h t e s .

Frankreich ruft den verbannten Christus zurück. Unter dieser Ueberschrift bringt "The Literary Digest" vom 24. April die Uebersetzung eines merkwürdigen Artikels, welchen M. T. de Wyzewa in der "Revue des Deux Mondes" veröffentlicht hat. Wenn sich die Sache so verhält, wie de Wyzewa schreibt, dann fängt man in den gebildeten Kreisen Frankreichs an, des Christus, den Renan und Graf Tolstoi verkündet haben, herzlich überdrüssig zu werden und sich zurückzusehnen nach dem alten Christus der Evangelien. Obwohl nun kaum anzunehmen ist, daß das, was de Wyzewa schreibt, von der gebildeten Welt Frankreichs im Allgemeinen gesagt werden kann, so bleibt doch jener Artikel ein merkwürdiges und höchst interessantes Bekenntniß eines Mannes, der von den trüben Wassern der „Wissenschaft“ reichlich getrunken, aber seinen Durst damit nicht hat stillen können. Es zeigt derselbe so recht, wohin die Austerweishheit ohne Gott den Menschen führen muß, nämlich dahin, daß er schließlich an aller Wahrheit verzweifelt und sein Herz einer schaurig-öden Wüste gleicht. De Wyzewa schreibt unter Anderm: „Es sind nicht die Wunder Jesu, welche uns veranlaßten, nicht mehr an ihn zu glauben. Wir hörten auf, an ihn zu glauben, weil dieser Glaube uns zu naiv zu sein schien, weil wir desselben müde waren und er uns belästigte. Und kaum waren wir von demselben frei . . . da machten wir uns auf und durchforschten die Welt nach einem neuen Cultus, und es ist wohl kaum ein Schatten an unserm Horizonte aufgetaucht, dem wir nicht göttliche Verehrung dargebracht hätten. So beteten wir zuerst die Wissenschaft an. Renan empfahl uns dieselbe anstatt des Gottes, den er uns genommen hatte. Nachdem er beklagt hat, daß die ‚schönen Irrthümer‘ Jesu, ihn (Jesum) in den Augen des Chemikers und des Physikers als irrend dargestellt, setzte er alle dem, was im Christenthum ‚unrein‘ und ‚kindisch‘ ist, die höhere Heiligkeit des wissenschaftlichen Ideals entgegen. ‚Die Wissenschaft allein ist rein,‘ sagte er. . . ‚Die Wissenschaft allein sucht die reine Wahrheit; sie allein gibt gute Gründe für die Wahrheit an.‘ So haben wir sie denn treulich geliebt; oder ich sollte vielmehr sagen: wir haben gewissenhaft versucht, sie zu lieben. Und als wir dann fanden, daß die Wissenschaft, weit entfernt uns die moralische Kraft zu lieben, auf welche uns das Christenthum gewöhnt hatte, uns vielmehr alles verweigerte außer ‚Wahrheit‘ — ein bißchen halb-feste Wahrheit — an wie viele Schatten haben wir uns dann der Reihe nach anzuklammern versucht! Aber es waren eben nur Schatten; und je mehr wir uns denselben näherten, um so schneller verschwanden sie. Wir fanden uns allein. . . und wir sind nicht im Stande gewesen, uns ergeben in die Einsamkeit zu finden. Zum Handeln und zum Träumen, zum Leben und zum Sterben bedürfen wir eines Glaubens. — Dies ist der Grund, weshalb einige unter

uns es wagten, den Verlust des alten christlichen Glaubens zu bedauern. Allmählich bildete sich in unserm Gemüth eine sympathische Regung zu Gunsten der Religion, die während so langer Zeit die tiefsten Leiden der Menschheit zerstreut und gelindert hatte. Zwar dachte in Wirklichkeit noch niemand im Traume daran, Jesus aus der Verbannung zurückzurufen, ihn aufs neue auf seinen göttlichen Thron zu setzen. Der Stolz hielt uns zurück — oder vielleicht war's auch Schwachheit. Aber anstatt der Person Christi, welche wir als für uns auf immer verloren betrachteten, blieben doch noch seine Lehren zurück, jene erhabenen Lehren, welche, besser als alle Wissenschaften und Philosophieen, den Menschen früher den Weg zur Glückseligkeit gezeigt hatten. Wir boten denselben unsere Liebe an, im Vertrauen, sie würden uns dafür als Gegengabe von unserm Leiden heilen. Und gerade wie Kenan den Gott, dessen wir müde waren, nach Galiläa zurückgeführt hatte, ebenso war es ein Dichter, Leo Tolstoi, der es übernahm, diesen neuen Jesus zu uns zurückzuführen, sozusagen einen unpersönlichen, abstracten Jesus, der keiner besondern Zeit und keinem besondern Lande mehr angehörte, einen reinen Geist der Gerechtigkeit und der Liebe. Vielleicht hätten wir uns diesem neuen Christenthum leichter hingegeben, hätte es nicht in uns die Erinnerung an das alte, so liebliche, so zarte Christenthum wachgerufen, welches neben dem ‚Gesetz des Lebens‘ uns so manche fröhliche Hoffnungen, so manche liebe Glaubensüberzeugungen, so manche schöne Träume darbot. Es war das, wonach unser Herz dürstete. Und alle Bemühungen der Neu-Christen dienten nur dazu, in uns den bitteren Schmerz über den Verlust desselben neu zu beleben. — Trotz der erhabenen Philosophie, deren Lehren Graf Tolstoi uns vorgelegt hat, trotz des feierlichen, unübertrefflichen Helden, den unsere Künstler in ihren Gemälden darstellen, träumen wir dennoch zärtlich von dem andern Jesus, von ihm, von dem die Evangelien und die heilige Tradition berichtet; von ihm, der ein so treuer Freund unserer Väter war bis zu dem Tage, da wir, es überdrüssig, ihn länger zu lieben, ihn zurückschickten in seine heimatlichen Berge. — Er, er allein kann uns Ruhe geben, und nicht jener abstracte Gott, den man uns unter seinem Namen anbietet! Aber vergeblich haben wir ihn gerufen: wir haben eine zu große Entfernung zwischen uns und ihn gelegt. Wir sind es zu sehr gewöhnt geworden, nicht an ihn zu glauben. . . . Wir rufen ihn, aber anstatt seiner sehen wir ‚die wunderbare menschliche Gestalt‘ vor uns aufsteigen, die Kenan uns an seiner Statt gegeben hat.“ — So weit de Wyzewa. Wer denkt beim Lesen dieses Artikels nicht an das furchtbare Wort, welches der Heiland einst seinen Feinden, den Pharisäern, zurief: „Ihr werdet mich suchen und nicht finden!“? Joh. 7, 34.

Jul. A. Friedrich.

Anlässlich des schrecklichen Unglücks in Paris fehlt es in kirchlichen und politischen Zeitungen nicht an Aussprachen, durch welche die Veranstaltung von Bazaren, Lotterien zc. zur Aufbringung von Geldern

für kirchliche und wohlthätige Zwecke verurtheilt wird. Der „Pilger aus Sachsen“ schreibt: „Fürchtbares Entsetzen hat in der ganzen Welt das namenlose Unglück in der Hauptstadt Frankreichs hervorgerufen, welches in seinen grausigen Einzelheiten keinem unserer Leser mehr unbekannt sein wird. Möchte die Stimme des heiligen Gottes, die aus dieser verzehrenden Flamme mit herzergreifendem, schrecklichem Ernst zur Buße ruft, um so mehr gehöret und beherzigt werden, als es gerade zumeist Angehörige der oberen Zehntausende des französischen Volkes waren, die in diesem Feuermeer so plötzlich und rettungslos untergehen mußten. Sind wohl Bazare, Lotterien und überhaupt dem alten Menschen wohlthuende Veranstaltungen zu Gunsten christlicher Zwecke und Ziele nach dem Willen und Wohlgefallen Gottes? Es gebriecht auch im christlich-kirchlichen Leben unsers Volkes nicht an Erscheinungen, die im Lichte jener, die Welt erschreckenden fürchterlichen Flammen gewissenhaft zu prüfen, beziehentlich zu richten und zu tilgen, die offenbare Pflicht aller derer wäre, die Jerusalem lieb haben mit reinem Herzen.“ In einer hiesigen politischen Zeitung lesen wir Folgendes: „Es gehört einiger Muth dazu, in dem Augenblicke, da die Trauer von einigen hundert Familien allgemeine Theilnahme einflößt, die Wahrheit — sei es auch nur annähernd — über die Wohlthätigkeitsfeste und -Bazare zu sagen. Der ‚Temps‘ besitzt diesen Muth, was ihm ohne Zweifel heftige Vorwürfe und Angriffe zuziehen, auch die Constatirung eintragen wird, daß er nicht die vornehme und vornehm thuende Gesellschaft vertritt. Im Grunde sagt er nur in milden Ausdrücken, diese Bazare seien ein Markt der Etiketten, wo die Philanthropie einem frivolen Treiben als Deckmantel dienen muß und die hilfreiche Nächstenliebe nur in seltenen Fällen maßgebend ist. Das war schon so unter dem zweiten Kaiserreich, als die Damen des Tuilerienhofs mit einander wetteiferten, wie theuer sie ein blondes Haar ihres Hauptes, eine Blume aus ihrem Gürtel, eine von ihrer Hand geschriebene Devise oder ein ihnen kredenztes Glas Champagner an den Mann bringen konnten. Seitdem hat sich die reiche Finanzwelt in die Gesellschaft aufnehmen lassen, die früher einen ausschließlicheren Character trug, ihren Ehrgeiz durch die Verührung mit den Trägern alter Namen und Titel befriedigt und diese Genugthuung durch stattliche Spenden für die wachsende Zahl wohlthätiger Anstalten bezahlt, so daß die Jahreseinnahme auf eine Million geschätzt werden durfte. Der allseitige äußere Gewinn war daher unverkennbar, ob auch der innere, ist eine andere Frage, die aber bei einer so fashionablen Modesache, wie der ‚große Bazar‘, nicht in Betracht kam. Jetzt steht man an einem schmerzlichen Wendepunkt, an dem der ‚Temps‘ den Wunsch aussprechen zu dürfen glaubt, den Armen möchte fortan wieder nach altem Brauch, wobei die öffentliche und die Privatmoral ihren Vortheil fänden, ohne prunkende Feste und Bazare geholfen werden.“ — Wir erinnern noch an Folgendes: Als nach der schrecklichen Zerstörung eines Theiles von St. Louis durch den Sturm am 27. Mai 1896 den

Nothleidenden Hilfe gewährt werden sollte, kamen „wohlthätige“ Weltleute auf den Gedanken, dadurch das nöthige Geld herbeizuschaffen, daß man einen Wettlauf zwischen einem wohlbeleibten St. Louiser und Chicagoer veranstaltete! So spottet der Teufel der armen Menschen. F. P.

Das Alter der Erde. Es ist längst bekannt, daß Holz unter bestimmten Verhältnissen sehr schnell in Kohle verwandelt wird und daß daher die ganze Bornirtheit der modernen „Wissenschaft“ dazu gehört, um aus den Kohlenlagern auf ein fabelhaftes Alter der Erde zu schließen. Im Anschluß an eine Meldung aus den Vereinigten Staaten schreibt das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“: „Bombenfest stehen die Resultate der modernen Wissenschaft und Kritik!“ Wie oft wird dieser Satz den Schriftgläubigen entgegengehalten. Aber wie viel an diesem Bombenfesten zerbröckelt doch fast jede Woche wie eine Sandkugel! Zu diesem Bombenfesten gehört mit die wissenschaftliche Behauptung, zur Bildung der Steinkohlenlager hätten Millionen Jahre gehört, mithin sei es nichts mit der Schöpfungsgeschichte, die Erde sei Millionen von Jahren alt. Nun kommt aber aus dem nordamericanischen Kohlengebiet von Scranton folgende verbürgte Nachricht. Etliche hölzerne Pfosten und Stempel, wie sie gerade beim Steinkohlenbergbau gebraucht werden, waren, als sie nach fünf Jahren wieder herausgenommen wurden, zum größten Theile, etliche wenige weiche Stellen, auch etliche Flecke ausgenommen, wo das Holz noch zu sehen war (zugleich ein vollgültiger Beweis von der Umwandlung), verwandelt in harte Steinkohle. Ist nun das schon möglich bei nicht starkem Druck, wie wahrscheinlich ist es, daß die ungeheure Masse von Bäumen und Pflanzen, die bei einer stetig feuchtwarmen Temperatur, alle unsere Vorstellungen von Wachssthum übertreffend, wuchsen, durch den kolossalen Druck in ganz kurzer Zeit in Steinkohle verwandelt worden ist? Der gewöhnliche gläubige schlichte Bergmann, der einfach so sagt: der liebe Gott hat bei der Schöpfung die Steinkohlenlager in die Erde hineingeschaffen, hat also schließlich ganz recht. Dieses Hineinschaffen ist aber eben beim dritten Tagewerke geschehen.¹⁾ Die göttliche Weisheit sah eine Zeit voraus, wo die Wälder über der Erde nicht mehr für die Arbeit der Menschen genug Holz bieten würden. So legte sie gleich bei der Schöpfung auch Wälder in die Erde. Ganz ähnlich steht es mit der Behauptung, daß aus den Jahrestringen vergrabener, verkohlter, versteinertter Bäume auf ein ganz ungeheures Alter dieser Bäume und somit wieder der Erde geschlossen werden müsse. Bei uns setzt allerdings ein Baum in einem Jahre einen Baumring an. In den Tropen aber setzen Bäume bisweilen sechs Jahres-

1) Es läßt sich dies nicht ganz gewiß machen. Da er sagt daher: „*Lapides et metalla atque ipsum hortum Eden seu paradysum hoc eodem (tertio) die productum esse non temere creditur. Idem de mineralibus, quae media vocant (eoque terras varias, salia, sulphura et bitumina referunt) dicendum videtur.*“ L. De Creatione § 8 nota b.

ringe an, und Bärlappspflanzen, die bei der Steinkohlenbildung eine große Rolle spielen und heute unter dem Aequator etwa einen Meter hoch werden, erreichten bei jener feuchtwarmen Temperatur und bei der großen Masse von Kohlsäure in der Luft 27 Meter Höhe. So führen nüchterne Berechnungen dazu, daß ein $3\frac{1}{2}$ Meter starkes Steinkohlensöz, für das der Geolog Chevandier 22,000 Jahre fordert, ganz leicht in 25 Jahren sich gebildet haben kann. Auch das Alter der Braunkohlenlager schmilzt sehr zusammen. Schreiber dieses sah einmal in einem Huthause der Zwidauer Gegend Braunkohlenstämme stehen. Aber als er fragte, wie diese herkämen und was man damit wolle, hörte er: es sind sechsährige Holzstempel aus dem Schachte, und der Director habe sie nur herschaffen und aufbewahren lassen, um zu zeigen, wie schnell Holz zu Braunkohle werden könne. So steht es mit den bombenfesten Resultaten moderner Naturwissenschaft. Wir denken, mit den Resultaten der modernen Bibelkritik, von der neulich einer ihrer Freunde behauptet hat: „ihre Ergebnisse böten das Positivste, was es in der Welt gibt“, wird es auch bald nicht viel anders stehen. Es wird von ihnen heißen: veraltet, vergessen, als Verirrungen belächelt. F. P.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

„Das Fundamentale im Christenthum“, mit diesen Worten beginnt der „Luth. Zionsbote“ in No. 9 einen Artikel, in welchem er seinen Lesern klar machen will, in welchen Lehren der Schrift man Uebereinstimmung fordern müsse zur kirchlichen Einigkeit, und in dem er auch die Stellung unserer Synode mehrfach angreift. Doch da der Verfasser am Schlusse seines Artikels ausdrücklich betont, daß er denselben nicht geschrieben habe, um dem „Lutheraner“ zu antworten, sondern nur zum Besten seiner Leser, so glauben wir den Artikel mit Stillschweigen übergehen zu können, zumal da wir nicht gewillt sind, uns mit dem „Zionsboten“ in einen Streit einzulassen. Nur Eins glauben wir richtig stellen zu müssen. Der Verfasser jenes Artikels führt nämlich eine Stelle aus einem Artikel des seligen Dr. Walther an, um zu beweisen, daß Missouri mehr fordere zur Einigkeit im Glauben als Gottes Wort, mehr als das rückhaltslose Bekenntniß zu allen Lehren der heiligen Schrift; und dieses Citat ist durch Weglassung von wesentlichen Bestandtheilen derart verstümmelt, daß ungefähr gerade das Gegentheil von dem herauskommt, was Dr. Walther wirklich geschrieben hat. Der „Zionsbote“ schreibt: „Man staunt, wenn der Gründer der Missouri-Synode, Dr. Walther, schreibt („Lutheraner“ 1867, S. 188 ff.): „Wir Missourier haben wirklich jene Lehre (von der immerwährenden Jungfrauschaft der Maria) . . . bei unserer Verpflichtung auf die Symbole mitunterschieden . . . Wir erwarten allerdings, daß derjenige, welcher die symbolischen Bücher unterschreibt, auch die Entscheidung jenes Problems, wie sie sich in den Schmalkaldischen Artikeln findet, mitunterschiede.“ Wenn man diese Worte liest, so muß man allerdings auf den Gedanken kommen, als habe Dr. Walther gelehrt, daß ein jeder annehmen müsse, Maria sei auch nach der Geburt des Herrn immer Jungfrau geblieben, oder er sei kein bekennnistreuer Lutheraner, und man müsse ihm die

Kirchengemeinschaft auffagen. Und der „Zionsbote“ fügt denn auch der Sache nach ganz richtig hinzu: „Rein, solche Dinge sind nicht wesentlich, haben nichts mit dem Fundament des Glaubens zu thun und sind darum zur kirchlichen Einigkeit nicht nöthig.“ — Wie steht es nun aber mit diesem Citat? Hat Dr. Walthers je so etwas gesagt? Nein, das gerade Gegentheil. Die betreffende Stelle findet sich im „Lutheraner“, Jahrgang 24, No. 1 und 2, vom 1. September 1867, aber nicht S. 188 ff., sondern S. 7, und lautet folgendermaßen: „Wir Missourier haben nehmlich wirklich jene Lehre, die nur ein theologisches Problem ist, das sonst unter allen Umständen nach beiden Seiten hin disputirt werden kann, freiwillig aus richtigiger Ueberzeugung angenommen und bei unserer Verpflichtung auf die Symbole wirklich mitunterschieden, und lehren daher auch diese Lehre unsern Gemeinden, so oft wir uns dazu veranlaßt finden. Oder hat unser Herr Gegner schon einen s. g. Missourier getroffen, der gelehrt hätte, daß Maria nach des Herrn Geburt noch mehr Söhne geboren habe? Wenn wir nun aber allerdings erwarten, daß derjenige, welcher die symbolischen Bücher unterschreibt, auch die Entscheidung jenes Problems, wie sie sich in den Schmalkaldischen Artikeln findet, mitunterschiede, so sind wir doch, wie schon bemerkt, weit entfernt, denjenigen, welcher diese Entscheidung bei seiner Unterschrift ausnehmen würde, für einen untreuen Lutheraner anzusehen und von der Gemeinschaft unserer Kirche auszuschließen.“¹⁾ Wohl möchte uns Herr Professor F. gern in den Geruch bringen, daß wir einen solchen wahnsinnigen Fanatismus hegen; aber leider! offenbar gegen besseres Wissen und Gewissen. Denn wohl haben wir immer behauptet, daß sich die Verbindung auf die Symbole auf alle darin enthaltenen Lehren beziehe; wohl haben wir ferner ein so auf Schrauben gestelltes, unehrliches Bekenntniß, wie die Synode beliebt hat, als ein offenes Thor aller Kezerei und Schwärmerei verworfen: aber wo haben wir je behauptet, daß wir den für keinen rechten Lutheraner erkennen und ihm die brüderliche und kirchliche Gemeinschaft verjagen wollten oder könnten, der ehrlich sagt, das oder das ist es, was ich in den Symbolen nicht annehmen kann, wenn dies Dinge beträfe, die das Fundament unsern lutherischen Glaubens nicht angehen? Nur ein gewissenloser Verläumder wird dies von uns behaupten.“ — Wir glauben nicht, daß der Herausgeber des „Zionsboten“ selbst in böser Absicht diese Stelle so gefälscht hat, sondern wir vermuthen, — die falsche Angabe der Seitenzahl scheint darauf hinzudeuten — daß er dieses verstümmelte Citat in einer Schrift unserer Gegner gefunden und in gutem Glauben nachgeschrieben hat. Hoffentlich wird er nun aber auch seinen Lesern berichten, daß die Sache sich nicht so verhält, wie er sie ihnen dargestellt hat. Und zum Schluß möchten wir dem „Zionsboten“ noch den guten Rath geben, doch nicht die Schriften unserer Gegner allein zu befragen, wenn er wissen will, was Missouri glaubt und bekennet, sondern unsere eigenen Bücher und Schriften vorurtheilsfrei zu lesen, dann wird er erkennen, daß wir sogenannten Missourier keineswegs so ungeheuerliche Dinge verlangen, wie er sich einbildet, sondern nur ein aufrichtiges und entschiedenes Bekenntniß zu allen in Gottes Wort geoffenbarten Lehren, ein offenes und ehrliches Bekenntniß zu dem ganzen Lehrgehalt unserer symbolischen Bücher, weil dieselben mit der Schrift, mit dem Worte Gottes übereinstimmen. G. R.

Ueberfluß an Pastoren. Dieses Thema ist neuerdings in politischen Zeitungen erörtert worden. Die Schreiber sind aber zumeist Pastoren. Ein „Clergyman“ in der „New York Evening Post“ räth allen jungen Männern, die auf eine gute Anstellung im Predigtamt rechnen, diesem Amt fern zu bleiben, unter der Begründung:

1) Von uns unterschrieben.

„Der Schlüssel zu der Schwierigkeit liegt in der Thatsache, daß es zu viel Pastoren gibt, zu viel nicht für nützliche unbezahlte Arbeit, sondern für die verfügbaren vacanten Gemeinden.“ Wer sich auf das Predigtamt vorbereiten will, soll sich daher unter andern die Frage vorlegen: „Bin ich bereit, dort als Prediger zu dienen, wo eine christliche Gemeinde entstehen sollte, zeitweilig auch ohne Gehalt oder die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten?“ Eine Zeitung in Detroit meint: „Man sage aufrichtig die ganze Wahrheit und halte fest daran. Man fordere daher solche junge Leute zur Vorbereitung auf das Predigtamt auf, welche wirklich Selbstverleugnung üben wollen, die um der Wahrheit willen auch zu leiden bereit sind. Eine solche Weise würde die Mittelmäßigen“ (vielmehr: die Bauchdiener) „abschrecken und der Kirche eine wirkliche Auslese aus der Jugend des Landes sichern. Die Kirche braucht Leute, welche, wenn's nöthig sein sollte, auch umsonst arbeiten und (zeitweilig) ehelos bleiben. Wenn die Kirche solche Leute haben will — sie kann sie bekommen. Und bekommt sie solche Leute, so ist keine Gefahr da, daß ihrer zu viel werden.“ Ein Blatt in Rochester meint: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe mehr oder weniger von allen Berufsweigen gilt. Aber für die zu große Anzahl von Predigern gibt es eine Erklärung, die nicht gleicherweise auf andere Berufsweige Anwendung findet: man erzieht leider! viel Leute zum Predigtamt, die nie in dieses Amt eintreten sollten.“

F. P.

II. Ausland.

Die Schulbibel dringt immer mächtiger vor und ihre Anhänger sind sehr siegesgewiß. Da mag es gut sein, von ihren Freunden und Vorkämpfern die Ziele sich aufdecken zu lassen, die man zu erringen hofft. Denn vor diesen Zielen mag doch manchem, der jetzt mit den schönsten Absichten für die Schulbibel eintritt, ein geheimes Grauen antommen. So heißt es z. B. in der Zeitschrift „Nation“: „Der Entfernung der ganzen Bibel aus der Schule wird allmählich und ganz unausbleiblich ihre Entfernung aus dem Volke folgen. Auch das Volk weiß ebenso wenig wie die Kinder irgend etwas anzufangen mit den vielen unfruchtbaren und dunkeln Capiteln der Bibel; auch das Volk nimmt Anstoß an den unserm sittlichen Empfinden nicht entsprechenden Capiteln derselben. Es wird wieder eine bibellose Zeit kommen, wie diejenige vor der Reformation.“ War es in den Tagen des Kulturkampfes eine Lust zu leben außerhalb des Schattens der Kirche, so ist diesem Schwärmer die Schulbibel die Morgenröthe eines anbrechenden herrlichen Tages der Bibellosigkeit. Er sagt mit Recht: „Ist durch den Auszug der Schulbibel anerkannt, daß die Schrift nicht mehr die unbedingt reine Quelle des religiös-sittlichen Verhaltens ist, so ergibt sich als ein weiterer Schritt der Erkenntniß von selbst, daß sie auch nicht mehr die maßgebende Norm aller abgeleiteten Bezeugung ist. Für die Gelehrten bedeutet diese Erkenntniß nichts Neues, die Schulbibel aber trägt sie hinaus ins Volk.“ „Volk und Forscher werden sich in dieser geschichtlich gezeitigten Erkenntniß dann die Hand reichen, und damit wird der Boden bereitet sein zu einer neuen Schöpfung, deren bildendes Princip das sein wird, worauf nächst der Schrift sich schon Luther in Worms berief (!): die Vernunft; die Vernunft, welche mündig geworden ist, selbständig neben den Schriftstellern des Neuen Testaments in Jesus den Heiland der Seele zu finden! (N) Sie wird ihn nicht verstehen als den dem innersten Menschen fremd bleibenden Gottessohn der Maria und Wunderthäter, sondern als den Bergprediger, dessen Seele die Hoheit der contemplativen Darstellung des Johannesevangeliums athmet. Das wird der praktische Anfang vom Ende jeglicher Herrschaft einer der heutigen Kirchenlehren und damit die bedeutungsvollste Gewährleistung für den religiösen und bürgerlichen Frieden der Völker sein.“

Die Schulbibel kommt also mit der Losung: Fort mit der Bibel aus Volk und Kirche! Sie mag wieder angefettet liegen in Bibliotheken und Klöstern. Fort mit jedem Bekenntniß, fort mit dem Christus der Kirche! Hoch die Vernunft im hellen Lichte der Wissenschaft! Daß dies keineswegs nur leeres Geschrei eines einzelnen Thoren ist, wird jedem einleuchten, der die obigen Ausführungen überdenkt.

(Hannoversche Pastoralcorrespondenz.)

Ueber denselben Gegenstand schreibt die A. G. L. K.: Die Erwartungen des kirchlichen Liberalismus von der Einführung der Schulbibel werden in der Zeitschrift „Nation“ in Nr. 3 des Jahrgangs 1896—97 sehr ungenirt vorgezählt, und leider wird man diese Erwartungen nicht alle zu den Illusionen werfen können. — — Wodurch die Schulbibel aber möglich geworden ist, das ist die wissenschaftliche Bibelkritik. Sie hat erst den Glauben an eine in welcher Form auch immer erfolgte Inspiration der Schrift als Ganzes als unhaltbar erweisen müssen; und wie still und sicher ihre Macht bis in die Hochburgen orthodoxer Kirchenbehörden eingedrungen ist, beweist eben, daß sie es schließlich für möglich fanden, den pädagogischen Anforderungen auf die Entfernung der Vollbibel aus der Schule nachzugeben. Der Entfernung der ganzen Bibel aus der Schule wird aber allmählich und unausbleiblich ihre Entfernung aus dem Volke folgen(!). Auch das Volk weiß ebenso wenig wie die Kinder irgend etwas anzufangen mit den vielen unfruchtbaren und dunklen Capiteln der Bibel; auch das Volk nimmt Anstoß an den unserm sittlichen Empfinden nicht entsprechenden Capiteln derselben. Es wird wieder eine bibellose Zeit kommen, wie diejenige vor der Reformation war, das heißt, eine Zeit, in der die Vollbibel nicht mehr Gemeingut der Nation ist; aber sie wird einen ganz anderen Character tragen als jene. — Ist durch den Auszug der Schulbibel anerkannt, daß die Schrift nicht mehr ‚die unbedingt reine Quelle des religiös-sittlichen Verhaltens‘ ist, so ergibt sich als ein weiterer Schritt der Erkenntniß von selbst, daß sie auch nicht mehr ‚die maßgebende Norm aller abgeleiteten Bezeugung‘ ist. Für die Gelehrten bedeutet diese Erkenntniß nichts Neues; die Schulbibel aber, der ja vieles fehlt, was also nicht ‚maßgebend‘ sein kann, trägt sie mit friedlich überzeugender Gewalt hinaus ins Volk. Mußte bereits der badische Oberkirchenrath in einem Erlaß vom 22. März 1895 erklären, daß derjenige Geistliche, welcher in der Bibel Ungenauigkeiten und Widersprüche zu finden meine, die Autorität der heiligen Schrift in Sachen des Glaubens und der Lehre nicht in Frage stelle, so wird die nächste Generation, die Schulbibel in der Hand, erklären, daß sie den Anspruch keiner Kirche auf den ausschließlichen Besitz der Wahrheit in ihrer Lehre mehr anzuerkennen vermöge. Volk und Forscher werden sich in dieser geschichtlich gezeitigten Erkenntniß dann die Hand reichen und damit wird der Boden bereitet sein zu einer neuen Schöpfung, deren bildendes Princip das sein wird, worauf nächst der Schrift sich schon Luther in Worms berief: die Vernunft. Nicht jene Pseudovernunft der französischen Revolution, auch nicht jene Kliputvernunft der Rationalisten, sondern die Vernunft, welche mündig geworden ist, selbständig neben den Schriftstellern des Neuen Testaments in Jesus den Heiland der Seele zu finden. Sie wird ihn nicht verstehen als den dem innersten Menschen fremd bleibenden Gottessohn der Maria und Wunderthäter, sondern, wie schon Pestalozzi und vor ihm andere ‚Sectirer‘ ihn verstanden, als den Bergprediger, dessen Seele die Hoheit der contemplativen Darstellung des Johannesevangeliums athmet. Das wird der practische Anfang vom Ende jeglicher Herrschaft einer der heutigen Kirchenlehren und damit die bedeutsamste Gewährleistung für den religiösen und bürgerlichen Frieden der Völker sein. Die Bibel, befreit von jeglicher dogmatischen und magischen Prätension, wird dem Volke dann erst völlig jenes ehrwürdige Buch werden können, was es an der Schwelle der mo-

bernen Bildung einem Goethe gewesen ist, das ‚Tagebuch der Menschheit‘, wie es Renan nannte; die Theologie wird dann eine geschichtliche Wissenschaft, das Christenthum die Religion der Humanität werden.“

Uns Ungarn. Der in den Dienst der Politik gestellte modernisirte Nationalismus, der in Ungarn leider nur zu viel zu Hause ist, hat bei Gelegenheit der Millenniumspredigten seltsame Blüten getrieben. So schließt z. B. Johannes Szilárd, evangelisch-lutherischer Pastor, seine im Druck erschienene und Sr. Excellenz Sr. Kadvászky, dem Präses der „Montan-Districtualhilfsanstalt“ gewidmete Festsrede: „Es ist meine Ueberzeugung, daß nicht die mit Erfolg durchgekämpfte Kirchenpolitik (= Civilehe und Confessionslosigkeit) den Anstoß zum vollständigen Siege unserer nationalen Sache gibt; nicht dadurch ist die Zukunft eines zweiten Jahrtausends gesichert, sondern durch die einheitliche Staatsschule. Es ist meine Ueberzeugung, daß die staatliche Matrifelsführung, die Civilehe nur je ein Sandhorn sind, damit wir das erhabne Gebäude der magyarischen Staatsidee erheben: die Staatsschulen sind die Cyclopiensteine. Diese sollte und müßte man besonders in den von anderen Nationalitäten bemohnten Gegenden behauen und zusammentragen, aufeinanderlegen, mit ihnen könnte man schon eine starke Schutzmauer errichten. Dann würde die sächsische, die dakoromanische Frage von sich selbst zusammenstürzen, dann würden die falschen Gerüchte und bösen Verleumdungen der Memorandumsproceßse keinen europäischen Standal hervorrufen, dann würden die panslawistischen Tendenzen keinen nährenden Boden mehr finden; dann würde ein jeder Staatsbürger die religiöse Ueberzeugung des andern in Ehren halten, dann würde innerhalb der Grenzen dieses Landes Niemand die Frage stellen: Wer ist hier der Herr? sondern wir werden sein eines Herzens, eines Geistes, einer Sprache und eines Gefühles, wie wir es schon vor 900 Jahren hätten sein müssen — Magyaren, Brüder, Mitbürger, dienend der heiligen Dreieinigkeit, welche das glorreiche 48er Jahr mit diesen Worten bezeichnete: ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!‘ Unsere Vergangenheit ist höchst glorreich, die Gegenwart ermunternd, die Zukunft aber hoffnungsvoll. Es muß noch eine schönere Zeit kommen!!! Denn das ermunternde Wort Jesu tönt uns entgegen: Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Amen.“ — In der Millenniumspredigt, welche Dr. Andreas Masznyi, Rector der evangelisch-lutherischen theologischen Academie zu Preßburg in Pisten, den oberungarischen Gläubigen magyarischer Zunge hielt, kommt unter andern dieser Passus vor: „Der Geist der Freiheit und der Liebe und reine Sitten sind auch heute noch jener unerschütterliche Felsenboden, auf welchem wir, fest stehend, glauben, daß das moderne Ungarn mit seiner nationalen (das heißt, magyarischen) Verfassung und Cultur, mit seiner nationalen Literatur und Wissenschaft und mit seinen dem wahren Fortschritte entsprechenden Institutionen vollständig ausgebaut wird. Brüder, Magyaren, laßt uns also ein Gelübde thun, daß wir diesem Glauben, unserm Glauben bis zum Tode treu bleiben! Ein Gelübde, daß wir neben dem Gott der Magyaren (Was in dem Cultus des ‚Gottes der Magyaren‘ in letzter Zeit alles geleistet wurde, wird man außerhalb Ungarns kaum ahnen) unserm Schutzherrn und gnädigen Vater andern fremden Göttern (Was soll das bedeuten? Etwa die deutsche oder slawische Cultur, der in den Landesgesetzen vom Jahre 1868 nicht nur Schutz, sondern auch staatliche Pflege zugesprochen ist?) in diesem Lande niemals einen Altar errichten, daß wir nur ihn anbeten und — uns lieber dem Tode, aber einem stummen Gözen (?) nicht ergeben!“ — Gegen diese bedenkliche Predigtthätigkeit erhob sich von Seiten der kirchlichen Behörde nicht der leiseste Protest. Vielmehr arrangirte sie nicht nur in den Gemeinden, sondern auch bei den Conventen der Seniorate und Districte „Millenniumsfestgottesdienste“, wo sich dann die

Nedner, „an dem Altar der Vaterlandsliebe stehend“, alles Mögliche erlaubten. So sagte Senior Hering bei dem letzten Convente des Districtes diesseits der Donau in der Kirche der deutschen Gemeinde zu Preßburg in magyarischer Sprache (weßhalb dem Gottesdienste die deutschen Gemeinemitglieder gar nicht beimohnen konnten): „Man wird es einst einsehen, daß das magyarische Volk ein im höheren Grade auserwähltes war, als einst Israel, und daß Arpád dieselbe Verheißung empfangen hat, als Abraham.“ In dieser Predigt kam der Name Jesu kein einziges Mal vor, dafür wimmelte es aber von den Anpreisungen der magyarischen Nation, des ungarischen Vaterlandes und des Patriotismus. (A. G. L. R.)

Türken und Griechen. Die Türken werden das Morden von Christen nicht lassen, da dies ein Theil ihrer Religionsübung ist. Wer den Türken traut, ist gerade so thöricht, wie der, welcher meint, daß das Papstthum den Nordgeist ausziehen werde. Papst und Türke sind principieell Christenmörder. Wenn sie zu Zeiten und an gewissen Orten sich anders zeigen, so geschieht das aus schlauer Berechnung, weil sie nämlich meinen, durch das Heucheln von Duldung und Liebe besser Propaganda machen zu können. Aber ganz verkehrt wäre es, wenn man in dem Streit zwischen Türken und Griechen die letzteren nur als Verfolgte sich vorstellen wollte. Berichte, deren Glaubwürdigkeit man leider! nicht bezweifeln kann, thun dar, daß auch die Griechen auf Kreta sich schrecklicher Greuel schuldig gemacht haben. Im „Gemeinbeblatt“ finden wir das Folgende zusammengefaßt: Eine deutsche Frau, welche sich auf Kreta aufhält, schreibt von dort aus: „Darf denn kein Muhammedaner in Ruhe sein Stücklein Brod essen? Soll immer und immer wieder der Grieche kommen und ihn vertreiben? 200 muhammedanische Familien sind aus ihren Häusern vertrieben, die Häuser geplündert und verbrannt worden. Die Griechen haben ihr Hab und Gut auf die Schiffe gebracht. Die Männer sind gekommen, haben die Dörfer der Muhammedaner in Brand gesteckt, die Frauen gefangen genommen, Kinder zerschnitten, viele Frauen verstümmelt. Ueber sechs gefangene türkische Soldaten haben sie Erdöl geschüttet und angezündet. Die türkische Soldaten am Verhungern waren, haben die Griechen gesagt, sie sollten ihre Waffen hergeben, dann bekämen sie Brod und Wasser. Als einige nicht mehr anders konnten, haben sie die Waffen hergegeben. Dann haben die Griechen das Wasser vergiftet und die Soldaten sind gestorben.“ In dem Briefe eines andern Deutschen aus Kreta, der ebenfalls in einer Zeitung veröffentlicht wurde, heißt es: „Meine Gedanken kehren mit Wehmuth zur verwüsteten Insel Kreta zurück, die ich soeben verließ. Vor meinen Augen tauchten wieder die bleichen, schmerzverzerrten Gesichter der türkischen Frauen auf, die ich vor einigen Tagen im Hospital von Kanea gesehen hatte. Ihnen war von den Griechen bei Kandanos die Brust zerfleischt worden. Und ich empfinde wieder lebhaft den Schauer, der mich ergriff, als ich einen kleinen türkischen Knaben von elf Jahren im Hospital von Kandia sah, dem die Griechen ein großes Stück Fleisch aus dem Halse geschnitten hatten und dessen rechter Fuß eine einzige Wunde war, und als ich neben ihm einen andern Knaben sah, dem die Ohren abgeschnitten waren. Und ich sehe in den Gräbern auf der Landstraße nach Alitiano die Leichen von Türken liegen, denen die Köpfe abgeschnitten waren. Und ich frage mich, ob das Volk, das im Kampfe um die Freiheit, und wäre es auch mit Füßen getreten worden, solche Acte der Rohheit und Barbarei an Kindern, Frauen und Todten begeht, einen Anspruch auf das Mitgefühl civilisirter Menschen hat.“ J. P.

Pobedonoszew als Theologe. Pobedonoszew, der Oberprocurator des heiligen Synod, war bisher als Bebrücker aller nicht-„orthodoxen“ Bewohner Rußlands bekannt. In einer kürzlich erschienenen Abhandlung über das Verhältniß des

russischen Glaubens zu andern Confessionen stellt er sich der Welt auch als Theologe vor. Seine Theologie ist zwar herzlich schlecht; er scheint dafür zu halten, daß die verschiedenen Völker verschiedene Religionen haben müßten. Immerhin ist es interessant, Pobedonoszew theologisiren zu sehen. Wir lassen einen Theil seiner Betrachtungen nach dem Bericht der „Theol. Zeitschrift“ hier abdrucken. Pobedonoszew sagt: „So gewöhnt sich manchmal ein Deutscher, der lange in Rußland gelebt hat, unbewußt daran, russisch“ (!) „zu glauben, sich in der russischen Kirche heimisch zu fühlen. Dann tritt er in unsern Kreis, wird einer der Unfern; seine Gemeinschaft mit uns ist eine vollkommene, eine geistige. Daß sich aber die eine oder andere Protestantengemeinschaft, die uns fern steht und nach dem Gerüchte über uns urtheilt, durch ein auf Büchern beruhendes oder abstractes Uebereinkommen über Dogmen und Gebräuche mit unserer Kirche zu einem organischen Bunde vereine und mit uns eines Geistes werde, — das kann man sich nicht einmal vorstellen. Gott behüte uns davor, einander wegen des Glaubens zu tadeln; möge jeder auf seine Weise glauben, wie es seinem Wesen am meisten entspricht. Jeder besitzt aber einen Glauben, in dem er sich heimisch fühlt, der ihm nach dem Herzen ist, den er lieb hat, und wenn man an einen andern, nicht verwandten, nicht sympathischen Glauben herantritt, so kann man nicht umhin, zu fühlen, daß es dort nicht so sei, wie zu Hause, sondern kalt und unbehaglich, nicht so, daß man dort wohnen wollte. Mag der Verstand die abstracte Erwägung anstellen, ‚die Leute beten ja doch zu demselben Gotte‘ — das Gefühl wird sich mit dieser Erwägung nicht immer zufrieden geben; manchmal will es dem Gefühle scheinen, als ob man in der fremden Kirche nicht zu demselben Gott betete. Viele werden über diese Empfindung lachen, werden sie vielleicht abergläubisch oder fanatisch nennen. Sie haben keinen Grund dazu. Die Empfindung ist nicht immer trügerisch; in ihr kommt die Wahrheit häufig directer und getreuer zum Ausdruck, als in der Erwägung. In der protestantischen Kirche, in der protestantischen Confession findet es der russische Mann kalt und unbehaglich. Wenn ihm sein Glaube theuer ist, wie das Leben, so fühlt er außerdem, daß es für ihn gleichviel bedeutete, zu sterben oder diese Kirche die seinige zu nennen. Das ist unmittelbares Gefühl. Und dieses Gefühl hat verschiedene und vernünftige Ursachen. Eine von ihnen, die besonders in die Augen springt, ist folgende: In der theologischen Polemik, in den Streitigkeiten zwischen den Religionen, im Gewissen jedes Menschen und jedes Stammes ist die Frage von den Werken eine der hauptsächlichsten. Was ist die Hauptsache — die Werke oder der Glaube? Bekanntlich sind die lateinische und die protestantische Theologie noch heute in dieser Frage uneins. . . . Ein Glaube ohne Werke ist todt, ein Glaube, der zu den Werken im Widerspruche steht, quält den Menschen stets mit dem Bewußtsein der inneren Lüge; was will aber ein Werk, was wollen jegliche Werke in der unermesslichen, den Menschen umgebenden Welt, im Angesichte der Ewigkeit, bedeuten, wenn sie ohne Glauben sind. — Zeige mir deinen Glauben in deinen Werken — eine schredliche Frage! Was soll der Ueberzeugte auf sie antworten, wenn ein Prüfender, einer, der die Wahrheit erfahren will, ihn fragt? Angenommen, ein Protestant stelle diese Frage einem Orthodoxen. Was wird der Orthodoxe antworten? Er wird den Kopf senken müssen. Er fühlt, daß nichts zu zeigen sei, da alles ungeordnet, nichts begonnen, mit Trümmern bedeckt ist. Nach einem Augenblick kann er aber das Haupt wieder heben und sprechen: ‚Wir sind sündige Menschen und haben nichts zu zeigen, aber auch du bist ja kein Gerechter. Komm jedoch zu uns, dann wirst du unsern Glauben sehen, unser Gefühl mitempfinden und uns vielleicht lieb gewinnen. Wie unsere Werke sind, wirst du ja selber sehen.‘ Neunundneunzig von hundert gehen nach dieser Antwort mit verächtlichem Lächeln davon.

Im Grunde genommen liegt alles das nur daran, daß wir unsere Glaubenswerke nicht zu zeigen verstehen, uns dazu nicht entschließen können. — Jene aber zeigen sie. Sie verstehen es, zu zeigen, und haben in der That etwas zu zeigen — völlig geordnete, in Jahrhunderten geschaffene, bewährte und gefestigte Werke und Institutionen. Seht einmal — sagt die katholische Kirche — was ich im Leben der Gesellschaft, die mir gehorcht und dient, bedeutet habe und noch bedeute, was ich geschaffen habe und jetzt noch aufrecht erhalte. Hier sind Werke der Liebe, Werke des Glaubens, hier sind apostolische Werke, Heldenthaten des Märtyrerkthums, hier sind die Schaaren der wie Ein Mann dastehenden Getreuen, die ich in alle Gegenden der Welt sende. Ist es nicht offenbar, daß mit mir und in uns von jeher und noch jetzt der Segen ist? Seht — sagt die protestantische Kirche — ich dulde keine Lüge, keinen Betrug und Aberglauben. Ich bringe es dahin, daß die Werke dem Glauben entsprechen, der Verstand mit dem Glauben übereinstimmt.“ (!) „Ich habe die Arbeit, die Lebensverhältnisse, das Familienleben durch den Glauben geweiht, ich rotte durch den Glauben Müßiggang und Aberglauben aus, bürgere Ehrlichkeit ein, Gerechtigkeit und öffentliche Ordnung. Täglich lehre ich, und meine Lehre, die dem Leben nahe steht, erzieht ganze Geschlechter in der Gewöhnung an ehrliche Arbeit und gute Sitten. Die Menschheit soll durch meine Lehre in Tugend und Wahrheit erneuert werden. Ich bin berufen, Heuchelei und Sittenverderbniß mit dem Schwerte des Wortes und der That überall auszurotten. Ist es nicht offenbar, daß die Kraft Gottes mit mir ist, weil in mir die wahre Anschauung von der Religion liegt? — Die Protestanten streiten noch heute mit den Katholiken über die dogmatische Bedeutung der Werke in ihrer Beziehung zum Glauben. Trotz ihrer völlig entgegengelegten theologischen Anschauung über diese Frage ist jedoch sowohl den einen, als den andern das Werk die Hauptsache in der Religion.“ (!) „Bei den Lateinern dient nur das Werk als Rechtfertigung, als Erlösung, als Zeugniß für die Gnade, während die Lutheraner das Werk und in Verbindung mit diesem auch die Religion selbst vom practischen Standpunkte betrachten. Das Werk wird bei ihnen gleichsam zum Zweck der Religion“ (!), „zum Prüfstein für die religiöse und kirchliche Wahrheit, und gerade in diesem Punkte geht unser religiöser Gedanke mit dem protestantischen mehr aus einander, als in irgend einem andern. Ohne Zweifel bildet die eben ausgesprochene Anschauung kein Dogma der lutherischen Kirche, von ihr ist aber ihre ganze Lehre durchdrungen. Sie hat unstreitig für dieses Leben, für diese Welt eine wichtige practische Seite, weshalb selbst bei uns viele geneigt sind, die protestantische Kirche der unserigen manchmal als ein Vorbild, als das Ideal hinzustellen. Der in der Tiefe seiner Seele gläubige Kuffe wird sich diese Anschauung aber niemals aneignen. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, wie der Apostel sagt, das ist aber nur eine der natürlichen Eigenschaften der Gottseligkeit. Der Kuffe weiß so gut wie ein anderer, daß man nach dem Glauben leben soll, und fühlt es, wie wenig sein Leben seinem Glauben entspricht. Das Wesen und den Zweck des Glaubens sieht er aber nicht im practischen Leben, sondern in der seelischen Erlösung“ (Erlösung wodurch? Durch die vom russischen Glauben vorgeschriebenen Werke?), „und sucht mit der Liebe des kirchlichen Bundes alle zu umfassen — vom Gerechten, der im Glauben lebt, bis zu jenem Räuber, dem trotz seiner Werke in einem Augenblick vergeben ward.“ Wie der persönliche Character und der Character des Stammes, so habe auch der Character jeder Kirche seine Vorzüge und Mängel: „Die Vorzüge des Protestantismus sind in der Geschichte des deutschen und angelsächsischen Stammes genügend hervorgetreten. Der puritanische Geist hat das jetzige Britannien geschaffen. Das protestantische Princip hat Deutschland zu Kraft, Disciplin und Einheit gebracht. Auf der Rehrseite gibt

es aber solche Mängel, solche Bestrebungen des religiösen Bewußtseins, welche uns nicht sympathisch sein können. Gleich jeder geistigen Kraft ist der Protestantismus gerade dort zum Sturze geneigt, wo er seine wichtigste geistige Grundlage zu haben glaubt. Bei seinem Streben nach der absoluten Wahrheit, nach der Reinigung des Glaubens, nach seiner Verwirklichung im Leben ist er gar zu sehr geneigt, an seine eigene Wahrheit zu glauben, sich zu stolzer Verehrung seiner Wahrhaftigkeit und zur Verachtung fremden Glaubens, den er mit der Unwahrheit identificirt, hinreißen zu lassen. Daher die Gefahr, in Heuchelei und pharisäischen Stolz zu verfallen. In der That lassen sich in der protestantischen Welt nicht wenig Stimmen vernehmen, die mit Kummer anerkennen, daß die Heuchelei eine Wunde des strengen Lutherthums sei. Andererseits hat der Protestantismus, der mit der Predigt von der Duldsamkeit, der Gedanken- und Glaubensfreiheit begann, in seiner weiteren Entwicklung Neigung zu einem Fanatismus besonderer Art gezeigt — zu einem Fanatismus des stolzen Verstandes und der Selbstgerechtigkeit allen übrigen Glaubensformen gegenüber. Mit Verachtung verhält sich der strenge Protestantismus zu jeder Confession, die ihm nicht gereinigt, nicht geistig, von Aberglauben und äußerlichen Formalitäten erfüllt erscheint, zu allem, was er selbst als Sklavenfessel, als Kinderhemd, als Kennzeichen der Obscuranz von sich geworfen. Nachdem er sich einen besonderen Coder des Glaubens und der Gebräuche geschaffen, hält er sein Bekenntniß für das der Ausgewählten, der Gebildeten und Verständigen, und ist geneigt, alle, welche an der alten Kirche festhalten, für Menschen einer niederen Kategorie zu halten, die sich zum wahren Verständniß nicht erheben können. Diese Verachtung der übrigen Confessionen kommt vielleicht unbewußt im Protestantismus zum Ausdruck, für Andersgläubige ist sie aber sehr empfindlich. Keine Religion ist von einer größeren oder geringeren Neigung zum Fanatismus frei, es ist aber lächerlich zu hören, wenn sich die Lutheraner mit der Beschuldigung des Fanatismus gegen uns wenden. Trotz jener Duldsamkeit gegen jedes Glaubensbekenntniß, welche unserm Rationalcharacter entspricht, kommen natürlich auch bei uns vereinzelte Fälle der Exklusivität und Engigkeit der kirchlichen Anschauung vor, niemals hat es aber etwas gegeben und kann es etwas geben, was jener Verachtung ähnlich wäre, mit welcher der strenge Lutheraner auf jene Eigenthümlichkeiten unserer Kirche und Eigenschaften unserer Confession blickt, die für ihn unverständlich, für uns aber von tiefer geistiger Bedeutung erfüllt sind.“ Die Betonung der russischen Duldsamkeit ist etwas, was jedem Leser gleich auffällt. . . . Die russische Kirche ist duldsam gegen jede andere Confession — wenn sie außerhalb Rußlands bleibt und innerhalb Rußlands sich auf den Aussterbeetat setzen läßt. Mehr Duldung kann aber Pobedonoszew mit seinem russischen Glauben nicht vereinigen.

Aus Westafrika. Ein ganz neues Unternehmen ist die Mission unter der Zwergbevölkerung Africas, das demnächst zur Ausführung kommen soll. Eine englische Dame, Namens MacLean, hat, angeregt durch Stanley's Bericht über die in den Urwäldern Africas lebenden Ueberreste einer uralten Völkerfamilie, die americanisch-presbyterianische Mission durch zur Verfügung gestellte reiche Mittel bestimmt, die Arbeit unter den Zwergen von ihrem benachbarten Gebiete am Gabun aus zu beginnen. Da die meisten Zwergstämme nur von der Jagd leben, wird die Mission unter ihnen freilich große Schwierigkeiten bereiten. Doch scheinen gerade im Gabungebiete sich auch einzelne ständige Niederlassungen zu finden. Und da sie mit den Bantustämmen im Tauschverkehr stehen, so sprechen sie häufig deren Sprache. Ihre eigene, bis jetzt wenig bekannte Sprache ist von den Bantusprachen gänzlich verschieden. (A. E. L. R.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

Juli und August 1897.

No. 7. u. 8.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.

(Fortsetzung.)

Denselben Tenor, wie jene Prophetenworte, in denen Gott, der Herr, mit dem unbußfertigen Israel handelt, haben diejenigen Reden Christi, in denen derselbe sich mit den ungläubigen Juden seiner Zeit auseinandersetzt. Im 5. Capitel des Johannevangeliums, von V. 17. an, finden wir ein gewaltiges Zeugniß, welches Christus vor den Ohren der Juden und ihrer Obersten von sich selbst ablegt. Er bezeugt da, daß er der Sohn des Vaters sei, daß wer sein Wort hört und glaubet, das ewige Leben habe und nicht ins Gericht komme, daß der Vater ihm gegeben habe, das Leben in sich selbst zu haben, daß er die Macht besitze, lebendig zu machen und Gericht zu halten. Er beruft sich für dies Zeugniß über seine eigene Person auf einen andern Zeugen, auf Gott, den die Juden für ihren Gott ausgaben. Gott, sein Vater, gab ihm Zeugniß durch die Werke, die er ihm darreichte. Er beruft sich ferner auf die Schrift, deren Autorität auch die Juden anerkannten. Die Juden meinten in der Schrift das ewige Leben zu haben. Aber eben diese Schrift zeugt doch von Christo und knüpft das ewige Leben an die Verheißung von Christo. V. 39. Und nun der Gegensatz: „Und ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet.“ V. 40. Die Juden konnten dem Zeugniß Christi keine Gründe entgegenstellen, mußten die Zeugen gelten lassen, die Jesus für sich einführte. Das Zeugniß Christi, das Zeugniß Gottes, das Zeugniß der Schrift nöthigte sie gleichsam moralisch zum Glauben. Aber sie wollten nicht zu Christo kommen, sie wollten nicht glauben, und ob sie selig werden wollten, so wollten sie doch nimmermehr aus der Hand Christi das Leben annehmen. „Ihr wollt nicht“, das ist eine schwere Klage und Anklage in dem Mund des wahrhaftigen Zeugen, den Gott besiegelt hat. Man sieht hier wiederum, daß der Unglaube im Willen, im Eigenwillen des Menschen wurzelt, und wie stark dieser feindliche Wille ist, der sich eben dem Zeugniß Gottes widersetzt, und welche schwere Verantwortung eben darum auf dem Menschen lastet, der da nicht glaubt. Der Herr deckt dann weiter den Juden den bösen Rath und Grund ihrer Herzen auf. V. 41—44. Dieselben nahmen Ehre von den

Menschen. Nach der Ehre bei Gott, wie Gott von ihnen urtheile, wie sie vor Gott bestehen mochten, darnach frugen sie nichts. Sie hatten die Liebe zu Gott nicht in sich. Darum wollten sie auch nicht zu Christo kommen, der in Gottes Namen zu ihnen gekommen war. Der Unglaube, der Christum verwirft, die Christusfeindschaft, erscheint demnach als die letzte reife Frucht der natürlichen Gottentfremdung und Gottesfeindschaft des Menschen und also als des Menschen eigenstes Product. Joh. 8, 46. lesen wir: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?“ Christus ist der absolut Sündlose, den selbst seine Feinde keiner Sünde zeihen können, und darum ist auch seine Lehre absolut irrthumslos. Er sagt den Juden die perlautere Wahrheit. Ja, warum glauben sie ihm da nicht? Es ist doch nur billig, der Wahrheit zu glauben. Die Wahrheit macht den Anspruch und hat ein Anrecht darauf, daß man ihr glaube, ja, sie kann sich wohl selbst Anerkennung verschaffen. Und so ist es ein unerhörtes Ding und das Aeußerste der Bosheit, wenn der Mensch der Wahrheit nicht glaubt, der Wahrheit Trotz bietet. Wie über den Unglauben der Juden, so urtheilt der Herr auch über den Unglauben der Welt, mit der es später seine Jünger zu thun haben werden. „Und wenn derselbige (der Geist) kommt, der wird die Welt strafen, um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht. Um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich; um die Gerechtigkeit aber, daß ich zum Vater gehe, und ihr mich hinfort nicht sehet; um das Gericht, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist.“ Joh. 16, 8—11. Jesus redet hier von der christusfeindlichen Welt, welche die Christen verfolgen wird. Und das ist eben die Hauptfünfte der Welt, daß sie nicht an Christum glauben. Das ist jetzt, seit der Geist der Pfingsten, seit das Evangelium gekommen ist, die schwerste, die eigentlich verdammliche Sünde, daß die Menschen nicht an Christum glauben. Denn damit weisen sie die Gerechtigkeit zurück, die Christus durch seinen Hingang zum Vater ihnen erworben hat, in der sie allein vor Gott bestehen können, damit beschließen sie sich selbst unter das Gericht der Verdammniß, dem der Fürst dieser Welt verfallen ist. Und der Geist Gottes straft sie darüber, überführt sie dieser ihrer Sünde als eines schweren Unrechts, die Ungläubigen sind ihrer Schuld überführt, wegen ihres Unglaubens in ihrem eigenen Gewissen verurtheilt. Es liegt auf der Hand, daß man diese und ähnliche Aussprüche Christi, welche die ungläubigen Juden, die ungläubige Welt betreffen, welche das Wesen und den Ursprung des Unglaubens darlegen, die schwere Schuld der Ungläubigen constatiren, mißbraucht und arg maltraitiren muß, wenn man sie in eine Belehrung über das Widerspiel, über Wesen und Genesis des Glaubens, hinüberzieht und damit beweisen will, daß es doch einigermaßen in der Macht und in dem Vermögen des Menschen stehen müsse, dem Evangelium, der Wahrheit, dem Zeugniß Gottes zu glauben. Es liegt zwar sehr nahe, auch für die Vernunft des Christen sehr nahe, folgendermaßen

zu raisonniren: Wenn der Mensch aus sich selbst nicht glauben und zu Christo kommen kann, wenn der Glaube nicht einigermaßen in des Menschen Hand und Macht steht, so kann der Mensch auch nicht für den Unglauben verantwortlich gehalten, so kann ihm der Unglaube nicht als Schuld zugerechnet werden. Wird der Mensch mit Recht wegen seines Unglaubens gestraft und verdammt, so muß es in seiner Freiheit gelegen haben, auch das Gegentheil zu thun, nämlich, zu glauben. Das ist aber ein echt rationalistisches Raisonnement. Die Schrifttexte, die von dem Unglauben und den Ungläubigen handeln, bieten keinerlei Anhalt hierfür. Mit gleichem Recht und Grund könnte man auch also folgern und schließen: Jeder Mensch wird in Sünden empfangen und geboren, kein Mensch kann es verhindern, daß er so geboren wird. Also ist die Erbsünde nur ein *malum naturae*, kein *peccatum*, zum wenigsten nicht *culpa*. Das wäre aber offenbar wider die Schrift.

Besondere Beachtung verdienen noch drei Schriftworte, welche bei Behandlung dieses Thema, bei Erörterung der Ursache der Nichtbekehrung von Alters her von den Theologen am häufigsten citirt worden sind und von den Synergisten am ergiebigsten für ihre Theorie ausgebeutet werden. Es sind dies die Parabel von dem unfruchtbaren Weinberg Jes. 5, 1—7., der Klageruf Jesu über Jerusalem Matth. 23, 37., das Urtheil des Stephanus über die ungläubigen Juden Apost. 7, 51.

Betreffs der ersten Stelle schreibt Schmidt: „Ja, ja, das ist also das Schreckliche an unserer antimissourischen Lehre, daß wir auch für den noch unbekehrten Menschen eine Predigt, Unterricht und Ermahnung haben, er habe etwas zu thun, er könne etwas thun, und er müsse etwas thun, wenn er nicht in seinem unbekehrten Zustande bleiben und verloren gehen wolle. An Gott liegt der Mangel freilich nicht, sondern an dem unbekehrten Menschen. Gott sagt ja: Was sollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe? Jes. 5, 4. Wenn nun Gott nichts mehr zu thun hat, wer anders als der unbekehrte Mensch selber ist es, der seinerseits etwas zu thun hat, um bekehrt und selig zu werden?“ „Altes und Neues“, Bd. 5, S. 224. Und Stellhorn: „Daß, da Gott durch seine Gnade Alles, was zu eines Menschen Bekehrung und Seligkeit nöthig ist, theils schon gethan hat, theils noch thun will, Alles darauf ankommt, daß der Mensch sich dieser Gnade und ihren Mitteln gegenüber recht verhalte, was er in Kraft dieser Gnade kann, und daß insofern die Seligkeit nicht allein von Gott abhängig ist, das lehrt die Bibel fast auf jeder Seite. Was sollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe an ihm? Warum hat er denn Herlinge gebracht, da ich erwartete, daß er Trauben brächte?“ klagt der Herr Jes. 5, 4. Der Herr hatte Alles gethan, was nöthig war: der Weinberg oder das Volk Israel sollte nun auch thun, was es insolgedessen thun konnte: sollte sich der Gnade Gottes gegenüber recht verhalten. Wenn es das gethan hätte, dann hätte es hier und dort die Seligkeit erlangt; so erlangte es sie nicht. Also hing seine

Seligkeit doch in einer Hinsicht von seinem Verhalten ab.“ „Lutherische Kirchenzeitung“ 26. No. 10.

Wir wollen zunächst den Zusammenhang, in welchem die Worte Jes. 5, 4. sich finden, den Inhalt und Sinn des Gleichnisses vom Weinberg prüfen und genau zusehen, was hier gesagt und gelehrt wird. Daraus ergibt sich von selbst, was hier nicht gesagt und gelehrt wird. „Auf, ich will singen von meinem Geliebten, ein Lieb meines Liebsten von seinem Weingarten! Einen Weingarten hatte mein Geliebter auf einem fetten Berghorn. Und er umgrub ihn und entsteinte ihn und bepflanzte ihn mit Edelreben und baute einen Thurm hinein und grub auch eine Kelter drin, und hoffte auf Traubenbringen, er brachte aber Herlinge.“ 5, 1. 2. Und nun ergeht an die Bewohner von Juda-Jerusalem die Aufforderung: „Nun denn, Bewohner Jerusalems und Männer Judas, entscheidet doch zwischen mir und meinem Weingarten! Was war weiter meinem Weingarten zu thun, das ich nicht an ihm gethan habe? Warum hoffte ich auf Traubenbringen und er brachte Herlinge?“ B. 3. 4. Der Geliebte des Propheten, der Weinbergsherr hatte Alles an dem Weinberg gethan, was man nur an ihm thun konnte, um ihn fruchtbar zu machen. Warum hat der Weinberg nun statt der Trauben, die sein Herr mit Recht erwarten konnte, Herlinge gebracht? Das Warum? ^{וַיִּשַׁא} fragt nach der causa efficiens dieser seltsamen Erscheinung. „Auf welcherlei Seite ist die Schuld dieses unnatürlichen Ausgangs, dieses dem ^{וַיִּשַׁא} des Herrn so widersprechenden ^{וַיִּשַׁא} des Weinbergs: daß er statt des gehofften Traubenbringens Wildblinge gebracht hat?“ Delitzsch. Offenbar nicht auf Seite des Weinbergsherrn, der eben Alles, was nur gethan werden konnte, gethan hat, um gute Früchte zu erzielen, sondern allein auf Seite des Weinbergs, welcher aller Arbeit und Pflege seines Herrn gespottet und getrost hat. Hier berührt sich freilich das Bild schon nahe mit der Sache. Die Bürger von Juda-Jerusalem schweigen auf die ihnen vorgelegte Frage. Sie fühlen, daß diese Gleichnißrede auf sie gemünzt ist, und müßten sich selbst verurtheilen, wenn sie jene Frage richtig beantworten wollten. Und so ergreift der Herr des Weinbergs von Neuem das Wort und verkündigt, was er hinfort seinem Weinberg thun will, darum, daß er seine Erwartungen so bitter getäuscht hat. Er will sein Gehege, seine Mauer wegnehmen, daß er von den wilden Thieren abgeweidet und zertreten wird. Er will ihn zum Gäraus machen, er soll ferner nicht mehr beschnitten, behackt werden, auch keinen Regen empfangen, und so wird er in Dornen und Disteln aufgehen. B. 5. 6.

Der Prophet gibt selbst am Schluß, B. 7., die Deutung der Parabel: „Denn der Weingarten des Herrn Zebaoth ist das Haus Israel, und die Männer von Juda sind die Pflanzung seines Ergößens; er wartete auf Recht, und siehe Zusammenraffung, auf Gerechtigkeit, und siehe Wehegeschrei.“ Was Israel von seinem Gott Gutes empfangen, ist durch den ersten Theil des Gleichnisses versinnbildet. „Das fette Berghorn ist das

von Milch und Honig triefende Canaan, die Umgrabung und Entsteinigung des Weinbergs ist die Räumung Canaans von seinen zeitlichen heidnischen Bewohnern, die Edelreben sind die heiligen Priester und Propheten und Könige des Israel der bessern Vorzeit, der schützende und zierende Thurm inmitten des Weingartens ist Jerusalem als Königsstadt mit Zion, der Königsburg, der Kelketrog ist der Tempel, wo himmlischer Freudenwein in Strömen fließt.“ Deliktsch. Gott hatte seinem Volk ein gutes Land gegeben und die Canaaniter ausgerottet, die es zum Götzendienste und zu den Lastern der Heiden reizten, hatte ihm sein Wort gegeben, Gesetz und Verheißung, durch Priester und Propheten ihm den rechten Weg vorgehalten, durch fromme Richter und Könige es in Zucht und Gewarhsam gehalten. Gott hatte Alles gethan, was man nur thun konnte, um Israel zu bewegen, gute Früchte, gute Werke hervorzubringen, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Er konnte mit Fug und Recht gute Früchte erwarten. Aber wie stand es? Israel brachte böse Früchte. Die bösen, heillosen Werke, die bei Hohen und Niederen im Schwange gingen, beschreibt der Prophet 5, 8—23. Und woher diese bösen Werke? Wahrlich, die Schuld traf nicht Gott, der mit all seinem Thun auf gute Früchte hingewirkt hatte, sondern lag in Israel, allein in Israel. Das war trotz alle dem, was Gott an ihm gethan, bei seiner bösen Art geblieben, hatte Gottes Thun und Wohlthun nicht geachtet, Gottes Wort nicht gehört und zu Herzen genommen, gegen die Stimme der Priester und Propheten sich verhärtet, die Leitung der frommen Regenten zurückgewiesen. Und darum wird Gott hinfort mit ihm anders handeln, als vordem, wird es in Verstockung, Gericht, Verdammniß dahingeben, ihm den Garauß machen. Am Ende des Capitels, V. 23—30., wird das grausige Racheheer geschildert, welches an dem unbußfertigen Volk Gottes Zorn vollstrecken wird. Israel erscheint auch hier als Exempel des Ungehorsams und der Unbußfertigkeit. Wenn man die Lehre des Gleichnisses verallgemeinert, so ist es diese. Gott thut an dem Sünder Alles, was nur geschehen kann, um ihn von seinem bösen Wege abzubringen, ihn zur Umkehr und zur Besserung seines Lebens und Wandels zu vermögen. Er gibt ihm sein Wort, verschafft ihm gute Gelegenheit, das Wort zu hören, stellt ihm treue Lehrer, Prediger, gute Freunde zur Seite, die ihn vom Bösen abmahnen, zum Guten anhalten, hält die Versuchung, die von außen kommt, in Schranken, kurz, läßt kein Mittel der Besserung unversucht. Und wenn der Sünder sich nun doch nicht bekehrt und bessert, sondern auf seinem bösen Wege beharrt, Gottes berechnete Erwartungen täuscht, so ist er selber Schuld daran, er allein. Er verachtet Alles, schlägt Alles in den Wind, was sein Gott ihm thut und sagt, er vereitelt alle Liebesbemühungen seines Gottes und hindert deren Zweck und Effect. Ja, der unbußfertige Sünder muß sich billig selbst verurtheilen und Gott Recht geben, wenn er ihn richtet. Er kann sich nicht beklagen, daß ihm Unrecht geschehe, wenn Gott nun seine Miene wandelt und mit Strafe, Zorn und Gericht über ihn kommt.

Das ist es, was die Parabel von dem Weinberg sagt und lehrt. Wie stimmt nun hierzu der oben citirte Satz Schmidts, mit welchem derselbe den Sinn von Jes. 5, 4. wiedergeben will: „Wenn nun Gott nichts mehr zu thun hat, wer anders als der unbefehrte Mensch selber ist es, der seinerseits etwas zu thun hat, um befehrt und selig zu werden“? In diesem Satz ruht der Ton und Nachdruck auf den zwei Subjecten, die einander entgegengesetzt werden: „Gott“ und „der unbefehrte Mensch“. Die Meinung ist: Gott hat seinerseits Alles gethan, nichts mehr zu thun übrig, um den Menschen zu befehren und selig zu machen. Und so muß nun der unbefehrte Mensch selber etwas thun, um befehrt und selig zu werden, selber auf seine Befehrung hinwirken, sich bereiten. Schmidt exegetirt demnach die Worte Jes. 5, 4. folgendermaßen: Was sollte ich meinerseits an meinem Weinberg noch mehr thun, ich habe ja schon Alles an ihm gethan. Jetzt muß der Weinberg selber etwas thun, was dazu dient, daß es bei ihm zum Traubenbringen komme. Damit wird aber ein fremdartiger, ja geradezu textwidriger Gedanke in den Text eingetragen. Jes. 5, 4. heißt es im Hauptsatz nicht: „Was soll ich noch mehr thun“, sondern: „Was sollte man noch mehr thun“, und im Nebensatz „das ich nicht an ihm gethan habe“ ist nicht das „ich“ betont, welches im Hebräischen nur durch das Suffig bezeichnet ist. Und so wird auch mit dem „ich“ nicht auf einen Andern hingewiesen, der nun etwas Aehnliches zu thun hätte, als was erst Gott gethan. Und welcher abstruser Gedanke, daß der Weinberg an sich selbst etwas thun, sich selbst fürs Fruchtbringen bereiten, nachdem der Weinbergsherr alle Mittel erschöpft, nun seinerseits dieselben oder andere Mittel probiren müßte, damit das erwünschte Resultat, gute Frucht, erreicht werde! Dem hebräischen Text 4 a.: וְלֹא עָשִׂיתִי בוֹ עוֹד לְכַרְתִּי עֵץ לְעֵשׂוֹת פֶּה-לְעֵשׂוֹת עוֹד לְכַרְתִּי עֵץ לְעֵשׂוֹת פֶּה-לְעֵשׂוֹת entspricht am besten die Uebersetzung Delitzsch's: „Was war weiter meinem Weingarten zu thun, das ich nicht gethan habe?“ Quid faciendum erat? In den vorhergehenden Versen, B. 1. 2., welche das Thun des Weinbergsherrn näher beschreiben, und in dem folgenden Fragesatz B. 4 b. finden sich lauter praeterita. Aber auch wenn man übersetzt Quid faciendum est? Was ist noch zu thun? — so ist der Sinn der Worte immer nur der: Gott hat alles Mögliche gethan. Was nur gethan werden konnte oder gethan werden kann, das hat Gott gethan, um seinen Weinberg fruchtbar zu machen. Es wird nicht hervorgekehrt, daß Gott seinerseits Alles gethan hat, sondern daß Gott Alles gethan, nichts ungethan gelassen hat. In den zwei ersten Versen ist das ausgeführt, was alles Gott an seinem Weinberg gethan hat. Und der Gegensatz ist nicht der, daß nun ein Anderer, der Weinberg selbst etwas thun müßte, zu eben dem Zweck, den der Weinbergsherr mit seinem Thun im Auge hatte, um Trauben zu erzielen, sondern, wie der zweite Fragesatz 4 b. beweist, daß der Weinberg die Erwartungen seines Herrn getäuscht, all das Thun seines Herrn übel erwidert und statt Trauben Herlinge gebracht hat. Und das ist seine eigene Schuld. Allerdings hat es der Weinbergs-

herr, hat es Gott mit seinem Thun auf ein Thun des Weinbergs, auf ein Thun des Menschen abgesehen. Dem Thun, וַיֵּשֶׁב Gottes entspricht ein וַיֵּשֶׁב , Thun des Menschen. Dem וַיֵּשֶׁב und וַיֵּשֶׁב B. 4 a. correspondirt das וַיֵּשֶׁב und וַיֵּשֶׁב B. 4 b. Der Weinbergsherr hat darauf gewartet und mit seinem Thun darauf hingewirkt, daß der Weinberg dies thäte, Trauben „machte“, Trauben brächte. Aber so ist demnach dies Thun des Weinbergs ein ganz anderartiges Thun, als das Thun des Weinbergsherrn. Der Weinberg sollte nicht etwas thun, um sich fürs Fruchtbringen tüchtig und geschickt zu machen, sich nicht selbst hierzu in den Stand setzen, das ist lediglich Sache und Thun des Weinbergsherrn, sondern sollte eben dies thun, Frucht tragen, Trauben bringen. Oder ohne Bild: Gott zielt mit alle dem, was er an dem Sünder thut, nicht darauf ab, daß der Sünder, „der unbefehrte Mensch seinerseits auch etwas thue, um befehrt zu werden“, sich in irgend einer Weise für die Befehung bereite, solche Bereitung, solches Thun ist allein Gottes Sache, sondern darauf, daß der Sünder eben dies thue, sich bekehre, bessere, gute Werke hervorbringe. Man könnte wohl so ober ähnlich reden, wie Stellhorn im obigen Citat: „Der Weinberg oder das Volk Israel sollte nun auch thun, was es in Folge dessen (nämlich des Thuns Gottes) thun konnte: sollte sich der Gnade Gottes gegenüber recht verhalten“; wenn man nämlich unter dem rechten Verhalten gegen die Gnade Gottes die Befehung selbst versteht. Stellhorn aber meint damit offenbar eine Vorbedingung für die Befehung, die der unbefehrte Mensch, wenn auch mit Hülfe der Gnade, erfüllt. Und das ist das Verkehrte und hat keinen Halt in dem vorliegenden Schrifttext Jes. 5, 4. Was nun in dem Fall, daß Israel das gethan, was Gott gewollt, worauf Gott hingewirkt, was er von ihm erhofft hatte, daß es statt Herlinge Trauben gebracht hätte, zu urtheilen wäre, was man da über die causa efficiens dieses rechten Verhaltens gegen die Gnade zu statuiren hätte, diese Frage und ihre Beantwortung liegt ganz außerhalb des Gedankenkreises der Parabel vom Weinberg. Hier wird den Bürgern von Juda-Jerusalem nur der Fall zur Beurtheilung vorgelegt, der wirklich Statt hatte, nämlich daß Israel Gottes gnädiges Thun mit Uebelthun, mit bösen Werken entgolten hatte, worin dies seinen Grund habe. Und da ist Israel im Gewissen genöthigt, sich selbst zu verurtheilen, sich selbst alle Schuld zuzumessen. Wenn man aus unserer Parabel ja etwas über die causa efficiens der Befehung und Besserung folgern wollte, so könnte es nur dies sein: Weil alle Bereitung fürs Fruchtbringen lediglich Sache des Weinbergsherrn ist, so ist alle gute Frucht lediglich Effect jenes Thuns des Weinbergsherrn. Wer trotz alles Thuns Gottes böse Frucht bringt, hindert für seine Person den Effect des göttlichen Thuns. Aber wir bescheiden uns und wollen mit solchen Folgerungen nicht weiter operiren, da das Gleichniß eben nur von dem Thun Gottes, dem Zweck desselben, der Erwartung Gottes und davon sagt, wie der Mensch den gnädigen Zweck Gottes vereitelt, den Fall dagegen,

daß Gottes Thun den von Gott gewollten Zweck erfüllt, den rechten Effect hat, nicht berührt. Es genügt, constatirt zu haben, daß die synergistischen Folgerungen, die man aus der Parabel gezogen hat, wie daß der unbefehrte Mensch auch etwas dazu thun könne und müsse, um bekehrt zu werden, reinweg aus der Luft gegriffen sind und dem klaren Schrifttext widerstreiten.

Am Ende seiner prophetischen Laufbahn, an dem letzten Tage, da er öffentlich im Tempel lehrte, rief Jesus der Stadt Jerusalem zu: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt.“ Matth. 23, 37. Hier sagt er zunächst von dem, was er gewollt. Dieser sein Wille hatte sich in der That bewiesen und war den Bewohnern Jerusalems kund und offenbar geworden. Mit dem „Wie oft“ zc. weist Jesus auf alle die Zeichen und Wunder zurück, die er in Jerusalem gethan, und alle die Reden, welche die Kinder Jerusalems aus seinem Munde vernommen hatten. Die Evangelienharmonie bemerkt, Cap. CLVIII, S. 74: *Ti velle Christi complectitur non solum affectum interiorem, sed etiam actiones exteriores, quod per verbum evangelii eos vocaverit, ad poenitentiam serio eos exhortatus fuerit, cum nihil eorum praetermiserit, quod saluti eorum inservire videri poterant, quaeque ad congregandos illos pertinebant.* Der Herr hatte so oft die Bewohner Jerusalems zur Buße vermahnt, mit Wort und Werk sich als ihr Heiland und Erlöser dargestellt, mit großen, theuren Verheißungen sie gereizt und gelockt, daß sie zu ihm kommen möchten. Diesen Mahnungen und Lockungen lag aber eben der Wille Jesu, der ernste Wille zu Grunde, sie zu sich zu versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt, sie allzusammen zu sich herbeizuführen, *ἐπισυναγαγεῖν*, zu sich zu bekehren, damit sie bei ihm Ruhe fänden für ihre Seelen. „Und ihr habt nicht gewollt!“ Damit erinnert Jesus daran zurück, wie sich die Kinder Jerusalems von Anfang an gegen ihn gestellt hatten, an ihr Verhalten gegen ihn, wie es zu Tage lag. Jerusalem hatte vordem die Propheten gesteinigt und getödtet, und als dann Christus in sein Eigenthum gekommen war, hatten die Seinen ihn nicht angenommen. Sie waren ihm fern und fremd geblieben, waren nicht seine Jünger geworden, hatten seinen Reden widersprochen, seine großen Zeichen gar gelästert, öfter ihn greifen wollen, um ihn zu tödten. Diesem ihrem Gebahren und Verhalten lag aber ein böser Wille zu Grunde. „Und ihr habt nicht gewollt.“ Mit diesen Worten deckt der Herzenskündiger den bösen Rath ihrer Herzen auf. Die Kinder Jerusalems wollten durchaus nicht zu Jesu kommen, wollten nicht durch ihn selig werden. Recht emphatisch setzt Christus in diesem Spruche seinem Heilswillen den verkehrten Willen der Juden entgegen. *Benevolae et salutis humanae cupidissimae suae voluntati opponit contrariam Judaeorum voluntatem, qua divinam per verbum evangelii vocationem*

pertinaciter repudiarunt et sibi ipsis autores perditionis extiterunt. Evangelienharmonie a. a. D. Mit seinen ernstern, dringlichen Mahnungen und Lodungen hatte Jesus Herz und Willen der Juden angefaßt und dieselben etwas davon fühlen lassen, was seines Herzens Wille und Meinung war. Sie aber widersetzten sich mit ihrem argen Willen dem guten, gnädigen Willen des Herrn und haben mit ihrem Nichtwollen das gehindert, was Jesus so ernstlich wollte, ihre Bekehrung und Seligkeit. Das ist in Kürze die Meinung dieser ernstern Worte Christi. Was aber haben die Synergisten aus denselben herausgebracht? Frank schreibt: „Die Abweisung der berufenden Gnade . . . ist eine Uebelthat dessen welcher dem Gnadenrufe folgen könnte, aber ihm nicht folgen will. Die Abweisung der Gnade nach Empfang wirksamer Berufung . . . ist eine neue sonderliche Sünde, als solche eines Berufenen der anders könnte vergleichbar der Sünde des ersten Menschen, ein neuer Sündenfall.“ Dazu in Klammern Matth. 23, 37. „System der christlichen Wahrheit“, II, S. 331. Wir wissen genau, wie Frank und Consorten dieses „Können“ verstehen. Sie nehmen an, daß in der Berufung Allen, die das Wort hören, eine gewisse Dosis geistlicher Kräfte ins Herz gelegt, „geworfen“, bei Allen die verlorene Willens- und Wahlfreiheit restituirt werde, und schreiben dem unbetehrten Menschen nun das Vermögen zu, mit diesen geistlichen Kräften zu operiren, die wieder geschenkte Freiheit in malam oder auch in bonam partem zu gebrauchen, also auch das Vermögen, sich frei, selbstständig für Christum und das Heil in Christo zu entscheiden. Und der Schriftbeweis hierfür ist Matth. 23, 37. ! Frank findet in demselben den Gegensatz von Können und Wollen, daß Jerusalem das nicht gewollt habe, was es wohl konnte, während doch hier offenbar nur der Gegensatz des Wollens der Menschen zu dem Wollen Christi zum Ausdruck kommt. Und speciell dieses eben beschriebene synergistische „Können“ und Vermögen liegt von den Worten Jesu so weit ab, daß kein vernünftiger Mensch darauf kommen kann, so lange er den einfältigen Schrifttext vor Augen hat und anderweitige Reflexionen von sich abweist. Ebenso grob ist die Argumentation, welche Rahnis in dem oben (Mai-Nummer S. 132) citirten Passus seiner Dogmatik gibt. „Allein nicht minder gewiß ist, daß die Schrift . . . bei der Aufnahme 'des Wortes Christi dem Willen des Menschen (Mt. 23, 37. : καὶ οὐκ ἐθέλησατε . . .) einen entscheidenden Antheil beimißt.“ Das: „Ihr habt nicht gewollt“ wird ohne Weiteres in die andere Aussage umgekehrt: Wenn der Mensch Christum und sein Wort aufnimmt, so liegt das am Wollen des Menschen. Solche arge Schriftverkehrung bedarf keiner ernstern Widerlegung. Wir wiederholen, was wir schon öfter hervorgehoben haben, mit den Worten der Evangelienharmonie, a. a. D. S. 76. Neque tamen ex eo (καὶ οὐκ ἐθέλησατε Matth. 23, 37.) stabilitur liberum hominis non renati in rebus mere spiritualibus arbitrium, sicut Salmeron in comm. dicit, hunc locum esse evidentissimum contra eos, qui negant

libertatem humanae voluntatis, cum Dominus perditionem hominis ad ejus voluntatem referat. Atqui a vi et facultate resistendi non potest fieri illatio ad vim et facultatem sese salutariter ad Deum convertendi.

Der Unglaube widersezt sich Gott und dem, was Gott an dem Menschen thut, weist Christum und sein Heil von sich ab und ist Widerspruch und Widerstand gegen den Heiligen Geist. Das Letztere macht Stephanus in seiner Bertheidigungsrede in der Hohenrathsversammlung den Juden zum Vorwurf. „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstretet allezeit dem Heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr.“ Apost. 7, 51. Die Väter hatten Moses verleugnet und die Propheten verfolgt, B. 35. 52., und damit dem Geiste Gottes widerstret, der durch Moses und die Propheten rebete. Und die Kinder hatten Christum, den Gerechten, gemordet und widerstretten jetzt dem Geiste der Pfingsten, dem Geiste Jesu Christi, der durch der Apostel Predigt ihnen bezeugte, daß allein in Christo Heil sei. Das war der äußerste Grad von Halsstarrigkeit. Damit erwiesen sie sich als Unbeschnittene an Ohren und Herzen. Sie verschlossen ihre Ohren dem Evangelium von Christo und ihre Herzen dem Heiligen Geist, der dadurch rebete. Das ist der innerste Kern des Unglaubens, Widerseztlichkeit gegen den Heiligen Geist, den Geist der Gnade. Der Mensch hört das Wort, und „in, mit und bei dem Wort will“, wie unser Bekenntniß sagt, „der Heilige Geist allezeit kräftig sein, Kraft und Vermögen geben, und die Menschen zu Gott belehren“, zu Gott und Christo. Der Heilige Geist bezeugt sich kräftig am Herzen und Gewissen des Menschen, und der Mensch wird es auch inne, daß eine Hand von oben ihn anfaßt. Aber nun wirft er sich mit aller Macht dem Heiligen Geist entgegen. Das liegt in dem ἀντιπνεύματι. Er schüttelt alle Eindrücke des Wortes von sich ab, läßt nichts von der Kraft des Geistes in sein Herz, sein bewußtes, persönliches Innenleben, hineinkommen, verschließt sein Herz, Denken und Wollen, ganz und gar dem Heiligen Geist, stemmt sich gegen ihn, verstellt ihm den Weg und ist also selber Schuld und Ursache, daß es bei ihm nicht zur Bekehrung, zum Glauben kommt. Aber daraus folgt nun nicht, wie die Synergisten wollen, daß der Mensch von sich aus auch im Stande sei, dem Heiligen Geiste bei sich Raum zu geben und seinem Rufe, seinem Drang und Triebe Folge zu leisten, oder das Widerstreben aufzugeben oder auch nur zu mäßigen. Durch sein Widerstreben hindert der Mensch das Werk des Geistes, die Bekehrung. Aber daraus folgt nicht, daß er durch Nichtwiderstreben die Bekehrung ermöglicht. Ein Nichtwiderstreben als Vorbedingung der Bekehrung ist überhaupt ein Ding, von dem die Schrift nichts weiß, ein non-ens. Sobald der Mensch aufhört zu widerstreben, ist er damit schon bekehrt. Das sind alles saule Vernunftschlüsse, die über den Schrifttext hinausgehen, der unsere Betrachtung auch hier bei der Negative, bei der Nichtbekehrung, bei dem Unglauben festhält. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Welches ist die einzige Weise, Zertrennung in der Christenheit zu verhüten und zu heilen?

Wenn wir im dritten Artikel betonen: „Ich glaube Eine heilige christliche Kirche“, so wollen wir gerade auch die wunderbare Einheit der Kirche zum Gegenstand besonderen Bekenntnisses machen. Die Kirche ist die Eine Braut des himmlischen Bräutigams, der Eine Leib des Einen Hauptes, das Eine Gebäude, erbaut auf dem Fundamente der prophetischen und apostolischen Lehre, ruhend auf dem Einen Grundstein, Christo. Obwohl sie aus Juden und Heiden, aus allen Winden und Völkern gesammelt ist, ist sie doch die Eine Heerde des Einen Hirten. Alle Christen haben nämlich denselben gnädigen Vater im Himmel, denselben Bruder und Heiland, dasselbe Haupt, Christum, denselben Geist, den Heiligen Geist, dieselben Gnaden und Mittel der Gnade, dasselbe Bekenntniß, denselben Glauben und dieselbe Hoffnung des ewigen Lebens. Zeit und Ort, Sprache und Herkunft, verschiedene Sitten und Gebräuche und Ceremonien, ja selbst allerlei Mängel und Schwachheiten, welche Christen in der Erkenntniß der Lehre und im Leben noch anhaften, vermögen diese Einigkeit nicht zu zerstören. Die wahren Christen, welche sich z. B. unter den Römischen und Secten finden und mit uns im Fundament des Glaubens einig sind, haben auch Theil an der Kirche Einheit. O, es ist ein wunderbar Ding um die *Una Sancta* des dritten Artikels, um die Einigkeit der Kirche, welche auch nicht erst werden soll, sondern schon jetzt vorhanden ist, die aber auf Erden freilich nicht gesehen, sondern, wie die Kirche selber, nur geglaubt sein will. Lauter Ausrufe der Verwunderung über die herrliche Einheit der Kirche sind es, in welche Paulus ausbricht, wenn er Eph. 4, 5. 6. schreibt: „Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen.“

Diese Einigkeit nun, in welcher alle Christen zu einander stehen, ist eine Einigkeit im Geist, weil sie vom Heiligen Geist gewirkt ist, der allen Christen den Glauben gegeben hat und in ihnen allen herrscht und regiert. Dies thut aber der Heilige Geist nicht unmittelbar, sondern mittelbar, durchs Wort. Im Worte kommt der Heilige Geist, und die Einigkeit im Geiste besteht eben darin, daß alle dem Worte Gottes zufallen, sich unter das Wort stellen und vom Wort regieren lassen. Unterwerfung unter das Wort Gottes, das ist das Wesen der Einigkeit im Geist. Wer sich nämlich von dem klaren Worte Gottes leiten läßt, der läßt sich auch vom Geiste Gottes leiten und steht somit in der Einigkeit desselben. Wer sich dagegen zu irgend einem klaren Worte Gottes in Widerspruch setzt, der steht in Rebellion zum Geiste Gottes und somit auch zur Kirche, die sich eben vom Geiste

Gottes leiten läßt. Die Einigkeit des Geistes, welche Gott fordert, und die der Kirche wesentlich ist, verlangt somit Zustimmung zu allen Lehren der heiligen Schrift. Sofern sich jemand dem weigert, seinen Beifall zum klaren Gotteswort zu geben, geräth er in Opposition zum Heiligen Geiste und eo ipso auch zur Kirche. Es handelt sich also, was die Einigkeit der Kirche betrifft, nicht um Lehren und Dinge, welche die Vernunft, der Papst oder die Kirche feststellen, sondern einzig und allein um das, was uns Gott in seinem Worte vorgelegt hat. Unterwirft sich die ganze Christenheit in allen Stücken dem klaren Gottes Worte, ist sie einig in allen Artikeln der Lehre, so ist auch die gottgewollte Einigkeit des Geistes vorhanden. Daß gerade dieses, daß alle Christen ein und denselben Glauben haben, der Einigkeit im Geiste wesentlich ist, bezeugt Paulus Eph. 4, 3—6. Und nach 1 Cor. 1, 10. wird den Spaltungen in der Kirche dadurch vorgebeugt, daß die Christen allzumal einerlei Rede führen und fest an einander halten in Einem Sinn und in einerlei Meinung. Nach Eph. 4, 13. 14. soll es ferner in der Kirche so stehen, daß alle, frei von Irrlehren, einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes haben. Und der richtet nach Röm. 16, 17. Zertrennung und Aergerniß in der Kirche an, welcher schriftwidrige Lehren in die Kirche einführt.

Daß die gottgewollte Einigkeit der Kirche in der Uebereinstimmung aller Christen in allen Lehren der Schrift besteht, lehrt auch unser Bekenntniß. Im 10. Artikel der Concordienformel heißt es: „Wir glauben, lehren und bekennen auch, daß keine Kirche die ander verdammen soll, daß eine weniger oder mehr äußerlicher von Gott ungebodenen Ceremonien dann die andere hat, wann sonst in der Lehre und allen derselben Artikeln, wie auch im rechten Gebrauch der heiligen Sacramenten mit einander Einigkeit gehalten, nach dem wohl bekannten Spruch: *Dissonantia jejunii non dissolvit consonantiam fidei*, Ungleichheit des Fastens soll die Einigkeit im Glauben nicht trennen.“ (Müller, S. 553 und 703.) Und im 7. Artikel der Augustana bekennet unsere Kirche: „Denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacrament dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und ist nicht noth zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus spricht Eph. 4, 5. 6.: Ein Leib, ein Geist, wie ihr berufen seid zu einerlei Hoffnung euers Berufs, ein Herr, ein Glaub, ein Taufe.“ (Müller, S. 40.) Und daß unsere Kirche von keiner Einigkeit etwas wissen will, in welcher der Wahrheit des Evangeliums etwas vergeben wird, bringt die Concordienformel zum Schluß ihres 11. Artikels in folgenden Worten zum Ausdruck: „Und soviel von den zwiespaltigen Artikeln, die unter den Theologen Augsburgerischer Confession nun viel Jahr disputirt, darinnen sich etliche geirret, und darüber schwere controversiae, das ist,

Religionsstreit entstanden. Aus welcher unser Erklärung Freund und Feind, und also männiglich, klar abzunehmen, daß wir nicht bedacht um zeitliches Friedens, Ruh und Einigkeit willen, etwas der ewigen, unwandelbaren Wahrheit Gottes (wie auch solches zu thun in unserer Macht nicht stehet) zu begeben, welcher Fried und Einigkeit, da sie wider die Wahrheit und zu Unterdrückung derselben gemeinet, auch keinen Bestand haben würde; noch viel weniger gesinnet, Verfälschung der reinen Lehre und öffentliche verdamnte Irrthümer zu schmücken und zu decken. Sondern zu solcher Einigkeit herzlichsten Lust und Liebe tragen, und dieselbe unsers Theils nach unserm äußersten Vermögen zu befördern von Herzen geneigt und begierig, durch welche Gott seine Ehre unverletzt, der göttlichen Wahrheit des heiligen Evangelii nichts begeben, dem wenigsten Irrthum nichts eingeräumt, die armen Sünder zu wahrhaftiger rechter Buß gebracht, durch den Glauben aufgerichtet, im neuen Gehorsam gestärket, und also allein durch den einigen Verdienst Christi gerecht und ewig selig werden.“ (Müller, S. 724.)

Bliden wir nun aber von diesem idealen, aber doch getreuen, wahren und sachgemäßen Bilde, welches die Schrift von der Einheit der Kirche dem Glauben malt, weg auf das, was vor Augen liegt, so gewahren wir eitel Spaltung und Zersplitterung, scheinbar das reine Gegentheil von dem, was der Glaube sieht. Errichten z. B. wir Lutheraner eine Kirche an der einen Straßenecke, so entstehen oft in rascher Folge an den übrigen drei Ecken Oppositionskirchen. Und wir selber halten uns unter Umständen verpflichtet, auch in solchen Städten Gemeinden zu sammeln und Kirchen zu bauen, wo sich schon zahlreiche Gemeinden vorfinden. Zählt man doch allein in den Vereinigten Staaten gegen vierzig verschiedene größere Familien von „Denominationen“, welche sich alle mehr oder weniger heftig und bitter bekämpfen, beneiden, verurtheilen, sowie auch Terrain und Convertiten abzugewinnen suchen. Und diese vierzig Hauptfamilien zerfallen wiederum in zahlreiche kleinere Körperschaften, die sich theils durch die Lehre, theils durch die Verfassung, theils durch Ceremonien, theils durch Gründe persönlicher Natur von einander getrennt haben und sich nun, der Welt zum Spott, gegenseitig fressen und zerfleischen. So zerfallen z. B. nach dem Censur von 1890 die Methodisten in siebenzehn, die Presbyterianer in zwölf, die Mennoniten in zwölf, die Baptisten in dreizehn, die Adventisten in sechs verschiedene Arten von Gemeinschaften. Fortwährend sind neue Secten im Entstehen begriffen. Schnell wie das Unkraut schießen sie auf und schwer wie das Unkraut lassen sie sich wieder ausrotten. Gegenwärtig mag es wohl schon über hundertundfünfzig verschiedene Kirchengemeinschaften in unserm Lande geben. Welche Zertrennung und Zersplitterung in der Christenheit! War schon Luther entsetzt über die vielen Secten und Schwärmereien, welche zur Zeit der Reformation austauchten, wie würde er die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über die heutige Zer-

splitterung in der Christenheit, wenn alle Secten vor ihm Revue passiren müßten!

Daß nun diese greuliche Zersplitterung in der Christenheit dem Gedeihen und der Ausbreitung des Reiches Gottes nur zu großem Schaden gereichen kann, lehrt schon die Erfahrung. Die Welt wird durch diese beständig vor sich gehenden Spaltungen und die unwürdigen Zänkereien, welche denselben vielfach voraufzugehen, zu folgen und sie zu begleiten pflegen, zum Spott und zur Verachtung gegen Gottes Wort gereizt. Abgesehen davon, daß, wenn die Christenheit einig wäre, alle Kräfte und Mittel, welche jetzt den Oppositionen dienen, in den Dienst der Ausbreitung des Reiches Gottes gestellt werden könnten, ist die Zersplitterung in der Christenheit auch für sich selber den Missionaren ein Klog am Bein. Wenn Protestanten nach jahrelanger Arbeit endlich die Früchte ihrer Arbeit sehen, so kommen wohl Jesuiten — das wiederholt sich immer wieder —, richten Verwirrung an und zerstören wieder eben aufblühende Missionen. Wir denken, da wir dies schreiben, insonderheit an Madagascar mit seinen lutherischen Missionen und jesuitischen Antimissionen. Nicht minder verderblich wirkt die Zersplitterung innerhalb der Christenheit. Sie ist Schuld daran, daß viele dem Irrthum zur Beute fallen und andere im bereits erkannten Irrthum dennoch liegen bleiben. Eine der mächtigsten Waffen in den Händen der römischen Priester, um gerade auch aufgewachte Gewissen ihres Volkes in der Knechtschaft des Pabstthums gefangen zu halten, ist die, daß sie auf die Zersplitterung hinweisen, welche sich unter den Protestanten findet. Und wie schwer wird es Sectengliedern gemacht, zur gottgewollten Erkenntniß und Gemeinschaft zu gelangen, dadurch, daß auch die Lutheraner unter sich nicht einig sind.

Freilich hat es auch nicht an solchen gefehlt, welche dies rundweg leugnen, und behaupten, daß gerade die Zersplitterung in der Christenheit von großem Segen sei für die Kirche und daß dieselbe von Gott selber gnädigst gewollt, weislich geordnet sei. Die verschiedenen Richtungen in der Kirche seien die natürlichen gottgewollten Erscheinungsweise des Christenthums, dessen Art es sei, sich der Eigenthümlichkeit der Völker und der Einzelnen anzuschmiegen. Jede kirchliche Richtung bringe eine bestimmte Seite der Wahrheit zum scharfen Ausdruck. Und in allen Richtungen zusammen genommen habe man erst den vollkommenen Ausdruck des Christenthums. Die verschiedenen Richtungen in der Kirche seien darum nicht etwa bloß von Gott zugelassen, sondern von vornherein von Gott beabsichtigt und darum nothwendig. — Solchem Gerede nun, welches auch nicht einmal den Schein eines Schriftbeweises zu erbringen vermag, stellen wir die klaren Gottesworte entgegen: Joh. 17, 11.: „heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, daß sie Eines seien, gleichwie wir.“ Joh. 17, 20—23.: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle Eines seien, gleichwie du, Vater, in

mir, und ich in dir; daß auch sie in uns Eines seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie Eines seien, gleichwie wir Eines sind. Ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in Eines.“ Ferner Eph. 4, 3.: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens“; und 1 Cor. 1, 10.: „Ich ermahne euch aber, lieben Brüder, durch den Namen unsers HErrn Jesu Christi, daß ihr allzumal einerlei Rede führet, und lasset nicht Spaltungen unter euch sein, sondern haltet fest an einander in Einem Sinn und in einerlei Meinung.“ Auch gehören hierhin alle die Stellen, in welchen Gott Abweichungen von der rechten Lehre verdammt, Christen vor denselben warnt und fordert, daß sie sich von Irrlehrern absondern. Wer im Angesichte dieser Gottesworte behaupten kann, daß Gott die verschiedenen Richtungen in der Kirche als berechtigte und der Kirche heilsame wolle, lästert Gott und setzt dem göttlichen Rein sein menschliches Ja gegenüber. Dasselbe Urtheil trifft auch die Syntretisten und Indifferentisten, welche behaupten, daß es vor Gott gleichgültig sei, welcher Richtung in der Lehre man sich anschließe, und die Unionisten, welche lehren, daß es die Pflicht jedes Christen sei, Abweichungen in der Lehre zu übersehen, so lange nur Einigkeit in den Hauptlehren und im Leben bestehen bleibe.

Ist nun die Zertrennung in der Christenheit nicht nur dem Willen Gottes zuwider, sondern gereicht sie auch dem Gedeihen und der Ausbreitung der Kirche zu großem Schaden, so liegt auch jedem Christen, jeder christlichen Gemeinde und insonderheit ihren öffentlichen Dienern die Pflicht ob, Trennung, wo immer möglich, zu verhüten. Jedes wahren Christen heilige Pflicht und höchste Lust muß es ja sein, Gottes Willen zu thun und was demselben zuwider, zu verhüten, wo immer er kann, sowie auch am Bau des Reiches Gottes zu arbeiten und alles, was sich der Ausbreitung desselben entgegenstellt, aus dem Wege zu räumen. Dazu kommt auch der ausdrückliche Befehl des Apostels, fleißig zu sein, die Einigkeit im Geist zu erhalten, Eph. 4, 3., in welchem eben dies jedem Christen zur Pflicht gemacht wird, daß er alles vermeiden soll, was zur Trennung führen oder Vereinigung verhindern kann und andererseits alles thun soll, was in seinen Kräften steht, Spaltungen zu verhüten, resp. zu heilen. 1 Cor. 1, 10. schreibt Paulus: „Ich ermahne euch aber, lieben Brüder, durch den Namen unsers HErrn Jesu Christi, daß ihr allzumal einerlei Rede führet, und lasset nicht Spaltungen unter euch sein, sondern haltet fest an einander in Einem Sinne und in einerlei Meinung.“ Keinem Werke sollten sich Christen, christliche Gemeinden und Gemeinschaften mit größerer Lust, Freude und Eifer widmen, als gerade solcher Verhütung und Heilung von Spaltungen in der Kirche. Ist es doch eine unaussprechlich hohe und unverdiente Ehre, daß Gott die Christen als seine Werkzeuge, ja, Mitarbeiter gebraucht, seine Kirche zu bauen, Christen in der Erkenntniß und im Glauben zu fördern und der

Kirche Einigkeit zu erhalten, eine Ehre, der Gott nicht einmal die heiligen Engel gewürdigt hat. Und preist Christus denjenigen schon selig, welcher in Dingen des irdischen Lebens Streit verhütet und Frieden stiftet, wie viel herrlicher muß es dann sein, die Einigkeit der Kirche zu erhalten, ihre Wunden zu heilen und ihre Risse auszubessern! Daß es einerseits nichts Verwerflicheres auf Erden gibt, als die Einheit der Kirche zu zerstören und ihr Gedeihen zu untergraben, andererseits aber auch nichts Seligeres, als der Einigkeit und dem Wachsthum der Kirche Vorschub zu leisten, geht auch hervor aus den göttlichen Drohungen über alle, welche von der Schrift abweichen und falsche Lehren in die Kirche einführen, sowie auch aus den herrlichen Verheißungen, die Gott denen gegeben hat, die bei der Schrift und somit in der Einigkeit des Geistes treulich bleiben. 1 Tim. 6, 20. Joh. 8, 32. 2 Tim. 1, 13. 14. Offenb. 22, 18. 19. 1 Tim. 6, 3. 4. Röm. 16, 17. 18. Welcher Christ wollte darum nicht mit Freuden seine Hand zu diesem Werke christlicher Einigkeit bieten und das Gebet unserer Väter in der Concordienformel: „Der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu verleihe die Gnade seines Heiligen Geistes, daß wir alle in ihm einig sein und in solcher christlichen und ihm wohlgefälligen Einigkeit beständiglich bleiben. Amen“, täglich zu seinem eigenen machen?

Dieser hohen Pflicht können Christen aber nur dann recht genügen, wenn sie nicht nur Liebe zu ihren Brüdern haben, sondern auch das Wesen der christlichen Einigkeit erkannt haben und dasselbe bei ihren Einigkeitsbestrebungen nie aus den Augen verlieren. Wer nicht weiß, daß die Einigkeit der Christen darin bestehen soll, daß sie einig sind in allen Artikeln der Lehre, kennt nicht das einzige gottwohlgefällige Ziel aller Einigkeitsbestrebungen in der Kirche. Mag ein solcher sich dann immerhin mit großem Feuereifer für die kirchliche Einigkeit ins Geschirr werfen, so ist das doch nur ein Eifer mit Unverstand und vermag zur Heilung und Verhütung von Zwiespalt in der Kirche nichts beizutragen, wird auch mehr Schaden als Nutzen in der Kirche stiften, die gottgewollte Einigkeit mehr hindern als fördern und mehr der Uneinigkeit als der wahren Einigkeit in die Hände arbeiten. Liegt Unionsbestrebungen von Anfang an eine *ignoratio finis* zu Grunde, so müssen sie nothwendig fehl- oder gar in ihr Gegentheil umschlagen. Das ist ja auch sonst bei Bewegungen in irdischen Dingen das Erste, daß das Ziel festgesetzt wird, wenn anders nicht das Herz mit dem Verstande durchbrennen soll. In kirchlichen Einigkeitsbestrebungen nun müssen wir uns in der Zweckbestimmung richten nach dem Worte Gottes, welches als Ziel fordert: Uebereinstimmung in allen Artikeln der Lehre, nichts mehr, aber auch nichts weniger. Unterwerfung unter Gottes klares Wort in jedem Stück muß darum in allen Einigkeitsbestrebungen unsere Minimal-, zugleich aber auch unsere Maximalforderung sein. Wer sich ein anderes Ziel seiner Einigkeitsbestrebungen steckt, der arbeitet nicht auf das hin, was Gott, sondern auf das, was er selber will. Wer eine Einigkeit

anstrebt in Lehren, die Gott nicht geboten hat, oder nur in etlichen, nicht aber in allen Lehren, die Gott in der Schrift vorlegt, oder bloß in Ceremonien, oder in christlichen Werken, oder im bloßen friedlichen Nebeneinanderwohnen zc., hat seinen Bestrebungen ein falsches, selbsterdachtes Ziel gesetzt und kann der wahren Einigkeit nur hinderlich, nicht aber förderlich sein. Das gilt z. B. von allen Einigkeitsbestrebungen, welche vom Papstthum ausgehen, die sämmtlich gott- und schriftwidrig sind. Fordert nämlich Gott Unterwerfung unter sein Wort als *conditio sine qua non* der christlichen Einigkeit, so der Papst die Unterwerfung unter seinen Willen. Und wenn die Schwärmer hier zu Lande, zu welchen gerade auch in diesem Stück die sogenannte Lutherische Generalsynode zu rechnen ist, vor allem Einigkeit in den beiden vermeintlichen Artikeln von der göttlichen Ordnung des „christlichen Sabbath“ und der Sündlichkeit des Genusses von Spirituosen anstreben, so ist das auch kein göttlich gegebenes, sondern ein selbstgesetztes Ziel ihrer Einigkeitsbestrebungen. Dasselbe gilt auch von der früheren Buffalo-Synode, welche ins nöthige Einigkeitsziel Uebereinstimmung in Ceremonien und kirchlichen Gebräuchen mit aufgenommen wissen wollte. In allen diesen Fällen wird aber das von Gott gesetzte Ziel durch ein menschlich gewähltes verdrängt, und die Realisirung des göttlich gewollten Zieles, wo nicht gänzlich verhindert, so doch erschwert. Dasselbe ist auch der Fall, wenn man das gottgewollte Ziel, Uebereinstimmung in allen Artikeln der Lehre, verstümmelt und dafür etwa setzt: Uebereinstimmung in den Hauptartikeln der christlichen Lehre. Dadurch ist das von Gott gesetzte Ziel verrückt und ein menschliches geworden. Das erstrebte Ziel ist thatsächlich nicht mehr Glaubenseinigkeit, sondern die „Liebe“, welche alles „duldet“, oder gar bloß gemeinsame Betreibung gewisser äußerlicher Werke. Damit ist nun aber der Christenpflicht wahrlich nicht Genüge gethan, daß man die Zersplitterung in der Christenheit beweint und beklagt, und dann mit Hintansetzung des gottgewollten Zieles sich selber ein beliebigeres Ziel kirchlicher Einigkeit macht und dasselbe zu erstreben sucht. Rein, wer daran arbeiten will, Spaltungen in der Kirche zu verhüten und zu heilen — wie das jeder Christ soll —, der muß vor allem wissen, daß das Ziel seiner Aufgabe ist: Uebereinstimmung Aller in allen Artikeln der Lehre.

Soll nun die Einigkeit der Kirche nach Gottes Willen bestehen in der Uebereinstimmung in allen Artikeln der Schriftlehre, so ist uns damit zugleich auch Mittel und Weg, zu diesem Ziele zu gelangen, angewiesen. Trennungen werden dadurch verhütet, daß die Uebereinstimmung im Glauben erhalten wird, und geheilt dadurch, daß die gestörte Uebereinstimmung wieder hergestellt wird. Beides kann aber einzig und allein geschehen durch fleißiges Treiben eben der Lehre, in welcher Uebereinstimmung Statt haben soll. Wie Glaube und Glaubenseinigkeit nicht ein Product der menschlichen Vernunft ist, da sie die Glaubenslehren weder aus sich selber erkennen, noch anerkennen, noch annehmen, sondern nur für Narrheit und Thorheit halten

kann, so vermag auch die Vernunft die Einigkeit nicht zu erhalten oder sie wieder herzustellen, wo sie gestört ist. Eben deshalb wird diese Einigkeit eine Einigkeit im Geiste genannt, weil nur der Heilige Geist, durchs Wort, dieselbe zu Stande bringt. Daraus folgt denn auch, daß sie nur durchs Wort vom Heiligen Geiste erhalten wird. Aus Gottes Wort wird Glaube und Glaubenseinigkeit wie geboren so auch erhalten. Wollen wir darum an unserm Theile dazu beitragen, daß Spaltungen in der Kirche vorgebeugt werde, so besteht unsere Aufgabe darin, Gottes Wort durch fleißiges Lehren und Hören bei uns in Übung zu erhalten. Je mehr wir dazu beitragen, daß unsere Christen in der Lehre des göttlichen Wortes gegründet und befestigt werden, desto mehr verhüten wir Irrthum und Spaltung in der Christenheit. Dadurch, daß unsere Christen, Gemeinden, Prediger, Lehrer, Visitatoren und Präseses darauf mit allem Ernst sehen, daß in den Christenhäusern Gottes Wort fleißig getrieben, daß in unsern Schulen ein gründlicher Religionsunterricht erteilt wird, daß die Christenlehren lehrreich sind und fleißig von Jung und Alt besucht werden, und daß in den Predigtgottesdiensten vor allem Lehrpredigten gehalten werden, in welchen die reine Lehre klar dargelegt und aus der Schrift wohl begründet und die falsche Lehre aus Gottes Wort widerlegt wird, kurz, dadurch, daß sie dafür sorgen, daß Gottes Wort zur Lehre und Strafe reichlich in Anwendung kommt, befestigen sie die Glaubenseinigkeit und beugen allerlei Spaltungen vor. Wir wissen keinen andern Weg, Zertrennungen in der Kirche zu verhüten, weil die Schrift von keinem andern Wege weiß. Durch Gottes Wort ist der Christ zur Einigkeit der Kirche gekommen und nur Gottes Wort kann es verhüten, daß er aus dieser Einigkeit wieder fällt. Je tiefer die Erkenntniß eines Christen ist, je besser er im Stande ist, seine Lehren aus der Schrift zu beweisen, je geschickter er in der Anwendung seiner Lehre ist, je klarer ihm der Zusammenhang wird, in dem jede Lehre mit dem Herzen des Christenthums, der Lehre von der Rechtfertigung, steht, je besser er die Quellen und Folgen der Irrthümer durchschaut und die Sprüche zur Hand hat, mit welchen die Irrlehre widerlegt wird, desto leichter vermag er auch den Irrthum in jeder Form, auch wenn er sich in zweideutige Ausdrücke und scheinbar orthodoxe Redeweisen hüllt, zu entdecken und jeden Anbrand falscher Lehre siegreich zurückzuschlagen und so Spaltungen in der Kirche zu verhüten. Daß Luther bis an sein Ende standhaft war in der Einigkeit des Glaubens und Geistes, kam daher, weil er nicht müde wurde, den Katholizismus zu treiben. (E. A. 57, 14 f.) Und nach Eph. 4, 13. 14. sollen alle Christen dahin kommen, daß sie sich nicht wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen zu verführen. Die Mängel der Erkenntnißschwachen soll die Gemeinde durch den nöthigen Unterricht aus Gottes Wort zu ergänzen trachten. 1 Theff. 3, 10. Geschieht dies aber nicht, wird die Lehre vernachlässigt, wird der Hausgottesdienst nicht recht oder

gar nicht gehalten, wird in der Schule der Katechismus stiefmütterlich beachtet, oder gar der ganze Religionsunterricht auf die Sonntagschule beschränkt, fehlen die Christenlehren und werden die Lehrpredigten zu Gefühlsreden und salzlosen Ansprachen, so wird dem Irrthum der Boden bereitet, falsche, dem natürlichen Menschen zusagende Anschauungen setzen sich in der Gemeinde fest, und der Spaltung wird Thor und Thür geöffnet. Ja, ehe noch die äußerliche Trennung erfolgt, oder gar die ganze Gemeinde in corpore ins Lager der Feinde übergeht, ist die Einigkeit des Glaubens innerlich längst abhanden gekommen, indem der Eine dies, der Andere das glaubt, und der Dritte wohl selber nicht weiß, was er glaubt.

Diese Pflicht nun, die Einigkeit des Geistes zu fördern durch fleißiges Treiben des göttlichen Worts, hat jeder Christ. Insonderheit sind es aber die öffentlichen Diener der Kirche, welche durch eifriges Lehren der Zertrennung in der Christenheit vorbeugen sollen. Ihre Hauptpflicht ist ja gerade die, daß sie mit Lehren anhalten. Und ihr Lehren hat den Zweck, die Christen im Glauben zu erhalten und somit auch in der Einigkeit des Glaubens. Mit demselben Eifer, mit welchem der Prediger die Erkenntniß der Wahrheit in der Gemeinde zu fördern trachtet, soll er sich auch der Verführung zur Irrlehre entgegensetzen. Diese Pflicht haben Prediger nicht bloß für ihre eigene Person, sondern gerade auch als Diener der Gemeinde. Gerade auch für die Einigkeit im Glauben sind darum die Prediger Gott und der Kirche verantwortlich. Mit gutem Bedacht verpflichten deshalb unsere Gemeinden ihre Prediger und Lehrer auf Schrift und Symbol und nehmen ihnen das feierliche Versprechen ab, ihr Amt nach denselben treulich ausrichten zu wollen. Schmuggelt darum ein Prediger Irrlehren in eine Gemeinde ein, oder läßt er es doch geschehen, daß sich Irrlehren in die Gemeinde einschleichen, so bricht er sein Wort und ist statt Wächter, ein Verräther der christlichen Einigkeit. Im 12. Artikel der Concordienformel gelobt unsere Kirche mit Bezug auf die Augustana: „Bei welcher wir auch durch Gottes Gnade begehren standhaftig bis an unser Ende zu verharren, und so viel an unserm Dienst gelegen, nicht zusehen noch stille schweigen wollen, daß derselben zuwider etwas in unsern Kirchen und Schulen eingeführt werde, darinnen uns der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi zu Lehrern und Hirten gesetzt hat.“ (Müller, S. 726.) Dasselbe Gelübde thut heute noch jeder, der sich auf die Symbole verpflichten läßt. Und eben dadurch, daß der Prediger nun diesem Gelübde nachkommt, thut er das Seine, die Einigkeit im Geist zu wahren und Spaltungen zu verhüten. Auch dem Prediger steht somit kein anderes Mittel, die Einigkeit der Kirche zu erhalten, zu Gebot, als das fleißige Treiben und Ueben der Schriftlehren. Gottes Wort muß alles alleine thun und ausrichten.

Wie nun aber jeder Christ und insonderheit die öffentlichen Diener der Kirche eifrig sein sollen, die Lehre zu treiben und allerlei Mängel der Erkenntniß in den Schwachen zu heben, so soll auf der andern Seite auch jeder

Christ, Prediger und Lehrer nicht ausgenommen, willig sein, Belehrung anzunehmen und sich das Mangelnde in der Erkenntniß ersetzen zu lassen. Jeder soll eifrig sein zu lehren, aber auch willig, sich mit Gottes Wort belehren zu lassen, es komme die Belehrung aus dem Munde eines Kindes oder eines Predigers. Für die Erhaltung der christlichen Einigkeit ist dies von der äußersten Wichtigkeit. Das natürliche Herz des Menschen, auch des Christen, will ja allezeit den Irrweg und ist allemwege dem Irrthum zugeneigt. Es ist darum auch nicht anders zu erwarten, als daß sich auch in christlichen Herzen allerlei Zweifel und Bedenken, die Lehre betreffend, geltend machen. Soll dann aber die christliche Einigkeit nicht gefährdet werden, so dürfen sich solche Zweifel nicht festsetzen, sondern sie müssen ausgerottet und von der Wahrheit besiegt werden. Zu dem Ende darf man aber in solchen Zweifeln seine Zuflucht nicht zur Vernunft und ihren Argumenten nehmen, wodurch man nur immer tiefer in den Irrthum, ja, von einem Irrthum in den andern geräth, wie die Geschichte satksam bezeugt. Vielmehr gilt es auch hier, seine Zuflucht zur Schrift zu nehmen, welche allein den Irrthum besiegen und ein gewisses Herz geben kann. Wie Luther in Marburg alle Einwürfe der Zwinglischen Vernunft mit dem klaren Worte Gottes darniederschlug, so soll auch jeder Christ es machen mit den Zweifeln, die seiner eigenen Vernunft entstammen. Vor dem klaren Gottesworte, welches auch die Albernern weise machen kann, müssen alle Bedenken verschwinden wie der Nebel vor der Sonne. Kann dabei der Angefochtene nicht alleine zur Klarheit und Gewißheit kommen, so soll er seine Brüder zur Hülfe nehmen. Insonderheit den Pastor hat Gott ja dazu gesetzt, damit er auch in allerlei Zweifeln, die Lehre betreffend, aus Gottes Wort seinen Gemeindegliedern Beistand leiste. Für Prediger ist es das Naturgemäße, sich in solchen Fällen an ihre Amtsbrüder, oder an ihren Visitator oder Präses um Rath und Beistand zu wenden. Eben das ist der Wille Gottes, daß einer den andern aus der Schrift lehre und sich von andern belehren lasse. Und wer also, wo nöthig auch unter Zuziehung seiner Brüder, mit Gottes Wort seine Zweifel zum Schweigen bringt, geht den gottgewiesenen Weg, die kirchliche Einigkeit zu erhalten. Er verhütet so, daß sich allmählich ein dissensus in der Lehre bei ihm ausbildet, wodurch die Einigkeit im Geist getrübt wird. Denn können erst schriftwidrige Gedanken im Herzen ungestraft auftauchen, werden sie wohl gar genährt, so wird auch bald heimlich wider die Wahrheit geredet und geschrieben werden, und äußerliche Spaltungen und Trennungen sind nur noch eine Frage der Zeit.

Setzt sich aber dennoch aus irgend welchen Ursachen ein dissensus in der Lehre bei einem oder dem andern fest und bringt er denselben mündlich oder schriftlich andern zur Kenntniß, so fordert es das Interesse für Erhaltung der christlichen Einigkeit, daß wir an dem irrenden Bruder Kirchengucht üben. Abweichung von dem klaren Worte Gottes ist eben eine

Sünde wider die erste Tafel und nicht minder schrecklich als Sünden wider die zweite Tafel. Eine christliche Gemeinde und Synode soll darum auch, was die Lehre betrifft, in ihrer Mitte Zucht üben. Ohne dem Irrthum Vorschub zu leisten, ihm den Boden zu bereiten und die kirchliche Einigkeit zu unterminiren, kann Lehrzucht in der Kirche nicht unterlassen bleiben. Und wenn die Kirche dabei streng nach der Matth. 18 vorgeschriebenen Regel verfährt, so hat sie in solchem Fall das Ihre gethan, die kirchliche Einigkeit unverletzt zu erhalten. Gerade dadurch, daß die Kirche halsstarrigen Irrlehren die Kirchengemeinschaft aufkündigt, wahrt sie an ihrem Theile die gottgewollte Einigkeit und sagt sich von der Irrlehre, wie auch von der durch die Irrlehrer verursachten Trennung in der Christenheit los. Sie erklärt damit von Neuem ihre Loyalität gegen Gott und sein Wort, und bezeugt vor aller Welt, daß sie an ihrem Theil die Einigkeit im Geiste festzuhalten gesonnen ist. Und was die Irrlehrer betrifft, so erfüllen wir an ihnen unsere Pflicht, indem wir sie eben durch Verweigerung der kirchlichen Gemeinschaft nachdrücklich auf ihre verderbliche Stellung aufmerksam machen. Wollten wir mit Falschgläubigen Gemeinschaft pflegen und thun, als ob uns nichts von ihnen trenne, vielmehr alles seine Richtigkeit habe, so würden wir nicht nur die Irrlehrer in ihrer gottlosen Stellung bestärken, sondern auch den Schein hervorrufen, als ob wir auch die Wahrheit preisgegeben hätten und von der christlichen Einigkeit gewichen seien. Daß dies aber nicht bloß von solchen Irrlehrern und ihrem Anhang gilt, welche in der Gegenwart und aus unserer eigenen Mitte hervorgegangen sind, sondern von allen Gemeinschaften, welche den Irrthum auf ihre Fahne geschrieben haben, versteht sich von selbst. Freilich werden wir dieser unserer Stellung wegen als Leute verschrien, welche Israel verwirren und die Kirche zersplittern. Aber was Menschen urtheilen, kann und darf uns nicht irre machen. Wir wissen aus Gottes Wort, daß solche Verfassung der Kirchengemeinschaft weder den Glauben noch die Liebe verletzt, vielmehr von beiden gefordert wird und der christlichen Einigkeit auch förderlich ist. Hat doch gerade auch für dieses Verhalten die Kirche in der Schrift nicht bloß die allgemeinen Principien, sondern z. B. in Stellen wie 2 Cor. 6, 14—18. Röm. 16, 17. Matth. 7, 15. wortwörtlichen Befehl. Daß in solche Trennungen schwache Christen, welche den Irrthum nicht erkennen, oder doch denselben nicht in seinen Consequenzen in sich aufgenommen haben, mit verflochten sein können, und daß sich auch in Gemeinschaften, welche schon seit Jahrhunderten von der rechtgläubigen Kirche getrennt sind, Christen befinden, welche durch die göttlichen Wahrheiten, die solche Gemeinschaften noch haben, geboren sind, soll hier nur erwähnt, nicht aber ausgeführt werden.

Die Erhaltung der christlichen Wahrheit und somit auch die der christlichen Einigkeit betreffend schreibt Walther: „Wollen wir aber, daß uns unser Kleinod bewahrt bleibe, so muß ein Jeder in seinem Stand und Beruf

dazu Hand ans Werk legen, und alle unsere kirchlichen Institute müssen dazu helfen. Ihr Väter und Mütter müßt schon in eurem Haus den Grund legen und frühzeitig euren Kindern reine Lehre und Erkenntniß und innige Liebe dagegen, sowie Scheu vor aller Irrlehre einflößen. Ihr Schullehrer aber müßt in euren Schulen dieses Werk des Hauses treulich fortsetzen oder, wo es noch nicht begonnen ist, mit desto brennenderem Eifer beginnen und euch so nicht als Hinderer, sondern als wahre Gehülfen des heiligen Predigtamtes erweisen. Ihr Prediger müßt euch nicht damit begnügen, daß ihr gebet, was ihr habt, sondern zugleich Tag und Nacht anhalten mit Lesen und Forschen, um immer reicher an Lehre und Erkenntniß, immer mächtiger in Widerlegung des Irrthums und dabei immer brünstiger zu werden in dem Werke des Herrn. Bedenket: Jedes Stillstehen ist hier Rückschritt; nicht mehr wachsen ist hier Sterben. Wir Professoren an unsern Anstalten zu Erziehung von Dienern in Schule und Kirche müssen unablässig darauf denken, unsere Anstalten zu wahren Prophetenschulen und zu hohen Leuchthürmen des Landes zu machen, in denen lieber alles Andere fehle, nur nicht das Licht der reinen Lehre der Apostel und Propheten. Schon unser Gymnasium muß mit höchstem Ernst darauf vorbereiten. Hierzu müssen wir auch immer sorgfamer und eifriger unsere Pastoralconferenzen und Synoden auslaufen. Dazu müssen unsere Zeitschriften und überhaupt das uns zu Gebote stehende Mittel der Presse mit immer größerer Gewissenhaftigkeit gebraucht und unsere Leser angeleitet werden, in unsern Veröffentlichungen nicht interessante geistliche Unterhaltungslectüre, sondern nichts Anderes, als Reinheit, Gründlichkeit und Entschiedenheit im Lehren und Wehren, kein Huren mit dem Zeitgeist, kein Liebäugeln mit der Irrlehre, kein Ansehen der Person zu suchen. Unsere Synodalwächter aber, unsere Präsidies müssen fortfahren, nicht sowohl Wächter menschlicher Ordnungen, als vielmehr Wächter über die Reinheit der Lehre und Erkenntniß zu sein.“

Immer und in allen Fällen ist es also das Wort Gottes allein, wodurch Spaltung in der Kirche verhütet wird. Kirchliche Einigkeit besteht eben, wie oben gezeigt, in der gemeinsamen Anerkennung der Lehren heiliger Schrift. Dazu kann aber aus eigener Vernunft und Kraft niemand gelangen, sondern der Heilige Geist muß sie durchs Wort, durchs Treiben der Lehren, die allseitig angenommen werden sollen, zu Stande bringen. Und in derselben Weise, wie die kirchliche Einigkeit geschaffen wird, wird sie auch erhalten. Wer deshalb, Spaltungen zu verhüten, zu menschlichen Mitteln greift, wird das gottgewollte Ziel nicht erreichen. Mag immerhin ein Prediger durch seine Beredsamkeit und seinen leutseligen Umgang das Kirchengebäude füllen, — den Glauben kann er in den Zuhörern nur durch Gottes Wort wirken. Mag der Prediger durch sein bescheidenes, freundliches, liebevolles Wesen und durch seine Fähigkeit, die verschiedensten Characteres geschickt zu behandeln, gleich viel dazu beitragen, daß allerlei Zwistigkeiten in seiner Gemeinde vorgebeugt wird und äußerliches fried-

liches Beieinanderwohnen erhalten bleibt, so doch gar nichts dazu, die Einigkeit im Geist zu erhalten. Auch die Gemeindeglieder können durch ihr liebevolles, friedfertiges und gottseliges Wesen und ihr gutes Vorbild im fleißigen Kirchenbesuch andere zur Nachahmung reizen und der Erhaltung des äußeren Friedens in der Gemeinde förderlich sein. Zur Erzeugung und Erhaltung der Glaubenseinigkeit aber lassen sich alle derartigen menschlichen Mittel nicht verwertzen. Wie der Glaube selber nicht durch christliches Vorbild gewirkt werden kann, so auch nicht die Glaubenseinigkeit der Kirche.

Können nun aber Prediger und Gemeinden durch ihr christliches Verhalten nichts dazu beitragen, daß die kirchliche Einigkeit erzeugt und erhalten wird, so doch durch unchristliches Verhalten gar viel dazu, daß Spaltungen entstehen. Wie der Mensch seine eigene Bekehrung verhindern kann, so vermag er auch der Einigkeit im Geist allerlei Hindernisse und Blöcke in den Weg zu legen. Abgesehen davon, daß der Prediger durch Satans List und Betrug seines Fleisches der Irrlehre und somit der Zertrennung in der Christenheit das Wort zu reden vermag, so kann er gerade auch durch die gleichgültige und theilnahmslose Art und Weise, wie er die göttlichen Wahrheiten vorträgt, mit Schuld dran sein, daß seine Gottesdienste schlecht besucht werden und seine Gemeindeglieder in Folge dessen nur selten in Contact kommen mit dem Worte, das er predigt, dasselbe somit auch keine Gelegenheit bekommt, seine Macht an den Herzen zu beweisen. Und ist der Prediger im täglichen Verkehr mit seinen Gliedern mürrisch, finster, unfreundlich, wohl gar stolz und herrisch, so ruft er durch dies unchristliche Verhalten Antipathien gegen seine Person wach, die leicht auch auf das, was er lehrt, übertragen werden. Sind ferner die Gemeindeglieder gegen einander lieblos und herzlos, so wird das gegenseitige Verhältniß bald ein kaltes, gereiztes, gespanntes, und die Flamme der Zwietracht kann jederzeit hervorbrechen, welche wiederum, wie die Erfahrung lehrt, meist Uneinigkeit in der Lehre zur Folge hat. Wo die Liebe nicht ist, da kann auf die Dauer auch die Lehre nicht rein bleiben, da muß die Einigkeit im Geiste dem Zwiespalt weichen. Ohne die Liebe bleibt eben der Glaube nicht. Glaubenseinigkeit aber ohne Glauben ist ein Unding, ein Feuer ohne Wärme, ein Messer ohne Klinge. Wer sich in der Feindschaft wider seine Brüder verhärtet, fällt selber aus dem Glauben und damit auch aus der Glaubenseinigkeit. Seine Brüder aber reizt ein solcher durch seine Lieblosigkeit ebenfalls zur Feindschaft und Opposition, die wiederum dem Glauben und der Einigkeit, in welcher sie stehen, verhängnißvoll werden kann. Wollen wir darum der christlichen Einigkeit nicht Hindernisse in den Weg legen und allerlei Spaltungen Vorschub leisten, so müssen wir mit allem Ernst auch auf unsern Wandel wohl Acht haben, damit er ein Wandel in der Liebe und Demuth bleibe, wie ihn die wundervolle Einigkeit, in welcher wir stehen, erheischt, ermöglicht und zugleich auch kräftigt motivirt. Eph. 4.

Insonderheit diesen letzten Punkt betreffend schreibt die Apologie in der Erklärung der Worte Pauli: „Die Liebe ist ein Band der Vollkommenheit“ unter anderm also: „Paulus redet von Einigkeit der Kirchen, und das Wort, so sie Vollkommenheit deutet, heißt nicht anders, denn unzerrissen sein, das ist einig sein. Daß er nu sagt: die Liebe ist ein Band der Vollkommenheit, das ist, sie bindet, füget und hält zusammen die vielen Gliedmaß der Kirchen unter sich selbst. Denn gleichwie in einer Stadt oder in einem Hause die Einigkeit dadurch erhalten wird, daß einer dem andern zu gute halte, und kann nicht Friede noch Ruhe bleiben, wo nicht einer dem andern viel versiehet, wo wir nicht einander tragen: also will Paulus da vermahren zu der christlichen Liebe, daß einer des andern Fehle, Gebrechen dulden und tragen soll, daß sie einander vergeben sollen, damit Einigkeit erhalten werde in der Kirchen, damit der Christenhaufe nicht zerrissen, zertrennet werde, und sich in allerlei Kotten und Secten theilen, daraus denn großer Unrath, Haß und Neid, allerlei Bitterkeit und böse Gift, endlich öffentliche Kezerei erfolgen möchten. — Denn die Einigkeit kann nicht bleiben, wenn die Bischöfe ohne alle Ursache zu schwere Bürden auflegen dem Volk. Auch werden daraus leichtlich Kotten, wenn das Volk auß geschwindest alles will meistern und ausecken an der Bischöfe oder Prediger Wandel und Leben, oder wenn sie alsbald der Prediger müde werden, etwa um eines kleinen Gebrechens willen; da folget viel groß Unraths. Als denn bald suchet man aus derselbig Verbitterung andere Lehrer und andere Prediger. Wiederum wird erhalten Vollkommenheit und Einigkeit, das ist, die Kirche bleibt unzutrennet und ganz, wenn die Starken die Schwachen dulden und tragen, wenn das Volk mit seinen Predigern auch Geduld hat, wenn die Bischöfe und Prediger wiederum allerlei Schwachheit, Gebrechen dem Volke nach Gelegenheit wissen zu gut zu halten. Von dem Wege und der Weis, Einigkeit zu halten, ist auch viel allenthalben geschrieben in den Büchern der Philosophen und Weltweisen. Denn wir müssen einander viel vergeben und für gut haben um Einigkeit willen. Und davon redet Paulus mehr denn an einem Ort. . . Und das Wort 1 Petr. 4.: Die Liebe bedet der Sünden Mennige. . . will gleich daselbige, das der nächst Spruch Pauli zu den Coloffern sagt, nämlich, daß wir uns sollen fleißigen, brüderlich, freundlich zu leben, also daß einer dem andern viel zu gute halte, daß Unlust und Zwiespalt vermeidet werden, als sollt er sagen: Zwiespalt erwächset aus Haß; wie wir denn sehen, daß aus geringen Fünklein oft groß Feuer angehet. Es waren nicht so große Sachen, darüber erst C. Cäsar und Pompejus uneins worden, und wo einer dem andern gewichen hätte, so wäre der folgende große Krieg, so viel Blutvergießen, so manch groß Unglück und Unrath nicht daraus kommen. Aber da ein jeder mit dem Kopf hindurch wollt, ist der große unsägliche Schade, Zerrüttung des ganzen römischen Regiments der Zeit erfolgt. Und es sein viel Kezereien daher erwachsen, daß Prediger auf einander sind verbittert

worden. So ist nu Petri Spruch also zu verstehen: Die Liebe decket der Sünde Mennige zu, das ist, die Liebe decket des Nächsten Sünde. Das ist, ob sich gleichwohl Unwill unter Christen begibt, so trägt doch die Liebe alles, übersieht gern, weicht dem Nächsten, duldet und trägt brüderlich seine Gebrechen, und suchet nicht alles aufs Schärfest. . . . Denn sollen Leute in Einigkeit bei einander sein oder bleiben, es sei in der Kirchen oder auch weltlichem Regiment, so müssen sie nicht alle Gebrechen gegen einander auf der Goldwage abrechnen, sie müssen lassen einander fast viel mit dem Wasser fürüber gehen und immer zu gut halten, so viel auch immer möglich, brüderlich mit einander Geduld haben.“ (Müller, S. 126—129.) F. B.

(Schluß folgt.)

Aus Paul Hentels Leben.

(Schluß.)

[In dem weiteren Verlauf seiner „Nachricht“ über seine „ersten Berichtigungen“ erzählt der alte Hentel u. a. Folgendes:]

Ich ritt über den Berg nach der sogenannten Cowe,kehrte ein bei einem englischen Manne, bei welchem ich den Winter vorher herbergte, und mußte hier wieder etwas lernen. Die Hausfrau lag auf dem Todtenbette. Diese fragte mich, ob ich nicht glaubte, daß sie die Welt verlassen müsse. Ich sagte ihr, ich glaubte es. Sie behauptete, sie wisse, daß sie abscheiden müsse. Ich rieth ihr, eine genauë Prüfung ihrer selbst anzustellen, ob sie auch Zuversicht hätte, daß sie einen seligen Abschied nehmen würde. Ich erinnerte sie, was ich bei meinem vorigen Dasein mit ihr und dem Hausherrn gesprochen hatte, welches sie dazumal nicht genehmigen wollte, auch nicht für nöthig achtete. „Das ist eben mein größtes Anliegen“, behauptete sie; „ich weiß, daß ich fort muß, und ob ich auch schon Hoffnung habe, ein seliges Ende zu finden, so ist mir solches doch nur als eingebildet, und ich habe nichts Zuverlässiges. O, gerne wollte ich auch sterben, hätte ich nur das Zeugniß der Vergebung meiner Sünden.“ Ach, es war mir eine rechte Trauerscene. Sie ließ mich nicht fort, ob ich gleichwohl meine Bestellungen täglich vor mir hatte und viel in der Nacht reisen mußte, um die Zeit einzubringen. So war ich genöthigt zu bleiben. Ich bemühte mich fast die ganze Nacht, ihr die rechte Heilsordnung zu erklären, damit sie Trost und Ruhe finden möchte; allein die Schmerzen waren sehr groß, daß alles ohne den Zweck zu erreichen geschah. Den andern Morgen früh machte ich eine andre Probe, aber mit keinem gewünschten Erfolg. Als ich eine kleine Hoffnung hatte zu siegen, kam ihre Mutter dahin, eine von der alten Presbyterianer-Kirche; die war dreist genug, sie mit ihrer guten Erziehung, ihrem guten und ehrbaren Wandel zu trösten, wohl gar ihrer Seligkeit damit zu versichern. Die Tochter wandte ein: „Zawohl, damit habe ich

mich lange beholfen; allein ich sehe deutlich, daß es mit mir auf den Besing verloren ist.“ Die Mutter wurde demzufolge gegen mich aufgebracht, darum, daß sie glaubte, ich hätte der Tochter die Antwort in den Mund gegeben; folglich konnte ich weiter nichts anbringen, ohne erst einen Zank mit der Mutter anzustellen, und also ritt ich ab und habe niemals erfahren, wie ihr Ausgang war.

Ich setzte meine Reise fort nach Haus und fing an mich zu rüsten für den Zug nach Shepherdstown. Ich hatte aber eine Bestellung auf die Ostern an der Pattersons Creek. Dies war 40 Meilen von meiner Mutter. Meine Frau machte die Reise mit. Hier mußte sie schon anfangen theilzunehmen an der Beschwerlichkeit des Reisens zu Nacht, die uns überfiel, da wir noch acht oder zehn Meilen hatten. Sie führte ein Kind, das vierzehn Monate alt war, unsere älteste Tochter. Sie hatte sich aber gefaßt auf alle Schicksale in ihrem Gemüthe. Wir mußten durch eine gute Strecke Waldes reiten. Da nahmen wir alles in Betracht, was uns seit etlichen Jahren begegnet war, betrachteten die wunderbare Führung Gottes unser beiden. . . . Indessen kamen wir zur Herberge zu Heinrich Liebner, wurden freundschaftlich empfangen und gut bewirthet. Den folgenden Tag, auf Charfreitag, predigte ich in dessen Hause in englischer Sprache, aber unter gar vieler Schwierigkeit; ich war schwach an meinem ganzen Leibe, fieberisch und hatte mit harten Versuchungen zu kämpfen. . . . In meinem Kummer ging ich aus auf ein großes, weites Feld, um mich zu erholen, setzte mich endlich auf etwas Stroh, wo das Vieh gefüttert war. Da ich matt und ermüdet war von der Predigt, ließ ich mich auf den Ellenbogen nieder, und in kurzer Zeit schlief ich ein. . . . Da wurde alles bei mir vergessen, bis ich erwachte, welches um neun Uhr in der Nacht war. Nach dem Erwachen konnte ich mich nicht erinnern, wo ich nur wäre. . . . Nachdem ich aber in meinen Gedanken zurück ging und nachzählte, wo ich etliche Wochen lang gepredigt hatte, kam ich an den Ort und Tag, da ich letzters predigte, und so fand ich denn, wo ich war. Aber wo finde ich das Haus? Das war das Nächste. Es war finster. Rufen und schreien wollte ich auch nicht. Ich lief gerade zu nach meinem Gutdünnen und traf das Haus. Meine Frau hatte sich mit der Familie ins Gespräch eingelassen. Sie meinten alle, ich sei in des Wagners Werkstatt und lese in einem Buche vor dem Feuer. Da wäre ich vielleicht die ganze Nacht liegen geblieben, wo ich nicht die Kälte empfunden hätte.

Den andern Tag predigte ich in einem Hause und des Abends auch wieder. Die Leute bewiesen großen Eifer, meine Predigten zu hören. Ich taufte des Abends viele Kinder, beide für Deutsche und für Englische. . . . Ich predigte Sonntag-Morgens den Englischen in einer Kirche und des Nachmittags vier Meilen von da den Deutschen in einem Wohnhaus. Montags predigte ich wieder den Englischen in einem Wohnhause, und des Dienstags reisten wir wieder ab nach Haus.

Am 4. Mai [1783] machten wir unsern Abzug mit einem leichten Wagen und zwei Pferden. Mein Bruder Isaak, ein Knabe von vierzehn Jahren, war unser Fuhrmann. Ich ließ mir ein schriftliches Zeugniß von vielen Gliedern der deutschen Gemeinde geben, da ich erzogen ward, so auch von Englischen. . . . Als wir eine Nacht im Wagen liegen mußten aus Mangel des Hausraums bei sehr starkem Regen und Stürmen, daher auch etwas naß wurden, und den andern Tag im stärksten Regen abreisen mußten, . . . berichtete mir ein junger Prediger der sogenannten Neureformirten zu meiner Betrübniß, daß man kein Haus für mich gemiethet hätte. . . . Um neun Uhr ließ der Regen nach. Wir hielten, fütterten, und meine Frau rüstete das Frühstück. Aber fürwahr, ich konnte nichts genießen. Ich berichtete meiner Frau davon, welche aber ganz ungestört und gelassen blieb mit der Antwort: „Kommen wir an einem Ort nicht an, so geschieht es doch gewiß an einem andern.“ . . . Um drei Uhr Nachmittags, als wir wieder fütterten an der Hay Creek in Frederick County neben einem Gasthaus, und wieder abreisen wollten, sand sich der Fluß so hoch, daß wir nicht passiren konnten. Mein Geld war alles spendirt, und im Gasthaus bleiben konnte ich nicht. Ich ließ alles stehen und lief von der Straße weg, um Herberge zu finden. In einer halben Meile kam ich zu einem vermögenden Bauern, der auch ein Deutscher war und eine englische Haushaltung führte. . . . O, wie gut war das getroffen! Die Leute bewiesen uns sehr viele Freundschaft. . . . Den andern Morgen, als Sonntags, nöthigten uns die Leute, selben Tag noch bei ihnen zu liegen; aber unser Sinn war, uns in Shepherdstown zu finden so bald als möglich. . . . Wir setzten die Reise fort, und am Dienstag Abend, als am 12. Mai, kamen wir an eine Plantage eine Meile außerhalb der Stadt. Da ließ ich die Fuhre stehen, nahm eins der Pferde und ritt in die Stadt, fand aber bald, daß alles an dem war, wie ich berichtet war. Der Mann, der für mich agiren sollte, war nicht zu Hause, und die Frau bekümmerte sich um die Sache nicht. Ich kehrte wieder zurück zu meiner Fuhre, fand aber weder Fuhre noch Haushaltung. Man rief mir vom Hause, alles wäre da. Der Hausherr hatte mich in meiner letzten Predigt in Shepherdstown gehört, und als ich die eine Gasse hinab ritt, ging er die andere hinauf. Er erblickte mich, und sobald er nach Hause kam, nahm er die Haushaltung ein; denn er wußte wohl, daß in der Stadt nichts für uns war. . . . Nachdem wir bei diesem Freund, Nicolaus Loch, Herberge fanden, kam denn auch der Mann, der mein Agent in der Stadt sein sollte, den andern Morgen herbei und machte seine Entschuldigung, so gut er konnte. . . . Es kam auch der deutsche Schulmeister aus der Stadt zum Besuch. Freund Loch und seine Familie . . . erboten sich, uns bei ihnen wohnen zu lassen, bis wir irgendwo unterkommen könnten; allein wir wünschten die Ueberlast nicht zu machen. Freund L. wirkte eine Wohnung aus für uns in der Stadt. . . . Ein englischer Mann hatte ein kleines Haus zu eben der Zeit

müßig stehen, davon die vordere Stube wohl wohnbar war mit einem kleinen Feuerwerk; nur mangelte das Dach auf der einen Seite. Der Herr hatte die Schindeln und Nägel dafür, und Freund Loch nagelte sie auf, und also ließ uns der Mann, Mr. Brown, frei darin wohnen. Ein kleiner Anbau war zum Hause. Diesen hatten die vorigen Einwohner zum Kuhstall gemacht, allwo auch eine Kuh krepirt war und das ganze Gerippe noch lag, welches einen unangenehmen Geruch gab. Dieses mußte ich dann erst wegschaffen. . . . Den andern Tag machten wir den Einzug ganz in der Stille. Des Nachts bei dem Schlafengehen sangen wir nach unserer Gewohnheit aus einem Abendliede; es folgte aber bald, daß Steine wider die Hausthür geworfen wurden; so mußten wir ablassen. Den andern Morgen kaufte ich etwas weniges Lebensmittel ein. Da war mein Geld vollends alles ausgelegt, als nur eben so viel, daß ich mir noch Leder kaufte für ein Paar Schuhe. Den Schuster für das Machen zu bezahlen hatte ich nicht mehr übrig. Ich erbot mich, ihm ein Paar silberne Schnallen in Verfaß zu geben auf vierzehn Tage; aber er machte mir selbige auf meinen Credit.

Indessen nahm ich mir vor, eine Reise in die deutsche Gemeinde an der Shenandoah zu machen. . . . Sonntags hielt ich eine englische Predigt in der sogenannten County-Kirche, welche die einzige zu der Zeit war. Alle Religionsparteien hatten gleiches Recht dazu, doch hatten einige meiner Widersacher den Schlüssel dazu verborgen gehalten, damit ich nicht hinein sollte. Daher entschloß ich mich, sonstwo zu predigen, um alle Unruhe zu verhüten. Allein der Statthalter, welcher ein Mitglied der englischen bischöflichen Kirche war, steckte einen Knaben zum Fenster hinein und sandte mir einen Boten und ließ mir sagen, ich sollte auf sein Wort hingehen und predigen; er wolle für alles stehen. Demzufolge that ich so und predigte einer großen Versammlung.

Den andern Tag, Montag, um 10 Uhr reiste ich dann zu Fuß ab in meinen neuen Schuhen, die meine Füße den ersten Tag sehr peinigten, darum, daß das Leder stark war. Ich band ein Hemd und etliche andere Stücke Kleidung in mein Schweißtuch und trug sie in der Hand. Ich reiste den ersten Tag 20 Meilen, herbergte bei einem deutschen Manne, der sieben Wochen vorher mein Hörer gewesen war. Dieser bedauerte, daß ich die Reise zu Fuß machen sollte, und gab mir eine kleine Mähre zu reiten, welche er etliche Tage zuvor an eine Schuld genommen hatte. . . . Man pflegt zu sagen: „Besser übel geritten als stolz gelaufen.“ Aber fürwahr, ich wollte lieber übel zu Fuß gehen, als stolz auf einem solchen Thier reiten, wie selbiges war. Alle Peitschen und Sporen im ganzen Lande hätten sie nicht aus ihrem langsamen Schritt bringen können. Man hatte Zeit zum Stubiren, so man sich des Einschlafens enthalten konnte. Ich fand keine Gelegenheit, die Mähre zu lassen, bis ich fünf Meilen über Woodstock kam. So reiste ich zu Fuß etwa zehn Meilen, herbergte bei

einem deutschen Landmann; den andern Morgen reiste ich wieder früh ab, begegnete dem Prediger Jacob Zink und dessen Bruder auf dem Wege, welche mir die Namen der Vorsteher der sogenannten Pine-Kirche angaben. . . . Ich kehrte bei einem alten Deutschen ein; der gab mir den andern Morgen ein Pferd und ritt mit mir zu Johannes Koller, Vorsteher der sogenannten Röders-Kirche. Der war froh, mich zu sehen, sandte sogleich aus und ließ die Predigt auf den andern Tag des Morgens um zehn Uhr bestellen. Meine einfältige Predigt machte großen Eindruck auf viele Zuhörer. Es wurde mir auch sogleich ein Veruf mit nach der Conferenz gegeben. Der Vorsteher Koller gab mir ein Pferd und ritt selber mit nach der Pine-Kirche, zehn Meilen, und war dort mein Zuhörer. . . . Den andern Tag machten Michael Nehs und sein Sohn die Reise mit mir an den Ort, da ich predigte; dies war an der Stony Creef. . . . Den andern Tag predigte ich in Woodstock. . . . Da gab es noch fast Streit meinethwegen. Einer der Beamten verbot mir die Kirche; andere drohten, die Thür aufzubrechen, um mich drinnen zu hören. . . . Doch wurde die Sache in Güte beschlossen, daß ich in der Kirche predigte. Von da reiste ich nach Staufersstadt und von da nach der Josephs-Kirche am Pine Hill und predigte auf Donnerstag als am Himmelfahrtstage. . . . Ich reiste von da nach Winchester, hielt eine kurze Rede den wenigen Deutschen, die noch geneigt waren, etwas in ihrer Muttersprache zu hören. Mit Mr. Miller, dem Strumpfweber, wurde ich vormals schon bekannt und da noch mehr. Er als ein erfahrener Christ und welterfahrener Mann gab mir viel Unterricht. Er beschenkte mich mit einem Paar neuen Strümpfen. . . . Ich dankte dem Herrn in meinem Gemüthe, daß er mir einen solchen Freund hatte werden lassen. . . .

Die folgende Nacht herbergte ich bei dem armen Manne, dessen Frau an den Gliederschmerzen schon einige Jahre hilflos zu Bette liegen mußte. . . . Ich war ermüdet, legte mich zu Bette, wurde aber bald von so vielen Flöhen angegriffen, daß ich nicht schlafen konnte. Ich setzte mich in die Küche zum Feuer, der Mann desgleichen. Ich schlummerte wohl vor dem Feuer; aber das war kein Vergnügen; die Flöhe waren in meinen Kleidern, und da wollten sie bleiben. Der Mann ging wieder zu Bett, und ich ging in ein klein Stück Wald im Felde und legte mich auf den Rasen. Da sie aber immer an mir nagten, zog ich das Hemd aus, drehte es fest zusammen und schlug es um einen Baum, bis ich deren etliche umbrachte. Dann legte ich mich und schlief bis zum Aufgang der Sonne. Nach dem Frühstück ging ich mit dem Hauswirth fünf Meilen, da für mich bestellt war zu predigen in deutscher und englischer Sprache. Ich hielt beide Predigten in einer Scheuer. Nach geendigter Predigt hatte ich noch sechzehn Meilen nach Haus. Ich hätte schon ein Pferd haben können, eine gute Strecke des Weges zu reiten, wenn ich darauf hätte warten wollen. Ich ließ mir etwas zu essen geben und setzte meine Heimreise fort, und um neun Uhr war ich wieder zu Hause.

Als ich heim kam, fand ich in meiner Haushaltung alles wohl; nur waren unsere beiden Kühe weggelaufen, welches für uns Verlust war, da wir der Milch mangeln mußten. Dennoch fand ich meine Frau gutes Muths. Sie sagte, sie hätten gar keinen Mangel gehabt; ich sollte mich deswegen nicht stören lassen, sondern auf meine Predigt gefaßt halten, darum, daß eine große Versammlung der Englischen erwartet werde. . . . Sonntags fand sich die Kirche gedrängt voll, und ich predigte nach meiner Einfachheit mit großem Eifer die Buße zu Gott zc. Die Predigt war lang und für manche so empfindlich und rührend, daß man manche hat hören auf der Gasse gegen einander sagen: „Dies ist die ewige Wahrheit.“ . . . Da die Welt in ihrer Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott, durch einfältige Predigten selig zu machen die, so daran glaubten. . . .

Den folgenden Sonntag, als Pfingstsonntag, predigte ich in einem Wald bei Johannes Mauer, fünfzehn Meilen von Shepherdstown. Hier fand sich eine sehr große Menge Leute. . . . Die Deutschen ertheilten mir gleich einen Beruf und waren sehr froh um die Gelegenheit. Sie unterstützten mich mit etwas, meine Haushaltung zu erhalten.

Den folgenden Mittwoch reiste ich ab, der Conferenz¹⁾ in Yorktown beizuwohnen, welche auf den folgenden Sonntag ihren Anfang nahm. . . . Ich ritt nach Friedrich und von da mit Pfarrer Krug nach Neu-Hannover, 42 Meilen. Da erkundigte ich mich nach einigen meiner Verwandten und blieb bei meinem Vetter Johannes Hentel über Nacht. Er sandte einen Mann mit mir am Sonntag Morgen nach York, achtzehn Meilen. . . . Ich fand etwa sechzehn Prediger versammelt, von denen ich sehr bescheiden untersucht wurde. . . . Ich wurde als ein Katechet aufgenommen, berechtigt, Kinder zu taufen, zu predigen, katechisiren zc. . . . Ich wurde Montags um den Mittag entlassen und ritt wieder zu meinem Vetter unweit Neu-Hannover. . . . Freitag Morgens ritt ich von da ab nach der sogenannten Apfels-Kirche in der Türkei. . . . An dieser Kirche war die Wittwe Apfel wohnhaft, meines Großvaters jüngste Schwester und eine Tochter des sel. Pfarrers Hentel, der zu Germantown begraben liegt und einer der allerersten deutschen Prediger in Philadelphia war. Diese und zwei ihrer Töchter bekam ich das erste Mal zu sehen und war dessentwegen sehr erfreut. —

[Diesen Auszügen aus der S. 152 erwähnten in Briefform verfaßten „Kurzen Nachricht“ reihen wir noch folgende Mittheilungen an, die der Autobiographie entnommen sind.]

Nun hatte ich bald drei Jahre auf meine Kosten im Evangelio gearbeitet nebst vielem Verlust an zeitlichen Gütern. Mein kleines Geld war spendirt, und großes hatte ich keins mehr, als ich auf das kleine den ersten Angriff machte.

1) Die Versammlung der Pennsylvania-Synode ist gemeint.

Zu der Zeit war kein Prediger in dem ganzen Staat Virginia, der ein Mitglied ordentlicher Verbindung war, weder von Seiten der lutherischen noch der reformirten Kirche. Das englische Volk, ausgenommen die Presbyterianer, war in eben der Lage. . . . Diese Leute ließen alle ihre Kinder bei mir taufen, darum daß ich als einem von der englischen bischöflichen Kirche gleich gehalten wurde. Englisch predigen mußte ich allerwärts. . . .

Im Monat August sandte die neu errichtete Gemeinde in Barclay und Frederick County, Virginia, ein Fuhrwerk nach Shepherdstown und führten uns in das Land. Etwa 15 Meilen von der Stadt bezogen wir eine Hütte, worinnen wir einen harten, kalten Winter zubrachten. . . . In eben diesem Winter wurde ich bekannt mit Johannes Höhl, der mit den hessischen Truppen ins Land gekommen war. Er diente hier als deutscher Schulhalter. . . . Sobald der Schnee fort war, begab ich mich wieder in die Gemeinden an der Shenandoah, fand die Leute allerwärts sehr begierig und aufmerksam. . . . Gegen Ende Mai machte ich mit vier Deputirten eine Reise nach Lancaster, Pa., auf das Begehren meiner Gemeinden, in der Absicht, daß ich möchte völlig zum Predigamt gewidmet werden; aber die Zeit war noch nicht dazu und wir gingen also fehl. Freilich ward die Sache nicht so mit verhandelt durch die Glieder der Verbindung, wie es das Recht forderte; doch nicht ohne die weisen Absichten des Unwissenden. Alles diente mir zur besseren Untersuchung meiner Fähigkeiten, ein solch Amt zu führen, so weckte es einen stärkeren Eifer in mir, in den Stücken belehrt zu werden, darin ich in Wahrheit Mangel hatte. In meiner Abwesenheit machte meine kleine Haushaltung einen andern Umzug, etwa acht Meilen. Da wurde uns ein anderes Haus bereitet, welches in einer Wiese ganz allein stand. Hier lebten wir sehr einsam. Meine Frau war sehr schwach am Leibe, aber bei allem sehr vergnügt in ihrem Gemüthe. . . ., lebte in dem kindlichen Vertrauen auf den, der alles Gute verheißt. Ich darf nicht sagen, daß ich so vergnügt war. . . .

Im Monat August machte ich mit meiner Frau einen Besuch in unserer alten Heimath. . . . Bei diesem Besuch machte ich auch eine Reise über das Gebirge nach einer neu bewohnten Gegend mit Namen Tiger's Valley. . . .

Im Monat September wurde Besuch durch alle meine Gemeinden gemacht von Herrn Pfarrer Göring und dessen Frau Bruder Daniel Kurz, welcher zu der Zeit als Candidat predigte. Diese beiden bestätigten meine Lehrsätze auf das kräftigste.

In eben diesem Monat machte ich meinen ersten Besuch über den blauen Bergen nach der deutschen Gemeinde in Culpepper County, jetzt aber Madison County. . . . Der Wohllehrw. Pfarrer Carpenter wurde damals sehr erweckt, und dies trug vieles dazu bei, daß er sich darauf nach Winchester zu Pfarrer Streit in den Unterricht begab und auch nicht von da wich, bis er tüchtig von dem Ministerio erkannt wurde, in das Lehramt gewidmet zu werden. . . .

Bei meinem ersten Besuch in diese Gegend wurde ein Fuhrwerk abgesandt und meine Haushaltung nach Shenandoah County geführt. . . . Ich predigte allerwärts in allen Gemeinden in der Landschaft, Deutschen und Englischen, machte eine Reise nach Frederickstown, Maryland, besuchte Herrn Pfarrer Streit, der soeben seinen Einzug in Winchester gehalten hatte, und fing an Unterricht mit der Jugend zu halten in meinen Gemeinden.

Im Monat December wurde ich aufgefordert, eine Predigt in der sogenannten Friedens-Kirche zu halten, dreißig Meilen von meiner Wohnung. . . . Sonntag-Morgens kam Botschaft an die Familie, da ich herbergte, die Leute wollten mich erschlagen, wofern ich an die Kirche käme. Wir gaben uns dahin; war aber alles still und sehr aufmerksam. . . .

Zu Ende des Jenners [1785] erhielt ich einen Brief von meinem Freund Johannes Hofmann [in Culpepper Co.] und etlichen Andern unterschrieben, welche ihr Begehren bezeugten, mich bei ihnen zu hören. Folglich machte ich eine Reise dahin. Hier wohnen zehn Brüder Namens Hofmann bei einander, kein Fremder zwischen ihnen. Der jüngste ist vierzig Jahre alt. Alle haben Kinder, davon viele erwachsen sind, keiner weniger als sechs, andre zehn bis zwölf. Drei andre des Namens, welche ihres Vaters Brudersöhne waren. Fast alle waren schöne Sänger, hatten sich vor vielen Jahren auch ein Haus errichtet zum Gottesdienst. . . . Diesen Leuten predigte ich bei aller Gelegenheit, die mir zur Hand kam, manchmal in den ersten drei Jahren alle vier bis sechs Wochen, alsdann vier- bis sechsmal des Jahres. . . .

Im März 1785 erhielt ich einen Brief aus Nord-Carolina von einem weitläufigen Verwandten, Jakob Henkel, der mich bat, einen Besuch dahin zu thun. Darauf wurde ich bewogen, den folgenden August, den 12., eine Reise dahin zu machen. . . .

In diesem Jahre predigte ich sehr fleißig in der Landschaft an der Shenandoah, hatte aber sehr viel Widerspruch, nicht nur von denen, die unserer Kirche abgeneigt waren, sondern auch von einigen, die sich dazu bekannten. Dasjenige Gebrechen, welches mit Recht an mir zu strafen war, hat die Welt nicht können wahr machen, und mancher Dinge wurde ich beschuldigt, daran ich gar unschuldig war. . . .

In dieser Zeit wurde ich nach und nach mit Pfarrer Streit bekannt. . . . Er hätte mir manches gesagt zur Lehre; so hat er mich aber immer für tüchtiger angesehen als er hätte sollen. In der lateinischen Sprache kam er mir sehr zur Hülfe, legte mir solche Zeugnisse bei, wodurch ich ein Gestattungsschreiben von dem Präses und Scriba das folgende Frühjahr erhielt, kraft dessen ich alle Actus Ministeriales verrichten konnte. . . .

Pfingstmontag [1787] reiste ich ab mit einem Deputirten, um der Conferenz beizuwohnen auf den folgenden Trinitatis-Sonntag. . . . Wir wohnten der Conferenz drei Tage bei. Hier wurde ich zuerst mit Dr. Helmutz bekannt. Die reformirten Prediger saßen in ihrem Coetu zu eben

der Zeit in Lancaster, welche sonst an jedem vierten Sonntag nach Ostern sitzen. Da man aber im Begriff war, eine Armen-Schule¹⁾ zu errichten in eben der Stadt Lancaster, so wurde die Sache so eingerichtet, daß alles da sein mußte, was nur den geringsten Schein machen konnte, damit die Procession zur Einweihung der besagten Armen-Schule desto größer werden möchte. Gewaltige Dinge wurden hier vorgenommen, große Bereitschaft, bis das ungeborene Kind getauft wurde, welches nachgehends todt zur Welt kam. . . .

Ich kam wiederum in meinen Dienst in meine Gemeinden, arbeitete fort nach meiner Gewohnheit bis zum Anfang September. Da unternahm ich eine dritte Reise²⁾ nach der westlichen Gegend, um die Gemeinden an Reedy Creek und in Nord-Carolina zu besuchen. . . . Meine Frau, welche zu der Zeit sehr schwächlich war, ließ sich bereben, die Reise mit mir zu machen, in der Hoffnung, ihre Gesundheit zu erlangen. Wir waren drei Monate und vierzehn Tage von Haus. Ich predigte fast täglich, unterrichtete die Jugend, Deutsche und Englische. . . . Wir reisten westlich bis an die sogenannte Watawgo und von da über das Gebirge nach Catawba, dann durch den oberen Theil Nord-Carolinas durch Alt-Virginia und so nach Haus. . . .

Denselben Winter [1788], welcher sehr hart war, gab ich Schulunterricht zu Hause zwei Monate lang, und darum, daß es frei ohne Kosten war, ward die Heerde groß, fand Unruhe genug. Herr Johannes Folz, jetziger Prediger in selbiger Gegend, empfand Trieb und Neigung, sich dem öffentlichen Lehramt zu widmen, und begab sich auch zu mir in den Unterricht. . . .

Im Anfang des Christmonats rüstete ich mich, noch eine Reise nach Nord-Carolina und von da nach Reedy Creek zu machen. Herr Folz unternahm die Reise mit mir. Wir waren drei Monate von Haus. Auf dieser Reise predigte ich fast täglich und öfters zweimal des Tages und einmal des Abends, unterrichtete die Jungen u., taufte Erwachsene. Auf dieser Reise machte ich meinen ersten Besuch in die deutschen Gemeinden in Guilford und Orange Co., die jetzt unter der Bedienung meines Sohnes sind. Trat also auch in das Jahr 1789.

Auf den Pfingstmontag in diesem Jahre ritt ich wieder ab, damit ich auf den Trinitatis-Sonntag in Lebanon, Pa., der Conferenz beiwohnen könnte. . . . Nach dem Aufbruch der Conferenz ritt ich nach Philadelphia, predigte des Abends da, predigte Sonntags in Germantown und Montags in Barnhill. Hier erhielt ich einen ordentlichen Veruf nach Germantown, war auch fast Sinnes dahin zu ziehen. . . .

Auf den 15. October forderte Herr Pfarrer Streit mich und Pf. Carpenter nach Winchester, da wir gemeinschaftlich predigten Sonntags und Montags und uns über unsere Amtsgeschäfte beriethen. . . .

1) Franklin College ist gemeint. S. Geschichte der luth. Kirche in America. S. 514—516.

2) Die im Manuscript erwähnte zweite Reise ist in unserm Auszug übergangen.

Unterdessen wurden Anstalten gemacht, daß ich ein Haus in New Market baute, um dahin zu ziehen, damit ich mehr im Mittelpunkt meiner Gemeinden wohnen möchte. Das Haus wurde aufgeschlagen; aber der Winter fiel, ehe das Dach darauf konnte gebracht werden, und also lief ein das Jahr 1790. . . .

Selben Winter hatte ich einen jungen Mann, der von den Methodisten als Prediger ausgegangen war und sich in den Unterricht zu mir begab, drei Monate lang. . . . Gegen Ostern meldete sich Georg Schmucker, der nun als Prediger in Hagerstown, Maryland, steht, um Unterricht zu erhalten in dem, was ihn zum Predigtamt tüchtig machen möchte. Er war ein Jahr und drei Monate bei mir.

Zu Ende des Märzmonats machten wir den Umzug nach New Market. [Wir brechen hier ab, nachdem wir den Erzähler, der in dem Mitgetheilten seinen noch viel mehr ins Einzelne gehenden Tagebüchern gefolgt ist, auf seinem Lebensgang an den Ort geleitet haben, der bis heute die Heimath der Familie Henkel geblieben ist.] A. G.

Country Sermons on Free Texts.

By Rev. F. KUEGELE, a Lutheran Country Parson. Vol. II.

Dies ist der Titel einer im Jahr 1896 in Baltimore, Md., von Pastor F. Kuegele in englischer Sprache herausgegebenen Sammlung von ihm gehaltener Predigten und Reden. Dieselbe enthält Predigten über freie Texte für jeden Sonntag vom Trinitatisfest an bis zum 24. Sonntag nach Trinitatis und außerdem noch eine Predigt über den Besuch der Christenlehren, eine Erntedankfestpredigt, eine Reformationstagspredigt, eine Predigt gehalten bei der Einführung eines Lehrers an einer Gemeindeschule und dreizehn Leichenpredigten.

Im Jahr 1895 war schon von demselben Verfasser im Druck erschienen ein Band Country Sermons on Free Texts, für die Festhälfte des Kirchenjahres vom ersten Adventsonntag bis zum Pfingstfest. Der Verfasser und Herausgeber dieser Country Sermons ist der durch seine im "Lutheran Witness" veröffentlichte Gospel Postil und Epistle Postil (je ein voller Jahrgang von Predigten in englischer Sprache über die evangelischen und epistolischen Perikopen des Kirchenjahres) bekannte Pastor F. Kuegele in Augusta County, Va., seit Jahren Präses der englischen lutherischen Synode von Missouri u. a. Staaten.

Dieser zweite Band der Country Sermons umfaßt VI und 326 Seiten in Octav, kostet gebunden \$1.00 und ist zu beziehen von Rev. F. Kuegele, Koener's Store, Augusta Co., Va. Der Ertrag fließt in die Missionskasse der englischen lutherischen Synode von Missouri u. a. Staaten.

Eine gediegene Predigtsammlung ist's, die in diesem Bändchen vor uns liegt, bei deren Durchsicht einem das Herz lacht, warm und fröhlich wird. Sie unterscheidet sich sehr vortheilhaft nach Sprache, Form und Inhalt von allen neueren englischen Predigtsammlungen, die uns in die Hände gekommen sind. Wie für seine bisher veröffentlichten Predigten, so gebührt dem Verfasser und Herausgeber auch in Bezug auf diese Predigtsammlung nicht kleinliche Bemäkelung, sondern der Dank der bekennniß-treuen englisch-lutherischen Kirche dafür, daß er die englisch-lutherische Predigtliteratur mit solchen köstlichen Schätzen bereichert hat. Wer ohne Vorurtheil und nicht nur oberflächlich, sondern aufmerksam diese Predigten durchliest, wird dem beistimmen.

Sehr verwunderlich ist's und wirft einen eigenthümlichen Reflex, wenn irgendwo in einer Besprechung dieser Predigten gesagt wird: „Räthselhaft ist es, warum diese Texte auf die einzelnen Trinitatissonntage vertheilt sind. Denn es findet sich, so weit wir bisher gesehen, keine Beziehung zwischen dem Texte und dem gewöhnlichen Sonntagsevangelium.“ Warum werden hier überhaupt nur die Sonntagsevangelien und nicht auch die Episteln genannt? Ja, — was der Herr Recensent wohl bisher von diesen Predigten wirklich gesehen haben mag? Denn ganz klar zu Tage tritt eben gerade das, was er nicht bisher gesehen hat, nämlich, daß die Texte fast durchweg in sehr enger Beziehung zu den Perikopen der Trinitatissonntage, also auch zu den evangelischen Perikopen dieser Sonntage stehen. Wir wollen zum Beweis gleich einige herausgreifen. In der Epistel des Trinitatisfestes ruft der Apostel aus: „Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, daß ihm werde wieder vergolten? Denn von ihm, und durch ihn, und zu ihm sind alle Dinge“ — und Pastor Rügele redet in der für dieses Fest gewählten Predigt auf Grund von Ps. 36, 6—9. von den Wundern der göttlichen Vorsehung. Das Evangelium des 1. Sonnt. n. Trin. handelt bekanntlich vom reichen Mann, der hernach in der Hölle und Qual sich befindet. Rügele redet in der von ihm für diesen Sonntag gewählten Predigt auf Grund von Matth. 19, 23—26. davon, wie schwer es hält, daß ein Reicher selig wird. Am 2. Sonnt. n. Trin. redet das Sonntagsevangelium vom großen Abendmahl und der verachteten Einladung zu demselben. Rügele legt in seiner Predigt dieses Sonntags auf Grund von Jes. 55, 1—3. dringend ans Herz, doch ja nicht die Einladung des Evangeliums zu verachten zc. Im Evangelium des 3. Sonnt. n. Trin. zeigt Christus das Exempel eines guten Hirten, welcher dem verlorenen Schaflein nachgeht, den über die Freundlichkeit und Hirtentreue des Heilands gegen die armen Sünder murrenden Pharisäern und Schriftgelehrten, und Rügele malt in seiner Predigt auf denselben Sonntag seinen Zuhörern vor, auf Grund von Hesek. 35, 15—16., wie der gute Hirte seine Heerde versorgt, sich der ganzen Heerde und der Einzelnen annimmt. Am 5. Sonnt. n. Trin. wird uns im Evangelium Petrus als ein solcher vor Augen ge-

stellt, der trotz mancher Mühsale und Enttäuschungen in seinem irdischen Beruf doch auf des Herrn Wort demselben wieder nachgeht. Kügele handelt in der Predigt desselben Sonntags auf Grund von Ps. 128, 1—4. von des Christen Trost in den Mühsalen und Beschwerden seines irdischen Berufs. In der Epistel des 7. Sonnt. n. Trin. redet der Apostel davon, wie die Römer vor ihrer Bekehrung ihre Glieder in den Dienst der Ungerechtigkeit gestellt, nun aber nach ihrer Bekehrung in den Dienst der Gerechtigkeit stellen. Kügele redet auf Grund von Röm. 7, 1—9. von dem Verhältniß des Menschen zum Gesetz vor und nach seiner Bekehrung. — Warnt Christus im Evangelio vom 8. Sonnt. n. Trin. vor den falschen Propheten, die vom Wege und Grunde des Heils abführen, so redet Kügele davon, wie wichtig es ist, die reine Lehre auf Christum, den einigen Grund, zu bauen. Am 9. Sonnt. n. Trin. wird uns im Evangelium der ungerechte Haushalter vor Augen gestellt. Kügele stellt seinen Zuhörern jemand vor, der schändlich mit seinen Gütern umgegangen ist und sie durchgebracht hat, aber zur Buße kommt — den verlornen Sohn. Geiz und Mammondienst straft der Herr Jesus im Evangelio am 15. Sonnt. n. Trin., und Kügele handelt von dem großen Gewinn der Genügsamkeit. Am 18. Sonnt. n. Trin. ertlingt im Evangelium die Frage: „Wie dünket euch um Christo?“ und Kügele antwortet: Jesus Christus ist der Kern und Stern der heiligen Schrift. Am 19. Sonnt. n. Trin., als am Michaelisfest, wird dem Festevangelio gemäß von Kügele von den heiligen Engeln gepredigt, und am 20. Sonnt. n. Trin., da im Evangelio von der königlichen Hochzeit und dem hochzeitlichen Kleid die Rede ist, zeigt Kügele an Ps. 45, 13—15. die Schönheit des Kleides und die ihr zuge dachte Ehre der Tochter des Königs, nämlich der Kirche des neuen Testaments. Doch genug und übergenug hiervon. Es zeigt deutlich genug, was von einer solchen Recension zu halten ist. Wer ein bißchen genau zu sehen will, wird die Beziehung zu den Perikopen der betreffenden Sonntage auch finden können, wo der Verfasser dieselbe gerade nicht so sichtbar und handgreiflich gemacht hat.

Was Styl und Sprache in diesen Country Sermons betrifft, so kann freilich nicht gesagt werden, daß dieselben ohne jegliche Mängel, völlig vollkommen seien. Einen solchen Stylisten und Sprachmeister gibt's aber überhaupt nicht unter den Menschenkindern, der etwas ganz Vollkommenes in Styl und Sprache zu leisten im Stande wäre. Das haben ja selbst die großen englischen Klassiker nicht fertig gebracht, und unserm lieben country parson ist es sicherlich nicht in den Sinn gekommen, als ein englischer Klassiker glänzen zu wollen. Aber trotz der einzelnen kleinen Unebenheiten, die sich in dieser Beziehung finden, wollen wir allen Kritikastern zum Trost es sagen, daß diese Predigten im Großen und Ganzen nach Styl und Ausdruck sehr ansprechend und nachahmungswerth, ja, musterhaft sind, daß die Sprache in denselben einfach, edel, klar und überzeugend, im besten Sinn des Wortes populär ist, fern von platten und ans Vulgäre streifenden, aber

auch fern von allen bombastischen, hochtrabenden und hochfliegenden Ausdrücken. Nicht trocken und ermüdend, sondern klar, übersichtlich und gefällig fließen die Sätze dahin. Da ist kein schwülftiger Periodenbau, keine Schönrederei, keine Effecthasterei, und doch fehlt es dabei durchaus nicht an Schmuck, Schönheit und Feinheit der Rede. Ein wirklich „gutes Englisch“ wird uns hier geboten, ein nüchternes, edles, feines, dem Gebildetsten und doch auch Hans und Grete, mögen sie nun englisch geboren oder erst in späterer Zeit englisch geworden sein, sehr verständliches Englisch. Sehr zu wünschen wäre es, daß recht viele englisch-lutherische Prediger, nicht nur auf dem Lande, sondern gerade in den Großstädten, sich das in diesen Predigten dargebotene Englisch zum Muster nehmen möchten, statt dasselbe zu bekritteln und ihre Zuhörer mit Schönrederei, hochtrabenden Ausdrücken und hohen, hohlen Phrasen zu regaliren. Es wirkt öfters urkomisch und ergötzlich, so etwas mit anzuhören, gerade so, wie das Urtheil mancher Leute, die sich herausnehmen, über das Englisch eines solchen den Stab zu brechen, von dem sie vorher wissen, daß er aus Deutschland eingewandert oder doch von Haus aus deutsch ist. Vor Jahren legten wir einem gelehrten Kritiker im „Englischen“ zwei Copien zur Begutachtung vor, deren eine einen kurzen Artikel eines stockenglischen Professors, der kaum ein Wörtchen deutsch verstand, enthielt, die andere aber ein von einem Deutschen in englischer Sprache verfaßtes Stück wiedergab. Besagter Kritiker nun, der wohl wußte, daß eins von einem Englischen, das andere von einem Deutschen herstamme, aber nicht wußte, aus welcher Feder gerade das betreffende Stück kam, belehrte uns, daß der Artikel des stockenglischen Professors nicht nur viele Germanismen, sondern auch fast durchweg deutsche Satzconstruction enthalte, daß dagegen die Arbeit des Deutschen perfect englisch sei. Irrren ist eben menschlich. Die Country Sermons brauchen sich ihres Englisch durchaus nicht zu schämen, obwohl aus der Feder eines Deutschen stammend, der aber seit achtzehn Jahren ausschließlich englischer Pastor ist, sondern werden den Ruhm behalten, daß sie durch und durch gut englisch sind, auch wenn irgend jemand das „bisher noch nicht gesehen“ hat, und auf den ersten Blick die Composition, die Gedanken zc. als deutsch zu erkennen meint.

Abgesehen von winzigen Kleinigkeiten, z. B., daß hie und da die Einleitung ein klein wenig zu lang gerathen sein möchte, darf auch von der Form dieser Predigten gesagt werden: sie ist vortrefflich und mustergültig. Die Themata sind dem zu Grunde gelegten Text gemäß, sind exact und präcis, sind durchgeführt; die Partition ist logisch, und doch bewegt sich der Redner innerhalb der gesteckten Grenzen nicht gezwungen, sondern ganz frei und unbeengt, slicht Bilder und Gleichnisse ein, sucht dem Hörer und Leser die Sache durch Beispiele aus dem täglichen Leben oder aus der Natur nahe zu bringen und verständlich zu machen, und dabei sind die Predigten, was den Umfang betrifft, auf ein richtiges, nicht ermüdendes Maß be-

schränkt. Schon was Sprache, Styl und Form dieser Country Sermons eines Landpfarrers betrifft, scheuen wir uns nicht, es ganz entschieden zu betonen: Veneidenswerth und glücklich ist jede, auch die gebildetste (lutherische) Gemeinde einer Großstadt, die regelmäßig solche Predigten hören darf; sie wird es erfahren, daß dadurch ihr guter Geschmack, auch für gutes Englisch, durchaus nicht beeinträchtigt oder verborben, sondern vielmehr gebildet, gepflegt und veredelt wird.

Doch, kommen wir von den Aeußerlichkeiten zur Hauptsache, zu dem Inhalt der Country Sermons. Von einem Kügelle, welcher Jahre lang für die reine lutherische Lehre gestritten und gelitten hat, war von vorneherein nichts anderes zu erwarten, als daß er seinen Lesern nichts anderes als gesunde, echt lutherische Speise bieten werde. In solcher Annahme findet man sich nach Durchlesung des Buches durchaus nicht getäuscht. Echtes, gesundes Lutherthum ohne jegliche Beimischung von Schwärmerei, wie es sonst auch bei lutherisch sich nennenden Postillen in englischer Sprache gang und gäbe ist, wird hier dargeboten. Der menschlichen Vernunft, menschlicher Weisheit, menschlicher Autorität in göttlichen Dingen werden hier durchaus keine Concessionen gemacht. Was Gott geredet hat, sein geoffenbartes Wort, das, und das allein, steht dem Verfasser unwandelbar und über allen Zweifel erhaben als Wahrheit fest. Dahin sucht er seine Zuhörer zu bringen, darauf allein sich zu gründen. Auch macht er sich nicht daran, mit seiner Vernunft und Auslegungskunst die Schrift meistern zu wollen, sondern hält sich an die goldene Regel, Schrift mit Schrift zu erklären, läßt Gott selbst den Ausleger seiner Worte sein. Nicht des Menschen Thun, Wollen oder Können, sondern was Gott gethan hat zu unserer Seligkeit, was er geordnet hat, was er in uns wirket, thut und schafft, wird hier gepriesen, Gott allein aller Ruhm und Ehre gegeben im Werk unserer Seligmachung und dem Menschen selbst gar nichts, auch nicht das Geringste dabei zugeschrieben. Nicht auf eigene Gedanken, nicht aufs Gefühl, sondern auf die Ordnung Gottes zur Seligmachung der Sünder wird der Leser fort und fort hingewiesen. Wie der Verfasser scharf und klar zeigt, daß der Mensch nur durch den Geist Gottes allein belehrt werden, nur allein durch den Glauben, welcher Christi Verdienst ergreift, vor Gott gerecht werden kann, so zeigt er auch, daß diese Belehrung in allen vom Geist Gottes durch die Gnadenmittel gewirkt wird, daß durch die Gnadenmittel Gott allein der Anfänger und Vollender des Glaubens ist. Als echter Lutheraner verweist er fort und fort den Hörer und Leser auf die Gnadenmittel, Evangelium und Sacramente, und stellt die doppelte Kraft derselben, die collative und operative, denselben lebendig vor. Seines Gnadenstandes hier und der ewigen Seligkeit dort will der Prediger den Zuhörer recht gewiß machen; ihm zu helfen, ein festes Herz zu bekommen, weist er ihn immer wieder hin auf den Grund der Gewißheit, die von Gott geordneten Gnadenmittel. Es wird aber auch dem Zuhörer gezeigt, wie die

empfangene Gnade recht zu gebrauchen, wie zu kämpfen wider Fleisch und Blut, Satan und Welt, wie in der Heiligung zu wachsen, bis er vom Leibe dieses Todes erlöst wird und dann nach Gottes Bilde vollkommen erneuert zum ewigen Leben aufersteht.

Der hervorragendste Zug in den vom werthen Verfasser bisher herausgegebenen Predigten tritt auch in dieser Sammlung recht lebendig hervor, die Lehrhaftigkeit derselben. Diese Predigten sind eminent lehrhaft und können darin als herrliches Muster gelten. In den meisten derselben wird in hervorragender Weise Lehre getrieben, wobei aber die Anwendung der behandelten Lehre auf die Zuhörer keineswegs vernachlässigt wird. Man fühlt es dem Prediger ab, wie er den Zuhörern den gewählten Text klar machen, ihnen denselben zum Verständniß bringen will, damit sie erkennen und lernen, was Gott hier sagt, welche Wahrheit er hier offenbart, um dann denselben anzuwenden auf seine Zuhörer zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit und zum Trost, und zwar geschieht diese Anwendung dann in vortrefflicher und geschickter Weise in Bezug auf die ganze Gemeinde und einen jeden Einzelnen insonderheit; für die ganze Gemeinde nach ihren Verhältnissen und Zuständen, für den Einzelnen nach seinem Beruf und Stande und nach dem besondern Bedürfniß seines Seelenzustandes. Der Verfasser versteht auch diese höchste Christenkunst, Gesetz und Evangelium recht zu scheiden, auch in der Anwendung, das Gesetz in seiner vollen Schärfe, das Evangelium mit all seiner Süßigkeit und köstlichen Trost gleichsam in die Herzen hinein zu predigen, damit sie zer schlagen, verbunden, geheilt und fruchtbar werden in allen guten Werken. Mit aller Entschiedenheit und doch Bescheidenheit werden die Irrthümer der Heiden und Ungläubigen, der Papisten und der Schwärmer, der Calvinisten und Synergisten aufgedeckt und verworfen. Ja, an solchen Predigten wie diese Country Sermons kann der minder Geübte und Begabte als an einem herrlichen Muster sich wirklich bilden. Eine Gemeinde, welche solche gediegene Predigten Jahr aus, Jahr ein hören darf, muß mit der Zeit eine wohlgegründete, erkenntnißreiche Gemeinde werden, eine Gemeinde, die die reine Lehre der lutherischen Kirche wohl inne hat, darin zu Hause ist, zu allem guten Werk willig und wohlgeschickt wird, die den falschen Lehrern und Verführern gegenüber, auch wenn sie sich lutherisch nennen, feststeht und Christo immer mehr zu Ehren wandelt. Daß diese Country Sermons von solchen, die der Wahrheit nicht von Herzen zugethan sind, nicht die beste Beurtheilung erfahren, und vielleicht äußere Dinge, die fehlerhaft sein sollen, an denselben gerügt werden, damit sie um des Inhalts willen nur ja keine allzugroße Verbreitung finden möchten, wundert uns durchaus nicht. Wir wünschen dem Büchlein eine möglichst weite Verbreitung und empfehlen es als ein nachahmungswerthes Muster nach Form, Sprache und Inhalt. Möchte es noch sonderlich in solchen Stadtgemeinden und auf dem Land weite Verbreitung finden, welche

mit schönklingenden Phrasen und leichtem Reden, bei welchen noch oft das „Ich“ des Pastors in den Vordergrund tritt, abgeseift werden.

Wir wollen noch einige Themata und kurze Abschnitte von etlichen Predigten hersehen. 6. Sonnt. n. Trin., Gal. 5, 10—14.: Die Erlösung vom Fluch haben wir nicht durch des Gesetzes Werke, sondern durch den Glauben an Christum, den Gekreuzigten. 11. Sonnt. n. Trin., 1 Tim. 1, 18—20.: Eines Christen Pflicht, in allen Dingen ein gut Gewissen zu bewahren. 10. Sonnt. n. Trin., Marc. 16, 14—16.: Die Seligkeit wird erlangt durch den Glauben und die Taufe. 12. Sonnt. n. Trin., Hebr. 6, 17—19.: Die Gewißheit, welche die Absolution und das heilige Abendmahl geben. 13. Sonnt. n. Trin., Luc. 13, 23—27.: Wie wichtig es ist, darnach zu trachten, durch die enge Pforte einzugehen. 14. Sonnt. n. Trin., Ps. 55, 16—18.: Die gute alte Sitte, Hausgottesdienst zu halten. 16. Sonnt. n. Trin., Habak. 2, 2—4.: Die Gewißheit der göttlichen Verheißungen. 1 Petr. 2, 2. 3.: Warum Alt und Jung die Christenlehre regelmäßig besuchen sollten. Jes. 40, 9—11.: Die Pflicht und das segensreiche Vorrecht eines christlichen Lehrers, die Kinder zu Jesu zu führen. 1 Sam. 3, 18.: „Es ist der Herr: Er thue, was ihm wohlgefällt.“ Dies Wort lehrt uns 1. demüthige Unterwerfung (Beugung) unter Gottes Willen, 2. gibt es uns herrlichen Trost. 2 Tim. 3, 15.: Die Vortheile wahrer Frömmigkeit von zarter Jugend an. Offenb. 2, 10.: Der plötzliche Tod unsers Mitbruders eine dringende Mahnung zur Treue bis in den Tod. Joh. 9, 1—7.: Was sollen wir aus dem Leben und Tod dieses theuren Kleinen Kreuzträgers lernen? Ps. 94, 19.: Die Bekümmernisse und Tröstungen unsers verstorbenen Mitbruders. Joh. 8, 51.: Das einzige, unfehlbare Mittel wider den Tod. Röm. 14, 8. 9.: Des Christen Trost im Leben und im Tode. Luc. 2, 29—32.: Wann sind wir bereit, im Frieden von hinnen zu fahren (aus dieser Welt zu scheiden)? Hebr. 4, 9—11.: Die Ruhe, welche dem Volke Gottes noch vorhanden ist.

Auf S. 2 wird der menschlichen Vernunft ihre Stellung dem Worte Gottes gegenüber mit folgenden Worten angewiesen: „Wenn es aber einen rechten Gebrauch der Vernunft gibt, dann gibt's auch einen Mißbrauch derselben. Ein Mißbrauch ist es, welchen man mit der Vernunft treibt, wenn Menschen durch sie in die Geheimnisse Gottes eindringen und dieselben ergründen wollen. Die Vernunft sollte ihrer Bestimmung nach ein Licht in Bezug auf irdische Dinge sein, wurde aber keineswegs den Menschen dazu verliehen, die himmlischen Geheimnisse zu erforschen. Die Vernunft ist eine Führerin, die beste Art und Weise, wie ein Staat regiert werden soll, zu erkennen und herauszufinden, sie darf sich aber ja nicht unterfangen, Gott lehren zu wollen, wie er die Welt regieren soll. Die Vernunft ist dazu gegeben, Eigenschaften und Kräfte von Pflanzen und Mineralien zu entdecken und sie zur Herstellung von Medicin zur Heilung des Leibes zu verwerthen, aber sie wird uns nicht dazu verliehen, uns zu lehren, wie die Seele von

Sünde und Tod gerettet wird. Was göttliche und himmlische Dinge betrifft, dafür hat uns Gott einen ganz andern Führer und Lehrer gegeben. Dazu ist Jesus Christus in die Welt gekommen, uns zu lehren, wer und was Gott ist und welches sein Rath und Wille ist, und zu diesem Zweck hat Gott sein Wort durch die Apostel und Propheten gegeben. In Sachen, welche unserer Seelen Seligkeit betreffen, soll dieses Wort, und zwar dieses allein, unser Führer sein. Wenn es sich um göttliche Dinge handelt, dann müssen wir unserer Vernunft den Daumen aufsetzen und sagen: Hier halte ein und höre, was Gott in seinem Wort sagt. Und wenn wir in dem Worte Gottes wunderbare Dinge finden, welche unsern Verstand weit übersteigen (weit über unsern Verstand gehen), Dinge, worüber die Vernunft die Frage aufwirft: Wie kann das möglich sein? dann müssen wir uns damit begnügen, ruhig und zufrieden in den Schranken des geschriebenen Wortes zu verbleiben, und müssen nicht versuchen, darüber hinaus irgend etwas zu suchen oder erfahren und wissen zu wollen.“

Nachdem S. 166 an Exempeln aus dem Alten und Neuen Testament gezeigt worden, wie die ganze Schrift auf Christum hinweist, heißt es auf S. 167: „Wenn wir so im Allgemeinen fragen: Welches ist der Zweck dieses Buches? dann antwortet dieses Buch selbst: Die Bibel ist uns gegeben, um uns das Heil Gottes zu zeigen. In diesem Buch hat Gott seinen Plan zur Rettung der Sünder niedergelegt und uns kund gethan. Nun ist aber Jesus Christus der von Gott verheißene und gesandte Heiland. Von ihm handelt und zeugt dies Buch. Die Bibel sollte uns nicht etwa eine vollständige Weltgeschichte geben (bieten); sie gibt uns vielmehr nur einen gewissen Faden der Geschichte, nämlich die Geschichte Jesu Christi vom Anfang bis zum Ende der Welt. Die Bibel erzählt uns, wie der Heiland im Paradies verheißt wurde, wie die Verheißung den Vätern bekräftigt ward, wie er vorgebildet und abgeschattet wurde in mancherlei Opfern, wie er auf die Erde hernieder gekommen ist, was er that und lehrte, wie er litt und starb, wie er wiederum auferstand und gen Himmel fuhr, — und dies Buch endigt mit der Verheißung, daß dieser selbe Jesus wiederkommen wird, daß er die Todten wieder auferwecken und sein Volk in das ewige Reich seiner Herrlichkeit einführen wird. Dieses Buch gibt (erzählt) uns die Geschichte von Jesu Christo, und wenn wir solche Dinge darin finden, von welchen wir nicht erkennen können, wie dieselben auf Christum weisen, dann müssen wir bedenken, daß wir in einer späteren Zeit leben, und daß Sachen, die uns dunkel sind, sehr klar und selbstverständlich für diejenigen gewesen sein mögen, die zu jener Zeit lebten, als dies geschrieben wurde. Und ob wir in einigen Stücken und Einzelheiten es nicht erkennen, dennoch bleibt es wahr: die ganze Bibel hat Jesum Christum als ihren Mittelpunkt; von ihm zeugt sie.“ —

Von der Auslegung der heiligen Schrift heißt es S. 217: „Unsere erste Regel lautet: Wir müssen niemals etwas in den Text hineinlegen, was

nicht drin steht, sondern wir müssen den Text gerade so lassen, wie ihn der Heilige Geist gegeben hat. Die andere Regel ist diese: Dunkle Stellen, oder vielmehr Stellen, welche uns dunkel erscheinen, müssen durch helle, klare Stellen erklärt werden, und ich darf mich niemals unterfangen, eine klare durch eine dunkle Stelle erklären zu wollen.“

Es. 59: „Das Gesetz aber ist nicht des Glaubens, sondern der Mensch, der es thut, wird dadurch leben. Das Gesetz ist nicht des Glaubens und es kann nicht durch Glauben gehalten werden, es verlangt Werke, welche gethan werden müssen, um den Forderungen des Gesetzes Genüge zu leisten. Aber der Glaube hat's allein mit den Verheißungen Gottes zu thun. Glaube ist in der That nichts anderes als die Hand, welche die verheißenen Güter nimmt und festhält. Ich will dies durch ein paar Beispiele klar machen. Ein Befehl des Gesetzes ist: ‚Brich dem Hungrigen dein Brod.‘ Dies Gebot kannst du niemals erfüllen dadurch, daß du sprichst: Ich glaube, daß Gott barmherzig ist, oder: Ich glaube, daß meine Sünden vergeben sind um Christi willen; denn dies glauben ist nicht dem Hungrigen Brod brechen. Um dies Gebot zu erfüllen, mußt du hingehen und Brod nehmen und es dem Hungrigen geben. So ist dies Wort: ‚Brich dem Hungrigen dein Brod‘, nicht des Glaubens, kann auch nicht durch Glauben erfüllt werden. Es ist ein Wort der Werke. Denn um es zu halten, mußt du das Werk vollbringen, mußt hingehen und die That thun, und so verhält es sich mit allen Geboten des Gesetzes. Um dieselben zu halten, mußt du die Dinge vollbringen, welche befohlen sind. Dagegen aber ist es ein Wort der Verheißung, wenn der Herr spricht: ‚Ich, ich tilge deine Uebertretung um meinetwillen, und gedenke deiner Sünde nicht.‘ Dies Wort kannst du nicht halten dadurch, daß du die Hungrigen speisest, Kirchen bauest oder sonst irgend ein Werk thust. Dies Wort kannst du nur halten durch den Glauben, dadurch, daß du es glaubst, daß der Herr wirklich thut, was er verspricht, wirklich deine Uebertretung tilgt und deiner Sünde nicht mehr gedenkt um seines Leidens und Todes willen. Dies Wort ist ein Wort des Glaubens und nicht der Werke. Es sind also diese beiden, ‚durch Werke‘ und ‚durch den Glauben‘, scharf von einander geschieden. Sie schließen einander aus. Wenn die Gerechtigkeit durch des Gesetzes Werk kommt, dann kann sie nicht durch den Glauben kommen, dann ist der Glaube verworfen als etwas, was uns keine Gerechtigkeit bringt. Und wiederum, wenn die Gerechtigkeit durch den Glauben kommt, dann kommt sie nicht und kann dann nicht kommen durch des Gesetzes Werk; dann sind die Werke ausgeschlossen und verworfen als etwas, was nichts zu unserer Gerechtigkeit beiträgt. Nun aber bezeugt die Schrift, daß die Gerechtigkeit und Leben durch den Glauben kommen, und deshalb nicht durch die Werke des Gesetzes.“

Es. 95: „Dies ist eben die Ursache, weshalb Glaube und Taufe selig machen, weil sie nämlich uns in den Besitz einer solchen Gerechtigkeit bringen, in welcher wir vor Gott erscheinen, gerechtfertigt und selig werden

können. Diese Gerechtigkeit ist nicht unsere eigene, sie stammt nicht von uns her, von unsern Werken; es ist vielmehr die Gerechtigkeit eines andern und wird unser Eigenthum durch den Glauben und durch die Taufe. Deshalb machen diese uns selig, weil sie uns in den Besitz derjenigen Gerechtigkeit bringen, die vor Gott gilt. Dies aber recht zu verstehen, müssen wir zurückkehren zu den Worten des HErrn: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur“ 2c.

Der selige Professor R. Lange pflegte von den von Pastor Kügele im „Lutheran Witness“ veröffentlichten Predigten zu sagen: „Jeder Satz derselben ist eine Perle“, und wir stimmen diesem Urtheil auch betreffs dieser Predigtsammlung bei. Wir rufen dem Verfasser zu: Nur immer heran, lieber „Landpfarrer“, leg nur die Schüchternheit ab und veröffentliche recht bald noch mehr solche Country Sermons. Sie thun uns Städtern sehr gut und noth. Und möchten doch recht viele Pastoren, sonderlich die jüngeren, sich diese Country Sermons oder andere von demselben Verfasser veröffentlichte Predigten anschaffen und zum Besten ihrer Gemeinden recht fleißig studiren, das werden sie und die Gemeinden nicht bereuen.

C. L. J.

V e r m i s c h t e s .

Die biblische Geschichte in der Papua-Sprache. Mit den größten Schwierigkeiten haben oft die Missionare, welche die Bibel in die Landessprachen der Heidenvölker übersetzen, zu kämpfen, weil die betreffenden Sprachen keine Worte haben, um die biblischen Begriffe und Gegenstände ohne weitläufige Umschreibung auszudrücken. Ein interessantes Beispiel hierzu bietet der Bericht eines Missionars auf Neu-Guinea, welcher vor einiger Zeit in den „Kirchlichen Mittheilungen aus und über Nordamerica, Australien und Neu-Guinea“ erschien. Missionar Better schreibt: „In den letzten Monaten habe ich die biblische Geschichte in Yabim übersetzt. Es war mir darum zu thun, den Text so getreu als möglich wiederzugeben. Im Vortrag und in der freien Erzählung kann man sich ja ganz gut auch anderer Wendungen bedienen, die vielleicht den Eingebornen näher liegen, oder sich auch zum Zweck der leichteren Behältlichkeit hie und da eine Kürzung erlauben. Ich denke dabei vor allem an Angaben geschichtlichen oder geographischen Inhalts, wie z. B. am Anfang der Weihnachtsgeschichte. Das Neue Testament beanspruchte natürlich doppelt so viel Raum als das Alte, ich nahm alle Perikopen mit herein. Selbstverständlich stößt man bei der Fassung der heiligen Geschichte in ein so unglasirtes Gefäß, wie es eine Papuasprache ist, auf manche Schwierigkeit, und nicht die geringste besteht in dem Mangel eines Passivs. Sätze wie: die Hochzeit ist bereit; wer glaubt und getauft wird 2c.; es sei denn, daß ihr von Neuem geboren

werdet zc., müssen daher activisch gegeben werden, in welcher Form allerdings mehr Bestimmtheit liegt. Jede Thätigkeit fordert ein Subject, das jene ausführt. „Er würde mehr empfangen“ ist zu übersetzen: Der Hausvater würde noch dazu geben. Weiter fehlt die Comparation; „der Größte“ ist etwa auszudrücken mit: „der allein Große, der alle überragt“, oder: „er ist groß und die andern klein“. Mit der relativen Armuth der Leute hängt es zusammen, daß ihre Zahlenbegriffe sehr beschränkt sind; wo Hände und Füße nicht mehr ausreichen, da hört auch die klare Vorstellung auf, da beginnt schon die höhere Rechenkunst, die für Eingeborne, die nichts zu zählen haben, entbehrlich ist. Altersangaben können daher schlechterdings nicht wiedergegeben werden; die Speisung der Fünftausend wird eben zur Speisung einer sehr, sehr großen Menge. Neunundneunzig Schafe würde hierzulande niemand zu zählen im Stande sein, obwohl sich diese Zahl noch mit den vorhandenen Mitteln sagen läßt; siebzehn Silben sind aber dazu schon nöthig, wobei natürlich von keiner Uebersicht und keiner Gebrauchsfähigkeit mehr die Rede sein kann. Wie unsere Eingebornen keine Schätze zum Zählen haben (Früchte zc. gehen lörbeweise), so sind sie andererseits nicht aufs Ausrechnen angewiesen; denn so viel, daß er nicht verhungern muß, findet auch der Faule noch, und auf großen Absatz braucht niemand bedacht zu sein. Eben deswegen tritt an den Eingebornen auch nicht die Nothwendigkeit heran, mit der Zeit hauszuhalten, und wenn sich darauf bezügliche Bestimmungen nicht an dem Stand der Sonne bezeichnen lassen, ist man eben wieder in Verlegenheit. Daß die neunte Stunde z. B. genauer vermerkt werden kann, ist nicht möglich. Wo kein Streben sich findet, reich zu werden, wo Kauf und Verkauf nur im Tauschhandel sich bewegen, da ist auch Geld unbekannt. Wie soll man nun den Werth der verschiedenen Geldsorten bestimmen oder anschaulich machen? Ich habe am letzten Sonntag an Stelle der zehntausend Talente zwanzig Eberhauer gesetzt und für die hundert Denare zwei Eisen. Wenn es sich auch nicht genau entspricht im Werth, so ist der Gegensatz jedenfalls deutlich genug. Was ein Zöllner ist, kann man wohl demonstriren, aber verstanden wird diese Gestalt nicht, da keine Obrigkeit der Eingebornen existirt, die Steuern fordert. Letzteres würde ihnen als sonderbares Vorgehen erscheinen, wie man denn auch auf die Mittheilung, daß wir uns zur Paradiesvogeljagd erst einen Erlaubnißschein kaufen müssen, die Frage hören kann: Ja, füttern denn die Leute von der Compagnie die Vögel? Doch haben diese Punkte nur untergeordneten Werth, mit der Zeit kann da schon theilweise Wandel geschafft werden. Ueber- und Unterordnung, Rangstufen zc. finden sich bei unsern Eingebornen auch nicht, jeder kann thun, was ihm beliebt, so lange er sich der Sitte nicht widersetzt. Nun aber treten uns in der Bibel Herren, Kaiser, Könige, Landpfleger, Oberste, Hauptleute, Haushalter zc. entgegen. In Nabim gibt's ein Wort abumtau für Häuptling. Da derselbe aber sehr wenig Macht besitzt, so kann unter dieses Wort doch nicht alles, was Obrigkeit heißt, befaßt

werden, zumal ja dann auch keine Auseinanderhaltung der verschiedenen Abstufungen möglich wäre. Man muß eben suchen der Sprache analoge Wörter zu bilden. Auch „Priester und Schriftgelehrte“ sind erst einzu-bürgern, nebst Lehrer und Meister. Durch die biblische Geschichte muß der Gesichtskreis des Volkes erweitert werden, der geistige und der räumliche. Die Ortsbestimmungen sind ja auch ein Stück Geographie. Immer wieder hat man zu betonen, daß es ein Jerusalem, einen Sinai wirklich gibt, daß der Ararat auf Erden zu finden sei und nicht in den Himmel versetzt werden dürfe, daß unser Herr Jesus eben auf unserer Erde gewandelt habe unter den Menschen, die daumal lebten. Da merkt man erst, wie viel Hülfsmittel nöthig sind, um klares Verständniß von der heiligen Geschichte zu erlangen. Bei so engbegrenztem Horizont und bei der geringen geistigen Regsamkeit der Papua ist es nicht zu verwundern, daß abstracte Begriffe im Wortschatz selten sind, nicht einmal für Tod und Leben. gibt's eine Bezeichnung. Die Eingebornen drücken sich sehr wenig in Hauptwörtern aus, sondern halten sich an die Zeitwörter; für trösten, fürchten, hoffen z. B. ist der Ausdruck vorhanden, aber nicht für das entsprechende Hauptwort. In solchem Fall muß der Satz anders gemendet werden. Für: glücklich, selig, anbeten, richten, beherbergen, Wunder, Gleichniß, Fest, Braut, Bräutigam, Hochzeit, verwundern, müssen, sollen, antworten zc. hat sich noch kein entsprechendes Wort entdecken lassen. Man ist genöthigt zu umschreiben, ohne damit immer der Bedeutung gerecht zu werden. Manches Wort kann einfach aus einer andern Sprache herübergenommen werden, wenn die Sache bekannt ist, z. B. Wein, Lampe, Kaiser, Papier, padi für Reis. Aber ohne Anschauung ein fremdes Wort aufzunehmen, ist doch mißlich; was man z. B. für Esel sagen soll, weiß ich nicht, ich glaube, da genügt vorläufig „Thier“! Zuweilen muß man sich der Verständlichkeit wegen in etwas den Verhältnissen anbequemen. Wassersucht und Ausfluß gibt's hier nicht, ich setzte an Stelle davon: Elefantiasis und langwierige Wunde. Weizen ist unbekannt, nicht aber Reis, so schrieb ich denn: das Unkraut „unter dem Reis“, auch sonst mußten einige Früchte Neu-Guineas Ersatz leisten. Ein schwieriger Ausdruck schon im Deutschen ist „Himmelreich“, vollständig unübersetzbar da, wo kein Reich existirt. Ich half mir, indem ich einmal sagte, der Herr im Himmel macht es wie zc., oder indem ich für „Reich“ das Wort miti setzte, welches Geschicklichkeit, Friede, aber auch religiöse Art und Weise bedeutet. Meiner Ansicht nach hätte dieses miti auch in der zweiten Bitte bei uns die beste Stelle.¹⁾ Alle Schwierigkeiten sind aber nicht so groß, als daß wir in der Jabim-Sprache die großen Thaten Gottes nicht

1) „An m. d. Red. Diese Uebersetzung wäre doch wohl nur da zulässig, wo das Reich Gottes ein ‚Gut‘, oder einen ‚innerlich verwirklichten geistlichen Thatbestand‘ bezeichnet, wie etwa Röm. 14, 17., oder etwa Luc. 17, 20.; Matth. 5, 8. Man sieht aber, in welch schwierige und tiefgehende Erörterungen die Uebersetzung der heiligen Schrift auch den einfachen Missionar führt.“

verkündigen könnten. Was zum Heil nöthig ist, kann klar und deutlich vortragen werden und, indem wir lehren, lernen wir deutlicher die Sprache des Volkes reden. Zum Schluß will ich noch zwei Proben der Uebersetzung in Deutsch geben. 1. Gottes Ruf an Abraham: Laß deinen Ort und dein Volk liegen und gehe in ein Land, ich will dir's zeigen. Ich will geben, du wirst großes Volk, und ich thue dir Gutes und dein Ruhm entstehe. Sie thun dir Gutes, ich thue ihnen wohl, sie stoßen dich, ich verfluche sie, und das Gute von dir soll übergehen auf alle Völker der Erde. 2. Der Missionsbefehl: Ich wurde Inhaber Himmels und der Erden und ihr geht hin in alles Land und macht, alle Leute werden meine Kinder, und wascht sie, sie werden kommen hin zu Gott Vater und Sohn und (heiligen) Hauch und lehret sie bewahren alle Rede, ich trug euch auf. Und seht, ich bin mit euch immer bis Erde zu Ende. Mensch glaubt mir und Wasser zu ihm hin, und er wird bleiben lebendig, Mensch glaubt mir nicht, ich will wegweisen ihn, er sitze schlecht. — Daß wir mit der Zeit noch besser werden sprechen können, das glaube ich.“

L. F.

Die Verspottung des Papstes und der römischen Meritesei durch Leo Taxil. Der „Freimund“ schreibt: Die Welt will betrogen sein, und eine verweltlichte Kirche auch. Die römische Kirche duldet und hegt den Aberglauben; die einen ihrer geistlichen Leiter machen den plumpen Aberglauben aus eigener Ueberzeugung mit, andere, die ihn durchschauen, wollen den frommen Betrug nicht stören oder suchen ihn für das Ansehen der Kirche auszunutzen, nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Mitunter aber stellt sich ein sehr unfrommer Betrug heraus, wenn der Aberglaube entlarvt wird als berechnete Täuschung und frecher Schwindel. Dies ist der Fall bei der jüngst geschehenen Enthüllung des Geheimnisses der Miß Diana Vaughan, wobei die höchsten Kreise der römischen Kirche auf das Lächerlichste bloßgestellt worden sind. Schon seit neun Jahren hat diese Angelegenheit gespielt, und jetzt hat ein frecher Gauner sein Spiel aufgedeckt. Es war im Jahr 1888, als ein Mann, der sich Leo Taxil nannte und sich bisher als einen Feind der Jesuiten gezeigt hatte, plötzlich seine Beteuerung zum katholischen Glauben ins Werk setzte, indem er eine dreitägige Beichte durchmachte und alles widerrief, was er gegen die römische Kirche geredet und geschrieben hatte. Bald trat er mit Enthüllungen über das Treiben der Freimaurer, zu denen er gehörte, hervor. Er gab an, daß das Freimaurerthum in einer förmlichen Teufelsverehrung bestehe und schilderte genau diesen Teufelsdienst. In den Felsen von Gibraltar seien geheime Grotten eingehauen, in denen die Freimaurer ihre Greuel trieben, der Hauptort dieses finstern Unwesens aber sei Charleston in Nordamerica, wo die Teufelskapelle errichtet sei. Taxil aber ging noch weiter und fing an, Enthüllungen zu machen über die Absichten des Teufels und über die Geheimnisse der Hölle. Dazu diente ihm die angebliche Miß Diana Vaughan, welcher es verliehen sei, Offenbarungen über das Reich der Finsterniß

auszusprechen, die er dann in fortgesetzten „Denkwürdigkeiten“ veröffentlichte. Wie es sich jetzt herausstellt, war dieses geheimnißvolle Wesen eine arme Abschreiberin, die Taxil an seiner Schreibmaschine beschäftigte, um seinen großartigen Briefwechsel mit katholischen Geistlichen der ganzen Welt zu führen, der er diese „Offenbarungen einer ehemaligen Teufelsbraut“ dictirte. Bei diesen Enthüllungen aus der Hölle spielte der Teufel Bitru eine große Rolle, der als der böse Geist des Freimaurerthums bezeichnet wurde, auch die Großmutter und Mutter des Antichrists wurden namhaft gemacht. Zum Beweis des Daseins des bösen Geistes Bitru wurden den Jesuiten Haare, die die Teufelsbraut aus seinem Schwanz gerissen hatte, vorgezeigt und eine eigenhändige Unterschrift Bitrus. Diese Offenbarungen wurden von der katholischen Geistlichkeit in allen Ländern und nicht am wenigsten in Rom mit Verehrung und Begeisterung aufgenommen, denn jetzt erst meinte man, den Kampf gegen das Freimaurerthum mit Nachdruck führen zu können. Das maßgebende päpstliche Blatt in Rom, die „Civiltà cattolica“, erklärte diese Veröffentlichungen als durchaus glaubwürdig, und der Pabst ertheilte Miß Vaughan und Taxil wiederholt seinen Segen. Ohne Widerspruch ging es allerdings nicht ab. Der Bischof von Charleston reiste nach Rom und erklärte, daß an seinem Wohnsitze kein Teufelsheiligthum sei, aber Miß Diana offenbarte, der Bischof sei selbst ein geheimer Freimaurer, und der Pabst hieß ihn schweigen und übersandte der Diana expresse seinen Segen. Der apostolische Vicar in Gibraltar machte geltend, die Felsen dort seien nicht unterhöhlt, aber man hörte nicht auf ihn. In Deutschland erklärten einzelne katholische Zeitungen die Sache für Schwindel, aber ein großer Theil der deutschen katholischen Geistlichkeit schwärmte auch dafür. Daß Leo Taxil nach seiner Vergangenheit ein anrühiger Mensch war, und daß er auch nach seiner „Bekehrung“ ein sehr freies Leben führte, irrte die Römlinge nicht; auch solche, die seine Offenbarungen nicht für bare Münze nahmen, ließen es sich als ein Kampfesmittel gegen die verhassten Freimaurer gefallen. Im vorigen Jahr wurde in Trient ein katholischer Congreß gegen das Freimaurerthum abgehalten, auf dem die Mehrzahl entschieden an den Enthüllungen der Diana Vaughan festhielt. Nun aber schien es dem Vater dieser neuen Offenbarung an der Zeit, sein Kind beim rechten Namen zu nennen. Auf den 19. April 1897 berief Taxil in Paris eine große Versammlung, zu der alle Zeitungsberichterstatter der französischen Hauptstadt und überhaupt jedermann geladen war, der sich für die Sache interessirte, denn es sollte Diana Vaughan, deren Dasein bezweifelt wurde, persönlich auftreten und den Teufelsdienst der Freimaurer vernichten. Priester und Mönche und ultramontane Schriftsteller fanden sich in großer Zahl ein, und was gab Leo Taxil zum Besten? Er erklärte mit eiserner Unversämtheit der Zuhörerschaft, die Diana Vaughan sei er selber, und alle Offenbarungen seien nichts als seine eigene Erdichtung, um die katholische Geistlichkeit bis zum Pabst hinauf hinter's Licht zu führen.

Es war eine kluge Vorsorge, die Laxil getroffen hatte, daß alle zur Versammlung Erschienenen beim Eingang die Stöße hatten in Verwahrung geben müssen, denn die erbitterten Römischen hätten ihn sicher durchgeprügelt, als er mit frechem Lächeln gestand, wie er der katholischen Welt Sand in die Augen gestreut hätte. Damit ist nun die römische Geistlichkeit zum Gespött der Welt geworden, und Rom hat sich von einem durchtriebenern Schelm für den Narren halten lassen. Für einen Christen aber ist es ein trauriges Zeichen, wie weit in den römischen Kreisen der Sinn für die Wahrheit abhanden gekommen ist. Man kann sich ja über die Glaubwürdigkeit von Personen bei aller Nüchternheit und Vorsicht täuschen, und Schwindler und Betrüger haben schon oft auch ernste christliche Leute hintergangen, aber daß die römische Geistlichkeit die plumpen Lügen Laxils, in denen er Lehren über verborgene Dinge aufsticht, für göttliche Offenbarung aufnahm, beweist, wie St. Paulus 2 Theff. 2, 10. 11. sagt, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, und daß sie darum der Lüge glauben müssen. Manche meinen nun, daß diese Bloßstellung, durch die die römische Geistlichkeit dem Fluche der Lächerlichkeit verfallt, ein schwerer Schlag für diese Kirche sei, deren Erschütterung dadurch herbeigeführt werden könne, aber dies ist nicht anzunehmen. Rom hat schon andere Stöße ausgehalten, und Spötter und Gauner können es nicht überwinden. Darüber werden den Leuten in dieser Kirche kaum die Augen aufgehen, denn auch Katholiken, welche die Sache schon länger für Schwindel erklärt haben, werden dadurch noch nicht irre an ihrer Kirche werden. Kurz vor der Reformation ist die römische Geistlichkeit auch zum Gespötte geworden durch die Briefe der Duntelmänner, aber nicht dieses, sondern Luthers Zeugniß der Wahrheit hat die Bresche in Roms Macht gelegt.

Luther über die Loci Melancthons. Anläßlich des vor kurzem gefeierten vierhundertjährigen Geburtstags Melancthons hat man ganz naturgemäß vielerorts von den Verdiensten desselben um die lutherische Dogmatik durch die Verabfassung seiner mit Recht berühmten und wirklich trefflichen Loci communes seu hypotyposes theologicae vom Jahre 1521, der ersten Dogmatik der lutherischen Kirche, gehandelt. Man hat dabei auch die lobenden Aussprüche Luthers über dieses Werk angeführt. Dabei ist jedoch ein Citat aus Luthers Schriften in America wie in Deutschland in einer Weise citirt und verwerthet worden, die erkennen läßt, daß man die Worte Luthers entweder gar nicht gelesen, oder einfach nicht verstanden, oder aber muthwillig verdreht hat. In einer hierzulande erschienenen Melancthon-Biographie, "Life of Philip Melancthon. By Rev. Jos. Stump, A. M.," heißt es S. 37: "Luther was delighted with this work (Loci Communes), and declared that it was not only worthy of immortality, but of being received into the canon of Scripture." Ebenso S. 271: "Luther declared it worthy of canonicity and immortality." Und in dem neuesten (Mai-)Heft der Zeitschrift für Pastoral-

theologie „Halte, was du hast“ wird S. 353 in einer Festrede über Melancthon von Dr. Braun, Oberconsistorialrath und Hofprediger in Stuttgart, gesagt: „Ein unbefiegttes kleines Buch, würdig der Aufnahme in den biblischen Canon, nannte Luther jene loci.“ Hiernach könnte es scheinen, als ob Luther, der doch sonst immer eine solch heilige Scheu und Ehrfurcht vor dem inspirirten Gotteswort an den Tag legt, der sich sonst des großen, himmelweiten Unterschiedes zwischen göttlichen und menschlichen Schriften bewußt ist, eine menschliche Schrift für würdig erachtet hätte, in die Bibel aufgenommen zu werden. Sieht man jedoch Luthers Worte genau an, so tritt sofort zu Tage, daß er eine solche Meinung auch mit keinem Worte ausgesprochen hat. Die in Betracht kommende Stelle findet sich in seiner Schrift gegen Erasmus und lautet: „Denn sie (die Sophisten) sind auch von mir so oft widerlegt, aber ganz und gar über den Haufen geworfen und vernichtet durch das unüberwindliche Büchlein des Philipp Melancthon, Loci Communes, welches nach meinem Urtheil werth ist, nicht allein, daß es ewig bleibe, sondern auch, daß es in der Kirche als eine Richtschnur gelte“, im lateinischen Original: „in-victum libellum, meo iudicio non solum immortalitate, sed canone quoque ecclesiastico dignum.“ (St. Louiser Ausgabe, XVIII, 1671.) Luther sagt also in keiner Weise, daß Melancthons Loci würdig wären, einen Bestandtheil der heiligen Schrift zu bilden, sondern meint nur, daß sie verdienten, unter den normativen kirchlichen Schriften, unter den Bekenntnißschriften der Kirche, zu stehen.¹⁾ Und damit stimmt dann auch, was Luther anderwärts über dieses Werk (welches freilich später von Melancthon nicht nur erweitert und umgearbeitet, sondern auch verschlechtert worden ist) urtheilt, z. B. in der Vorrede zu dem ersten Bande seiner lateinischen Werke: „Jetzt sind durch Gottes Gnade sehr viele methodische Bücher vorhanden, unter welchen die loci communes des Philippus sich auszeichnen. Denn durch diese kann ein Theolog und Bischof trefflich und reichlich ausgebildet werden, daß er mächtig sei im Worte der christlichen Lehre.“ „Und viele“, bemerkt dazu Chemnitz in der Vorrede seiner Loci, denen ja die Melancthonschen zu Grunde gelegt sind, „erinnern sich noch seiner (Luthers) privaten Aeußerungen, da er oft versicherte, dieses ein Buch enthalte mehr gesunde Lehre, als irgend ein Buch seit der Apostel Zeiten.“ (Loci theologici Martini Chemnitii. 1690. p. 12.) L. F.

Ueber Schauspiele hat die diesjährige tamulische Synode der Leipziger Mission verhandelt. Wir finden darüber den folgenden Bericht im

1) Auch eine andere Uebersetzung der Worte Luthers ist möglich, vielleicht noch näher liegender. Luther mag nämlich das Wort canon so gebraucht haben, wie es bei den alexandrinischen Grammatikern gebraucht und bei den Lateinern dann durch ordo oder numerus wiedergegeben wurde, so daß in canonem oder ordinem oder numerum redigere so viel heißt als: in die Reihe der klassischen Schriftsteller aufnehmen, für mustergültig, klassisch erklären.

Leipziger Missionsblatt vom 1. Juni: „Landprediger B. Dewasagajam aus Trankebar brachte dann einen längeren Vortrag über die Frage: ‚Dürfen in unsern Gemeinden Schauspiele irgend welcher Art stattfinden oder nicht?‘ Veranlaßt war diese Frage dadurch, daß durch das Beispiel der Römischen Christen bewogen, welche mit großem Pomp geistliche Schauspiele, theils biblischen Inhalts, theils den Heiligenlegenden entnommen, aufführen, auch in unsern Gemeinden hier und da das Verlangen darnach aufgetreten war. Auch die Heiden veranstalten oft Schauspiele, deren Stoff ihren Göttergeschichten und Heldengebichten entlehnt ist. Die ganze Nacht hindurch kann man sie mit ungetheilte Aufmerksamkeit sitzen und zuhören sehen. Es fragt sich nun, ob dieses Mittel nicht auch von uns dazu benutzt werden könnte, viele Heiden mit der Heilsgeschichte bekannt zu machen. Dieser Gedanke hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes; doch wies Pastor Dewasagajam mit vollem Recht auf die Gefahren hin, die ein solches Thun in sich birgt: der Schriftinhalt wird veräußerlicht, das Heilige wird profanirt und das Christenthum artet schließlich zu einer Comödie aus. Diese großen Versammlungen zur Nachtzeit haben auch ihr Bedenkliches. Unter dem Deckmantel der Nacht ist das Heidenthum mit seinen Sünden besonders geschäftig. Doch ging der Vortragende und einige seiner Amtsbrüder in der Beurtheilung dieser Frage entschieden zu weit, wenn sie kurzer Hand jegliches Schauspiel, weltlich oder geistlich, als Sünde erklärten, ja sogar Darstellungen biblischer Bilder mit der *laterna magica* verurtheilten. Dem gegenüber wurde betont, daß man nicht ohne weiteres alle Schauspiele als sündlich bezeichnen dürfe, z. B. ein gutes Schauspiel von Shakespeare habe auch seinen moralischen Werth.“ (Die christliche Kirche geht aber sicherer, wenn sie die „Moral“ aus der Bibel, anstatt aus Shakespeare, lernt.) „Wenn die oberste Schulbehörde in Madras Aufführungen von Shakespeareschen Dramen in den Klassen des College empfohlen habe, so könne man das nicht verurtheilen.“ (Die Klassen des College in Madras sind auch keine christliche Gemeinde.) „Anders dagegen liege es bei der Aufführung geistlicher Schauspiele. Darstellungen Gottes oder des Herrn Jesu, die schauspielerische Wiedergabe heiliger Handlungen, als Taufe, Abendmahl, Gebete 2c., seien zu verwerfen. Was nun die Aufführungen von Schauspielen in unsern Gemeinden betrifft, so wurde zu bedenken gegeben, daß diese Missionsgemeinden sind, zerstreute kleine Heerden mitten in einer heidnischen Welt, deren Aufgabe es ist, zu streiten wider die Lüge und zu zeugen von der Wahrheit. Dieser Aufgabe aber wird nicht gedient durch Verkleidungen und Maskeraden, sondern durch das Festhalten und Verkündigen des Worts der Wahrheit. Nach längerer Debatte mußten der vorgerückten Zeit wegen die Verhandlungen abgebrochen werden. Die Sache wird jedenfalls auf der nächsten tamulischen Synode (1899) nochmals zur Sprache kommen.“

F. P.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Ueber die unirte Evangelische Synode von Nord-America entnehmen wir die folgenden statistischen Angaben einem Wechselblatt: 804 Pastoren, 1042 Gemeinden, 943 Kirchen, 424 Schulen, 135 Lehrer, 55,438 angeschlossene Glieder, 23,438 nicht angeschlossene Glieder, 185,344 Communicanten. — In der Central-Province Britisch Indiens treibt die Synode eine eigene Heidenmission. Es arbeiten daselbst auf 4 Missionsstationen 7 Missionare und 5 Missionsfrauen, denen eine Anzahl größtentheils eingeborener Gehülfen zur Seite stehen. Das vergangene Jahr war für die Mission ein sorgenreiches und schweres, hervorgerufen durch eine noch andauernde Hungersnoth und durch die Beulenpest und bössartige Fieber. Auf der Station Blrampur arbeiten die Missionare D. Lohr und Julius Lohr und dessen Frau; diesen stehen eingeborene Gehülfen zur Seite und zwar 17 Lehrer, 2 Lehrerinnen und 4 Gehülfen. Von diesen arbeiten ein Theil auf 11 Außen-Stationen. Die Gliederzahl der Gemeinde beträgt 1076; Communicanten 520 und Katechumenen 150. Die Gemeindegliederschulen wurden von 258 Schülern besucht, und die Heidenkinder von 156. Auf der Station Raipur arbeiten die Missionare A. Stoll und J. Gatz mit ihren Frauen nebst 4 Katechisten, 10 Lehrern und 2 Lehrerinnen. Gemeindeglieder sind hier 122 mit 60 Communicanten. Auf dieser Station befindet sich auch ein Waisenhaus. Auf der Station Chandfuri arbeiten die Missionare J. Jost und K. Rottrott mit ihren Frauen, ebenso 2 Katechisten und 3 Lehrer. Die Zahl der Gemeindeglieder ist 177 und 42 Communicanten. Auf Parsabhadur, der jüngsten Station, arbeitet Missionar Hagenstein. Die Sonntagschule wird von 30 und die Wochentagschule von 44 Kindern besucht. — Im theologischen Seminar bei St. Louis befinden sich 54 Studierende und im Seminar zu Elmhurst, Ill., 122 Schüler.

Americanische Tractat-Gesellschaft. Das 72. Jahresfest der „Americanischen Tractat-Gesellschaft“ wurde mit einer religiösen Feier im Broadway Tabernacle in New York begangen. Am Abend verlas Rev. G. L. Shearer den Jahresbericht. Derselbe verbreitete sich über die „Finanzklemme“ des Jahres und zeigte, daß aus Sparfamleitsrückichten die Gehälter der Angestellten beschnitten, die Kosten der Niederlagen herabgesetzt, neue Publicationen vermindert wurden zc. Die Niederlage in Rochester wurde aufgegeben. Am meisten wird die Abnahme der Vermächtnisse (um \$40,000) bedauert. Trotz alledem haben die Verkäufe die des Vorjahres ein wenig überstiegen und der Truistfonds hat etwas zugenommen. Die Mietzhen des neuen Gebäudes haben manche Enttäuschung hervorgerufen. Der Liste der Publicationen wurden im Laufe des Jahres 78 neue hinzugefügt. Im Laufe des Jahres machten 180 Colporteur, die in 32 Staaten und Territorien und in Ontario und Manitoba arbeiteten, 135,066 Familienbesuche und fanden in 9650 protestantischen Familien keine Bibel.

Das weltliche Gesetz und die „Falth Cure“. In einer hiesigen Zeitung finden wir den folgenden Bericht: Der Gesundheitscommissär hat sich von dem Anwalt seines Departements ein Gutachten darüber ausstellen lassen, ob er gegen den „Glaubensheiler“ Schrader criminalgerichtlich vorgehen könne. Schrader hatte den deutschen Brauarbeiter Georg Meyer, welcher am typhösen Fieber erkrankt war, behandelt. Der Anwalt führt in seinem eingereichten Gutachten die Thatfachen in dem Falle an, erklärt, daß, wenn Meyer von einem tüchtigen Arzte behandelt worden wäre, er wahrscheinlich heute noch am Leben wäre, und geht dann zur Erörterung

der einschlägigen Gesetze über. Er sagt, daß Schrader die Heilung einer Krankheit versuchte mittelst einer entschieden neuen und bestimmten sogenannten Wissenschaft in einer der medicinischen Heillehre unbekanntem Weise. Er habe daher nicht als Mediciner zu practiciren versucht. Die betreffende städtische Ordinance sei daher nicht verletzt worden. Auch das Staatsgesetz — welches die Ausübung der ärztlichen Praxis allen nicht im Besitze von Diplomen befindlichen und nicht registrirten Personen verbietet, und als ärztliches Practiciren auslegt, „wenn jemand sich den Titel M. D. zulegt“ — sei nicht verletzt worden, laut der Zeugnisaussagen vor dem Coroner; auch habe Schrader sich nicht des Todtschlags schuldig gemacht laut Entscheidung des Staatsobergerichtes in dem ähnlichen Falle Rice vs. den Staat, 8. No., 403, 1844, da das Staatsobergericht erklärt hatte, daß, wenn jemand einen Kranken, mit ehrlicher Absicht, zu heilen, behandelt, dieser aber in Folge Unersahrenheit des Arztes stirbt, entgegen den Erwartungen des „Heilkundigen“, dieser nicht des Mordes oder Todtschlags schuldig sei. Der Anwalt schließt, daß kein Gesetz vorhanden sei, das auf die Handlungsweise Schraders Anwendung finde.

Eine beachtenswerthe Kritik der modernen Theologie von Seiten Roms. Ein römisches Blatt („New York Freeman's Journal“) schrieb kürzlich: „Die Bibel ist die einzige Grundlage, auf welcher das ganze System der protestantischen Theologie ruht. Die protestantischen Sappeure, welche diesen Grund untergraben, thun bewußt oder unbewußt ihr Bestes, aus den protestantischen Secten rein weltliche Organisationen zu machen, die gänzlich losgerissen sind von der göttlichen Sanction, welche der Protestantismus beansprucht, so lange er das geschriebene Wort Gottes als seine unfehlbare Norm des Glaubens gelten läßt. Wenn man diese Norm aufgibt — was bleibt dann von dem religiösen Character des Protestantismus übrig? Die sogenannte „höhere Kritik“ arbeitet schnell auf dieses Ziel der Verwerfung (der Schriftnorm) hin.“ — Man muß dem römischen Kritiker Recht geben. Der Protestantismus, überhaupt die christliche Kirche, gibt sich selbst auf, insofern sie die Bibel als die unfehlbare Regel und Richtschnur des Glaubens aufgibt. Die christliche Kirche ist ja erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten. Wie weltliche Gesellschaften auf gewissen menschlichen Gesetzen und Ordnungen stehen, so steht diese einzigartige geistliche Gesellschaft, die christliche Kirche, die Gemeinde der Gläubigen, auf dem göttlichen Worte der Schrift. Wenn und insofern man der Kirche diesen göttlichen Grund nimmt und sie auf Menschenmeinung stellt, degradirte man sie zu einer weltlichen Organisation. Eine im Gegensatz zu Gottes Wort auf die Resultate der kirchlichen „Wissenschaft“ gegründete „Kirche“ ist so wenig eine Kirche als eine durch Logenparagraphen zusammengehaltene Logengesellschaft. Der Grund ist weltlich, irdisch und darum auch die Gesellschaft, welche auf diesen Grund sich zusammengeschlossen hat. Was die Kirche betrifft, so ist sie alle in des halb die einzigartige, geistliche, himmlische Organisation in der Welt — „das Jerusalem, das droben ist“ — weil sie auf dem einzigartigen, geistlichen, himmlischen Grunde steht, dem unfehlbaren Worte Gottes. Das „Freeman's Journal“ hat daher vollkommen recht, wenn es sagt, daß die Leugner der Unfehlbarkeit der Schrift den Grund des Protestantismus untergraben und die Kirche zu einer weltlichen Organisation herabdrücken. — Aber das „Freeman's Journal“ trifft mit seiner Kritik nicht nur die abgefallenen Protestanten, sondern auch die Pabstkirche. So gewiß der Satz wahr ist: „Wie der Grund der Kirche, so die Kirche selbst“, so wahr ist es auch, daß die Pabstkirche als solche nicht Christi Kirche, sondern eine weltliche Organisation ist, weil sie nicht auf das göttliche Wort der Schrift, sondern auf des Pabstes Decrete gegründet ist.

J. P.

II. Ausland.

Zwei kirchliche Veteranen. Wir entnehmen der Luthardt'schen Kirchenzeitung zwei kurze Biographien von zwei süddeutschen Kirchenregenten, deren Namen in kirchlichen Kreisen wohl bekannt sind.

Am 4. Mai † in München der Präsident des protestantischen Oberconsistoriums D. Adolf v. Stählin in einem Alter von 73 Jahren. Er wurde am 27. October 1823 in Schmädingen im Ries als der älteste Sohn des dortigen Pfarrers geboren, absolvirte das Gymnasium St. Anna zu Augsburg mit Auszeichnung, nachdem er in allen Fächern der erste gewesen war, und bezog dann die Universität Erlangen, wo die theologische Facultät eben in ihrer ersten Blüthe stand. Mit Eifer widmete er sich den Vorlesungen und ebenso eifrig dem häuslichen Studium. In Folge dessen konnte er zwar mit einem außerordentlichen Maß von Wissen die Universität verlassen, aber er war auch körperlich so geschwächt, daß in dem Referat über die Anstellungsprüfung des Jahres 1850 über ihn die Bemerkung gemacht wurde: „Es findet sich nur ein einziger, welchem die Note der Auszeichnung gegeben werden konnte, und dieser eine ist von so schwächlicher Gesundheit, daß er leider für den Dienst der Kirche wenig zu gebrauchen sein wird.“ Nach einer elfjährigen Candidatenzeit erhielt er die Pfarrei Taubeschedenbach bei Rothenburg und nach fünf Jahren die Stelle St. Leonhard im gleichen Capitel. Seine hohen Geistesgaben wurden von den dortigen Capitularen in dem Maße anerkannt, daß sie ihn, den Jüngsten, zum Senior erwählten. Auch die Kirchenbehörde bewies ihm ihre Werthschätzung, indem sie ihn in die theologische Prüfungscommission berief, welcher er viele Jahre angehörte. Seine Leistungen in dieser Stellung fanden den ungetheilten Beifall seiner Oberen; diejenigen, welche das Glück hatten, von ihm geprüft zu werden, rühmen heute noch seine vollendete Meisterschaft im Examiniren, verbunden mit einer Liebenswürdigkeit, die ihm schon damals vieler Herzen für immer gewann. Im Jahre 1864 wurde er nach Nördlingen als erster Pfarrer berufen, wo er zugleich als Schulreferent die Bedürfnisse von Schule und Lehrern gründlich kennen lernte. In dieser Eigenschaft, wie auch als Prediger erwarb er sich bei der Gemeinde und den dortigen Behörden ein noch heute unvergessenes, gefeiertes Andenken. Aber schon nach 2½ Jahren, im December 1866, wurde er zum Consistorialrath und Hauptprediger in Ansbach ernannt. Er gehörte dem Consistorium 13 Jahre an und widmete sich seiner neuen Aufgabe mit aller Hingebung. Seine Kirchenvisitationen, die er als Consistorialrath vorzunehmen hatte, übten nicht nur einen gesegneten Einfluß aus, sondern machten ihn zu einem der beliebtesten und verehrtesten Männer der bayerischen Landeskirche. Im Jahre 1879 erhielt er einen Ruf in das Oberconsistorium zu München und mit dem Jahre 1883 erlangte er die höchste Würde in der protestantischen Kirche Bayerns, die Präbidentenschaft des Oberconsistoriums. 14 Jahre hat er diese Würde mit ungebrochener Kraft bekleidet. Seine Thätigkeit als Reichsrath, wie seine oberhirtliche Leitung hat ihm reichste Anerkennungen von oben und unten eingetragen. Im Jahre 1894 ist er von dem evang.-luth. Collegium der Mission zu Leipzig zu ihrem Vorsitzenden an Stelle des † Kliefoth erwählt worden. Der bayerischen Geistlichkeit war er der treueste Freund, der unablässig auf ihr Wohl bedacht war, speciell auch ihre gedrückte materielle Lage zu heben suchte, und, wie bekannt, nicht ohne Erfolg. Aber nicht bloß die Geistlichen, sondern die ganze Landeskirche trug er auf dem Herzen. Ihr Gedeihen empfand er als persönliche Gnadenerweisung Gottes, betrübende Vorkommnisse in ihr empfand er als persönliche Heimsuchung. Eine Anerkennung seiner Landeskirche konnte ihn glücklich machen, deren Tadel ihn dagegen tief betrüben. Am meisten schmerzte es ihn, wenn er dem Vorwurfe begegnete, als trete er dem

Staat gegenüber nicht entschieden genug für die Rechte der Landeskirche ein, da doch sein ganzes Denken bei Tag und Nacht nur deren Förderung galt. Da er von sehr zarter Gemüthsanlage war, läßt sich begreifen, wie viel er bei seiner hohen Stellung oft gelitten hat. Aber den Muth hat er nie verloren. Auf der einen Seite fand er in dem Glauben an seinen Herrn Christum neue Kraft, auf der andern besaß er jene glückliche Anlage, zu hoffen, auch wenn keine Sonne schien, und der Zukunft mit getrostem Herzen entgegenzusehen. Noch als Greis von 70 Jahren war er ein Jüngling an Hoffensfreudigkeit, an Thatenlust und Thatenkraft. Vielleicht trug dazu auch die seltene Gnade bei, daß er noch in hohem Alter einer ungewöhnlichen Gesundheit sich erfreuen durfte. Er gehörte zu den Männern, die nicht alt werden. Seine theologische Stellung und seine hierdurch bestimmte Art der kirchenregimentlichen Leitung wird genügend in jenem Saß gekennzeichnet, der in einem Erlaß des Kirchenregiments vom Jahre 1896 sich findet und von seiner Hand herrührt: „Auch uns handelt es sich auf dem Gebiete der modernen Theologie nicht um einen theologischen Streit gleichberechtigter Richtungen, sondern um das Bekenntniß oder die Zeugnung des ewigen Gottessohnes, der bei dem Vater war vor Grundlegung der Welt und, nachdem er die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst gemacht, sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe. Dieser Gesichtspunkt wird uns auch ferner bei unsern Maßnahmen leiten.“

Stiftsprediger Prälat Dr. v. Burk hat am 19. Mai seinen 70. Geburtstag gefeiert. Zu diesem Anlaß ernannte ihn die theologische Facultät zu Tübingen zum D. theol. honoris causa: *virum doctrinae copia in rebus sacris probatissimum, praedicatorum evangelii orationis varietate, gravitate, comitate conspicuum, scriptis consillisque de juventute instituenda optime meritum, in operibus caritatis Christianae promovendis indefessum*. Der Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens, Dr. v. Sarwey, übersandte dem Jubilar ein Glückwunschschreiben. Ferner gratulirten die Schullehrerseminare des Landes, zahlreiche Deputationen von Kirchengemeinden, die Geistlichkeit u. a.; die Gesangschöre der Stiftskirche und der Diaconissenanstalt brachten dem Jubilar Ständchen dar. — Die Laufbahn des um sein Vaterland Württemberg hochverdienten Mannes zeigt namentlich zwei charakteristische Züge: einmal, daß seine Thätigkeit stets sowohl der Kirche als der Schule gewidmet gewesen ist, sodann, daß er, der einer altwürttembergischen Pfarrfamilie entstammte und in einer altwürttembergischen Gegend aufwuchs, eine lange Reihe von Jahren im neuwürttembergischen Frankenland mit seinen anders gearteten religiös-kirchlichen Verhältnissen wirkte und dann erst in das Herz von Altwürttemberg zurückgekehrt ist. Geboren in Frauenzimmern am 19. Mai 1827 hat er den gewöhnlichen Lauf der württembergischen Theologen genommen. Er ging auch durch das evangelisch-theologische Seminar in Tübingen, wo er in einer Promotion mit dem nachmaligen Lutherforscher Julius Köstlin sich befand. Dort bekleidete er nach der Studienzeit einige Jahre eine Repetentenstelle. Im Jahre 1855 führte ihn sein Weg auf das Diaconat in Weikersheim, einem fränkischen Städtchen. Hier schon schloß sich bei ihm der Bund von Kirche und Schule, denn neben seiner geistlichen Wirksamkeit hatte Burk die Woche hindurch den größten Theil des Unterrichts in einer lateinischen Schule zu geben. Nach sieben Jahren wurde er auf eine Pfarrstelle in Hall befördert. Er arbeitete fünf Jahre lang an der Gemeinde, der einst der Reformator Württembergs, Johannes Brenz, zuerst seine Dienste gewidmet hatte, wie er auch später die Kanzel desselben in Stuttgart besteigen sollte. Burk war zugleich Bezirkschulinspector. 1867 wurde er in dem für diese Stelle sehr frühen Alter von 40 Jahren Decan in Crailsheim, abermals einer fränkischen Gemeinde. Im württembergischen Frankenlande ist

eine ausgeprägte Kirchlichkeit als solche heimisch, und das geistliche Amt z. B. ist als Amt, nicht nur um der Persönlichkeit des jeweiligen Trägers willen, geachtet. So hatte Burck Gelegenheit, das Werthvolle einer objectiven Kirchlichkeit mit ihren festen, bleibenden, tragenden Ordnungen kennen zu lernen — gewiß eine werthvolle Ausstaltung des in Altwürttemberg ausgewachsenen Mannes für seine nachmalige Thätigkeit in der Oberkirchenbehörde. Als Decan in Crailsheim übernahm Burck auch die Redaction des „Württembergischen Schulwochenblattes“, welches er 25 Jahre lang herausgegeben hat. 1871 nahm er schweren Herzens für längere Zeit Abschied vom geistlichen Amt, indem er zum Leiter des Schullehrerseminars Eßlingen bestimmt wurde. Aber schon nach zwei Jahren wurde er als Oberconsistorialrath nach Stuttgart berufen. Neben der Fürsorge für die Kirche war eine Hauptaufgabe Burcks für viele Jahre die Oberaufsicht über die Schullehrerseminarien des Landes. Diese Stellung im Consistorium hatte er beizubehalten, auch als er im Jahre 1879 nach dem Heimgange des unvergeßlichen Kapff als dessen Nachfolger zum Stiftsprediger in Stuttgart ernannt wurde. Mit dieser Ernennung trat er nach achtjähriger Unterbrechung wieder in das practische geistliche Amt ein, und zwar in die verantwortungsvollste Pfarrstelle, die es in Württemberg gibt. Der Stiftsprediger in Stuttgart ist nämlich nicht nur der erste evangelische Geistliche der Stadt Stuttgart, sondern auch des ganzen Landes, wie er denn als solcher die Gottesdienste zur Eröffnung des Landtages und der Landesynode zu halten hat. Sehr bald war es Burck geschenkt, in der Predigt, mit der eine treue, gründliche Seelsorge sich verband, eine bedeutende Wirksamkeit auszuüben, und jetzt, nach 18 Jahren, versammelt sich eine große, dankbare Gemeinde sonntäglich in den schönen, weiten Hallen der Stiftskirche um den verehrten Mann. Burcks Predigtart ist so weit als möglich entfernt von aller Effectschwerei; sie verschmäh't in Wort und Vortrag zwar gewiß nicht die Kunst der Rede, aber die Künste der Rhetorik. Um so höher wird sie geschätzt. Sie bleibt nicht an der Oberfläche, sondern dringt in die Tiefen des menschlichen Herzens. Sie geht nicht ausgefahrene Geleise, sondern ist voll Originalität. Nicht geistreich will sie sein, dazu ist ihm das Evangelium zu ernst und groß, um so mehr ist sie geistvoll. Ein schönes Beispiel Burckscher Predigten haben wir an Burcks Evangelienpredigten, erschienen 1883. Wer forschen mag und suchen, namentlich auch unter den Geistlichen, dem ist diese Predigtsammlung eine wahre Fundgrube von tiefen, das eigene Nachdenken weckenden und anregenden Wahrheiten. Neben den unmittelbaren Aufgaben des geistlichen Amtes dient Burck vielen Anstalten und Vereinen der Inneren Mission in Stadt und Land. So ist er z. B. Vorstand der Bibelanstalt; bis vor kurzem hat er auch die Vorbereitung für die Sonntagschule geleitet. Trotz dieser vielfältigen Aufgaben hat Burck immer die wissenschaftlichen Studien gepflegt. Sein Lieblingsfach ist die Kirchengeschichte, und er hat Zeit gefunden, selbst werthvolle Gaben auf diesem Felde darzubieten: ein kirchengeschichtliches Werk, in welchem die Stiftung der christlichen Kirche besonders unter den germanischen Völkern behandelt ist, und die bleibend werthvolle Biographie Martin Luthers aus das Lutherjahr 1883. Burcks eigener Standpunkt ist im Unterschied von pietistischen oder biblicistischen der ausgesprochen lutherische. Seit Jahren ist er Vorstand der Lutherischen Conferenz in Württemberg, und mehr als einmal hat er in den Wirren der letzten Jahre Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, daß die Bekenntnisschriften mehr gepflegt und geehrt werden sollten. Wiederholt hat er auch in den Kämpfen der letzten Zeit mit Wort und Schrift sein gewichtiges Zeugniß für die biblische und bekenntnißmäßige Wahrheit abgelegt. Wir können diese Zeilen nicht schließen, ohne jener Eigenschaften zu gedenken, die ihm nicht am letzten einen wachsenden Kreis aufrichtiger Verehrer und Freunde zugeführt und

erhalten hat, es ist jene Herzlichkeit und Selbstlosigkeit, womit er jedem entgegenkam, jedem zu dienen bereit war. Nie ließ er einen das Gewicht seiner Stellung fühlen, niekehrte er den reichen Schatz seiner Gelehrsamkeit zur Beschämung anderer und zur Betonung der eigenen Person heraus.

Wir können vorstehender Anerkennung nicht rückhaltlos beistimmen. Beide Männer haben doch ihre Zeit, und was Gott in dieser Zeit gerade von den Führern der Kirche haben wollte; nicht erkannt, haben die landeskirchliche Gemeinschaft mit den Ungläubigen festgehalten und an ihrem Theil der modernen „kirchlichen Theologie“ Tribut gezollt. G. St.

Ueber die kirchlichen und sittlichen Zustände Berlins referirte auf der Kreis-synode Berlin II am 19. Mai der Vorsitzende, Superintendent Schönberger. Wir heben aus seinem Berichte Folgendes hervor: „Dem Glauben an den Herrn und sein Heil steht man zwar gleichgültig gegenüber, aber auf die Einsegnung hält man noch, sei es um der äußeren Sitte, sei es um des Bedürfnisses nach einer Feierlichkeit willen, weil man darin eine gewisse Weihe zum Eintritt ins Leben erblickt. Daher kommt es auch, daß die Zahl der Confirmanden im Ganzen nicht abnimmt, daß viel eher, wenigstens bei schönen Kirchen, mit einer Ueberfülle von Confirmanden zu rechnen ist, deren Unterricht oft genug Schwierigkeiten macht.“ Dann fährt der Bericht wörtlich also fort: „Es ist daher auch kein beruhigendes Zeichen, daß aus allen Gemeinden berichtet wird, es sei ein Erfolg der Agitation für den Austritt aus der Landeskirche nicht hervorgetreten. Der Grund dafür liegt kaum in dem zähen Festhalten an der Kirche und ihrem Bekenntniß, sondern viel eher darin, daß man es der Mühe nicht erst werth hält, sich die Umstände zu machen, welche ein äußerlich formgerechter Austritt aus der Landeskirche mit sich bringt. Ganz besonders trägt dazu der Umstand bei, daß der Herr Minister auch für die Kinder von Dissidenten die Theilnahme am Religionsunterricht für obligatorisch erklärt hat. Also einen Vortheil bringt solcher Austritt nicht, Umstände macht er und schließt wohl gar gelegentlich von der Erlangung von Unterstützungen aus, die man recht gern von der Kirche annimmt. Warum also den Austritt vollziehen? Man kann ja auch so außerhalb des Schattens der Kirche leben. Wahrscheinlich, man möchte fast wünschen, daß die Socialdemokratie mit ihrem zielbewußten Drängen auf Entscheidung gegenüber der Kirche Erfolg hätte. Nicht sagen wir das, weil wir die Massen aufgeben und die Arbeit der Kirche an ihnen für aussichtslos hielten — nein, nichts und niemand aufgeben, das ist Christenpflicht; aber es würde dann einmal offenbar, wohin ein jeder gehört.“ — „Das Offenhalten der Kirchen hat sich in der meisten Gemeinden bis jetzt nicht bewährt. Nur aus der Versöhnungs- und der Elisabethgemeinde wird berichtet, daß sich die Oeffnung der Kirche und die täglichen Andachten bewähren.“ Charakteristisch ist auch, was Pastor Berlin sagte über das Thema: „Wie steht es mit dem Familienleben in den Gemeinden der Diöcese? Welche Schäden sind auf diesem Gebiete bemerkbar? Was läßt sich zur Beseitigung derselben und zur Hebung eines christlichen Familienlebens thun?“ „Die Größe der Gemeinden, das häufige Wechseln der Wohnung, die Verborgenheit der einzelnen Familie in der großen Stadt und andere Ursachen verhindern vielfach einen tieferen Einblick in das Familienleben. Immerhin gehört ein echt christliches Familienleben nicht zu den Seltenheiten in den Gemeinden. Aber in andern Familien ist für Gott und sein Wort keine Stätte. Die Einsegnung wird oft unter dem Gesichtspunkt der drei heidnischen Fragen behandelt: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Für Hausandachten ist keine Zeit, geistliche Lieder erklingen nicht. Selbst für die Kranken wird nur selten geistlicher Zuspruch begehrt. Eine erschreckliche Gleich-

gütigkeit gegen das sechste Gebot herrscht. Unkeuschheit ist den jungen Leuten beiderlei Geschlechts etwas so Natürliches, daß der Ehrentitel ‚Jungfrau‘ kaum noch verstanden wird. Und wo das noch der Fall ist, da kann man wohl der Meinung begegnen, in Berlin sei es überhaupt nicht mehr möglich, eine ‚Jungfrau‘ zum Altar zu führen. Thatsächlich huldigen Männer aller Stände der freien Liebe ohne Scham und Scheu. Aber ganz ohne Schuld sind auch nicht die Frauen. An der Kindererziehung fehlt es häufig gänzlich. Die Eltern wissen sich nicht als Stellvertreter Gottes, sie vernachlässigen oft, und oft übertreiben sie die nothwendige Strenge. Andere ziehen die Kinder schon gar zu früh in die Vergnügungen hinein, kommen mit den Kindern womöglich früh Morgens vom Maskenballe. Auch die frühe Selbständigkeit der Arbeiterjünglinge bringt eine Schädigung des Familienlebens.“ Es wurde schließlich der Antrag des Synodalen Pastor Kohde in folgender Fassung angenommen: „Synode empfiehlt den Hausvätern der Diocese die Einrichtung von Hausandachten und bittet das Kirchenregiment, eine Hausagende zu diesem Zweck herauszugeben.“ Ebenso findet ein Antrag des Synodalen Pastor Krüdeberg Annahme: „Den Pastoren der Diocese zu empfehlen, am kommenden Sonntag Rogate der Gemeinde die Einrichtung von Hausandachten ans Herz zu legen.“

Aus Brandenburg. Ueber das Verhältniß der Kirche zu der Frage des Duells hat das königliche Consistorium für Brandenburg unter dem 26. März d. J. folgende Verfügung an die Superintendenten erlassen: „Die Kreisynoden des vergangenen Jahres haben sich in großer Zahl mit der betrübenden Erscheinung der in den letzten Jahren sich auffällig häufenden Duelle beschäftigt und sind bestrebt gewesen, durch ihre Verhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand das öffentliche Gewissen zu schärfen. Die brandenburgische Provinzialsynode hat mit Rücksicht hierauf und aus Anlaß mehrerer an sie gerichteter besonderer Anträge in ihrer Versammlung vom Herbst vorigen Jahres diese Frage ihrerseits eingehend erwogen, und in ihrer siebenten Sitzung vom 24. October einstimmig folgenden Beschluß gefaßt: ‚Die Provinzialsynode erklärt: 1. Das Duell ist Sünde, 2. die Kirche hat die Aufgabe, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Predigt, der Seelsorge, und gegebenen Falls der Kirchenzucht, das Gewissen ihrer Glieder zu schärfen und immer weitere Kreise mit dem Bewußtsein zu durchdringen, daß das Duell gegen Gottes Gebote verstößt und deshalb verwerflich ist. Die Synode erklärt hierdurch die zur Duellfrage gestellten Anträge für erledigt.‘ Die Herren Superintendenten und Superintendenturverweser setzen wir hiervon mit der Veranlassung in Kenntniß, den Kreisynoden bei ihrer in diesem Jahre bevorstehenden Tagung in geeigneter Weise von dem obigen Beschluß Mittheilung zu machen, indem wir zugleich bemerken, daß wir ihn auch dem Evangelischen Oberkirchenrath zur Kenntniß gebracht haben.“

Das deutsche christliche Vereinswesen. Das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“ schreibt: Zu unserer großen Betrübnis laßen wir wieder von einem Balle in dem Dresdner Vereinshause. In einem Dresdner Blatte wurde angezeigt: „Die Frauenortsgruppe vom ‚Allgemeinen deutschen Schulverein‘ veranstaltet Dienstag, den 26. Januar, im Vereinshause, Zingendorffstraße, ihren diesjährigen ersten geselligen Abend mit großem Concert unter Mitwirkung hervorragend künstlerischer Kräfte. Nach dem Concert findet Ball statt.“ Ob das dem Hause zum Segen sein wird? — Ehre hat das Hospiz mit der Gestattung dieses Balles in seinem Saale auch vor der Welt nicht eingelegt. In einem Dresdner Blatte, den „Neuesten Nachrichten“, hieß es: „Der zweite Theil des Abends war den Freuden des Balles gewidmet. Hier erwiesen sich aber die von der Hausverwaltung getroffenen Vorbereitungen als recht ungenügende, so daß der Tanz erst nach einer außergewöhnlich langen Pause beginnen konnte, und auch dann noch mußten die Festtheilnehmer

über zerbrochene Gläser und Teller tanzen.“ Das sollte Mahnung genug sein, es ganz zu unterlassen. In dieser Nachgiebigkeit kann kein Segen ruhen. — Noch Schlimmeres aber berichtet eine andere Nachricht, die in einem Dresdner Blatt sich befindet. Es heißt dort — wir drucken wörtlich, um zu zeigen, wie dies alles den Zwecken des Hauses widerspricht: „Ein Tanzstunden-Ball eigener Art und von apartem Arrangement vereinigte die jungen Damen und Herren, die ihren Wintertanzkursus in dem vom Königl. Balletmeister a. D. R. K. und Frau geleiteten Tanzinstitute beendet hatten, in den Räumen des Vereinshauses, um hier zum ersten Male öffentlich das Resultat des geöffneten Unterrichts in Gesellschaftstänzen und der Anstandslehre glänzen zu lassen. Als Höhepunkt der auf Grund einer deutschen Tanzkarte durchgeführten Reigen: Eröffnungstreigen, Polka, Rutscher, Gegenanz, Vier-Paar-Tanz (Lancier), Rundgang zc., war ein Gabentanz (Cotillon) vorgesehen, der jedenfalls zu den originellsten und interessantesten dieses Genres zu zählen ist. Zum äußeren Schmuck des Ganzen hatte Balletmeister K. in brillanter Imitation die ‚Alte Stadt‘ aufbauen lassen.“ Und das alles im Saale des Vereinshauses! Die Direction des christlichen Vereinshauses hüllt sich dem allen gegenüber in Schweigen. Hoffentlich hat das nun ein Ende dadurch, daß für etliche Jahre wenigstens der Gottesdienst der Kreuzgemeinde in diesen Saal verlegt ist. Letztere Thatsache aber zeigt zugleich deutlich, wie die Verwendung gerade dieses Saales, der lediglich zu „hohen ernsten Dingen“ geweiht ist, zu rein weltlichen Dingen ein Umding ist.

Die moderne Theologie bei den Herrnhutern. In der Brüdergemeinde wird ein Protest in großem Stil gegen das Eindringen der modernen Theologie vorbereitet. Das war mit ein Ergebnis der am 14. Mai in Görlitz abgehaltenen Laienversammlung, zu welcher sich 40 Personen, darunter etwa sechs Theologen, eingefunden hatten. Es handelte sich darum, wie man sich zu den für die nächste Synode bisher erschienenen Anträgen stellen, insbesondere wie man sich gegenüber der modernen Theologie verhalten solle, die, wie jetzt niemand mehr leugnet, bei vielen Brüdertheologen Eingang gefunden hat. Th. Weig eröffnete die Besprechung. Wir geben im Folgenden den zurückhaltenden, aber immerhin deutlichen Bericht Otto Beck's im „Herrnhut“ No. 20: „In der Verhandlung wurde hervorgehoben, daß es nicht unsere Sache sei, ein richtendes Urtheil über die Anhänger der modernen Theologie zu fällen, sondern im Gegentheil dieselben als irrende Brüder in Geduld zu tragen; dagegen dürften wir es nicht zugeben, daß dieselben als Lehrer oder Prediger angestellt würden. Das im Synodalerlaß niedergelegte Glaubensbekenntniß sei durchaus bindend und dürfe in keiner Weise umgangen werden. Bei weiterer ausführlicher Besprechung zeigte sich das Bedürfnis, dem Antrag noch einige Punkte einzufügen und, um dies zu erreichen, wurde eine Commission von vier Brüdern ernannt, welche bis zur nächsten Zusammenkunft die Neufassung fertigstellen sollen. Ferner wurde ausgesprochen, daß jede Disputation auf wissenschaftlichem Boden fruchtlos sei; dagegen gelte es, nicht ein Titelchen der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, wie uns dieselbe überliefert worden, preiszugeben. In der zweiten Sitzung wurde eine Erklärung Br. Plitts vorgelesen und besprochen, welche dahin zielt, von Seiten der Gemeinen gegen die neuerdings überhand nehmende Richtung der modernen Theologie entschiedene Verwahrung einzulegen, und zu diesem Zweck soll den Gliedern der Gemeinde Gelegenheit gegeben werden, diesen Protest mit ihren Unterschriften zu versehen. Diese Maßnahme fand ungetheilte Zustimmung. Auf die Anfrage, was man beim Sammeln von Unterschriften denen erwidern solle, welche fragen, ob es denn wirklich so bedenklich in unsern theologischen Kreisen stehe, wurden Mittheilungen gemacht, welche in klarem Licht den Stand der

Dinge kennzeichneten und ausführten, daß, wenn diese Richtung tiefer in die Gemeinden eindringe und sie beherrsche, dieselben zu Grunde gehen müßten. Eingeschaltet sei hier, daß wir von Mitgliedern unserer Oberbehörde aufgefordert worden sind, mit einer Erklärung in oben ausgeführtem Sinn vor die Synode zu treten. Schließlich wurde ich gebeten, im 'Herrnhut' über unsere Zusammenkunft zu berichten, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob wir geheime Agitation treiben wollten." Wie ernst die Lage in der Brüdergemeinde in der That ist, beweist dieselbe Nummer des „Herrnhut“, die auch einen von Theodor Seiler in Königsfeld (Baden) unterzeichneten Synodalantrag veröffentlicht. Der Antrag lautet: „Die General-synode wolle beschließen, kein Bibelspruch, kein Dogma, kein Kirchenlied, keine Litanei, keine Liturgie, kein kirchliches Amt, keine kirchliche Form, kein Katechismus, kein Lehrbuch, keine sogenannte Orthodogie, keine Lehre unserer Vorfahren, keine Lehre der sogenannten modernen Theologie soll von der Brüdergemeinde festgehalten werden, wenn sie davon überzeugt ist, daß solches Festhalten gegen den Willen des allmächtigen, einigen Gottes streitet.“ In der Begründung wird der Brüdergemeinde nichts Geringeres zugemuthet, als daß sie Iesus Christus die göttliche Ehre aberkenne; denn Iesus selbst habe die Gottessohnschaft nur in dem Sinne beansprucht, nach welchem es im Psalmwort heißt: „Ich habe gesagt, ihr seid Götter.“ Daß Iesus aber auch sagt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, und gleiche Ehre für sich in Anspruch nimmt: „Daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren“, davon schweigt Theodor Seiler. Nachdem er aber den kühnsten Griff gewagt und seine Hand ohne Zittern nach der göttlichen Majestät Christi ausgestreckt hat, kann es nicht Wunder nehmen, wenn er die Brüdergemeinde auffordert, sich von der Autorität des apostolischen und nicänischen Glaubensbekenntnisses mit-sammt der Augustana ebenso loszumachen, wie von der eines Zingendorf und Spangenberg. Er gibt zu bedenken, daß, wenn man die alten Glaubenssätze für „Leben“ halte, man gerade dadurch das „Leben“ verlieren könne, nach dem Spruch: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.“ Mit einem Wort, er bezeichnet, wenn auch verblümt, den alten Glauben der Brüdergemeinde als „falsch, von der Synode gelegte Ecksteine“, die „gehorsam und glaubensvoll beseitigt werden müssen“. Es ist kein Zweifel, daß in verschwiegene Kreisen der Gemeinde man solche Reden schon öfter gehört hat. Draußenstehende aber werden hieraus mit Schrecken entnehmen, welche Fortschritte die moderne Theologie dort schon gemacht hat, daß man eine so tolle Sprache in einem Hauptorgan dieser Gemeinde wagen darf. Wenn es so steht, handelt es sich allerdings um Sein oder Nichtsein der Brüdergemeinde überhaupt. (A. C. L. K.)

Die Altkatholiken, von denen man nur noch selten hört, haben dieser Tage in der badischen Hauptstadt eine neue Kirche eingeweiht, bei welcher Feier sich die Großen des Landes und sogar der Großherzog betheilig haben. Es wird darüber aus Karlsruhe berichtet: „Die Feier der Einweihung der altkatholischen Kirche in Karlsruhe, welche in der vorigen Woche stattgefunden hat, ist in schönster Weise verlaufen. Einen bedeutamen Charakter hat ihr einerseits der Umstand verliehen, daß die diezjährige Altkatholiken-Synode des deutschen Reiches, in unmittelbarem Anschluß an die Festlichkeit, nach Karlsruhe einberufen war; andererseits trat in der zahlreichen Betheiligung an derselben seitens der hohen Staats- und der städtischen Behörden das lebhafteste, freundliche Interesse hervor, das der Entwicklung der altkatholischen Gemeinde Karlsruhe aus weitesten Kreisen entgegengebracht wird. Der altkatholische Bischof Weber aus Bonn nahm unter den üblichen Ceremonien die Einweihung vor. In Vertretung des verhinderten Großherzogs von Baden wohnte der Staatsminister Rolf der Feier bei. Unter Andern waren noch an-

wesend der Minister des großherzoglichen Hauses und des Auswärtigen v. Brauer, der commandirende General des 14. Armeecorps v. Bülow, die evangelisch-protestantischen (!) „Prälaten Dr. Schmitt und D. Doll, der Präsident des evangelischen Oberkirchenraths Dr. Wieland, die evangelische Geistlichkeit der Stadt, Oberbürgermeister Schnegler mit der goldenen Amtskette. Schiff und Seitenräume der Kirche waren von Gemeindegewissen und Festgästen, zusammen fast 800 Personen, ganz gefüllt. An dem sich an die Feier anschließenden Festmahle nahmen, theilweise aus den höchsten Kreisen der Residenz, 142 Personen Theil. Auf ein Begrüßungstelegramm langte während des Mahles ein sehr freundlich gehaltenes Dankestelegramm des Großherzogs an. Auf der am Tage darauf abgehaltenen altkatholischen Synode kamen nach einem sehr günstigen Finanzbericht durch den Bischof zuerst zur Besprechung einige practisch als wünschenswerth erwiesene Verbesserungen der Gemeinde- und Synodalordnungen und einzelne auf Grund von 19jährigen Erfahrungen sich ergebende Bestimmungen über die Priesterehen. Unter anderm kam dann noch die Frage über Abfassung besserer Religionshandbücher zur Verhandlung; der Antrag der Synodalrepräsentanz, einer Commission die Abfassung eines Katechismus und eines Leitfadens zu übertragen, wurde angenommen.“ — So weit der Zeitungsbericht. Wenn die Altkatholiken mehr christliche Lehre und weniger obrigkeitliche Patronage hätten, so ständen sie sich besser. F. P.

Gespante Beziehungen zwischen dem großen und dem kleinen Antichrist. Aus Rom werden dem „Standard“ folgende Einzelheiten über den Abbruch der Beziehungen zwischen dem Sultan und dem Papste mitgetheilt: Da Leo der Dreizehnte meinte, daß der Sultan ihm wohl geneigt sei, schickte er ihm im vorigen Sommer unmittelbar nach dem Ausbruche der Wirren auf Kreta einen eigenhändigen Brief, in dem er den Sultan bat, die Christen auf der Insel zu beschützen. Der apostolische Delegat Bonnetti erhielt durch Vermittelung des französischen Botschafters in Constantinopel eine Audienz beim Sultan, in der Bonnetti den Brief des Papstes überreichte. Abdul Hamid scheint gerade schlechter Laune gewesen zu sein, denn nachdem er den Brief überflogen hatte, sagte er laut in türkischer Sprache: „Wer ist dieser Papst, der sich stets in unsere Staatsangelegenheiten mißt?“ Dann bemerkte er noch lauter auf Französisch zum päpstlichen Delegaten: „Sagen Sie Seiner Heiligkeit, daß es meine Sache ist, für das Wohlergehen aller meiner Unterthanen zu sorgen.“ Bonnetti mußte natürlich über diese Unterredung nach Rom berichten, und der Papst fühlte sich um so mehr gekränkt, als diese Haltung des Sultans den Plänen des Vaticans in Betreff der katholischen Kirche im Orient hinderlich war. Durch eine directe Antwort würden die Beziehungen nur noch mehr verbittert worden sein, und so schrieb Cardinal Rampolla im August 1896 an die französische Regierung, um von der Türkei eine Genugthuung für den erwähnten Zwischenfall zu erhalten. Im October wurde Bonnetti nach Rom berufen, da man über die Frage nochmals berathen wollte, und bei seiner Rückkehr nach Constantinopel erhielt er einen neuen Brief des Papstes mit. Dieses Mal wurde der Abgesandte Leos des Dreizehnten weniger unfreundlich empfangen, allein der Brief ist nie beantwortet worden, und seitdem hat kein directer Verkehr mehr zwischen der Pforte und dem Vatican stattgefunden.

Aus Baden. Der römisch-katholische Gymnasialprofessor Bunkopfer zu Wertheim hat an die dortigen Römischen folgende Erklärung gerichtet: „Der hiesigen katholischen Gemeinde glaube ich die Mittheilung schuldig zu sein, daß ich die seit Jahren festgehaltene Gewohnheit, am fünften Sonntag nach Ostern den Hauptgottesdienst zu übernehmen, fallen lasse, nicht aus Bequemlichkeit, sondern ungern, jedoch gezwungen durch Rücksichten der Ehre, die es verbietet, mich durch ein auf-

genöthigtes Predigthema (er sollte, wie die „M. N. C.“ mittheilen, über das Messopfer predigen) auf die Probe stellen zu lassen. Es ist ein Wahrzeichen unserer Zustände, daß die Hervorhebung der Grundideen des Christenthums auf einer katholischen Kanzel die Verschließung derselben zur Folge hatte. Lieber soll das geplagte katholische Volk unter fortgesetzter dogmatischer Massage Ach und Weh schreien und Steine und Scorpione hinabwürgen. Doch die Zeiten ändern sich. Dem armen, allerdings nicht ohne eigene Schuld mundtot gewordenen katholischen Volk wird die Zukunft, wenn es nur will, dasjenige bringen, was die siegesstolze Gegenwart ihm barsch verweigert. Dann wird dieses Volk, wieder seiner Würde froh geworden, aus tiefstem Bedürfniß und mit hoher Freude — nicht um ‚Todsünden‘ zu vermeiden!! — im Hause Gottes erscheinen und wird aus deutschem Herzen in deutscher Sprache zu seinem Gott beten und singen. Dieses brave katholische Volk wird sich befreit haben von dem Terrorismus einer Clique, die, ihre Existenz kirchenpolitischen Zuständen verdankend, die Controle der Kirchlichkeit an sich gerissen. Allerdings muß jener Geist überwunden sein, der vor beinahe zwei Jahren in den hoch-officiösen päpstlichen *Analecta Ecclesiastica* bei Besprechung eines Vorganges der spanischen Inquisition zum Ausdruck kam mit den Worten: „O seid gesegnet, ihr flammenden Scheiterhaufen!“ zc. „O wie herrlich und ehrenwürdig ist das Andenken eines Thomas Torquemada!“ — „Der heilige Geist freut sich noch heute über seine Unthaten!“ — „An den Früchten erkennt man den Baum.“ (A. C. L. R.)

Katholisches Urtheil über die Jesuiten. Die Auslassungen des katholischen Professors der Theologie Schell in Würzburg über die Jesuiten sind so beachtenswerth, daß wir sie hiermit wörtlich mittheilen: „Als academischer Lehrer warnt man im Colleg wie in den Büchern, aber man ist daran gewöhnt, deshalb seitens der Seminarier wie mancher Schulrecensenten mit sehr ungnädigen Gesinnungsnoten bedacht zu werden. Das ist, wie ich ja ausdrücklich in Aussicht gestellt habe, auch jetzt wieder eingetroffen, obgleich der peinliche Anlaß doch etwas zur Zurückhaltung hätte mahnen können; es wird auch nach der vollen Selbstentlarvung Leo Taxils am 19. April wieder der Fall sein, und zwar aus dem Grunde, weil diese Kreise in der ganzen philosophisch-theologischen Weltanschauung und Auffassungsweise des Christenthums verharren wollen, welche solche Betrügereien erst möglich macht, weil man eben den inneren Zusammenhang zwischen dem Aberglauben und der ganzen eigenen Denkweise nicht einseht! Man fühlt den Zusammenhang und empfindet daher den ersten Angriff gegen die Wurzeln und Voraussetzungen der ganzen mythologischen Geistesverirrung als feindseligen Stich; aber man will ihn nicht zugeben, weil man sonst seine ganze theologische Geistesart und Schulrichtung gründlich umgestalten müßte. So erklärt sich das sonderbare und vielfach recht widerspruchsvolle Verhalten der führenden Centrumsblätter. Statt einer gründlichen Selbstbesinnung weist man jetzt auf den Aberglauben in außerkirchlichen Kreisen hin, als ob diese dafür auch religiöse Autorität in Anspruch nähmen! Man fühlt sich mit so naiver Annahme als der ganze und allekirchliche Katholicismus, ja als die gläubige Gesellschaft, daß man nun öffentlich diejenigen als die Retter des katholischen Deutschlands und der gläubigen Christenheit preist, welche den Leo Taxilschen Schwindel seit 1886 dem Publicum dargeboten haben! Allein man vergesse es ja nicht, daß nur jene Katholiken dem widerfönnigen Aberglauben anheimgefallen sind, die zum geistigen Heerbanne des Jesuitenordens und seiner theologischen Schule gehören! Was von unserer Seite zur Warnung und Aufklärung gesagt wird, trägt uns ja gewöhnlich nur Zweifel an der kirchlichen Correctheit ein: erst wenn ein Jesuit oder Germaniter es auch sagt, dann gilt ein Gedanke etwas! . . . Die Grenzen der Gerechtigkeit soll ich auch, wie angedeutet wird, in Bezug auf

den Jesuitenorden überschritten haben, denn nicht alle Jesuiten hätten den Vaughan-schwindel mitgemacht! Ja, gerade Jesuiten seien unter den eifrigsten Vorkämpfern gegen den Vaughan-schwindel gewesen, nämlich P. Gruber und P. Portalis. Allein es handelt sich nicht so sehr um die Vaughan-Enthüllungen, dieses non plus ultra von Absurdität, das schließlich auch den Raivsten hätte stußig machen können, sondern um die ganze von Leo Taxil geleitete und genährte Action gegen die Freimaurerei und das dazu benutzte mythologische Schreckbild des Satanismus! Wer hat nun Leo Taxils Enthüllungen dem deutschen Publicum dargeboten und über-
 setzt? — P. Gruber Soc. J. (Hildebrand Gerber) seit 1886. — Wer hat diese Enthüllungen als glaubhaft empfohlen? Dies geschah durch die Civiltà cattolica, das Hauptorgan des Jesuitenordens, in einer langen Reihe von Aufsätzen. Wer hat die Taxil'schen Schreckbilder (Dreipunktebrüder, Der Teufel im 19. Jahrhundert u. dgl.) für die eucharistische Bewegung und in sonstiger Form populär gemacht und unter dem Volke verbreitet? Wer und wessen Theologie hat es überhaupt möglich gemacht, daß ein großer Theil des Clerus und Volkes solchen Aberglauben und mythologischen Unsinn als ernstlichen Gegenstand der Erwägung in Frage zieht? — Und angesichts dessen, was in dieser mehrfachen Hinsicht durch einzelne Jesuiten, durch die Civiltà cattolica, durch die Schule und den Geist des Jesuitismus, durch deren wohlbedachte Jüngerschaft im Weltclerus zur Ermöglichung und Verbreitung des ganzen Taxil'schen Lügensystems verschuldet worden ist, wagt man es jetzt, selbstgefällig damit zu prunken, daß ein Jesuit der Erste gewesen sei, der den Vaughan-schwindel enthüllt habe! — Wer soll denn die Entdeckung machen, daß man mit seinem ganzen Heertrioß in den Morast gerathen sei, als der, der die gläubige Heerde hineingeführt hat? Und nachher beansprucht man noch besonderen Ruhm und Dank dafür, daß man endlich doch stußig geworden sei, ob man aus lauter Eifer gegen die Lüge nicht bloß in einen abscheulichen Sumpf, sondern auch in einen schmachvollen Hinterhalt gerathen! Wenn man dazu den Muth hat, dann ist die Inferiorität der Katholiken nicht bloß als thatsächlich durch einen neuen Beleg erwiesen, sondern auch ein Bedürfnis für solche Führer und Vormünder des deutschen Clerus und Volkes! Wahrlich: solchem unchristlichen Aberglauben und Widerfinn gegenüber einer Enthüllung und Entlarvung überhaupt zu bedürfen — ist kein Ruhm!“ (M. G. L. R.) Prof. Schell kann es aber doch schwerlich entgehen, daß schließlich die gesammte katholische Kirche unter dem Heerbann des Jesuitenordens steht.

Aus Italien. In der Basilika der St. Peterkirche zu Rom fanden am 27. Mai durch den Pabst selbst zwei Heiligsprechungen statt; die des Antonio Maria Zaccaria aus Mailand, der im 16. Jahrhundert den Barnabitenorden gründete, und des Peter Fournier, der im 17. Jahrhundert lebte und den Beinamen Apostel von Lothringen führte. Zum ersten Mal seit dem Concil im Jahre 1870 und seit dem Aufhören der weltlichen Herrschaft des Pabstes entfaltete der Vatican wieder allen Glanz und die kirchliche Pracht früherer Zeiten. Tausende von Pilgern aus allen Theilen der Welt waren herbeigeströmt, um der Handlung beizuwohnen. In der Basilika, die prachtvoll geschmückt und durch 18,000 Kerzen erleuchtet war, hatten sich außer den zahlreichen Pilgern und Andächtigen 40 Cardinäle, 300 Erzbischöfe und Bischöfe, das diplomatische Corps und viele Vertreter der römischen Gesellschaft eingefunden. Die beiden ersten Theile der Ceremonie hielt der Pabst in Person ab, während er die große Messe durch den Cardinal Dreglia verwalten ließ.

Von den Greueln im Kinderasyl von Santa Annunciata in Neapel wird der „Münchener Allgemeine Zeitung“ geschrieben: Ein Schauer des Abscheues, unterbrochen durch Regungen des tiefsten Mitleids, ging durch ganz Italien, als durch

die Presse und die Interpellationen in der Kammer und im Gemeinderathe von Neapel die Greuel des Kinderasyls von Santa Annunciata in Neapel überdeckt wurden. Dieses weitausgedehnte Gebäude, in welches die Kinder der Aermsten der Armen, die Früchte unerlaubter Neigungen und verbrecherischer Verhältnisse der Reichen, aufgenommen wurden, erschien nach diesen Enthüllungen als ein Haus des Todes. Von 866 Kindern, welche innerhalb des letzten Jahres in das Asyl aufgenommen worden waren, blieben nach zuverlässiger Statistik nur drei am Leben. Die behördliche Untersuchung förderte grauenhafte Einzelheiten zu Tage: Nachlässigkeit, Unordnung, Mangel an Disciplin, Unkenntniß und Indolenz haben in diesem Asyle eine geradezu verbrecherische Höhe erreicht. Die Locale waren feucht und ungesund; es fehlte an Isolirzimmern für die mit ansteckenden Krankheiten behafteten Kinder; es fehlte an der nöthigen Wäsche; es fehlte an den nöthigen Vorrichtungen, um warmes Wasser zu beschaffen. Eine Amme hatte unter Umständen für drei oder vier Kinder zu sorgen, so daß die armen Würmchen gewöhnlich Hungers starben. Die von außen bezogene Milch war unter jeder Beschreibung schlecht. Von den auswärtigen Ammen anvertrauten Kindern fehlten alle Nachrichten. Die Kinder waren zu Duzenden verschollen. Es ist nicht zu begreifen, wie diese entsetzlichen Zustände durch so lange Zeit anhalten konnten, daß sich unter den zahlreichen Administratoren, Oberbeamten und Ärzten keiner gefunden hat, der diese Verhältnisse zur Sprache gebracht hätte. Hier und da wurden seitens des untergeordneten Personals Klagen und Warnungen laut: allein denselben wurde nie Gehör geschenkt. Das Bedenklichste an der ganzen Sache aber ist, daß nach allgemeiner Ansicht das Kinderasyl von Neapel keineswegs die einzige dieser Anstalten ist, an denen solche oder ähnliche Verhältnisse herrschen. Daher das ungeheure Aufsehen, der Sturm der Entrüstung, welcher sich von allen Seiten erhoben hat und welcher wohl dies Mal ernste und zielbewußte Maßnahmen zur Folge haben wird. Die Regierung hat die Untersuchung aller ähnlichen Anstalten angeordnet, und hoffentlich wird dieselbe mit aller Schnelligkeit und Strenge geführt werden. Der Regierung liegt bereits ein Bericht über die Zustände des Kinderasyls in Modica vor. Aus demselben erhellt, daß von 1459 im Laufe eines Decenniums aufgenommenen Kindern auch nur drei am Leben blieben. (A. G. L. K.)

Aus Australien. Der Präses der Victoria-synode, Pastor Herliß, hat bei der letzten Versammlung derselben die neue revidirte Bibelübersetzung warm empfohlen. Der „Christenbote“ berichtet darüber Folgendes: „Der Präses hält es für geboten, die Synode noch auf eine weitere schändliche Verleumdung von gernerischer Seite aufmerksam zu machen. Es werde nämlich seit einiger Zeit das Gerücht ausgestreut, daß in der Synode ‚verfälschte Bibeln‘ verbreitet würden. Eine unwahrere und zu gleicher Zeit böswilligere Behauptung könne man sich kaum denken. Die Sache sei die. Auf der Kirchenconferenz, zu welcher amtliche Abgeordnete aller deutschen evangelischen Kirchenregierungen seit dem Jahre 1852 in Eisenach jeweilen zusammenkommen, um gemeinsam über Gegenstände von allgemein kirchlichem Interesse zu berathen, sei vor etwa 25 Jahren der Gedanke angeregt worden, eine Revision (neue Durchsicht) des Textes unserer Lutherbibel in die Hand zu nehmen. Es sei allgemein anerkannt, welch außerordentliches Verdienst sich der große Gottesmann, Dr. Martin Luther, durch seine Bibelübersetzung um die Kirche und zugleich um die deutsche Sprache erworben, und in welch trefflicher Weise er diese großartige und schwierige Aufgabe gelöst habe. Ebenso wisse aber auch jeder nur halbwegs gebildete Theologe, daß Luther selbst diese seine Arbeit nicht für vollkommen angesehen, sondern in den verschiedenen, noch zu seinen Lebzeiten erschienenen Ausgaben immer und immer wieder daran gebessert habe. Bei diesen späteren Verbesserungen habe er

seine Collegen Melancthon, Bugenhagen, Jonas zc. als ‚collegium biblicum‘ zu Hülfe gezogen. Ebenso wisse jeder halbwegs gebildete Theologe, daß der Text der Lutherbibel im Laufe der seit Luthers Tode verfloffenen Jahrhunderte schon wiederholt revidirt (neu durchgesehen) worden sei, theils um die Rechtschreibung der späteren Schreibart anzupassen, theils auch um alterthümliche Ausdrücke, die im Laufe der Zeit eine andere Bedeutung gewonnen hätten, oder unverständlich geworden seien, durch andere zu ersetzen. Zugleich aber habe eine genauere Sprachforschung, als sie zu Luthers Zeiten vorhanden und möglich gewesen sei, seither gezeigt, daß die Lutherüberlegung, so herrlich und unübertrefflich sie im Ganzen auch sei, in einzelnen Fällen doch nicht immer das Richtige getroffen habe. Wer hätte nicht schon von der Kanzel herab je und je den Ausspruch vernommen: nach dem Grundtext heißt dies eigentlich so und so. Deshalb habe die Conferenz in Eisenach vor etwa 25 Jahren beschlossen, eine nochmalige Revision des Luthertextes in die Hand zu nehmen. Und sie habe das in der gewissenhaftesten Weise gethan. Es sei eine Commission gewählt worden, welche sich zuerst darüber geeinigt habe, äußerst vorsichtig und schonend zu Werke zu gehen, und diese habe dann die einzelnen Bücher der Schrift solchen ihren Mitgliedern zur Durcharbeitung übergeben, welche in Bezug auf die Erklärung dieser Bücher das anerkannt Tüchtigste geleistet hätten, z. B. die Psalmen dem berühmten und wohlbekannten Professor Delitzsch in Erlangen zc. Die von diesen gelehrten Fachmännern vorgeschlagenen Verbesserungen seien dann von der ganzen Commission eingehend daraufhin geprüft worden, welche angenommen werden sollten, und welche nicht. Nachdem man hierüber einig geworden, sei eine ‚Probepibel‘ gedruckt und weit und breit Exemplare derselben zur Begutachtung versandt worden. Diese Gutachten habe die Commission dann noch einmal eingehend geprüft, und schließlich das Resultat dieser 25jährigen tüchtigen und gewissenhaften Arbeit den deutschen Bibelgesellschaften zur Benutzung angeboten, welche sich auch sämmtlich entschlossen hätten, von nun an ihre Bibeln nach diesem revidirten Text zu drucken. Natürlich sei aber dieses Unternehmen, wie alles, was nicht aus ihrem eigenen Lager kommt, von der Missourisynode verworfen worden. Es sei eine Verfälschung des Luthertextes, sagen sie. Und unsere hiesigen Gegner, deren einige bekanntlich unbesehen alles nachbeteten, was von Missouri kommt, gingen gar noch einen Schritt weiter und sprächen schon von einer ‚verfälschten‘ Bibel. Es sei ein reiner Götzendienst, den man da mit Luthers Namen treibe. Luther selbst würde solchen Leuten sagen, daß er sich nicht für unfehlbar gehalten habe und daß sein Text vor dem richtig übersehten Gotteawort jederzeit zurückstehen müsse. — Ein warmer Dank der Versammlung wird dem Präses für diese erklärende Aueinandersezung zu Theil.“

Aus China. Ueber die Missionserfolge in China sagt einer der besten Kenner Chinas, der alte Londoner Missionar Dr. John: „Im Jahre 1842, als der erste Vertrag zwischen China und England abgeschlossen wurde, gab es im ganzen Lande zusammen nur sechs evangelische Abendmahlsagenossen; 1855, als ich meine Wirkksamkeit in China anfang, waren es etwa 500, eher weniger als mehr; 1860 mögen es 1000 gewesen sein; im Jahre 1890 waren es 38,000; und jetzt (1896) sind es 70,000, was eine Christenzahl von wenigstens 150,000 Seelen bedeutet. Gerade die letzten fünf Jahre sind besonders reich an Unruhen und Verfolgungen gewesen, und dennoch dieser Fortschritt! seit 1890 ein Zuwachs von 30,000 Abendmahlsagenossen! Es brauchte 30 Jahre, bis die ersten sechs da waren, jetzt sind in sechs Jahren 30,000 dazugekommen! Unser erstes Jahrhundert in China haben wir mit Null angefangen; das zweite werden wir mit ungefähr 100,000 Abendmahlsagenossen oder mit einer Christenzahl von 300,000 Seelen anfangen.“ (A. G. L. R.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

September 1897.

No. 9.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.

(Fortsetzung.)

Wir haben bisher Schriftausfagen besehen, die ausschließlich von Nichtbefehung handeln, von denen, die sich nicht befehren, und uns überzeugt, wie verfehrt es ist, hieraus auf das Widerspiel, auf die Befehung und die Ursache der Befehung Rückschlüsse zu machen. Dester werden nun aber auch in der Schrift diese beiden Klassen von Menschen, Gläubige und Ungläubige, neben einander erwähnt und einander entgegengesetzt. So z. B. in den bekannten Sprüchen Joh. 3, 18.: „Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ Marc. 16, 16.: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“ Luc. 7, 29. 30.: „Und alles Volk, das ihn hörte, und die Zöllner gaben Gott Recht und ließen sich taufen mit der Taufe Johannis; aber die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten Gottes Rath wider sich selbst, und ließen sich nicht von ihm taufen.“ 2 Theff. 1, 6—10.: „Nach dem es recht ist bei Gott, zu vergelten Trübsal denen, die euch Trübsal anlegen, euch aber, die ihr Trübsal leidet, Ruhe mit uns, wenn nun der Herr Jesus wird geoffenbaret werden vom Himmel, sammt den Engeln seiner Kraft und mit Feuerflammen, Rache zu geben über die, so Gott nicht erkennen, und über die, so nicht gehorsam sind dem Evangelio unsers Herrn Jesu Christi, welche werden Pein leiden, das ewige Verderben, von dem Angesichte des Herrn, und von seiner herrlichen Macht, wenn er kommen wird, daß er herrlich erscheine mit seinen Heiligen, und wunderbar mit allen Gläubigen.“ 1 Petr. 2, 7. 8.: „Euch nun, die ihr glaubet, ist er köstlich, den Ungläubigen aber ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben und zum Eckstein geworden ist, ein Stein des Anstoßens und ein Fels der Aergerniß“ &c. In diesen und ähnlichen Sprüchen wird einfach das doppelte Verhalten der Menschen gegen Christum und sein Evangelium beschreiben, das Verhalten derer, die da glauben, und derer, die da nicht glauben, dem Evangelium nicht gehorchen, den Rath Gottes

wider sich selbst verachten, den Ersteren die Seligkeit, den Letzteren die Verdammniß zugesprochen, von den Motiven des Glaubens oder Unglaubens aber nichts ausgesagt. Hierher gehört auch das Gleichniß des HErrn von dem viererlei Acker, welches nur dieses Factum, die verschiedene Aufnahme des Wortes von Seiten der Menschen, abbildet. Freilich weist der HErr selbst in letzterem Zusammenhang auch darauf hin, daß den Jüngern, die sein Wort hören, verstehen und glauben, eben dies von Gott gegeben sei. Matth. 13, 11.

In andern Schriftstellen wird dagegen bei solcher Gegenüberstellung von Glauben und Unglauben zugleich auf die verschiedenartige Ursache des einen und des andern hingedeutet. So schon in dem bekannten Ausspruch des Propheten Hosea 13, 11., auf den unsere Bekenntnißschriften und unsere lutherischen Väter immer wieder zurückkommen, wenn sie den Unterschied von Bekehrung und Nichtbekehrung behandeln. Luther hat übersetzt: „Israel, du bringst dich in Unglück; denn dein Heil steht allein bei mir.“ Die Concordienformel: „Israel, daß du verdirdest, die Schuld ist dein; daß dir aber geholfen wird, das ist lauter meine Güte.“ Nach dem Urtext lauten die Worte eigentlich: „Ins Verderben stürzt dich, Israel, daß du gegen mich, deine Hülfe, bist“, daß du gegen mich, der ich deine Hülfe bin, dich auflehnt. Hierin liegt aber, daß Israel sich selbst, durch seine Schuld ins Verderben stürzt, andrerseits daß Heil und Hülfe allein in Gott zu finden ist. Joh. 1, 11—13. lesen wir: „Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben, welche nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, sondern von Gott geboren sind.“ Israel war das Volk des Eigenthums und durch Gottes Offenbarung und Gnadenführung sattfam auf die Erscheinung Christi vorbereitet. So war es eine schwere Schuld, daß es Christum nicht aufnahm. Von denen hingegen, welche Christum aufnehmen, an seinen Namen glauben und durch den Glauben Gottes Kinder werden, wird bezeugt, daß sie von Gott geboren sind. Der Geburt aus Gott verdanken sie ihren Glauben und ihre Gotteskindschaft. Das Gleichniß von dem großen Abendmahl Luc. 14, 16. ff. zeigt den Unterschied unter den Berufenen. Die zuerst geladenen Gäste schlagen die Ladung aus. Sie entschuldigen sich mit allen möglichen Dingen. Aber es sind alles faule Entschuldigungen, es klingt durch alle das: „Ich will nicht kommen“ hindurch. Von den Andern dagegen, die da kommen und dem Rufe Folge leisten, heißt es, daß sie von dem Knecht des HErrn hereingeführt, hereingenothigt werden. Den Juden, die ihrer Predigt widersprachen, bezeugten Paulus und Barnabas: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet, und achtet euch selbst nicht werth des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden.“ Apost. 13, 46. Und von den Heiden wird dann, V. 48., berichtet: „Da es aber die Heiden hörten, wurden sie froh

und priesen das Wort des HErrn, und wurden gläubig, wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.“ Die Juden stießen muthwillens, eigenwillig das Wort Gottes und das ewige Leben, das auch ihnen zugebacht und angeboten war, von sich zurück. Die Heiden aber nahmen das Wort der Apostel im Glauben auf, und daß sie gläubig wurden, wird auf die ewige Verordnung Gottes als die letzte Ursache zurückgeführt. Just dieselbe Antithese findet sich 2 Theff. 2, 10—14. Der Bosshafte wird mit allerlei lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern offenbart werden, unter denen die verloren werden, „daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden. Darum wird ihnen Gott kräftige Irrthümer senden, daß sie glauben der Lüge, auf daß gerichtet werden Alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit“. So verhält es sich mit denen, die verloren werden. Die haben ihre Lust an der Ungerechtigkeit und die Liebe zur Wahrheit haben sie nicht angenommen, haben geflistentlich ihr Herz von der Wahrheit abgemendet. Und eben darum sendet ihnen Gott kräftige Irrthümer, die sie schließlich ins Verderben stürzen. Und nun wendet sich der Apostel den gläubigen Christen zu. Aber da schreibt er nicht so: Ihr aber habt die Liebe zur Wahrheit angenommen. Das hatten sie gethan. Aber der Apostel will sie vor Allem auf die Quelle hinweisen, aus welcher bei ihnen die Liebe zur Wahrheit, der Glaube geflossen ist, und setzt darum seine Rede also fort: „Wir aber sollen Gott danken um euch, geliebte Brüder von dem HErrn, daß euch Gott erwählt hat vom Anfang zur Seligkeit, in der Heiligung des Geistes und im Glauben der Wahrheit, darein er euch berufen hat durch unser Evangelium“ 2c. Gott hat sie von Anfang zur Seligkeit und darum auch zum Glauben an die Wahrheit erwählt und sie dann in der Zeit durch das Evangelium in diesen Glauben hineinberufen. So verdanken sie Gott allein ihren Glauben und ihre Seligkeit. So urtheilt die Schrift über die verschiedenartige, entgegengesetzte *causa efficiens* von Glauben und Unglauben. Während die menschliche Vernunft hier nivellirt und den Unglauben aus dem bösen, verkehrten Willen, den Glauben aus dem guten oder doch geneigten, gefügigen Willen des Menschen herleitet, die Unbussfertigkeit aus der Unempfänglichkeit, die Buße aus der Empfänglichkeit des menschlichen Herzens erklärt, statuirt die Schrift den scheinbar unlogischen Gegensatz: Wenn der Mensch Christum und sein Wort nicht aufnimmt, nicht glaubt und verloren geht, so liegt das im Menschen und am Menschen; wenn dagegen der Mensch die Liebe zur Wahrheit annimmt, glaubt und selig wird, so hat er das allein von Gott. Und unsere Pflicht ist, unsere Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam der Schrift.

Wir wenden uns jetzt denjenigen Schriftausagen zu, welche das Wort der Bekehrung näher beschreiben und kennzeichnen und die Frage, wie es bei dem Menschen zur Bekehrung, zur Buße, zum Glauben kommt, gleichsam *ex professo* beantworten. Die Schrift redet auch hier meist in concreto,

von eben den Personen, die bekehrt werden oder bekehrt sind, indem sie von den Andern, welche sich nicht bekehren, ganz abzieht. Für uns ist hierbei die Frage die, ob die Aufstellungen der Synergisten sich mit diesen Aussprüchen der Schrift vertragen oder nicht vielmehr denselben direct widersprechen.

Wir haben oben gezeigt, daß die Schrift die Bekehrung öfter als Forderung Gottes an den Menschen hinstellt, und daß sie davon sagt, daß der sündige Mensch sich bekehrt, und zugleich hervorgehoben, daß diese Redeweisen über die Ursache der Bekehrung keinerlei Andeutung enthalten. Anderwärts lehrt aber die Schrift klar und deutlich, daß Gott eben dies wirkt, daß der Sünder sich bekehrt und der Forderung Gottes „Bekehret euch zu mir“ Folge leistet. Bei dem Propheten Jeremias, 31, 18—20., spricht der Herr: „Wohl habe ich gehört Ephraim klagen: Du hast mich gezüchtigt, und ich ward gezüchtigt wie ein ungezähmtes Kalb. Belehre mich, daß ich mich belehre, denn du Herr bist mein Gott. Denn nach meiner Umkehr empfinde ich Reue, und nachdem ich gewizigt bin, schlage ich mich auf die Lende; ich schäme mich und bin beschämt, denn ich trage die Schmach meiner Jugend. Ist denn Ephraim mir ein theurer Sohn oder ein Kind der Wonne, daß so oft ich wider ihn redete, ich doch sein wieder gedenke. Darum dröhnen meine Eingeweide um ihn; erbarmen will ich mich seiner, spricht der Herr.“ Gott hörte Israel klagen, und das war Klage der Buße. Israel war erst ein ungezähmtes Kalb, wollte sich Gott nicht fügen noch ihm gehorchen. Da hat es Gott gezüchtigt, hat wider den abtrünnigen Sohn geredet und seinem Worte durch seine Strafgerichte Nachdruck gegeben, und Israel ist auch gezüchtigt, zurechtgebracht worden, die göttliche Züchtigung hat bei ihm ihren Zweck erreicht, daß es sich nun fügsam und gehorsam zeigt. Und nun, nachdem Israel umgekehrt, nachdem es gewizigt ist, empfindet es Reue und klagt und trägt Leid, bekennet auch, daß es mit den Sünden seiner Jugend die Schmach, die es jetzt trägt, wohl verdient habe. Die bekehrten Sünder sind auch hinterdrein noch über ihre vorigen Sünden betrübt und seufzen darüber und beweisen damit die Aufrichtigkeit ihrer Buße. So hat David, so lange er lebte, seine Bußpsalmen gebetet. In diesem Zusammenhang findet sich nun aber auch der Seufzer: „Belehre mich, daß ich mich belehre — *הַרְבֵּה לְיָדְעוּנִי* — denn du Herr bist mein Gott.“ Israel konnte auch sprechen: Du hast mich bekehrt, und so bekehrte ich mich. Ja, das hat es eben vorher, nur mit andern Worten, gesagt. Aber auf Grund solcher Erfahrung richtet es jetzt die Bitte an Gott, daß er es bekehren möge, damit es sich belehre. „Belehre mich, daß ich mich belehre.“ Das ist also nach dem Zusammenhang die Bitte bekehrter Sünder. Nur wer bekehrt ist, kann auch so beten, kann überhaupt beten. Die bekehrten Sünder haben noch das böse Fleisch an sich und irren immer wieder vom rechten Wege ab und müssen daher immer wieder umkehren, auf den rechten Weg zurückbiegen, zu Gott zurückkehren,

von dem sie sich abgewendet haben. Die Belehrung zieht sich durch das ganze Christenleben hindurch. Die tägliche Buße und Umkehr ist ein Kennzeichen wahrer Belehrung. Und weil ein bekehrter Sünder erkannt hat, wie verderblich der Abweg ist, aber auch erfahren hat, daß Gott allein es war, der ihn mißigte und zurechtbrachte, so bittet und fleht er ohne Unterlaß zu Gott, daß er dies sein Werk an ihm fortsetzen und glücklich bis ans Ende hinausführen möge. Indem er fort und fort so betet und Gott solch Gebet erhört, bewahrt ihn Gott davor, daß er ganz von ihm abkommt und sich wieder ganz in Sünde und Uebertretung verliert. Es kommt uns hier nicht darauf an, uns durch die Schrift über die stete, anhaltende Buße, die das ganze Christenleben ausmacht, belehren zu lassen, sondern wir wollen aus der Schrift erfahren, was wir von der Belehrung im eigentlichen, engern Sinn des Wortes, dem Anfang unsers Christenstandes zu halten haben. Und daß nun ein gläubiger Christ, ein bekehrter Sünder nach Jer. 31, 18. die Umkehr, deren er noch bedarf, oder die tägliche Neue und Buße, von Gott erwartet und erbittet, zeigt eben an und setzt voraus, daß auch die erste, entscheidende Wendung und Wandlung, die er erfahren hat, Gottes Werk und Wirkung war. Der Seufzer: „Belehre mich, daß ich mich belehre“ enthält eine allgemeine Sentenz, die von der Belehrung nach ihrem Anfang, wie nach ihrem Fortgang gilt. Auch der Anfang unserer Belehrung oder die *conversio stricte sic dicta* ist in der Weise erfolgt: Gott hat uns belehrt, und so bekehrten wir uns. Es ist ganz dasselbe, ob man sagt: Du hast mich gezüchtigt, und so bin ich gezüchtigt, oder: Du hast mich belehrt, und so bin ich belehrt. Der Sinn dieser Sentenz ist der: Der Sünder kehrt um, von seinem Irrweg zu Gott zurück, aber das geschieht so, daß Gott ihn zurückführt, zu sich herumholt. Gott wirkt in ihm eben diese Umkehr. Wenn Gott ihn nicht zurückführte, würde er nimmermehr zurückkehren. „Denn du Herr bist mein Gott.“ Eben darin erweist sich Gott als Gott, erweist Gott seine göttliche Kraft und Stärke, daß er den Menschen, der von ihm wegläuft, in das Verderben hineinrennt, umwendet, Herz, Sinnen und Gedanken umlenkt und denselben die entgegengesetzte Richtung gibt. Alle Mitwirkung des Menschen ist hierbei ausgeschlossen. Was der Mensch von sich aus thut, wenn er sich selbst überlassen ist, ist dies, daß er in die Irre geht, von Gott weggeht. Dieser natürlichen Neigung, diesem Trieb und Drang des Menschen tritt und wirkt Gott entgegen und bewegt und bestimmt ihn eben, seinen Weg, den Irrweg zu verlassen und in das rechte Geleise zurückzukehren. Was Gott hier in und an dem Sünder wirkt, ist keine bloß vorbereitende Wirkung, die den Sünder befähigt, nun aus eigenem Impuls umzukehren. Nein, gerade die entscheidende Wendung, daß der Sünder umkehrt, Herz, Sinnen und Gedanken wieder Gott zuwendet, ist Gottes Wirkung. Gott befehlt den Irrenden, führt ihn zurück, und damit ist eo ipso die Umkehr geschehen. Man wende nicht ein, in dem vorliegenden Prophetenspruch sei ja von dem die Rede, was Gott

an den Bekehrten thut, und bei den Bekehrten werde auch von den Gegnern des Synergismus eine Art Mitwirkung zum Guten anerkannt. Wenn man vom Fortgang der Bekehrung auf deren Anfang zurückschleife, so dürfe man auch bei letzterem nicht jedwede Synergie des menschlichen Willens zurückweisen. Es ist wohl an dem, daß der Mensch, nachdem er bekehrt ist, nach seinem erneuten Willen zu allerlei gutem Werk mitwirkt, doch so, daß Gott durch den erneuten Willen alles Gute vollführt. Indeß sofern der Christ noch Fleisch ist und immer wieder abirrt und der täglichen Umkehr und Erneuerung bedarf, ist und bleibt er ausschließlich das *subjectum convertendum* und Gott allein ist das *subjectum convertens*. Am Schluß des Abschnitts Jer. 31, 18—20. erinnert Gott noch daran, daß ja Ephraim sein theurer Sohn sei, wenn er auch wider ihn geredet habe, so müsse er sich doch wiederum seiner erbarmen. Und eben damit hat der Herr sein Erbarmen gegen Israel erwiesen und erweist es fort und fort, daß er es gezüchtigt und gemißigt hat und je und je seine Bitte erhört: Belehre mich, daß ich bekehrt werde. So ist also die Bekehrung nach ihrem Anfang und nach ihrem Fortgang, sowohl die Bekehrung im engern Sinn, als die Bekehrung im weitern Sinn, speciell ein Werk der göttlichen Barmherzigkeit. Daß Gott die Sünder bekehrt und dann in rechtschaffener Buße erhält, dazu bestimmt ihn nicht irgend etwas, was im Menschen ist, sondern lediglich sein eigenes freies Erbarmen.

Dies Werk Gottes wird noch in andern bekannten Schriftworten mit denselben oder synonymen Ausdrücken beschrieben. Der Prophet Hesekiel weissagt von dem Hirten und David der Zukunft, daß er nicht nur die verlorenen Schafe suchen, sondern auch die zerstreuten sammeln und die verirren zurückbringen werde — Jer. 34, 16. Die Schafe der Herde gehen in der Irre und können sich unmöglich selbst wieder zurechtfinden. Darum nimmt sich der Herr selber seiner Herde an und führt sie den entgegengesetzten Weg, als den sie erst gegangen, da sie ihrem eigenen Triebe folgte. Das 60. Capitel des Jesaias ist eine der vornehmsten Prophetieen, die von der Bekehrung der Heiden handeln. Der Prophet schaut im Geiste alle die fernern Kinder aus allen Himmelsgegenden in die Thore Jerusalems eingehen. Zion wird seine Lust sehen, wenn die Menge am Meer sich zu ihr bekehrt. Die Menge der Heiden wird sich Zion und dem Gott Zions zuwenden. V. 5. Diese Bewegung der Heidenwelt ist aber von dem König Zions veranlaßt und verursacht. Es heißt V. 4.: „Deine Söhne werden von ferne kommen“ und dann: „deine Töchter an der Seite getragen werden“, wie junge Kinder von ihren Wärterinnen getragen werden. Das sind identische Ausfagen. Das Kommen der Heiden ist ein Getragenwerden. So kommen sie, daß sie herzugetragen werden. Und so sagt denn auch Christus, der Herr, selbst davon, daß er die andern Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, nicht aus Israel, herzuführen müsse. Joh. 10, 16. Die Schafe aus der Heidenwelt werden zu der gläubigen Herde aus Israel

hinzukommen, so daß dann Eine Heerde und Ein Hirte wird. Aber das ist des Hirten Werk, der führt sie herzu. Desgleichen bemerkt der Evangelist Johannes, daß Christus die zerstreuten Kinder Gottes, die auserwählten Heiden zusammenbringen solle. Joh. 11, 52. Das sind alles bildliche Redeweisen, wenn es heißt, daß die abtrünnigen Israeliten, die verlorenen Heiden umkehren, sich herzuwenden, kommen, daß sie zurückgeführt, getragen, herzugebracht werden. Eine geistliche Bewegung ist gemeint, eine Sinnesänderung, die dann auch eine Aenderung des ganzen Lebens und Wandels zur Folge hat. Die Abtrünnigen, die Sünder werden von Herzen Gott suchen und ihm anhangen, wahre Glieder der Kirche Gottes werden. Und hierbei wird eben das Moment besonders hervorgehoben, daß diese Sinnesänderung Gott zum Urheber hat. Und zwar zum alleinigen Urheber. Wenn diese geistliche Bewegung irgendwie aus dem Menschen selbst hervorginge, im Menschen irgendwelche Wurzel oder Vorbedingung hätte, so würde die Schrift uns irreführen, indem sie schlechtweg Gott zuschreibt, daß er die Verirrten, die Fernen und Fremden zurückführt und herzubringt.

Mit den eben erörterten Schriftausagen berühren sich am nächsten diejenigen, welche von der Berufung sagen. Der Prophet Joel gedenkt der Bekehrung der Heiden mit den Worten: „Denn auf dem Berge Zion und zu Jerusalem wird es Errettete geben, wie der Herr gesagt hat, und auch bei den Uebrigen, welche der Herr rufen wird.“ 3, 5. Der Berg Zion, Jerusalem ist der Ort, wo Gott wohnt und thront und sich offenbart. Der Zusammenhang zeigt, daß hier das neutestamentliche Zion gemeint ist, die Kirche Christi. Dort gibt es Errettete. Dort ist allein Rettung zu finden. Und auch bei den Uebrigen wird es Rettung geben. Die Uebrigen unter den Heiden werden auch errettet werden, und zwar damit, daß sie der Herr ruft, das heißt zum Berg Zion, wo er seine Wohnung hat, wo Rettung zu finden ist, herzuruft. Im Neuen Testament, wo dieser Prophetenspruch citirt wird, Apost. 2, 39., wird der Ausdruck κηρ mit προσκαλέσθαι wiedergegeben. Gott ruft die Fernen herzu. Gottes Rufen ist ein Herzurufen. Offenbar ist ganz dasselbe gemeint, wie wenn der Herr sagt, daß er die Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, herzuführen werde. Der Begriff „belehren“, „zurückführen“, „herzubringen“ wird hier durch den andern „rufen“, „berufen“, „herzurufen“ näher bestimmt. Durch seinen Ruf führt der Herr die Heiden herzu. Der Herr wird den Uebrigen, den Fernen sein Wort predigen lassen, durch solche Predigt sie rufen, herzurufen und auf diese Weise sie herzubringen, belehren. Durch sein Wort, seinen Ruf wird er sie bewegen, umzukehren und herbeizukommen. Durch seinen Ruf wird er ihre Herzen herumholen, sie umstimmen, bei ihnen Sinnesänderung zu Wege bringen. Solche Wirkung des Rufes Gottes wird aus Exempeln, welche die Schrift anführt, recht ersichtlich. Jesus findet eines Tages Philippus und spricht zu ihm: „Folge mir nach.“ Joh. 1, 44. Damit war die Sache entschieden. Damit war Philippus ein Jünger Jesu ge-

worden, aus der Nachfolge Johannis in die Nachfolge Jesu übergetreten. Nachdem er jenen Ruf des Herrn vernommen, geht er sofort hin und ruft seinen Freund Nathanael und bezeugt ihm, daß er den gefunden habe, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben. Joh. 1, 46. Als Jesus später einmal am galiläischen Meer entlang ging, sah er zwei Brüder, Simon Petrus und Andreas, wie sie ihre Netze ins Meer warfen. Und er sprach zu ihnen: „Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen.“ Als bald verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach. Matth. 4, 18—20. Der Ruf Christi bestimmte sie, alsbald Alles zu verlassen und Christo nachzufolgen. Ein ander Mal sah Jesus in Capernaum einen Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus und sprach zu ihm: „Folge mir!“ Und er stand auf und folgte ihm. Matth. 9, 9. Das Wort Christi „Folge mir“ und was der that, dem der Ruf galt: „Und er stand auf und folgte ihm“ verhält sich auch hier wie Ursache zur Wirkung. Wie der Herr sprach, so geschah es. Der Ruf Christi „Folge mir“ zieht den Menschen in die Nachfolge Christi hinein. Matthäus war nicht, wie die vorher erwähnten Jünger, erst Jünger Johannis. Er wird in der Schrift bedeutsam „Matthäus, der Zöllner“ genannt. Er war ein Zöllner im echten Sinn des Wortes, ein Zöllner und Sünder, ein Zöllner und Betrüger. Er war ganz in seine unlautern Geldhändel versenkt. Sein Herz hing am Mammon. Gegen das helle Licht, das damals über Capernaum aufgegangen war, hatte er seine Augen verschlossen. Da, während er so am Zoll sitzt, geht Jesus vorüber und sagt ihm nur das eine Wort: „Folge mir“, und dieser Zuruf bringt in seine Seele ein und macht solchen Eindruck auf ihn, daß er sofort sein einträgliches Zöllnerhandwerk im Stich läßt und Jesu Jünger wird und mit ihm seine Armuth theilt. Man sieht, solche Rufe, wie „Folge mir nach“, „Kommet her zu mir“, „Kommet, denn es ist alles bereit“ sind nicht sowohl Befehle, nicht pure Aufforderungen, sondern vor Allem Machtrufe, die eben das wirken, worauf sie lauten, und den Menschen vermögen, solchem Rufe Folge zu leisten. Die Jünger Jesu haben dann später als Menschenfischer auf dieselbe Weise, wie sie gefangen wurden, die Seelen der Menschen gefangen. Sie haben dies Netz, die Angelschnur, das Wort, ausgeworfen, haben Juden und Heiden mit der Predigt des Evangeliums gerufen und gelockt, und dieser Angelhaken, das Wort, hat sich in die Seelen der Zuhörer eingehakt und sie ins Himmelreich hineingezogen, für Gott und Christum gewonnen.

Solche Berufung und Bekehrung ist kein mechanisches Ding, keine Zwangsbekehrung, zerstört nicht den Willen des Menschen und hebt nicht die Functionen des Willens auf. Der Ruf Gottes richtet sich gerade an den Willen des Menschen, faßt den Willen an und macht den Menschen willig, dem Rufe zu folgen. Jer. 3, 22. wird die Bekehrung des abtrünnigen Israel in folgender Weise beschrieben: „So lehret nun wieder, ihr abtrünnigen Rinder, so will ich euch heilen von eurem Ungehorsam. Siehe,

wir kommen zu dir, denn du bist der Herr, unser Gott.“ Gott ruft den Abtrünnigen zu: Kehret wieder, ich will euch von allen euren Wunden heilen, die der Abfall euch geschlagen. Und siehe, dieser Ruf findet ein Echo, einen Widerhall in den Herzen der Sünder, ruft den Widerhall, die Antwort hervor: Siehe, wir kommen zu dir, du bist ja der Herr, unser Gott. Die abtrünnigen Kinder hören den Ruf und folgen ihm, sie kommen zu dem Herrn, ihrem Gott, kommen willig, sie verlangen nach dem Herrn, ihrem Gott, sprechen von Herzen: Ja, wir kommen. Das ist ihr Wille, ihr Entschluß. Aber es ist eben der Herr, ihr Gott, der mit seinem Zuruf dieses Wollen, diesen Entschluß in ihnen erweckt hat. Durch die Predigt des Evangeliums klingt allewege diese Stimme hindurch: Kommet doch, lehret wieder! Ich will euch helfen, trösten, heilen, selig machen. Und durch solch freundliches Zureden, Locken und Verheißten gewinnt Gott, der Herr, den Sündern das Herz ab und entlockt ihnen das Jawort, kein erzwungenes, sondern ein williges, freudiges Ja, Ja, wir kommen zu dir.

Wie stimmt nun dieses Schriftzeugniß mit der synergistischen Anschauung von der Berufung, die z. B. Frank mit folgenden Worten zum Ausdruck bringt: „Die Acte der berufenden Gnade, bei denen der Mensch sich zunächst leidentlich verhält, zielen darauf hin und wollen darauf angesehen werden, daß sie dem Berufenen kraft der dadurch verliehenen geistlichen Gabe die Möglichkeit gewähren sich selbstwollend für das dargebotene Heil zu entscheiden“ —? System der christlichen Wahrheit. II, S. 327. Ist es an dem, daß die göttliche Berufung dem Menschen nur die Selbstentscheidung ermöglicht und ihn dazu befähigt? Ist es an dem, daß der Ruf Gottes dem Menschen nur die Kraft verleiht, wenn er will, dem Ruf zu folgen, ihn nur in die Lage, in den Stand versetzt, sich nach der einen oder andern Seite zu entscheiden, so daß, wenn er dem Rufe Folge leistet, sich für das Gute, für Gott und Christum entscheidet, diese Entscheidung aus seinem eigenen Ich hervorgeht, das Resultat seiner eigenen freien Wahl ist? Nein, die Schrift lehrt klar und deutlich, daß der Ruf Gottes eben dies wirkt, eben dieses Factum zu Wege bringt, daß der Mensch solchem Rufe folgt und gehorcht und sich Gott und dem Heil in Christo zuwendet. Unsere lutherischen Väter reden mit Recht von einer gratia determinans. Die Gnade Gottes, der Gnadenruf Gottes determinirt, entscheidet den Menschen, den Willen des Menschen, neigt das Zünglein der Wage nach rechts, bringt den entscheidenden Willensact im Menschen hervor.

Es ist ferner wohl zu beachten, wie die Apostel in ihren Briefen von Berufung und Berufenen reden. Im Eingang des Römerbriefs, wie des ersten Corintherbrieves nennt Paulus die Christen, an die er schreibt, denen er Gnade und Frieden wünscht, *καὶ τοὶ ἅγιοι*, „berufene Heilige“. Röm. 1, 7. 1 Cor. 1, 2. Das ist ein Ehrentitel der Christen, Heilige. Und die Christen heißen und sind berufene Heilige, sofern der göttliche Ruf, der an sie ergangen ist, sie zu dem, was sie jetzt sind, zu Heiligen gemacht hat. Der

Apostel gebraucht auch den andern Ausdruck *κλητοὶ Ἰησοῦ Χριστοῦ*, „Berufene Jesu Christi“. Röm. 1, 6. Die Christen gehören Jesu Christo an und heißen deshalb Berufene Jesu Christi, weil sie in Folge der Berufung Gottes das Eigenthum Jesu Christi geworden sind. So werden die Christen auch schlechtweg *κλητοί*, „Berufene“ genannt, z. B. 1 Cor. 1, 23. 24.: „Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, denen aber, die berufen sind — *αὐτοῖς δέ τοις κλητοῖς* — beide Juden und Griechen Christum göttliche Kraft und göttliche Weisheit.“ Dem Rufe Gottes verdanken die Christen das, was sie jetzt als Christen sind und haben. Anderwärts wird der Name *κλητοί* in der Schrift auch im weitern Sinn gebraucht, von Allen, die das Evangelium gehört haben und denen durch das Evangelium das Heil angeboten worden ist. Christus spricht: „Viele sind berufen“, geladen, „aber Wenige sind auserwählt“. Matth. 20, 16. Von den Vielen, die berufen sind, denen das Evangelium gepredigt worden ist, weisen leider die Meisten den Ruf Gottes und das Heil in Christo zurück. Es sind nur Wenige auserwählt. Es ist das Characteristicum der Christen, daß sie dem göttlichen Ruf Folge gegeben und das dargebotene Heil angenommen haben. Aber nicht um dessen willen, was sie gethan, um dieses ihres Verhaltens willen heißen nun die Christen im besondern Sinn des Wortes *κλητοί*, Berufene. Der passivische Ausdruck *κλητοί* ist nur dann gerechtfertigt, wenn sie sich hierbei mere passive verhalten haben, wenn der Ruf Gottes eben das, was sie als Christen characterisirt, den Gehorsam, die Annahme des Heils bei ihnen gewirkt hat. Die Christen heißen und sind *κατεξουχηνοὶ* die Berufenen, weil die Berufung Gottes durch das Evangelium sich bei ihnen durchgesetzt hat, eben das durchgesetzt und zu Wege gebracht hat, worauf sie abzielte.

Nicht nur mit dem Beinamen *κλητοί*, den er ihnen gibt, sondern noch mit mehreren Worten erinnert der Apostel die Christen an jene große That und Wohlthat Gottes zurück, an die Gnade ihrer Berufung. Röm. 9, 24. schreibt er, daß Gott „uns berufen hat, nicht allein aus den Juden, sondern auch aus den Heiden“. „Und“, die wir jetzt Christen sind, hat Gott berufen, aus Juden und Heiden heraus berufen, hat die, welche erst Juden und Heiden waren, eben durch seinen Ruf, zu dem gemacht, was sie jetzt sind, zu Christen. Im Folgenden, B. 27. ff., citirt Paulus Sprüche der Propheten, in welchen dieselben die künftige Befehung der Heiden und der Juden, nämlich der Uebrigen aus Israel, weissagen. Diese Weissagungen von der Befehung der Heiden und Juden haben sich damit erfüllt, daß Gott jetzt im Neuen Testament Juden und Heiden berufen hat. Die beiden Begriffe Befehung und Berufung werden also hier vom Apostel als ganz identisch betrachtet. Die Berufung wird auch als eine rettende That Gottes hingestellt: „Der uns gerettet und gerufen hat mit einem heiligen Ruf“, *τοῦ σώσαντος ἡμᾶς καὶ καλέσαντος* ff. 2 Tim. 1, 9. Die zwei Ausdrücke bezeichnen dieselbe Sache. Gott hat uns errettet und zwar damit, daß er

uns gerufen hat. Mittelft seines heiligen, kräftigen Rufes hat er unsere Seelen aus dem Verderben der Sünde herausgerissen. Anderwärts machen die Apostel das Ziel der Berufung ausdrücklich namhaft. St. Petrus ruft den Christen zu: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht, die ihr weiland nicht ein Volk waret, nun aber Gottes Volk seid, und weiland nicht in Gnaden waret, nun aber in Gnaden seid.“ 1 Petr. 2, 9. 10. Der Apostel ruft den Christen aus den Heiden ins Gedächtniß, daß Gott sie aus ihrer heidnischen Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht berufen hat. Das war das Ziel ihrer Berufung, Gottes wunderbares Licht, das ist das Heil in Christo. Und durch seinen Ruf hat Gott sie diesem Ziel auch zugeführt, in dies helle, selige Licht versetzt, durch seinen Ruf hat er sie, die erst nicht Volk waren, zu seinem Volk gemacht, hat sie, die erst nicht in Gnaden waren, in den Gnadenstand versetzt. Daß sie jetzt Gottes Volk und in Gnaden sind, verdanken sie der göttlichen Berufung. „Gott hat euch berufen von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht“ besagt ganz dasselbe, wie wenn St. Paulus schreibt: „Danksaget dem Vater . . . welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes.“ Col. 1, 12. 13. Berufung aus der Finsterniß ins Licht ist offenbar Versetzung aus der Finsterniß ins Licht. Der Apostel Paulus gibt 1 Cor. 1, 8. den Christen die Zusicherung, daß Gott sie „fest behalten wird bis ans Ende“, und fügt hinzu: „Denn Gott ist treu, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unsers Herrn.“ 1 Cor. 1, 9. Hier stellt er den Anfang und den Fortgang ihres Christenstandes einander gegenüber. Das Eine, wie das Andere ist Gottes Werk. Gott hat sie zur Gemeinschaft seines Sohnes berufen, in die Gemeinschaft seines Sohnes hineingezogen, und, da Gott treu und beständig ist und das begonnene Werk nicht unvollendet liegen läßt, wird er sie auch bei Jesu Christo fest behalten bis ans Ende. Eine Parallele hierzu ist die Verheißung 1 Petr. 5, 10.: „Der Gott aber aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbige wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.“ Die ewige Herrlichkeit ist das letzte Ziel der Berufung. Dieses Ziel ist den Christen schon, da sie Christen wurden, da sie berufen wurden, in Aussicht gestellt. In Christo, durch Christum sind sie zur Herrlichkeit berufen. Durch die Berufung hat Gott sie schon zu Christo gebracht, hat er ihre Füße schon auf den Weg gestellt, dessen Ende die Herrlichkeit ist. Und er wird sie nun auch auf diesem Wege erhalten, in dem angefangenen Wesen befestigen, daß sie sicher die verheißene Herrlichkeit erlangen.

In allen diesen apostolischen Aussagen ist von einer Berufung die Rede, welche ihren Erfolg in sich schließt, mit sich bringt, welche eben das

wirkt und schafft, was sie bezweckt, welche uns zu Christo geführt, in die Gemeinschaft Christi, in den Gnadenstand versetzt hat, welche uns zu dem, was wir jetzt sind, zu Christen gemacht hat. Und so wird auch durch diese letzteren Schriftstellen klar erwiesen, daß der Anfang unsers Christenstandes, und das ist eben die Bekehrung, Gottes Werk und Wirkung ist. Und zwar ausschließlich Gottes Werk. Es wird hier nirgends auf eine Bedingung, die der Mensch erfüllen müßte, hingedeutet. Der Mensch erscheint hier lediglich als das Subject, welches berufen wird, welches die Berufung an sich erfährt. Ausdrücklich wird auch in diesem Zusammenhang alle Zuthat des Menschen ausgeschlossen und die Berufung auf die Gnade zurückgeführt, die Gnade Jesu Christi, die Gnade Gottes, die ewige Gnade, die uns schon vor der Zeit der Welt in Christo Jesu gegeben ist. Wir lesen Gal. 1, 6.: „Der (Gott) euch berufen hat durch die Gnade Christi.“ 1 Petr. 5, 10.: „Der Gott aller Gnade, der uns berufen hat“ 2c. 2 Tim. 1, 9.: „Der uns errettet hat und gerufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unsern Werken, sondern nach seinem Vorsatz und Gnade, die uns gegeben ist in Christo Jesu vor der Zeit der Welt.“ Die neueren Theologen ignoriren gänzlich die eben erörterten, charakteristischen Dicta der Schrift von der Berufung, und lehren wider die Schrift, indem sie durchweg zwischen Berufung und Bekehrung scheiden und unterscheiden und zwischen Berufung und Bekehrung ein spontanes Wollen und Thun des Menschen einschieben, welches den Ausschlag gibt und die Berufenen erst zu Bekehrten, zu Christen macht.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Das rechte Interesse für das Studium der Theologie.

(Rede, gehalten beim Beginn des neuen Studienjahres am 8. September 1897 von F. Pieper.)

Wollen Sie mit Erfolg Theologie studiren, so muß bei Ihnen ein Interesse für dieses Studium vorhanden sein. Ohne ein Interesse für den Gegenstand und die betreffende Berufsarbeit kann man in der Theologie ebenso wenig wie in weltlichen Berufszweigen das Ziel erreichen. Ein Student, dem das Interesse für die Theologie abgeht, ist ein Widerspruch in sich selbst: er wird in Wirklichkeit gar nicht studiren. So kann auch von einer Erlangung der theologischen Tüchtigkeit nicht die Rede sein.

Aber das Interesse, das Sie der Theologie entgegenbringen, muß auch rechter Art sein. Wie die Theologie eine ganz eigenartige, eine geistliche Tüchtigkeit ist, ein habitus spiritualis oder supernaturalis: so erfordert ihr Studium, wenn es zum Ziele führen soll, auch ein ganz eigenartiges, ein geistliches Interesse. Worin besteht dieses?

Ehe ich Ihnen diese Frage beantworte, weise ich Sie darauf hin, daß es auch ein rein natürliches Interesse an der Theologie gibt. Die Bibel ist ja, rein literarisch angesehen, das merkwürdigste und interessanteste Buch der Welt. Sie unterscheidet sich nach Inhalt und Form durchaus von allen andern Religionsbüchern. Max Müller, der bekannte Orientalist, sagt, von allen ihm bekannten Religionsbüchern des Orients unterscheidet sich die Bibel specifisch. Es liegt ferner die Thatsache vor Augen, daß kein Buch einen solchen Einfluß auf die Menschheit ausgeübt hat: die Bibel hat, wo ein größerer Theil des Volkes sie annahm, die Völker umgewandelt. Kein Buch ist in so viele Sprachen übersetzt. Angesichts dieser und anderer Thatsachen kann ein Mensch, der zunächst nur ein rein geistiges, modern ausgedrückt, ein rein wissenschaftliches Interesse hat, Theologie studiren wollen. Er kann mit dem größten Interesse dieses merkwürdige Buch, die Bibel, nach Inhalt und Form durchforschen. Es kann für ihn sehr interessant sein, sowohl die Lehre der Schrift nach der Darstellung Anderer sich vor Augen zu führen, als auch sich selbst in der systematischen Darstellung dieser Lehre zu versuchen. Sein Interesse kann auch darauf gerichtet sein, die Lehre der Schrift mit der Lehre anderer Religionen zu vergleichen, sowie mit dem, was man heutzutage weiß oder zu wissen meint, zusammenzustellen und in Einklang zu bringen. Man kann es auch sehr interessant finden, die Geschichte der christlichen Kirche, als eines gewaltigen Factors in der Welt, zu studiren. Aber dies alles liegt auf dem natürlichen Gebiet, und so lange nicht mehr als dies rein natürliche Interesse für die Theologie da ist, ist das rechte Interesse noch nicht vorhanden. Bei diesem natürlichen Interesse sind uns die theologischen Dinge nur ein Untersuchungsobject, und wir stehen ihnen — bei aller geistigen Arbeit — äußerlich und gleichgültig gegenüber. Man studirt die Schrift, wie man auch andere Bücher studirt. Man stellt die großen Thaten Gottes wesentlich auf gleiche Stufe mit andern Ereignissen der Weltgeschichte. Dem theologischen Studium fehlt noch der rechte, gottgewollte Ernst. Und das Resultat? Bei diesem natürlich-wissenschaftlichen Interesse erreicht man nicht das Ziel des Studiums, die theologische Tüchtigkeit, die Tüchtigkeit nämlich, der christlichen Kirche als Lehrer zu dienen, ein Zeuge Christi zu sein. Dieses natürliche Interesse kann freilich in Gottes Hand der Weg sein, auf welchem man zu dem rechten, geistlichen Interesse kommt. Aber es ist dieses geistliche Interesse noch nicht, noch auch ein Theil desselben.

Wann ist denn das rechte Interesse für das theologische Studium vorhanden? Wann kommt der rechte Ernst in das theologische Studium? Dann, wenn der Student beim Studium der Theologie alles auf seine Seligkeit bezieht, wenn er erlannt hat, daß an den Dingen, mit denen er sich als Student der Theologie zu beschäftigen hat, seiner und aller Menschen Seligkeit hängt. So soll man nach Gottes Willen die Schrift studiren. Gott hat den Menschen die heilige Schrift nur zu einem Zweck gegeben,

zu dem Zweck, daß sie glauben sollen, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß sie durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen. Die Schrift ist allerdings ein ganz einzigartiges, merkwürdiges Buch. Aber ihre Einzigartigkeit und Merkwürdigkeit besteht darin, daß sie Gottes Wort ist, und Gott durch dies sein Wort einer verlorenen Welt das ewige Leben geben will. Im rechten Geist studiren Sie also dann Theologie, wenn Sie die Bibel nicht als bloßes literarisches Product, sondern als das ansehen, was sie wahrhaftig ist, als das Wort des großen und gnädigen Gottes; wenn Sie nicht nur sorgfältig von dem, was die Schrift sagt, Notiz nehmen, sondern sich auch allewege unter das Wort der Schrift als dessen demüthige Schüler stellen; wenn Sie am Wort der Schrift nicht Kritik üben, sondern sich diesem Wort unbedingt unterwerfen, und Angesichts desselben sprechen: „Rebe, Herr, denn dein Knecht höret“; wenn Sie in der Schrift nicht eine bloße Erweiterung und Bereicherung des Wissens suchen, sondern lebendig überzeugt sind, daß Sie in der Schrift das Leben haben; wenn Sie im Kampf der Kirche, wie ihn die Kirchengeschichte vorkührt, einen Kampf um die seligmachende Wahrheit sehen; wenn Sie als das große, herrliche Ziel des theologischen Studiums die Erlangung der Tüchtigkeit erkennen, der Welt aus und nach der Schrift das seligmachende Evangelium zu bezeugen und gegen alle Irrthümer zu behaupten. Noch anders ausgedrückt: Sie studiren dann recht Theologie, wenn Sie für ihre Person Christen, Kinder Gottes, sind, die an ihrem eigenen Herzen erfahren haben und noch täglich erfahren, was Sünde und Gnade ist, und es als ihres Herzens Trost erkannt haben, daß die Schrift Gottes Wort ist und nicht gebrochen werden kann.

Es liegt auf der Hand, wie aus dieser Stellung zur Schrift das lebendigste geistliche Interesse für das Studium der Theologie erwächst. Halten wir die Schrift für Gottes Wort, und zwar für das Wort, in welchem wir und die ganze Welt das Leben haben sollen, dann werden wir, mit Luther zu reden, die Worte der Schrift „lesen und wieder lesen, mit fleißigem Aufmerken und Nachdenken, was der Heilige Geist damit meint“. Wir werden dann auch im rechten Sinne kritisch, das heißt, sorgfältig beflissen sein, daß ja nicht Menschenmeinungen und Menschenlehre der in der Schrift geoffenbarten göttlichen Lehre beigemischt werden. Wir werden dann auch an dem, was sich als Lehre der Schrift ergibt, allem Widerspruch gegenüber unerschütterlich festhalten. Stehen Sie durch Gottes Gnade recht zur Schrift, so ergibt sich aus dieser Stellung der rechte geistliche Ernst, der rechte geistliche Fleiß, die rechte geistliche Sorgfalt und Akratie, die rechte geistliche Beständigkeit.

Ich könnte hier schließen, denn ich glaube Ihnen das rechte geistliche Interesse für das Studium der Theologie genügend gekennzeichnet zu haben. Doch möchte ich Sie noch darauf hinweisen, daß man es in unserer Zeit — selbst in sogenannten lutherischen Kreisen — unwissenschaftlich nennt,

wenn man die Schrift von vorneherein als eine unantastbare Größe behandelt, das heißt, die Schrift auf Christi und der Apostel Autorität hin als Gottes unverbrüchliches Wort ansieht, dem man einfach zu glauben habe. Die moderne Theologie, auch die, welche sich noch „lutherisch“ nennt, will das Studium der Theologie ganz anders angegriffen haben. Man will nicht auf dem Wege des einfältigen Glaubens an die Schrift, sondern auf dem Wege der sogenannten wissenschaftlichen Kritik der Schrift zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Man will die Schrift „wissenschaftlich untersuchen“ und je nach Befund sie als Wahrheit gelten lassen oder als fehlsames Menschenwort verwerfen. Im theologischen Unterricht an unserer Anstalt wird Ihnen immer wieder nachgewiesen werden, daß dieses Gebahren der modernen sogenannten wissenschaftlichen Theologie weder theologisch, noch auch wissenschaftlich, sondern Thorheit und Selbstbetrug sei, da es auf der falschen Annahme beruht, daß es ein menschliches Wissen gibt, welches über der göttlichen Offenbarung steht. Lassen Sie sich daher durch das Geschrei „Wissenschaft“ nicht beirren. Es steckt wirklich nichts dahinter als Unwissenheit. Das Christenthum ist nun einmal die Religion, welche Gott vom Himmel geoffenbart hat. Wahrhaft wissenschaftlich verfahren daher nur die Theologen, welche die Theologie nach der ihr eigenthümlichen himmlischen Erkenntnißquelle behandeln, die *γραφή θεόπνευστος* als Gottes unverbrüchliches Wort anerkennen und aus der Schrift allein die ganze christliche Lehre schöpfen und beurtheilen. So allein kommt es auch zu einer wirklichen, nicht bloß eingeübten, Erkenntniß der geistlichen Wahrheit. Auch der Theologe erkennt geistliche Dinge nur insofern und so weit, als er Gottes Wort glaubt. Oder wie Luther das derb ausdrückt: „In andern Künsten gehet's also zu, daß, wer viel höret und siehet, der wird gelehrt; aber in der Theologie und in der göttlichen Weisheit gilt weder hören noch sehen, weder tippen noch tappen; sondern das ist der Anfang allein, daß man höre und gläube dem Worte Gottes. Wer's nun nicht also anfähet, dem soll's fehlen . . . , wenn er gleich aller Welt Weisheit hätte.“ Man sagt in unserer Zeit auch wohl, daß man auf dem Wege der „christlichen Erfahrung“ die Wahrheit erkennen müsse. Sehr wohl! Aber die christliche Wahrheit „erfährt“ man nicht auf dem Wege der Kritik des Wortes Gottes, sondern in der Weise, daß man Christi Worten einfältig glaubt, wie Christum spricht: „So Jemand will des Willen thun“ — nämlich, mein, Christi, Wort hören und glauben —, „der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede“, Joh. 7, 17.

Gott verleihe Ihnen allen Gnade, daß Sie in diesem Geiste und dem daraus erwachsenden rechten Interesse Theologie studiren. Dann werden Sie auch das Ziel erreichen, die *εξουσία ἐκ τοῦ θεοῦ* zur Führung des Amtes des neuen Testaments. Das walte Gott! Amen.

(Eingesandt.)

Luthers Lieder in englischen Uebersetzungen des 16. Jahrhunderts.

Von Rev. James Mearns, Dvoston Ferry, England.

Zur Zeit der Reformation sahen sich viele Anhänger der neuen Lehre in England und Schottland genöthigt, in Deutschland und der Schweiz eine Zufluchtsstätte zu suchen, wo sie das neue Gesangsleben der Deutschen kennen lernten, durch welches sie nicht nur hoch erfreut, sondern auch zur Nachfolge angereizt wurden. Besonders sind es die Lieder Luthers, welche bald in England bekannt und der Mehrzahl nach in die englische Sprache übertragen wurden. Die Texte derselben finden sich in einer Liedersammlung, die ohne Jahresangabe unter dem Titel: "Goostly Psalmes and Spiritual Songes drawn out of the holy Scripture for the conforte and consolacyon of such as love to rejoyce in God and his worde," zu London wahrscheinlich zwischen 1536 und 1540 erschienen.

Dieses Buch ist das Werk des nachmaligen Bischofs von Exeter, Miles Coverdale. In den Jahren 1528—1536 hat er hauptsächlich in Deutschland verweilt und seine wichtige englische Uebersetzung der heiligen Schrift ist wahrscheinlich zu Zürich 1535 bei Froschauer gedruckt. Von den 41 Liedern, welche unser Buch enthält, sind mindestens 36 lediglich Bearbeitungen deutscher Gesänge. Die Originalausgabe hat Musikknoten, während der Abdruck in Coverdales "Romains" vom Jahre 1846 nur die Texte der Lieder bringt. Die Bearbeitungen schließen sich den deutschen Originalen meist wörtlich an und erscheinen darum wenig gelungen, wie sie denn auch in den Gemeindegesang nicht übergegangen sind.

Eine zweite Sammlung englischer Uebersetzungen der Lieder Dr. Martin Luthers liegt in dem Buche: "Ane Copendiens buik of godlie Psalmes and sprirtuall Sangis" vor. Dieses Buch soll nach der verbreiteten Annahme bereits 1540 oder 1546 erschienen sein. In der ältesten noch vorhandenen Ausgabe fehlt das Titelblatt; sie ist wahrscheinlich 1568 gedruckt. Die Edinburger Ausgabe von 1578 ist an demselben Ort 1868 wieder aufgelegt worden. In dieser Sammlung finden sich 141 Lieder, bestehend in geistlichen Umbildungen weltlicher Gesänge, satyrischer Balladen gegen Rom; poetischen Psalmbearbeitungen, Uebersetzungen lateinischer Hymnen und deutscher Kirchenlieder und endlich englischen Originalliedern. Bekannt ist sie unter dem Namen: "Gude and godlie ballates." Sie war in Schottland sehr beliebt und in zahlreichen Ausgaben verbreitet. Nach der Tradition sind es drei Brüder, Namens Webberburn, welche hauptsächlich Beiträge geliefert haben. Die Uebersetzungen deutscher Lieder werden allgemein als das Werk des Johannes Webberburn angesehen, der sich während der Jahre 1539 und 1543 in Wittenberg aufgehalten hat. Ihre Zahl beläuft

sich wenigstens auf 34. Einige sind wortgetreu übersetzt, andere sehr frei bearbeitet. Ob sie so Verwendung im Gemeindegesang gefunden haben, ist Mangels diesbezüglicher Berichte nicht bekannt.

Die Lieder Luthers in den beiden bisher genannten Sammlungen sind folgende:

1. Ach Gott vom Himmel, sieh darein.
Help now, O Lord, loke on us. (Coverdale.)
Saif us gude Lord and succour send. (Wedderburn.)
2. Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.
Out of the depe cry I to the. (Coverdale.)
Fra deip, o Lord, I call to the. (Wedderburn.)
3. Christ lag in Todesbanden.
Christ dyet and suffred gread payne. (Coverdale.)
4. Christ, unser Herr, zum Jordan kam.
Christ was be baptizt was be Johne in Jordan flude. (Wedderburn.)
5. Dies sind die heiligen zehn Gebot.
These are the holy commandements ten. (Coverdale.)
Moyses upon the Mont Sinay. (Wedderburn.)
6. Ein feste Burg ist unser Gott.
Our God is a defence and towre. (Coverdale.)
7. Es spricht der Unweisen Mund wohl.
The foolish wicked men can saye. (Coverdale.)
8. Es wollt uns Gott genädig sein.
God be mersyfull unto us And sende. (Coverdale.)
O God, be mercyfull to us. (Wedderburn.)
9. Gelobet seist du, Jesus Christ.
Now blessed be thou Christ Jesu. (Coverdale.)
10. Gott der Vater wohn uns bei.
God the Father dwell us by. (Coverdale.)
11. Jesus Christus, unser Heiland, der von uns.
Our Saviour Christ, King of Grace. (Wedderburn.)
12. Komm, heiliger Geist, Herr Gott.
Come holy Spirite, most blessed Lord. (Coverdale.)
13. Mensch, willst du leben seliglich.
Man, willst thou lyve vertuously. (Coverdale.)
14. Mit Fried und Freud ich fahr dahin.
With peace and with joyfull gladnesse. (Coverdale.)
Lord, let thy servand now depart. (Wedderburn.)
15. Mitten wir im Leben sind.
In the myddest of our lyvyng. (Coverdale.)

16. Nun bitten wir den Heiligen Geist.
Thou holy Spirite, we pray to the. (Coverdale.)
17. Nun freut euch, lieben Christen g'mein.
Be glad now, all ye Christen man and sing. (Coverdale.)
Be blyith, all Christin men and Sing. (Wedderburn.)
18. Vater unser im Himmelreich.
Our Father God omnipotent. (Wedderburn.)
19. Vom Himmel hoch da komm ich her.
I come from hevin to tell. (Wedderburn.)
20. Wir glauben all an einen Gott.
We beleve all upon one God. (Coverdale.)
We trow in God allan erlie. (Wedderburn.)
21. Wohl dem, der in Gottes Furcht steht.
Blessed all are that feare the Lorde. (Coverdale.)
Blissit are thay that sit in Goddi's dreid. (Wedderburn.)

Audere dem 16. Jahrhundert angehörende Uebertragungen deutscher Lieder sind in den verschiedenen Ausgaben der metrischen Bearbeitung des Psalters ans Licht getreten, welche den Titel führt: "The Old Version of the Psalms," oder auch "Sternhold and Hopkin's Version of the Psalms."

Die frühesten Ausgaben dieses Buches enthalten allerdings nur Psalmenlieder von 1556—1562, jedoch sind nach und nach mit Bearbeitungen einiger andern Schriftstellen, z. B. der zehn Gebote, des Lobgesanges Simeons u., wie auch mit Uebersetzungen deutscher Lieder und mit freigezeichneten englischen Gefängen vermehrt worden. Hier finden sich drei Lieder Luthers:

1. God be mercifull unto us And grant u. Dies ist eine wortgetreue von Robert Wisedome herrührende Bearbeitung des Lutherschen „Es wollt uns Gott genädig sein“. Sie ist zuerst in Psalmes of David 1580 erschienen, aber in den späteren Ausgaben stets weggelassen.

2. Our father which in Heaven art, And maket u. wortgetreue Uebertragung der ersten acht Strophen von Luthers „Vater Unser im Himmelreich“; die neunte Strophe behandelt die bei Luther fehlende Dogologie: Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. Die Bearbeitung rührt her von Dr. Richard Cox, dem nachmaligen Bischof von Ely. Sie erschien zuerst 1560 und ist in den späteren Ausgaben wiederholt.

3. Preserve us Lorde by thy cleare Worde — vollständige und wortgetreue Bearbeitung des Lutherliedes: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!“ Der Uebersetzer ist Robert Wisedome. Zuerst in der Ausgabe von 1560—1561, auch späteren Ausgaben einverleibt.

Englische Uebersetzungen der Lieder Luthers aus dem 17. Jahrhundert habe ich nicht gefunden. Im 18. Jahrhundert stehen einige derselben, doch meist von schlechter Beschaffenheit, in der *Lyra Davidica* 1708, J. C. Jakobis *Psalmodia Germanica* 1722—1732 und in den englischen Gesangbüchern der Brüder-Unität von 1742 an.

Erst im 19. Jahrhundert haben Luthers Lieder ihren vollen Ehrenplatz in den englischen Gesangbüchern erhalten. Die vollständigen Uebersetzungen von J. Anderson 1846, J. Hunt 1853, R. Massie 1854 und G. Macdonald 1867, sowie die werthvollen Bearbeitungen einzelner Lieder von C. Winkworth, Fräulein F. E. Cog, A. T. Russell, S. Mills und viele andere haben das Material dazu geliefert. Am häufigsten haben Uebersetzungen die oben genannten Nummern 2, 3, 6, 9, 12, 15, 18, 19 Aufnahme in englischen und americanischen Gemeindegesangbüchern gefunden. Eine vollständige Ausgabe der Lieder Luthers mit beigelegten Uebersetzungen von verschiedenen Verfassern ist 1884 zu New York und London unter dem Titel: "The Hymns of Martin Luther. Set to their original melodies with an English Version. Edited by Leonard Woolsey Bacon, assisted by Nathan H. Allen" erschienen.

(Blätter für Hymnologie.)

B e r m i s c h t e s .

Wie könnte es zu einer wahren Einigung unter den Lutheranern kommen? Herr Pastor Böhling, Präses der Hermannsburger Freikirche, schreibt in der „Hermannsburger Freikirche“ vom September dieses Jahres: „Jedesmal, wenn ich alle drei Wochen nach Hermannsburg reise, um dort unserer Gemeinde mit Wort und Sacrament zu dienen, tritt mir der Jammer der Spaltung der Freikirche derartig entgegen, daß ich weinen möchte über die Brüche Zions, und jedesmal ergreift mich das sehnliche Verlangen, der Herzenswunsch: O, daß hier geholfen werden könnte. Ist denn gar keine Hoffnung? Wir geben diese nicht auf, wir beten darum. Gibt's denn keinen Weg, dieses Ziel zu erreichen? Gewiß gibt's einen Weg, wenn er nur beschritten würde. Eine Einigung ist ja nur statthaft und möglich, wenn die Einheit in der Lehre vorhanden ist, dann aber ist auch die Einigung geboten. O, welche angenehme, freudenreiche Pflicht, nach dem Fallen der trennenden Schranken in der Lehre sich die Bruderhand zu reichen. Das ist also der Weg zum Frieden, darnach zu streben, in der Lehre einig zu werden. Und daß dieses Ziel erreicht werden kann, zeigt ja unsere Vereinigung mit der sächsischen Freikirche. Aber man muß auch aufrichtigen Herzens dieses Ziel erreichen wollen. Und zu dem Zwecke ist ein erstes Erforderniß, nach Schrift und Bekenntniß die Lehre zu prüfen. Ich treffe auf meinen Reisen

mit mancherlei Leuten zusammen; sie kennen mich als Missourier und ich merke oft, ja, meistens, wie sie von einer gewissen Scheu befangen sind: sie sehen in einem Missourier ohne Weiteres einen Fanatiker, einen Menschen auf reformirten, ja, revolutionären Abwegen, einen solchen, der erstarrt ist im Formelwesen und sich um die Seligkeit seiner Mitmenschen nicht kümmert, sondern nur um angebliche reine Lehre. Dann sagt der eine: Es mag ja sonst alles in Ordnung sein, aber Ihre Gnadenwahllehre ist schrecklich. Ich frage: Was lehren wir denn? Er antwortet: Gott hat die meisten Menschen zur Verdammniß bestimmt, und nur wenige zur Seligkeit. Ich entgegne: Woher wissen Sie, daß wir so lehren? Er sagt: Das habe ich gehört. — Noch keiner ist mir vorgekommen, der gesagt hätte: Das habe ich in den missourischen Schriften gelesen; das wäre auch nicht möglich, weil's nicht drin steht. — Höchst erstaunt sind die Leute, wenn sie dann wirklich hören, was wir lehren; dann sagen sie durchschnittlich: Aber das glaube ich ja auch, ich weiß aus Erfahrung, daß bei meiner Belehrung alles, alles Gottes Gnade ist, und das glaube ich ja ebenfalls, daß diejenigen, welche verloren gehen, durch ihre eigene Schuld verloren gehen. Dann sind sie auf einmal missourisch, weil deren Lehre ja die Lehre der Schrift ist und durch ihre eigene Erfahrung bestätigt wird. — Ein anderer behauptet: Das gefällt mir nicht, daß die Missourier gar kein Kirchenregiment haben. — Auch hier wieder die Frage: Woher wissen Sie das? Natürlich: ‚Ich habe es gehört.‘ — Wieder sind sie erstaunt, wenn sie von uns hören, daß wir auch ein Kirchenregiment haben. Auch erkennen sie bald den Unterschied zwischen einem Kirchenregiment göttlicher und menschlicher Ordnung und geben als Christen der Wahrheit die Ehre. Ein dritter endlich findet bei einem Missourier ein Walthersches Predigtbuch; er liest nur den Titel: ‚von Walthers? ‚Von dem Vater der Missouri-Synode? ‚Darin liest Du? In den Dfen damit! Solche Bücher muß man nicht lesen.‘ Es könnten diese Beispiele leicht vermehrt werden. Aber sie beweisen genügend, worauf es hier ankommt: Die meisten prüfen unsere Lehre nicht nach unsern eigenen mündlichen oder schriftlichen Aussagen, sondern sie urtheilen über uns und unsere Lehre nach den verleumderischen mündlichen oder schriftlichen Aussagen und Berichten unserer hartnäckigen Gegner. Hierin müßte zunächst ein Wandel eintreten, sonst ist das Ziel nicht zu erreichen. Darum lautet die Ueberschrift: ‚Prüfet alles!‘ Gott ist mein Zeuge, daß ich bereit bin, sofort zu weichen und nachzugeben, wenn aus Schrift und Bekenntniß nachgewiesen wird, daß wir Missourier in einer Lehre irren; ich würde von Herzen dankbar sein, wenn ich durch die Schrift überführt würde von einem Irrthum und ihn ablegen könnte. — Prüfet alles! Fragt uns, wir sind bereit, vor jedermann klar darzulegen, was wir lehren, glauben und hoffen. Die Missouri-Synode lehrt nicht im Winkel, sondern hat in vielen Schriften offen und ehrlich ihre Lehre bekannt, und jedermann kann diese Schriften prüfen, ob sie stimmen mit Schrift und Bekenntniß. In keiner

Glaubenslehre hält sie mit ihrem Bekenntniß hinter dem Berge, sodaß sie heimlich etwa anders lehrte, als sie öffentlich sagte. Aber nun dürfen wir auch wohl erwarten, daß aufrichtige Christen die klar vorliegende Lehre der Missourier nach deren eigenen Aussagen prüfen und beurtheilen, und nicht nach dem, was sie bloß hören von den Gegnern. Wenn das geschieht, so kommen wir einer Einigung gewiß näher, so verschwindet die Scheu, die Vorurtheile fallen; man wird uns nicht mehr für Calvinisten und Reformirte halten, für Fanatiker und solche, welche es nicht im Auge haben, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist; vielmehr wird die Erkenntniß kommen, daß wir es genau nehmen mit der Heiligen Schrift und uns nur demüthig beugen wollen unter das geschriebene Wort unsers großen, majestätischen Gottes, und daß es uns heiliger Ernst ist, durch das lautere Evangelium die Seelen zu Christo zu bringen, sie selig zu machen.“ — So weit Herr Pastor Wöhling. Wir sind überzeugt, daß der von ihm gewiesene Weg auch in America zu einer Einigung der Lutheraner führen würde. Auch wir in America haben in vielen Fällen die Erfahrung gemacht: wenn aufrichtige lutherische Christen aus unsern Schriften oder durch mündliche Darlegung mit unserer Lehre wirklich bekannt wurden, dann wurde ihre frühere Feindschaft gegen uns bald in Freundschaft verwandelt. Jeder aufrichtige Christ, der einfältig die Wahrheit will, wird bald überzeugt, daß die sogenannte missourische Lehre nichts anderes als die Lehre der Schrift sei. Das große Hinderniß für das Zustandekommen einer Einigung liegt in der großen Schwierigkeit, an die einfältigen Christen mit der Bezeugung der Wahrheit überhaupt heranzukommen. Die Christen werden bevormundet und gegängelt von den Parteiführern, und diese haben meistens das Interesse, ihre Sondergemeinschaft und Sonderstellung aufrecht zu erhalten. Je länger man die Vorgänge in der Kirche beobachtet, desto mehr wird man davon überzeugt, daß die Parteiungen in der Kirche durch die persönlichen Interessen einzelner Führer entstehen und aufrecht erhalten werden. Man hat es in den Lehrkämpfen selten mit den einfältigen Christen, die die Wahrheit wollen, zu thun; mit diesen würde man sich auf Grund des klaren Wortes Gottes bald einigen. Man hat es meistens zu thun mit Parteiführern, die ein Interesse daran haben, daß die Wahrheit nicht siege. Daraus erklärt sich die auf den ersten Blick so befremdliche Thatsache, daß Colloquien so selten zu einer Einigung in der Wahrheit geführt haben. F. P.

Wie schamlos die römische Kirche auch zu unserer Zeit ihren Ablaß predigt, dem Papst zu Ehren und Christo zur Schmach, darüber finden wir im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“ den folgenden Bericht: Predigt über Luc. 16, 1—9., gehalten in Bozen am VIII. p. Pentec., 1. August 1897, von einem Franciscanermönch. Nach der Textverlesung ward der Schriftabschnitt von ihm geküßt, das Buch zugefchlagen und bei Seite gelegt. Schon diese Aeußerlichkeiten sind charakteristisch für die nun

folgende Predigt, denn dem Bibelwort wird bald der Abschied gegeben. — „Thue Rechnung von deinem Haushalten“, ein Wort, das jeden trifft. Wie? wenn es jetzt dir zugerufen würde? Dem Haushalter kam es unerwartet; er hatte flott und sorgenlos gelebt; an Mitteln zur Befriedigung aller Wünsche fehlte es ihm nicht, ob sie ehrlich oder unehrlich erworben, darnach fragte er nicht. Wir leben auch so sorglos in den Tag hinein. Viele meinen aber: „Rein; wir haben doch Sorgen genug.“ Die Sorgen um das tägliche Brod fordern ernste Arbeit; von unserer ersten Arbeit zeugen die zahllosen Schweißtropfen, die von der Stirn zur Erde fallen, zeugen die Schwielen in unsern Händen. Ja, ich weiß, daß manch redlicher Familienvater getrost Rechnung ablegen kann, wie er die Kräfte des Leibes verwandt hat. Aber „Thue Rechnung“ heißt auch: „Wie hast du die Gaben der Seele gebraucht, wie hast du die Pflichten gegen die Mitmenschen erfüllt?“ Mancher hat schon am Sterbebette von Vater oder Mutter oder Gatten gestanden. Beim Abschied nehmen hat die scheidende Seele gerufen: „Vergiß mein nicht!“ Das heißt nicht bloß, trage mein Bild weiter in deinem Herzen, richte dich nach meinen Ermahnungen, nimm mich als Vorbild in deinem Thun, das heißt vielmehr: „Erbarme dich meiner Seele, wenn ich muß Rechnung ablegen von meinem Haushalten.“ Wie sorgen wir am besten für die Stunde der Rechenschaft, wie erbarmen wir uns der theuren Verstorbenen? Da kann allein die Kirche uns die Mittel geben aus ihrem unerschöpflichen Schätze. Und gerade in dieser Woche bietet die Kirche diese Mittel ganz besonders an, und zeigt, wie du helfen kannst deinem Verstorbenen, wie du sorgen kannst für dich, wenn du Rechnung ablegen mußt. Sie hilft dir durch den Portiunculaablaß. Von dem reden wir darum heute: Wie kann der Portiunculaablaß helfen, wenn wir Rechnung ablegen müssen? Wir beantworten: 1. Was ist der Portiunculaablaß? 2. Warum bringt er so viel Segen? 1. Es gibt zeitliche und ewige Strafen für die Sünder; die ewigen Strafen kann jeder vermeiden durch fleißigen Gebrauch der heiligen Sacramente; aber die zeitlichen bleiben trotzdem nicht aus. Das lehrt die Geschichte: Joseph kommt in das Gefängniß, weil er mehr Vertrauen setzt auf die Menschen als auf Gott; Moses darf zur Strafe für seinen Zweifel das gelobte Land nicht betreten; David findet Vergebung nach des Nathans Predigt, aber die Strafe kommt, das Kind der Sünde stirbt, sein Sohn Absalom empört sich, er selbst muß heimlich fliehen aus Jerusalem. Bei uns bestehen die zeitlichen Strafen in allerlei Unglück, Krankheit und Noth; und bleiben diese Strafen jetzt aus, treffen sie uns sicher im Fegfeuer. Daher rufen von dort her die Seelen deiner Lieben: „Vergiß mich nicht, hilf mir, erbarme dich meiner. Geh es dir jetzt noch gut, einst bist du auch da, wo wir jetzt sind.“ Dort im Fegfeuer siehst du den Strahl der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, vor dessen Gericht du kommen sollst, Rechnung abzulegen. Hülfe findest du bloß im Ablass, den die Kirche dir geben kann, besonders in dieser Woche,

der Portiunculawoche. — Der heilige Franciscus sitzt 1221 in einer wunderbaren Augustnacht, wie sie nur Italien aufzuweisen hat, da die Sterne silberhell am Himmel funkeln und balsamische Lüfte wehen, in tiefem Gebet und Andacht versunken. Er hört eine Stimme von oben: „Franciscus, in die Kapelle.“ Er hatte eine Kapelle, die ihm von den Benedictinern zu seinen Brüderversammlungen überlassen war. Franciscus geht in die Kapelle. In der sonst finsternen Kirche sieht er im hellen Glanz den Heiland stehen, ihm zur Rechten die unbefleckte Mutter Gottes. Aus des Heilands Munde erklingt das Wort: „Franciscus, du bist durch deine Gebete und deinen heiligen Wandel wohl bekannt, du hast viele Verdienste durch Amosen an die Armen und die Kirche. Bitte, was du willst, es soll dir werden.“ „Herr, Barmherzigkeit für mich und alle Gläubigen“, ist seine Bitte. Lange schweigt der Heiland, die Mutter Maria wendet sich mit ihrer Fürbitte an ihn. Dann sagt er: „Du hast viel gebeten, Franciscus, doch es wird dir gewährt. Du hast Ablass für Alle, die in deiner Kapelle beten, unter der Bedingung, daß der heilige Vater in Rom, mein Statthalter auf Erden, seine Zustimmung dazu gibt“ (sic, verbotenus!). Franciscus geht zum heiligen Vater und dieser bestätigt diesen Ablass. So kann nun jeder im Portiunculaablass Erlass der zeitlichen Strafen und Erlösung aus dem Fegefeuer erhalten. 2. Eine Wallfahrt nach Portiuncula ist aber beschwerlich, die erfordert viele Opfer an Zeit, ist mit großen Auslagen verbunden, die nicht allen möglich sind, und so war dieser Ablass nicht allen zugänglich. Franciscus wendet sich deshalb 1224 nochmals an den heiligen Vater mit der Bitte, diesen Ablass zu verallgemeinern. Auch diese Bitte wird ihm gewährt. Der Ablass wird ausgedehnt auf alle Kirchen und Altäre, die mit dem heiligen Franciscus in Verbindung stehen, und wo solche Kirchen nur in weiter Ferne zu finden sind, auch auf alle Gotteshäuser. Jeder erhält da den Portiunculaablass, „der nach Empfang der heiligen Sacramente die vorgeschriebenen Gebete in der Meinung des heiligen Vaters verrichtet“. Das ist der große Segen dieses Ablasses, daß er nicht gebunden ist an einen Ort, sondern allgemein, wie der Rosenkranzablass. Die Kirche gewährt ihn am IX. p. Pentec. Eigentlich ist er am 2. August zu geben, aber auch darin hat die Kirche nachgesehen, um allen ihn zugänglich zu machen, und hat ihn auf den Sonntag verlegt. — So kommt denn nun alle am nächsten Sonntag zum Altar des heiligen Franciscus, verrichtet nach Empfang der heiligen Sacramente die vorgeschriebenen Gebete in der Meinung des heiligen Vaters und ihr habt Ablass und könnt dann getroßt hören das ernste Wort: „Thue Rechnung von deinem Haushalten.“

Beichtgeheimniß. Ueber das Beichtgeheimniß lesen wir im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“: „Das Beichtgeheimniß, sagt unsere Instruction vom Jahre 1880, ist streng zu wahren. Die R.-St.-B.-Ord. in § 52 und die R.-B.-O. in § 348 entbinden uns Geistliche ausdrücklich

von der Zeugnißpflicht in Ansehung solcher Dinge, die wir in der Seelsorge erfahren haben. Diesen Bestimmungen steht aber § 139 des R.-St.-G.-B. gegenüber: Wer von dem Vorhaben des Hochverrathes, Landesverrathes, Mordes, Raubes, Menschenraubes zu einer Zeit, in welcher die Verhütung des Verbrechens noch möglich ist, glaubhafte Kenntniß erhält und es unterläßt, hiervon der Behörde oder der durch das Verbrechen bedrohten Person zur rechten Zeit Anzeige zu machen, ist, wenn das Verbrechen oder ein strafbarer Versuch desselben begangen wird, mit Gefängniß zu bestrafen. Oppenhoff in seinem Commentar bemerkt zu diesem Paragraphen, daß in der Entbindung des Geistlichen von der Zeugnißpflicht auch die von der Anzeigepflicht eingeschlossen sei. Der Referent der Allgemeinen Evangelischen Kirchenconferenz von 1890, Oberconsistorialrath Dr. Küster aus München (siehe Allgemeines Kirchenblatt 1890), hat unter Beistimmung der Conferenz gesagt, daß die Frage noch offen sei, so lange nicht eine Entscheidung des Reichsgerichts vorliege. Dies ist nicht der Fall. Die Sache ist also noch nicht entschieden. Jedensfalls hat aber der Geistliche die Pflicht, wenn er von geplanten oder noch nicht entdeckten Verbrechen in der Beichte Kenntniß erhält, den Schuldigen zur Selbstanzeige anzuhalten. Gelingt dies nicht, so kann er, um weiteren Schaden zu verhüten, sich gedrungen fühlen, selbst Anzeige zu erstatten, wie dies die Preussische Instruction vom 24. December 1858 ausdrücklich vorschreibt. (Bei geplanten Verbrechen allerdings, aber nicht bei noch nicht entdeckten, jedoch schon verübten Verbrechen. Hat er solche in seiner Eigenschaft als Geistlicher in der Beichte erfahren, so bindet ihn absolutes Schweigen, selbst wenn ein anderer um des Verbrechens willen leidet. Dann hat der Geistliche nicht zu absolviren. Red.) Wenn aber unser hohes Consistorium den 1. Juni 1880 bezüglich des Rechtes der Zeugnißverweigerung verordnet hat, daß ein Geistlicher in den durch § 52 der R.-St.-P.-O. und § 348 der R.-Z.-P.-O. getroffenen Fällen auf das Recht der Weigerung nur nach eingeholter Genehmigung des Consistoriums oder in besonders eiligen Fällen der Superintendentur verzichten dürfe, so wird das auch für die Anzeigepflicht gelten. Der Fall wird selten eintreten, ist aber möglich und war hier mit zu erörtern. Schwer wird die Entscheidung fast immer sein. Gott der Herr muß dann gebeten werden, daß er in solchen Fällen den rechten Weg zeige.“ So weit das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“. Die Sache wird dadurch verwirrt und unnöthig schwierig gemacht, daß man das Bekennen von noch zu begehenden Sünden unter die Rubrik „Beichtegeheimnisse“ bringt. „Beichten“, im kirchlichen Sinne, kann man nur begangene Sünden, über deren Begehung das Gewissen beunruhigt ist und Unterricht und Trost aus Gottes Wort begehrt. Erst noch zu begehende Sünden mit dem „Beichtegeheimniß“ decken und schützen zu wollen, ist papistisch-jesuitische Theologie, die den Zweck hat, die Amtsherrlichkeit der römischen Klerisei zu erhöhen. Ein französischer Jesuit hat sich einst dahin ge-

äußert: „Wenn der Herr Jesus noch auf Erden herumginge, und ihm Jemand in der Weichte bekennte, er wolle denselben tödten, so wolle er eher leiden, daß der Herr Jesus umgebracht werde, als daß er den, der es ihm vertraut, verrathen wolle.“ Dazu bemerkt Dr. Walther sehr richtig in seinem „Pastorale“ S. 166: „Hiegegen ist erstlich zu merken, daß wenn ein Mensch eine noch zu begehende Sünde bekennt, dies gar nicht unter die Kategorie der Weichten gehört.“

F. P.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Wisconsin-Synode. Herr P. Abelberg ist in die neu errichtete englische Professur des theologischen Seminars der Wisconsin-Synode berufen worden.

Iowa-Synode. Am 24. August starb im Alter von 78 Jahren der langjährige Präses der Iowa-Synode G. Großmann.

Die isländische ev.-luth. Synode von America, welche vom 23. bis 30. Juni zu Minneota, Minn., versammelt war, berieth auch über den Anschluß an das General Council, sowie über den Bau einer höheren Lehranstalt. Beide Punkte konnten noch nicht endgültig erledigt werden.

Ohio-Synode. Die „Kirchenzeitung“ von Columbus druckt Folgendes aus L. Harms ab: „Baue ja die Vergebung der Sünden auf nichts anderes als auf Gottes Wort. Hast du sie auf etwas anderes gebaut, so hast du sie auf Sand gebaut. Nicht auf dein Verdienst und Würdigkeit kommt es dabei an; du hast gar keins, sondern bist aus dir ein armer, verlorener und verdamnter Mensch. Auch nicht auf dein Rennen und Laufen kommt es dabei an. Die Schrift sagt: „Es liegt nicht an jemandes Laufen und Wollen, sondern an Gottes Erbarmen.“ Du kannst auch nicht daraus schließen, daß du Vergebung der Sünden hast, weil du etwa ein hohes Friedens- und Seligkeitsgefühl in deinem Herzen hast. Nichts ist so trügerisch und vergänglich als dergleichen Gefühle, die ebenso sind wie die Wolken, die bald die Sonne freilassen, bald sie verhüllen und bedecken. Es gibt vielmehr keine Gewißheit der Vergebung der Sünden als durch das Wort des Herrn. Ich muß sagen können: „Der Herr hat es gesagt; der Herr hat es zu mir gesagt“; ohne das gibt es keine Gewißheit der Vergebung der Sünden. Deshalb ruht alle zweifellose Gewißheit von der Vergebung der Sünden ganz allein in Gottes untrüglichen Worte. Ich kann in meinem Glauben nur gewiß sein, wenn er sich gründet auf Gottes Wort. Der Herr hat es gesagt, das muß der einzige Grund meines Glaubens sein.“ — Hier wird ganz richtig das Heil auf Gottes Wort oder die Gnadenmittel, das ist auf Gottes Erbarmen, und nicht auf das gute Verhalten der Menschen gegründet. Dies stimmt aber nicht mit der „Theologie“ der Ohio-Synode. Die „Theologen“ der Ohio-Synode sagen z. B.: „Nach der geoffenbarten Heilsordnung hängt der tatsächliche schließliche Erfolg der Gnadenmittel nicht nur von der Hindlänglichkeit und Wirksamkeit der Gnadenmittel ab, sondern auch von dem Verhalten des Menschen in Bezug auf die notwendige Bedingung eines passiven Verhaltens oder des Sichunterwerfens unter den Ruf des Evangeliums“ („Luth. Standard“ vom 28. Februar 1891). Die ohioischen Theologen lehren also genau das Gegenteil von dem, was das Citat aus L. Harms besagt. Sie lehren, als ob es in ihrer

Bibel lautete: „So liegt es nun nicht an Gottes Erbarmen allein, sondern an Jemandes Laufen und Wollen.“ Damit stimmen andere bekannte ohioische Aussprüche, z. B.: „Wenn nun der Menschen Befehring in keinem Sinne auch noch von etwas Anderem abhinge als von der Gnade und ebenfalls noch . . . von den Gnadenmitteln, so würden ja alle bekehrt und selig“ (Kirchenzeitung vom 18. April 1891). Ferner: „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung . . . der Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelsorge treibt, ist ein Wolf und Teufelsapostel, der, so viel an ihm ist, die ihm befohlenen Seelen nur in Sicherheit und ewiges Verderben führen kann“ (Kirchenzeitung 1885, S. 76). Nach dieser Erklärung der Ohio-Synode ist L. Harms „ein Wolf und Teufelsapostel“ gewesen, weil er die Seelen ermahnte, allein auf Gottes Wort und Gnade, und nicht auf ihr eigenes Verhalten ihr Vertrauen zu setzen.

F. P.

Die **Holston-Synode** hat begonnen, in Mosheim, Tenn., ein College zu errichten, das \$30,000 kosten soll. — Am 28. August starb nach längerem Leiden Pastor J. R. Håncher in sehr hohem Alter zu Mill Point, Tenn. Er war mit dem verstorbenen Dr. A. J. Brown einer der Gründer der ev.-luth. Holston-Synode und langjähriger Präses derselben.

J. A. Fr.

„**Synode von Michigan und andern Staaten.**“ Der Theil der Michigan-Synode, welcher die Synodalconferenz verlassen hat, hat sich mit der Augsburg-Synode, die bisher allein stand, zur „Synode von Michigan und andern Staaten“ vereinigt. Auch die bisherigen Synodalblätter sollen vom 1. Januar 1898 ab unter dem Namen „Synodal-Freund und Sendbote“ verbunden werden. In dem Bericht über die Synodalversammlung, den wir im „Kirchenblatt von Philadelphia“ finden, heißt es: „Die Synode beschloß, das vielversprechende Feld der Mission in Oregon energisch aufzunehmen: es sind auch bereits einige Pastoren dort thätig und Gemeinden theils vorhanden, theils in der Bildung begriffen. Dies Arbeitsfeld bitbet nun den Oregon-District der Synode von Michigan und andern Staaten. Die Synode beschloß, eine Synodal-Buchhandlung zu eröffnen, ferner auch für das Jahr 1898 einen Synodal-Kalender herauszugeben.“ Ueber den Befehntnißstand der neuen Verbindung finden wir in dem uns vorliegenden Bericht keine Angabe.

F. P.

Eine Warnung vor Pastorenzug aus Deutschland hat Pastor A. Richter, der Präses der New York-Synode, in der „Luthardtischen Kirchenzeitung“ veröffentlicht. In dieser „Warnung“ heißt es u. A.: „Schon vor mehreren Jahren (1891) hatte mir die, Allgemeine ev.-luth. Kirchenzeitung‘ ihre Spalten einmal geöffnet, und ich habe damals in fünf Artikeln (Nr. 39—41) ausführlich davon geredet, daß es mit der sogenannten ‚Predigernoth‘ hier zu Lande nicht so überaus schlimm sei, wie man vielfach anzunehmen geneigt war und noch ist; habe auch alles, was ich damals darüber — einfach den Thatsachen gemäß — schrieb, begründet und belegt. Troßdem mußte ich wegen jener Artikel mir manche Angriffe und Verdächtigungen gefallen lassen, als seien sie aus persönlichen Gründen hervorgegangen, und mir sei daran gelegen, Zufluß aus Deutschland fernzuhalten. Nachdem mich aber das Vertrauen der Brüder zum zweiten Male an die Spitze der Synode gestellt hat (der Synodalpräses wird bei uns auf je drei Jahre gewählt), und ich nun wiederum, und zwar in verstärktem Maße, dieselbe Erfahrung habe machen müssen, wie vor fünf bis sechs Jahren, sah ich mich im Gewissen gebunden, nochmals und amtlich auf diesen Uebelstand hinzuweisen. Die allgemeine Zustimmung der Synode und der

einstimmige Beschluß, der mich beauftragt, eine Warnung zu erlassen, wird hoffentlich zu meiner Rechtfertigung und zum Beweise dafür dienen, daß ich die Verhältnisse richtig geschildert habe. Die damals angeführten Thatfachen reben heute lauter denn je. Da auch im alten Vaterlande die Theologen zur Zeit sehr zahlreich vorgehanden sind, so kommen desto häufiger Anfragen von Studenten, Candidaten und Pastoren, die hier unschwer Stellung zu finden meinen und in totaler Unkenntniß hiesiger kirchlicher Verhältnisse vom Synodalpräsidenten erwarten, daß er ihnen ohne Weiteres Anstellung an einer zusagenden Gemeinde verschaffen kann. Dabei werden denn nicht selten ganz detaillirte und erstaunliche Wünsche angegeben. Ich will darum hier erklären, daß bei uns die Synodal- resp. Conferenzbeamten (unsere Synode zerfällt in vier Conferenzen, drei deutsche und eine englische, und dem Conferenzpräsidenten steht zunächst die Versorgung vacanter Gemeinden zu, allerdings mit Kenntniß und Einwilligung des Synodalpräsidenten) zwar einer vacanter Gemeinde einen Pastor oder Candidaten empfehlen, daß aber die Gemeinde sich durchaus nicht immer an die Empfehlung hält, sondern oft genug ihre eigenen Wege geht oder aber andere Empfehlungen nachsucht. So liegt es also ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit, einem Stellensucher übers Meer auf Monate voraus zu sagen, ob er hier Unterkunft finden werde und was für welche. Zur Zeit muß die Antwort eben dahin lauten, daß die Aussichten auf eine Pfarre hier sehr unsicher sind, so sehr, daß man mit gutem Gewissen keinem Candidaten oder Pastor rathen kann, herüber zu kommen. Wenigstens nicht ohne solche Mittel, daß er längere Zeit warten kann, ohne in Noth zu gerathen. Freilich ist es wahr, daß selbst hier im Osten an vielen Stellen Missionen angefangen werden könnten — aber dazu fehlen eben die nöthigen Mittel, zumal bei den seit Jahren schon so schlechten Zeiten, wobei Arbeitslosigkeit oder geringer Verdienst, Geschäftsstockung und Geldknappheit unsere Kirchen- und Synodalkassen aufs empfindlichste beeinflusst haben. Ohne bedeutende Zuschüsse aber (wenigstens für die ersten paar Jahre) können solche Missionen nicht in Angriff genommen werden. Darum hat dergleichen auch nur ganz vereinzelt geschehen können und nur einzelne junge Leute, die mit sehr wenig auszukommen im Stande waren, konnten solche Posten annehmen. Hinzufügen möchte ich noch, daß von Altersversorgung, Pension oder Versorgung der Pfarrwitwen und -Waisen leider überdem so gut wie gar nicht die Rede ist. Alle Bemühungen und wohlgemeinten Versuche in der Richtung haben bis jetzt nur ganz minimale Resultate ergeben: Sorge statt Versorgung. Noch erübrigt, die bedauerliche Thatsache zu constatiren, daß in den letzten paar Jahren, leider auch in ganz deutschen Gemeinden, eine Strömung eingerissen ist, die vom Pastor nicht nur eine allgemeine Kenntniß der englischen Sprache verlangt (daß ist ja ganz begreiflich und billig, wo Englisch die Landessprache ist), sondern auch, unbilliger und unnöthiger Weise, die Fähigkeit, eventuell auch englisch zu predigen (etwa in den Sonntagabend-Gottesdiensten). Freilich haben solche englischen Sonntagabend-Gottesdienste sich andererseits auch wieder vielfach als unpractisch und unerwünscht für deutsche Gemeinden herausgestellt. Aber ein erschwerender Umstand ist eine solche Forderung immerhin für den deutschen Prediger. — Nach unserer Kenntniß der Sachlage liegen die Dinge so: die „Predigernoth“ ist in America noch immer sehr groß, das heißt, es ist noch ein großer Mangel an treuen, lutherischen Predigern vorhanden. Es steht noch immer so, daß an ungezählten Orten solche Leute, die ursprünglich lutherisch waren und auch noch lutherisch sein wollen, sich Sectengemeinden und den Unirten anschließen, weil kein lutherischer Prediger am Ort ist. Davon kann sich jeder überzeugen, der z. B. einige Wochen im „Westen“ reist. Im „Osten“ dürften die Verhältnisse kaum anders liegen. Woran aber ein großer Mangel ist, das sind „Pfarrten“,

in die sich „Anstellung“ suchende Candidaten und Pastoren hineinsetzen können. Auch wir sagen mit Präses Richter, einerseits „daß die Aussichten auf eine Pfarre hier sehr unsicher sind“, andererseits „daß im Osten (und Westen) „an vielen Stellen Missionen angefangen werden könnten“. „Junge Leute, die mit sehr wenig auszukommen im Stande sind“, weil sie noch keine Familien zu versorgen haben, ja, die in der Lage sind, vorläufig auf einen bestimmten Gehalt zu verzichten und mit dem auskommen können, was ihnen die Leute unter kümmerlichen Verhältnissen zu bieten im Stande sind, werden noch immer Arbeit die Hülle und die Fülle finden. Selbst in den Gegenden, wo bereits von Reisepredigern gepredigt wird, fehlt es noch meistens an der christlichen Schule. Sollen die Pastoren sich nun auch der Schule annehmen, wie es in den Anfangsgemeinden meistens gefordert wird, so müssen ihrer viel mehr in die bereits besetzten Gebiete berufen werden. Ohne eine „allgemeine Kenntniß der englischen Sprache“ geht es auch innerhalb der Missouri-Synode nicht mehr. Schon deshalb nicht, weil die jungen Pastoren fast ohne Ausnahme Schule halten müssen, wozu „a working knowledge“ der englischen Sprache erforderlich ist. Was nun speciell den „Zug“ aus Deutschland betrifft, so ist der auf deutschländischen Universitäten ausgebildete „Theologe“ in der Regel unfähig, ein Pfarramt in der lutherischen Kirche zu verwalten. Eine Ausnahme bilden nur diejenigen, die Gott besondere Wege geführt hat. F. P.

Ueber die beabsichtigte Gründung einer deutschen Pittsburg-Synode berichtet der „Gerold“: Bezüglich der Witschrift behufs der Gründung einer reindeutschen Synode ist zu berichten: 1. daß hierüber vieles geäußert wurde, und daß die Besprechung dieser wichtigen Sache im Allgemeinen eine freundliche und friedliche war. Die Tragweite eines solchen Schrittes wurde häufig hervorgehoben und betont, und doch konnte es die Synode nicht gutheißen noch bewilligen, und so berichten wir, 2. daß folgender Committeebericht nach reiflicher Ueberlegung und Besprechung Seitens der Synode angenommen wurde und somit diese Sache erledigt: „Bericht des Committee bezüglich der Petition von deutschen Pastoren behufs Gründung einer deutschen Synode. Ihr Committee bezüglich der Witschrift behufs Gründung einer deutschen Synode erlaubt sich zu berichten, daß, nachdem es die in dieser Angelegenheit persönlich Interessirten gehört hat, es Folgendes findet: I. Daß von den 35 Pastoren unserer Synode, die in der deutschen Sprache amtiren, nur 11 Pastoren und 4 Kirchspiele durch ihre Secretäre diese Petition unterzeichnet haben; II. daß diese 11 Pastoren gegenwärtig unter einander nicht einstimmig sind bezüglich der Rathsamkeit der Gründung einer deutschen Synode auf dem Gebiete unserer Synode; III. daß, obgleich Schwierigkeiten vorhanden sind im Zusammenhang mit unserer Arbeit, wir doch überzeugt sind, daß dieselben zur Theilung keine Ursache geben sollten. Angesichts dieser Thatfachen in dem vorliegenden Fall und der Wichtigkeit des Falles empfehlen wir: Daß zu den Rechten, welche einer deutschen Conferenz unter stehenden Regeln, Seite 47 der deutschen Synodal-Constitution, zustehen, der deutschen Conferenz die weitere Befugniß gewährt werde, unter der Jurisdiction des Executivcommittee's der Synode über alle Gelder, welche von den Personen, die die deutsche Conferenz bilden, als Auflagen und Pfingstopfer eingebracht werden, nach Abzug für die Synodalausgaben im pro rata-Verhältniß für das deutsche Missions- und Erziehungswerk verfügen zu dürfen.“ Öffentlich ist Vorstehendes keine Probe von dem Deutsch, wie es sonst von den deutschen Pastoren der Pittsburg-Synode gesprochen wird. F. P.

Religionlose Predigten von christlichen Predigern. Das New Yorker Methodistensblatt „The Christian Advocate“ sagt darüber in der Nummer vom 22. Juli: „Viele Predigten, welche in letzter Zeit bei öffentlichen Gelegenheiten gehalten

wurden, haben practisch alle Religion ignorirt. Manche hatten gar keinen Text gewählt; andere hatten zwar einen Text, aber sie bezogen sich nie darauf. Kürzlich wurde von einem Pfarrer (rector) in Philadelphia eine Ansprache an eine Anzahl Studenten gehalten, von welcher ein Zuhörer sagt, daß man den Prediger ‚herzlich beglückwünschen müsse, weil es ihm so vollständig gelungen sei, in seiner Abhandlung jede Bezugnahme auf die Religion als eines möglichen Factors in der Lebensführung zu vermeiden. Es kam darin, wie ich mich entsinne, eine einzige indirecte, aber durchaus nicht anstößige Anspielung auf Gott vor. Aber das war zufällig und sehr unbestimmt und konnte leicht im figurlichen Sinne aufgefaßt werden. Niemand in der Zuhörerschaft, und wäre er der devoteste Heide gewesen, hätte mit Recht daran Anstoß nehmen können.‘ Dies war ungefähr die Lage der Dinge in den Tagen des berühmten Juristen Blackstone, der im Anfang der Regierungszeit Georgs III. von Kirche zu Kirche ging und alle berühmten Prediger Londons hörte. Er erklärte, ‚er habe keinen einzigen Vortrag gehört, der mehr Christenthum enthalten habe, als die Schriften Ciceros‘; und ‚daß es für ihn unmöglich sein würde, aus dem, was er gehört habe, zu entdecken, ob der Prediger ein Nachfolger Con- fucius, Muhammeds oder Christi sei.‘

J. A. Fr.

Die Pflege der deutschen Sprache in den deutsch-lutherischen Familien. Der bekannte deutsch-americanische Staatsmann Schurz hat kürzlich in einer Rede alle Deutsch-Americaner ermahnt, ihren Kindern die Kenntniß der deutschen Sprache zu erhalten. Was er den Deutsch-Americanern als Bürgern sagt, läßt sich mutatis mutandis auch auf die deutschen Lutheraner anwenden. Schurz sagte u. A.: „Kein ängstlicher Patriot braucht zu fürchten, daß die Beibehaltung des Deutschen in der Familie der Erlernung des Englischen im Wege steht. Es ist im Gegentheil zu bedauern, daß in der zweiten Generation der Deutsch-Americaner, unter den Kindern der deutschen Eingewanderten, die deutsche Sprache häufig gänzlich verloren geht. Es ist zu bedauern, sage ich, denn eine gute Kenntniß mehr als einer Sprache ist ein Bildungsmittel von unschätzbarem Werth. Unsere deutsch-americanische Jugend kann in dieser Richtung sich an ihren americanischen Altersgenossen ein Beispiel nehmen. Während es — verzeihen Sie den kräftigen Ausdruck — deutsche dumme Jungens gibt, die sich Mühe geben, die deutsche Sprache los zu werden, gibt es viele Tausende von americanischen klugen Jungen, die sich jede Mühe geben, die deutsche Sprache zu erlernen. Und wir sollten den Schatz, den wir besitzen, leichtsinnig wegwerfen, während Andere, seinen Werth erkennend, sich abmühen, ihn zu erobern? Und was für ein lächerlicher Gedanke ist es, daß die Beibehaltung des Deutschen neben dem Englischen den Deutsch-Americaner daran verhindern könnte, ein guter deutsch-americanischer Patriot zu werden. Wird der Americaner, der Deutsch lernt, darum ein schlechter Patriot? Er wird nur ein gebildeter Americaner. Lernen wir also das Englische und pflegen wir dabei die schöne, liebe, alte Muttersprache nach Kräften. Zu diesem Ende hat man hier und da deutsche Sprechstunden in den öffentlichen Schulen eingeführt, die zuweilen wenig Erfolg hatten. Dies ist bedauerlich, aber im Grunde nicht zu verwundern. Denn, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß die deutsch-americanische Familie die wirksamste Schule ist, in der hier zu Lande die deutsche Sprache durch Unterhaltung, Lesen und Correspondenz gepflegt werden muß, um unter den Kindern lebendig zu bleiben. Stirbt die Sprache in der Familie aus, so wird ein als Nebenfache behandelte Schulunterricht wenig nützen. So appellire ich denn an die deutsch-americanischen Eltern und sage ihnen, daß es eine Pflichtvergessenheit ist, wenn sie ihren Kindern den Reichtum, den sie in der deutschen Muttersprache besitzen, nicht treu bewahren.“ — So Schurz vom weltlichen

und bürgerlichen Standpunkt aus. Welchen Reichtum aber haben wir durch die Kenntniß der deutschen Sprache vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet! Welche Schätze der geistlichen Erkenntniß sind z. B. in den deutschen Schriften Luthers und in den deutschen Kirchenliedern aufgespeichert! Mit dem Verlust der deutschen Sprache aber wird man von diesen Schätzen mehr oder weniger abgeschlossen. Anglo-amerikanische Theologen lernen mit großer Mühe das Deutsche, um dadurch für die Theologie zu profitieren. Und nun sollten deutsche Lutheraner die so werthvolle Kenntniß des Deutschen leichtsinnig preisgeben! Das Lutherthum steht wahrlich nicht im Gebrauch einer bestimmten Sprache, sondern im treuen Festhalten an Gottes Wort. Aber wer einmal Deutsch kann, der ist ein großer Thor, wenn er die Kenntniß dieser Sprache preisgibt. Deshalb rief auch Dr. Krauth den Lutheranern hiesigen Landes zu: "Take care of the German; the English will take care of itself." Auch englisch-lutherische Pastoren, die neben dem Englischen noch eine neuere Sprache sich aneignen können, sollten vor allen Dingen Deutsch lernen — im Interesse der Kirche. F. P.

II. Ausland.

Verherrlichung der Jesuiten. Der Pabst hat für die 300jährige Gedächtnißfeier des Petrus Canisius (gest. 21. December 1597), des Begründers der Jesuiten-niederlassungen in Deutschland, an die deutschen, österreichischen und schweizerischen Bischöfe ein Rundschreiben erlassen. In demselben sagt der Pabst ganz dreist Folgendes: „Was für eine gewaltige Aufgabe der seinem Glauben im tiefsten Grunde der Seele ergebene Mann (Canisius) auf sich genommen, als er für die Sache der Kirche wie der weltlichen Rechtsordnung in die Schranken trat, sieht derjenige leicht ein, welcher den Zustand Deutschlands zur Zeit, in der Luther zuerst die Fahne des Aufruhrs erhob, ins Auge faßt. Die Sitten waren entartet und verfielen mit jedem Jahre mehr, womit dem Irrthum Thür und Thor geöffnet war; der Irrthum hinwiederum steigerte die Sittenverberbniß bis zum Aeußersten. In Folge dessen fielen nach und nach manche vom katholischen Glauben ab, und allmählich verbreitete sich das unheilvolle Gift“ (des Evangeliums), „fast durch alle deutschen Länder; schließlich theilte es sich Menschen jeden Standes und jeglicher Lebensstellung mit. Es kam so weit, daß sich bei vielen die Meinung bildete, die Religion“ (des Pabstes) „sei im Deutschen Reiche dem Untergang nahe, und es gebe kaum noch ein Mittel, die Krankheit zu heilen. In Wahrheit wäre es um die höchsten Güter“ (des Pabstes) „geschehen gewesen, hätte“ (des Pabstes) „Gott nicht schleunige Hülfe gesandt. Wohl fanden sich in Deutschland noch Männer, welche dem alten Glauben treu anhängen und durch Wissenschaft und Eifer für die“ (papistische) „Religion hervorragten; wohl standen noch die Fürsten aus dem Hause Bayern und Oesterreich und namentlich der römische König Ferdinand I. fest, entschlossen, die katholische Religion mit aller Kraft zu schützen und zu vertheidigen. Aber eine neue, und weitaus die entschiedenste Hülfe brachte Gott (!) dem gefährdeten Deutschen Reiche durch die damals gerade zur rechten Zeit entstandene Gesellschaft des heiligen (!) Vaters Ignatius von Loyola, welchem als Erster unter den Deutschen sich der selbige (!) Petrus“ (Canisius) „anschloß.“

Wie man in der römischen Kirche Geld collectirt. Ein in Oesterreich bestehender Universitätsverein läßt ein Flugblatt verbreiten, worin dem Volk die Nothwendigkeit einer neuen katholischen Universität begreiflich gemacht und zu Beiträgen aufgefordert wird. Es heißt in demselben: „Mit einer Fünfstelmmillion Gulden wäre für die zu errichtende neue Universität das Auskommen zu finden. Bischöfe,

adelige Damen, katholische Versammlungen, ja, sogar alte Mütterchen, Näherinnen, Arbeiter und Dienstboten haben schon namhafte Beiträge geleistet, und wöchentlich einen Kreuzer und täglich ein kleines Gebet kann der Aermste beitragen. Da wird's Augen geben, wenn einmal der himmlische Lohn ausgetheilt wird für alle Verdienste, die durch Unterstützung der katholischen Universität erworben wurden.“ Für diejenigen, die sich entschuldigen möchten, daß sie schon zu anderen Vereinen beisteuerten, wird eine „Anekdote von Napoleon“ erzählt, dem ein Soldat bei einer Parade auf die Frage, ob er bei dieser und jener Schlacht gewesen, stets antworten konnte: „Dabei gewesen“, und deshalb sofort zum Hauptmann befördert wurde und das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. „Nun, so ähnlich wird es dir gehen, lieber Leser, wenn Gott beim Gerichte einmal die große Parade abhält. Da wird er dich auch fragen: ‚Warst du beim Vincentius-Verein?‘ — ‚Dabei gewesen.‘ — ‚Beim Kindheit-Jesu-Verein?‘ — ‚Dabei gewesen.‘ — ‚Beim Werk der Glaubensverbreitung?‘ — ‚Dabei gewesen.‘ — ‚Beim Peterspfennig?‘ — ‚Dabei gewesen.‘ — ‚Beim katholischen Schulverein?‘ — ‚Dabei gewesen.‘ — ‚Beim katholischen Universitätsverein?‘ — Wohl dir, wenn du dann auch antworten kannst: ‚Dabei gewesen.‘ Der König der Könige wird dich ebenfalls belohnen.“ — Armes katholisches Volk! Die Schrift stellt denen, die „dabei gewesen“, die nämlich dem Papstthum gebient haben, den folgenden Lohn in Aussicht: „So Jemand das Thier anbetet, und sein Bild, und nimmt das Malzeichen an seine Stirn oder an seine Hand, der wird von dem Wein des Zornes Gottes trinken, der eingeschenkt und lauter ist in seines Zornes Kelch; und wird gequälet werden mit Feuer und Schwefel, vor den heiligen Engeln, und vor dem Lamm; und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht, die das Thier haben angebetet, und sein Bild, und so Jemand hat das Malzeichen seines Namens angenommen.“ (Offenb. 14, 9—11.)

F. P.

Austritte aus der Pabstkirche. Der römisch-katholische Gymnasialprofessor Bunkofer in Wertheim, über dessen gespannte Beziehungen zur Pabstkirche schon in dem vorigen Heft dieser Zeitschrift berichtet wurde, hat nun seinen Austritt aus der Pabstkirche erklärt und die folgende öffentliche Erklärung in der „Straßburger Post“ abgegeben: „In einem Schreiben an das Hochw. erzbischöfliche Kapitelsvicariat zu Freiburg habe ich meinen Austritt aus der päpstlichen Kirche angezeigt. Es war die letzte Consequenz einer über ein halbes Menschenalter zurückreichenden schweren Geistes- und Gemüthsarbeit, die mich nöthigte, Stein für Stein abzubrechen von einem Bau, der in der ersten Hälfte meines Lebens nach ausschließlich römischen Principien und daher mit ungenügendem Material war aufgeführt worden.“ Schon der Wortlaut dieser Erklärung deutet darauf hin, daß Bunkofer nicht den Grundirrtum der Pabstsecte, welcher in der Fälschung des Evangeliums besteht, erkannt hat. Bunkofer hat sich daher auch nicht dorthin geflüchtet, wo das Evangelium gepredigt wird, sondern ist zu den Altkatholiken übergetreten. — Dagegen wird aus Frankreich berichtet, daß der Abbé Philippot in der Diocese Soissons, anstatt einen vom Bischof geforderten Widerruf zu leisten, im öffentlichen Gottesdienst vor versammelter Gemeinde ein „evangelisches Glaubensbekenntniß“ verlesen habe. Wie weit Philippotts Erkenntniß des Evangeliums geht, können wir nicht beurtheilen, da uns der Wortlaut des Glaubensbekenntnisses nicht vorliegt.

F. P.

Die russische Kirche in Persien. Der „New York Christian Advocate“ berichtet: Die russische orthodoxe Kirche betreibt eine merkwürdig erfolgreiche Mission unter den armenischen und nestorianischen Christen Persiens. Wenn nicht ein unerwartetes Hinderniß die Bewegung aufhält, so ist die Aussicht die, daß die alte nestorianische Kirche, so weit der District von Droomiah in Betracht kommt, en masse

zur russischen Kirche übertritt. In der Mission sind vorläufig nur zwei Priester thätig, von denen keiner einen hohen Rang bekleidet. Politische Erwägungen haben mit diesem Erfolg wahrscheinlich viel zu thun.

F. P.

Zionisten. Der in Basel jüngst tagende Zionistencongreß hat nach längerer Debatte das Programm der Bewegung folgendermaßen formulirt: Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Beschaffung einer rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina. Zur Erreichung dieses Zieles nimmt der Congreß folgende Mittel in Aussicht: 1. Zweckdienliche Beförderung der Besiedelung Palästinas mit jüdischen Aderbauern und Gewerbetreibenden. 2. Gliederung und Zusammenfassung der gesammten Judenschaft durch geeignete örtliche und allgemeine Veranstaltungen auf der Grundlage der Landesgesetze. 3. Stärkung des jüdischen Nationalgefühls und Volksbewußtseins. 4. Vorbereitende Schritte zur Erlangung der für die Erreichung des zionistischen Zieles nothwendigen Zustimmung der Behörden.

(A. E. L. R.)

Indien. Landankauf für unterdrückte arme Christen ist jetzt in Südbindien an der Tagesordnung. Die schottische Mission in der Provinz Jengpat ist mit größeren Ansiedelungen armer Paria-Christen vorangegangen. Die Baseler Mission beabsichtigt auch einen größeren Landankauf auf der Westküste, und die englische Ausbreitungsgesellschaft in Tritschinopoli und andere Missionen tragen sich mit ähnlichen Plänen. Missionar Kabis von der Leipziger Mission hat im vorigen Monate vor der Conferenz der Madras-Missionare über diese Frage einen Vortrag gehalten.

(A. E. L. R.)

Die Römischen und die Religionsfreiheit. In den Vereinigten Staaten sprechen sich die Trabanten des Papstes hin und wieder so aus, als ob sie Freunde der Religionsfreiheit wären. Wir haben immer wieder darauf hingewiesen, daß dies nur eine Verstellung sei, die darauf berechnet ist, leichtgläubige Americaner zu täuschen. Es ist im Wesen des Papstthums begründet, daß die Papisten die staatliche Unterdrückung aller nicht-papistischen Religionsgemeinschaften fordern. Dies zeigt sich wieder an Vorgängen in Spanien. In Madrid ist ein evangelisches Gymnasium im Bau, das in einigen Monaten bezogen werden soll. Aus dieser Veranlassung haben spanische katholische Bischöfe eine Eingabe an den Ministerpräsidenten gerichtet, in welcher die folgenden Worte vorkommen: „Jetzt, wo das katholische Spanien, das heißt, das spanische Volk, großmüthig seine Adern öffnet, um all sein Blut hinzugeben, und seine Truhen, um die letzte Münze auf dem Altar des Patriotismus zu opfern, sollte es nicht erlaubt sein, seiner Religion mit dem Heitschenhieb einer neuen Beschimpfung ins Angesicht zu schlagen; der Versuch, neue Conflictte über eine Nation heraufzubeschwören, die in so große und schwere Unternehmungen verwickelt ist, das ist eine unpatriotische Handlungsweise, für welche die Geschichte kein zu hartes Verdammungsurtheil finden kann. In dem Augenblick, wo es, um gegen die augenblicklichen Widerwärtigkeiten, gegen die Gefahren der Zukunft Front zu machen, nöthig ist, daß wir Spanier insgesammt, die Verschiedenheiten, die uns trennen könnten, vergebend, uns wie ein Mann um das Banner des Vaterlandes schaaren, um es aufrecht und ruhmreich in den Landen zu erhalten, wo es der civilisirende Heldenmuth unserer Väter aufpflanzte, in diesem Augenblick im Widerspruch gegen die Constitution Lehren zu verbreiten, die der Staatsreligion feindlich sind, die katholischen Gefühle fast aller Spanier zu verletzen, öffentliche Kundgebungen ins Werk zu setzen, um den protestantischen Einfluß zu vermehren und mit der religiösen Spaltung die Fackel der Zwietracht anzuzünden, das wäre ein Hochverrath gegen das Vaterland, dessen Versuch kaum zu begreifen ist.“

F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

October 1897.

No. 10.

Der moderne Eruergismus im Lichte der Schrift.

(Fortsetzung.)

Die Schrift stellt die Belehrung auch als Erleuchtung dar. Sie sagt öfter davon, daß die sündigen Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, daß sie Gott und Christum erkennen. Sie begreift unter diese Ausdrücke die Veränderung des ganzen inneren, sittlichen Habitus des Menschen, wenn sie auch a potiori dabei auf den Verstand des Menschen reflectirt, daß, um mit unserm Bekenntniß zu reden, aus einem verfinsterten Verstand ein erleuchteter Verstand wird. Wir müssen nur festhalten, daß die rechte, heilsame Erkenntniß Christi auch Herz und Willen des Menschen bestimmt und auf Christum richtet. Wer Christum recht erkannt hat, der ist belehrt. Worauf es uns hier aber ankommt, ist, die Thatsache zu constatiren, daß die Schrift die Erleuchtung als Werk Gottes darstellt und es Gott allein zuschreibt, wenn der Mensch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt.

Als Petrus im Namen der Zwölfe sein Bekenntniß ablegte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn“, antwortete ihm Jesus und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Matth. 16, 16. 17. Hiermit erklärt der Herr, wie Petrus zu seinem Bekenntniß und zu der Erkenntniß, die in jenem Bekenntniß ihren Ausdruck fand, gekommen ist. Das was er erkannt und bekannt hat, das hat ihm der Vater im Himmel offenbart. Das Bekenntniß der Jünger lautet auch so: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Joh. 6, 69. Eben diese Erkenntniß verdanken aber die Jünger der Offenbarung des himmlischen Vaters. Es ist hier nicht von der äußeren Offenbarung die Rede, nicht von der Verkündigung und Predigt des Wortes, sondern von einem Werk, einer Wirkung Gottes, welche die gläubigen Jünger insonderheit an ihrem Herzen erfahren hatten. Christus hatte sich mit seiner Predigt, wie mit seinen Wunderwerken dem ganzen Volk als der Sohn

des lebendigen Gottes bezeugt und so das Geheimniß seiner Person enthüllt, offenbart. Israel hat ihn nicht erkannt, verachtete diese Offenbarung. Aber die Jünger haben es erkannt, diese Erkenntniß unterschied sie von dem Volk. Und eben diese ihre Erkenntniß hatten sie von Gott. Der Vater im Himmel hatte das, was Christus von sich selbst bezeugt und offenbart hatte, ihnen, wie Luther bemerkt, in ihrem Herzen offenbart, oder, wie Brenz bemerkt, innerlich offenbart. Er hatte jene äußere Offenbarung ihnen ins Herz, in Sinnen und Gedanken eingeschrieben. Er hatte das Geheimniß der Person Christi ihrem Geiste enthüllt, erschlossen. Und so stand dieses Geheimniß, das Bild Christi, des Sohnes des lebendigen Gottes, jetzt deutlich und lebendig vor den Augen ihrer Seele. Und so bekannten sie: Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus etc. Der Herr fügt noch hinzu, daß Fleisch und Blut das dem Petrus nicht offenbart habe. Fleisch und Blut, menschlich Wissen, Denken, Forschen, Suchen führt nimmer zur Erkenntniß des Sohnes Gottes, führt vielmehr zu der verkehrten Vorstellung, die das Volk von Christo hatte, daß derselbe Elias oder Jeremias oder einer der Propheten sei, also ein bloßer Mensch. Wir lesen Matth. 11, 25—27.: „Zu derselbigen Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbart. . . . Und Niemand kennet den Sohn denn nur der Vater, und Niemand kennet den Vater denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Hier wird jene innerliche Offenbarung, welche die rechte Erkenntniß setzt und wirkt, sowohl dem Vater als dem Sohn zugeschrieben. Der Sohn offenbart, welchem er will, die Geheimnisse des Himmelreichs, das Geheimniß Gottes. Dieselben sind dem Geiste des natürlichen Menschen verhüllt, verdeckt, daß er sie nicht sieht und faßt, ob er auch äußerlich davon hört. Aber der Sohn Gottes zieht nun diese Hülle und Decke ab, und so erkennt und kennt der Mensch den Vater und den Sohn. Den Unmündigen offenbart der Vater und Herr Himmels und der Erden die Geheimnisse des Reichs Gottes, denen, die nichts wissen und nichts selber wissen wollen. Dagegen den Weisen und Klugen, die in diesen Dingen mit ihrer eigenen Weisheit operiren und cooperiren wollen, verbirgt Gott das erst recht, was ihnen schon von Natur verborgen ist. Dasselbe Werk Gottes, die Enthüllung der himmlischen Dinge, erscheint in der Schrift aber auch als ein Werk des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist hat sein Werk und Amt recht eigentlich an und in den Herzen der Menschen, und was der Vater, wie der Sohn, innerlich im Menschen wirkt, das wirkt er durch den Geist. Christus spricht: „Aber der Tröster, der Heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird's euch alles lehren und euch erinnern alles des, was ich euch gesagt habe.“ Joh. 24, 26. Das heißt: „Das, so ich euch gesagt habe . . . das“ wird er also austreichen und klarer machen von Tage zu Tage, daß ihr mich immer

besser erkennt.“ Luther. Was Christus hier vom Wachsthum der Erkenntniß sagt, das gilt auch und um so mehr von dem Anfang der Erkenntniß. Der Heilige Geist lehrt das innerlich, was der Mensch zunächst äußerlich hört und lernt. Der Herr unterscheidet das, was er gesagt hat und was die Jünger damals noch nicht gefaßt hatten, von dem Lehren des Heiligen Geistes. Es gibt ein doppeltes Lehren, das äußerliche und das innerliche. Außerliches und innerliches Lehren liegen indeß nicht außer einander, gehen nicht neben einander her, sondern liegen in einander, das letztere geschieht mittelst des ersteren. Alles was Christus gesagt hat, Christi Worte, die Worte der Schrift sind Geist und Leben, der Geist Gottes ist in, mit und bei dem äußerlichen Wort, und er nimmt nun das äußerliche Wort, die Worte der Predigt, die Worte der Bibel, die der Mensch zunächst mit Ohren hört, mit Augen liest, und legt sie in das Herz, in die Sinnen und Gedanken des Menschen ein und streicht sie da heraus und macht sie klar und immer klarer, daß sie im Innern des Menschen helle leuchten, er bringt sie dem Menschen zum Verständniß, öffnet ihm den wahren, geistlichen Verstand und Gehalt der Schrift. Das ist das Lehren des Heiligen Geistes, und dem allein verdankt der Mensch alle Erkenntniß, alles Verständniß des göttlichen Worts. Der Hauptinhalt des Worts ist Christus. Und so wird vom Heiligen Geist insonderheit ausgesagt, daß er Christum verkürt, Joh. 16, 14., nämlich in den Herzen der Menschen, daß er Christum in seiner rechten Gestalt, in seiner göttlichen Glorie, in seiner Heilandsglorie dem Menschen ins Herz einrückt, oder daß Niemand Jesum einen Herrn heißen, ihn also auch nicht als solchen erkennen kann, ohne durch den Heiligen Geist. 1 Cor. 12, 3.

Es ist dieselbe Sache, nur von einer andern Seite angeschaut, wenn die Schrift bezeugt, daß Gott dem Menschen Verstand oder Herz aufschließt, damit er Gott und Gottes Wort recht erkenne und verstehe. Von dem auferstandenen Christus wird berichtet, daß er seinen Jüngern den Verstand öffnete, daß sie die Schrift verstanden. *Tότε διήνοιξεν αὐτοῖς τὸν νοῦν τοῦ συνίεναι τὰς γραφάς.* Luc. 24, 45. Und das ist überhaupt der einzige Weg, wie der Mensch zum Verständniß der Schrift gelangt. Wie die geistliche Welt, Gottes Wort dem Verstand des Menschen verborgen, verschlossen ist, so ist der natürliche Verstand des Menschen Gott und seinem Wort verschlossen. Ob er auch Gottes Wort hört, dasselbe findet keinen Eingang in seinen Sinn und Verstand. Erst wenn der Herr ihm Sinn und Verstand öffnet, dann geht Gottes Wort ein, dann versteht er die Schrift nach ihrem rechten, geistlichen Sinn und Verstand. Der Herr selbst macht den Menschen fähig und tüchtig, die Worte der Schrift zu verstehen, schafft das innere Organ, mit dem der Mensch die in die Schrift gefaßten himmlischen Geheimnisse gewahrt und inne wird. Er gibt erleuchtete Augen des Verständnisses. Eph. 1, 18. Denselben Ausdruck, *ὁ κύριος διήνοιξε*, gebraucht St. Lucas, wo er erzählt, wie die Purpurträgerin Lydia eine gläubige

Jüngerin Jesu wurde. Während dieselbe der Predigt Pauli zuhörte, that ihr der Herr, der erhöhte Christus das Herz auf, daß sie darauf Acht hatte, was von Paulus geredet ward. Apost. 16, 14. Indem der Herr Sinn und Verstand, τὸν νοῦν, aufschließt, schließt er zugleich das ganze Innere des Menschen, das Herz, τὴν καρδίαν, auf. Und die Folge ist dann, daß der Mensch auf das Acht hat, was er aus Gottes Wort hört oder liest, daß er mit allen seinen Sinnen und Gedanken, mit seinem ganzen Herzen am Worte hängt, oder, was dasselbe ist, daß das Wort nun in seinem Herzen Raum gewinnt. Christus verheißt seinen Jüngern, daß der Geist der Wahrheit sie in alle Wahrheit, in die ganze Wahrheit leiten, einführen werde. Joh. 16, 13. Die Jünger hatten wohl etliche Stücke der Wahrheit gefaßt, aber noch lange nicht die ganze Wahrheit. Der Tröster, der Geist der Wahrheit sollte ihnen zu dem verhelfen, was ihnen damals noch fehlte. Aber das ist überhaupt Amt und Werk des Heiligen Geistes, daß er den Menschen in die Wahrheit einführt, erst in die Anfänge der Wahrheit und dann nach und nach in die volle Wahrheit. Der Mensch bewegt sich von Natur mit seinen Sinnen und Gedanken außerhalb der Wahrheit, auf dem Gebiet der Lüge und des Irrthums, oder doch nur auf dem Gebiet der natürlichen Dinge. Er kann mit seinen Sinnen und Gedanken auch nicht in das Gebiet der Wahrheit eindringen, auch dann nicht, wenn ihm im Wort die Wahrheit vorgestellt wird. Der Geist Gottes ist es allein, der den Menschen, Sinnen und Gedanken und damit auch Herz und Willen in die Wahrheit hineinleitet, daß er dann die Wahrheit faßt, von der Wahrheit durchdrungen und durchleuchtet wird. Der Apostel Paulus erinnert Gal. 4, 8. 9. die Christen aus den Heiden an ihre Belehrung, mit den Worten: „Aber zu der Zeit, da ihr Gott nicht erkanntet, dientet ihr denen, die von Natur nicht Götter sind. Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seid, wie wendet ihr euch denn nun wieder“ 2c. οὐν δὲ γινώσκοντες θεόν, μᾶλλον δὲ γνωσθέντες ὑπὸ θεοῦ. In beiden Satztheilen ist ein wesentliches, wirksames Erkennen gemeint, ein nosse cum affectu et effectu. Die Heiden, die erst Gott nicht kannten, sondern den Götzen dienten, haben dann zu ihrer Zeit, in der Stunde ihrer Belehrung Gott, den wahren, lebendigen Gott erkannt, der ihnen im Evangelium offenbart wurde, und haben diesen Gott als ihren Gott erkannt und Herz und Sinnen ihm zugewendet. Eben darin bestand die entscheidende Umwandlung, die sie erfahren haben, ihre Belehrung. Aber nun corrigirt sich gleichsam der Apostel und hebt hervor, daß sie vielmehr von Gott erkannt sind, und erklärt damit, wie sie zur Erkenntniß Gottes gekommen sind. Gott hat sie erkannt, ist ihnen zuvorgekommen, da sie noch nicht an ihn dachten, hat sein Erkennen, sein Augenmerk ihnen zugewendet, hat sie mit seinem Erkennen, Licht und Geist durchdrungen und so zu den Seinigen gemacht. Und so von Gott erkannt, erfährt, von Gottes Licht und Geist umstrahlt haben sie Gott erkannt und das Licht gesehen in seinem Licht. Mit Recht bemerkt ein alter

Ausleger, daß das „von Gott erkannt“ den Gegensatz in sich schließe, daß sie Gott erkannt haben non proprio Marte vel acumine sui ingenii vel industria.

Der locus classicus für die Lehre von der Erleuchtung ist 2 Cor. 4, 6. Da heißt es: „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, der ist es, der in unsern Herzen aufleuchtete zur Erleuchtung der Erkenntniß der Herrlichkeit Gottes auf dem Angesichte Jesu Christi.“ Das *ἐλάμψεν* ist offenbar ebenso gemeint, wie das Vorhergehende *λάμπεται*, wie denn überhaupt das Verbum *λάμπειν* sich gewöhnlich in intransitiver Bedeutung findet. Gott leuchtete zuerst in den Herzen der Apostel, überhaupt der Prediger des Evangeliums auf, und durch deren Dienst und Wort sollten dann Andere, viele Heiden erleuchtet werden und zur Erkenntniß Christi kommen. Der Apostel schreibt *πρὸς φωτισμὸν τῆς γνώσεως* 2c. Ob man nun diesen Ausdruck im Sinn von *πρὸς τὸ φωτίζειν τὴν γνώσιν* faßt, „zur Entzündung der Erkenntniß“, oder *τῆς γνώσεως* als Genetivus epexegeticus nimmt, als Näherbestimmung des Begriffs Erleuchtung, immer erscheint die Erkenntniß als ein Licht, das Gott selbst, durch die Predigt des Evangeliums, anzündet. St. Paulus vergleicht hier diesen geistlichen Vorgang, die Erleuchtung, mit dem Werk des ersten Schöpfungstages. Die Finsterniß, die im Anfang über der Tiefe lagerte, ist ihm Bild der allgemeinen geistlichen Finsterniß, in die das menschliche Geschlecht verstrickt ist. Der natürliche Mensch ist in geistlichen, göttlichen Dingen ganz blind und finster, unwissend und unverständlich. Aus dieser Finsterniß kann man kein Fünklein Lichts heraus schlagen. Es ist dem natürlichen Menschen unmöglich, auch nur ein Körnlein Wahrheit auszufinden, aus sich herauszusetzen. Es ist eine totale Finsterniß. Die Finsterniß kann auch das Licht, wenn es ihr im Wort vorgehalten wird, nicht fassen, sondern weist das Licht zurück. Der natürliche Mensch vernimmt, faßt nichts vom Geist Gottes, von geistlichen Dingen; Alles, was ihm davon gesagt wird, ist ihm eine Thorheit, er kann es nicht erkennen. 1 Cor. 2, 14. Wie aber Gott im Anfang sprach: Es werde Licht, und siehe, es ward Licht, so ruft er noch heute sein schöpferisches, allmächtiges „Es werde Licht“ in die Finsterniß, in die geistliche Finsterniß hinein. Im Wort, in der Predigt des Evangeliums vernimmt man diesen Ruf, und dieser Ruf dringt in das verfinsterte Herz des Menschen ein und wirkt und schafft da, was er sagt, schafft da Licht und verdrängt die Finsterniß. Ja, Gott selbst, der Vater Jesu Christi, von dem das Evangelium zeugt, leuchtet wie ein helles Licht im Herzen auf. Gott selbst tritt durch das Wort von oben in das Erkennen, in die Sinnen und Gedanken des Menschen ein. Gott erleuchtet die Herzen, zündet selbst das Licht der Erkenntniß an, gibt nicht nur Augen, die da tüchtig sind zum Sehen, sondern wirkt das Sehen und Erkennen selbst, den Act des Sehens und Erkennens. Wer erleuchtet ist, sieht nun im Geiste Jesum Christum, schaut die Klarheit und Herrlichkeit Gottes, wie auch die Freundlichkeit und

Leutseligkeit Gottes auf dem Angesicht Jesu Christi. Eben diese Erkenntniß, die dann von Tag zu Tage zunimmt, ist schöpferische Wirkung des Allmächtigen, der einst das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten hieß.

So ist also nach der Schrift alle geistliche, heilsame Erkenntniß Licht von oben. Gott ist es, der dem Menschen die himmlische Wahrheit und Weisheit, die er in das Wort gefaßt hat, enthüllt, der ihm die Worte der Schrift in Sinn und Herz einschreibt und den geistlichen Sinn und Verstand der Schrift erschließt. Gott ist es, der den verschlossenen Verstand, das verschlossene Herz des Menschen aufschließt und seine Sinnen und Gedanken in die Wahrheit einführt, welcher dem Menschen ein sehendes und hörendes Herz gibt und auch das geistliche Sehen und Hören selbst in ihm wirkt. Gott ist es, der sein Erkennen dem Menschen zuwendet, dessen Geist mit seinem Licht erfüllt, welcher selbst in das Erkennen des Menschen eintritt und das selige Licht der Erkenntniß Gottes und Christi in ihm anzündet. Also Gott wirkt hier Alles in Allem. Und für irgendwelche Mitwirkung und Mithülfe des Menschen ist kein Raum mehr da. Gott weist auch in seinem Wort alle Mithülfe des Fleisches und Blutes, alle menschliche Weisheit und Klugheit ausdrücklich zurück und erklärt alles menschliche, natürliche Wissen, Denken, Urtheilen in diesen Dingen für eitel Finsterniß. Die moderne pelagianisch-synergistische Anschauung, nach welcher menschliches Denken, Forschen, Suchen, Streben nach der Wahrheit sich mit Finden des Gesuchten belohnt oder doch den Menschen der Wahrheit näher bringt, oder welche die rechte, tiefere Erkenntniß und Erfassung der in der Schrift offenbarten Wahrheit als Resultat des eigenen ernstesten Studiums hinstellt, widerspricht schnurstracks der Lehre der Schrift. Der Mensch ist nach der Schrift nur *subjectum illuminandum*, das Subject, welches Licht von Gott empfängt, in keiner Weise aber Subject, welches selber Licht producirt, sei es aus sich selbst, sei es aus der Schrift. Diese schriftgemäße Auffassung von der Erleuchtung leistet keineswegs einer mechanischen Vorstellung von diesem Werk Gottes im Menschen Vorschub, als sistirte hierbei ganz alle Thätigkeit des menschlichen Geistes, alle Bewegung der Gedanken, als flöste Gott dem Menschen gleichsam im Traum und Schlaf die Weisheit ein, die von oben ist. Nein, Gott handelt hier mit dem Menschen als mit einer vernünftigen, intelligenten Creatur. Was Gott im Menschen wirkt, das wirkt er durch das Wort, wie die eben angeführten Schriftstellen deutlich zeigen. Im Wort werden uns die göttlichen Geheimnisse, die alles Denken und Begreifen des Menschen übersteigen, in klarer, verständlicher Sprache vorgelegt. So kann jeder Mensch, der gesunden Verstand hat, die Worte der Schrift hören, lesen, bedenken und nach ihrem Wortverstand fassen. Auch der natürliche Mensch kann es zu einer *externa et litteralis notitia* der Schrift bringen. Und nur wenn das Wort der Schrift in Brauch, Fluß und Bewegung ist, wenn es gelehrt, gepredigt, gehört, gelesen, gelernt wird, ist es ein Mittel und Organ in der Hand des Geistes Gottes. Indem der Mensch

Gottes Wort hört, liest und in Gedanken faßt, wirkt der Geist in und mit dem Wort und gibt unter dem Hören, Lesen, Lernen sein Licht in die Seele, daß der Mensch auch den geistlichen Gehalt der Schrift erfäßt. Jene äußerliche, rein verstandesgemäße Beschäftigung mit dem Wort ist freilich an sich ein rein natürliches Ding, in keiner Weise Vorbereitung, Selbstbereitung für das geistliche Lernen und Erkennen. Es kann Einer eine umfassende Kenntniß, ein genaues sprachliches, historisches Verständniß der Schrift sich erworben haben, und tappt dabei doch wie ein Blinder im Finstern, die Bibel ist und bleibt ihm ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Und wenn dann der Mensch sich noch erdreifet, mit seiner Vernunft die Dinge zu beurtheilen, von denen die Schrift sagt, dann kommt er auf die verkehrtesten Vorstellungen, geräth aus einer Thorheit in die andere und Gott verbirgt ihm die Geheimnisse des Himmelreichs. Aber nicht nur jene natürliche Geistesethätigkeit, daß der Mensch das Wort hört, liest, in seine Gedanken, in sein Gedächtniß aufnimmt, wird durch die erleuchtende Wirksamkeit des Geistes keineswegs annullirt; nein, auch das vom Heiligen Geist erzeugte geistliche Erkennen, Verstehen, Urtheilen ist doch ein Act, eine Bewegung des menschlichen Geistes. Die Gedanken des Menschen beschäftigen sich nun mit den ihnen erschlossenen geistlichen Dingen und Wahrheiten und bewegen die göttlichen Gedanken hin und her. Was Einer geistlich erkannt, erfäßt, was er geglaubt hat, das ist dann wirklich sein geistlicher Besitz, seine persönliche Ueberzeugung. Er weiß, an wen er glaubt. Er hat auch Trieb und Verlangen, die erkannte Wahrheit immer gründlicher zu erfassen, immer fester sich zuzueignen. Doch das alles hat eben Gott in ihm gewirkt.

Die Schrift beschreibt die Bekehrung als Lebendigmachung, als Erweckung vom Tode. St. Paulus schreibt Eph. 2, 1—6.: „Und auch euch, die ihr todt waret durch Uebertretungen und Sünden, in welchen ihr weiland gewandelt habt nach dem Laufe dieser Welt . . . unter welchen auch wir alle weiland unsern Wandel gehabt haben in den Lüsten unsers Fleisches, und thaten den Willen des Fleisches und der Vernunft, und waren auch Kinder des Zorns von Natur, gleichwie auch die Andern, Gott aber, der da reich ist an Barmherzigkeit, um seiner großen Liebe willen, mit der er uns geliebt hat, hat, da wir todt waren in den Sünden, uns sammt Christo lebendig gemacht, aus Gnaden seid ihr gerettet, und hat uns sammt ihm auferweckt, und sammt ihm in den Himmel versezt durch Christum Jesum.“ Hier erinnert der Apostel seine Leser an den Anfang ihres Christenstandes, zunächst aber an den vorigen, heidnischen Wandel und an den Zustand, in welchem sie sich befanden, da Gott sich ihrer erbarmte und sie bekehrte. Sie waren vordem todt. Damit bezeichnet St. Paulus ihren vorigen sittlichen Zustand, wie der Zusammenhang B. 1—3. klar zeigt, er meint die mors animi, das, was wir geistlichen Tod nennen. Der Ausdruck τοῖς παραπτώμασι καὶ ἁμαρτίαις B. 1. dient zur Näherbestimmung des Be-

griffs *νεκρῶς*. Ob man nun diese Dative als Dative der Relation faßt, „betreffs der Uebertretungen und Sünden“, oder ob man übersetzt „durch“, „vermöge der Uebertretungen und Sünden“, jedenfalls ist die Meinung die, daß die Heidenchristen, da sie noch Heiden waren, im Sündentod lagen, in einem Todeszustand, welcher durch Uebertretungen und Sünden sich auswirkte, so daß sie demzufolge in Sünden, nach dem Lauf dieser Welt, nach dem Fürsten dieser Welt wandelten. Keinesfalls ist dieser Tod als erst durch die actuellen Sünden verursacht gedacht. Die Heiden haben ihn vielmehr schon durch die natürliche Geburt als Erbtheil überkommen. Der Apostel betont ja B. 3., daß „auch wir“, auch die Juden, „Kinder des Zorns waren von Natur, gleichwie auch die Andern“, und zwar eben deshalb von Natur Kinder des Zorns, wie die Heiden, weil von Natur tot durch Uebertretungen und Sünden, wie die Heiden. So sind also Juden und Heiden, alle Menschen von Natur und Geburt geistlich todt, in Sünden todt. Sie sind dem Leben entfremdet, das aus Gott ist. Eph. 4, 18. Es findet sich im natürlichen Menschen kein Fünklein geistlichen Lebens, kein Fünklein Gottesfurcht, Gottesliebe, Gottvertrauen. Er ist todt für Gott und Alles, was Gottes ist. Und darum ist er unfähig und untüchtig zu allem Guten und kann nicht anders, als sündigen und übertreten. Wie in einem leiblich Todten kein Athem mehr ist, so in dem natürlichen Menschen, der geistlich todt, keine einzige bessere Regung, kein Seufzen zu Gott, kein Verlangen nach Besserung und Hülfe. Nun aber hat Gott „euch“, „uns“, die wir todt waren in Sünden, lebendig gemacht, B. 4. 5., geistlich lebendig, und zwar sammt Christo, hat uns mit Christo auferweckt und in den Himmel versetzt, B. 6., uns an dem neuen, göttlichen, himmlischen Leben und Wesen, in das Christus versetzt ist, Antheil gegeben, und hat uns durch Christum, den Erhöhten, lebendig gemacht. „Uns“, ja, so rühmen alle Christen und danken Gott, daß er sie aus dem Tod ins Leben gerufen. Gott hat in uns ein neues, geistliches Leben erweckt, Glaube, Vertrauen, Furcht, Liebe zu Gott. Daß Gott das gethan, hebt der Apostel recht stark mit dem *ὁ δὲ θεὸς* hervor. Und nichts hat Gott dazu bewogen, als seine große Liebe und Barmherzigkeit, nichts Gutes, das er noch in uns gefunden hätte. Es jammerte ihn unsers Glends, unsers Todes. Das ist ja auch eine Prærogative Gottes, ein Allmachtswerk des Schöpfers, daß er Todte lebendig macht, aus dem Tode ins Leben ruft und versetzt. Und es ist ein Axiom, welches alle synergistischen Lüstereien und Sophistereien mit Einem Schlage vernichtet, daß ein Todter nichts dazu beitragen kann, auch nicht das Geringste, daß er wieder lebendig werde. Es ist eine *contradictio in adjecto*, wenn man einem Todten auch nur Sehnsucht und Verlangen nach Leben zuschreibt. Die Gegenüberstellung von Tod und Leben, der Satz, daß Gott uns, die wir todt waren, da wir todt waren in Sünden, lebendig machte, schließt auch den synergistischen *status medius* aus, einen Zwischenzustand zwischen dem Stand unter der Sünde und dem Stande unter der Gnade.

Bis zu dem Zeitpunkt, da Gott uns lebendig machte, bis zu diesem Augenblick waren wir geistlich todt und nur todt und ganz todt. In diesen Zustand des Todes hat Gottes Gnadenwerk eingesetzt. Und in dem Moment, da die ersten Funcklein eines neuen, geistlichen Lebens, die ersten Funcklein der Reue und des Glaubens durch Gottes Wort und Geist in unserm Herzen entzündet waren, da der erste Seufzer zu Gott, der erste Seufzer nach Rettung aus dem Herzen aufstieg, da waren wir aus dem Tode ins Leben durchgedrungen, da waren wir lebendig geworden und lebten nun Gott und waren zu Gott belehrt. Sobald in einem Todten sich wieder der erste Athemzug regt, wenn es auch der leiseste Odem ist, den man kaum bemerkt, so ist er nicht mehr todt, sondern lebt. Es ist ein Unding und widerspricht direct der Schrift, wenn man einen Zustand des Menschen fingirt, in welchem derselbe auf dem Weg zur Bekehrung, also auf dem Weg vom Tod zum Leben sich befindet, in welchem er nicht mehr ganz todt ist, aber auch noch nicht völlig lebt. Hier gilt: entweder todt oder lebendig. Und das ist unsers Gottes Ehre, daß er in Einem Augenblick Tod in Leben verwandeln kann.

Die Schrift stellt die Bekehrung als eine schöpferische Thätigkeit und Wirkung Gottes dar. „Wir sind sein (Gottes) Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, welche Gott zuvor bereitet hat, daß wir darinnen wandeln sollen.“ Eph. 2, 10. „Darum, ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.“ 2 Cor. 5, 17. „Zieheth den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Eph. 4, 24. „Zieheth den neuen (Menschen) an, der da erneuert wird zu der Erkenntniß, nach dem Bild des, der ihn geschaffen hat.“ Col. 3, 10. Nicht nur als Menschen, sondern auch als Christen, sofern wir in Christo Jesu sind, sind wir Creaturen Gottes. Menschlich Natur und Wesen, das wir von Adam überkommen, ist ganz und gar verrückt und verkehrt. So hat Gott in die verderbte Creatur hinein, durch Christum, den Erlöser der sündigen Menschen, und zwar durch den erhöhten Christus, der jetzt durch Wort und Geist sein Werk auf Erden hat, eine neue Creatur geschaffen. Das christliche Wesen und Leben, das in der Bekehrung angehoben hat, der neue Mensch, der vor Gott in Reinigkeit und Gerechtigkeit lebt, ist von Gott geschaffen. Weil die Christen Gottes Werk und Schöpfung sind, darum ist auch der Bestand des Christenthums, die tägliche Erneuerung der Christen eine creatio continua, ähnlich, wie die Erhaltung der Welt, und wir beten ohne Unterlaß: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz“ 2c. Ps. 51, 12. Darum nehmen wir auch fort und fort die guten Werke, die wir thun, aus der Hand Gottes, unsers Schöpfers, der sie zuvor bereitet hat. Ja, wir sind, sofern wir in Christo Jesu sind, von Gott geschaffen im eigentlichsten Sinn des Worts, in demselben Sinn, wie Adam und Eva, Himmel und Erde von Gott geschaffen sind. Die Schrift braucht hier absichtlich die significanten Ausdrücke κτῆ, κτισθέντες, τὸν καινὸν ἀνθρώπου τὸν κατὰ θεὸν κτισθέντα, κατ' εἰκόνα τοῦ κτίσαντος αὐτόν,

κατὰ κρίσιν. Das Schaffen ist eine charakteristische, ausschließliche Thätigkeit Gottes und besteht darin, daß Gott aus nichts etwas macht, daß Gott ins Dasein ruft, was vorher nicht gewesen ist. So ist auch Gott allein als Schöpfer Urheber des neuen, geistlichen Lebens, Gott ruft in dem Herzen des Menschen *novos motus spirituales* hervor, die vorher dem Herzen des Menschen ganz fremd und unbekannt waren. Und es ist ein Widerspruch in sich selbst, wenn man die Creatur irgendwie an ihrer eigenen Erschaffung theilhaftig sein läßt. Was noch nicht ist, kann doch nicht dazu mitwirken, daß es werde. Es ist auch eine unsinnige Vorstellung, wenn man annimmt, daß Gott erst nur die Potenz des Seins, die Kraft zum Sein in das Nichtseiende hineingelegt und dann das, was noch nicht war, kraft jener Potenz sich zu einem Seienden entwickelt, sich selbst Existenz verschafft habe. Just so denken sich aber die modernen Synergisten die Entstehung der neuen Creatur. Luther schreibt über diesen Punkt: „Der Mensch hat keinen freien Willen, sondern ist gewißlich wie ein Thon in der Hand des Töpfers, in welchem allein gewirkt wird, er selber aber wirkt nichts. Denn daselbst erwählen wir uns nichts, thun auch nichts, sondern werden erwählt, werden zugerichtet, werden wiedergeboren, nehmen *ic.*, wie Jes. 64, 8. sagt: Du bist der Töpfer und unser Vater, wir sind dein Thon.“ „Abraham ist nichts denn eine Materie, oder solch Ding, welches die göttliche Majestät durch das Wort, damit sie ihn beruft, ergreift und richtet daraus zu einen neuen Menschen und Patriarchen; daß also diese Regel an keinem Menschen fehlet, sondern steht und bleibt durchaus also: Der Mensch ist von sich selbst nichts, vermag auch nichts, und hat an sich selbst nichts, denn Sünde, Tod und ewige Verdammniß; der allmächtige Gott aber schafft an ihm so viel durch seine Gnade und Barmherzigkeit, daß er etwas sei und durch den gebenedeiten Samen, den hErrn Christum, von Sünde, Tod und ewiger Verdammniß erlöst werde.“ St. Louiser Ausg. I, S. 103. 731.

Bekehrung und Wiedergeburt sind in der Schrift identische Begriffe. Christus spricht: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Joh. 3, 3. „Ihr müsset von Neuem geboren werden.“ Es genügt nicht, daß der Mensch an seinem Leben dies oder das ändere und bessere, er muß von Neuem geboren, das heißt, nach Herz und Gesinnung, Denken und Wollen, nach seinem sittlichen habitus ein ganz neuer Mensch werden, wenn er ins Reich Gottes eingehen will. Und das ist bei den Christen geschehen. Der Apostel erinnert die Christen an die große Wandlung, die mit ihnen vorgegangen ist, da sie aus Heiden oder Juden Christen wurden, auch mit den Worten: „als die da wiederum geboren sind, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Wort Gottes, das da ewiglich bleibet“. 1 Petr. 1, 23. „Er hat uns gezeugt nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit, auf daß wir wären Erstlinge seiner Creaturen.“ Jac. 1, 18. St. Johannes bezeichnet einen Christen als einen

Menschen, der aus Gott geboren ist. „Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, denn sein Same bleibet bei ihm.“ 1 Joh. 3, 9. „Wer da glaubet, daß Jesus der Christ sei, der ist aus Gott geboren.“ 1 Joh. 5, 1. Alles, was die Schrift von der Wiedergeburt sagt, schließt jedwede Synergie des Menschen aus. So schon der Begriff Wiedergeburt, neue Geburt. Kann denn ein Mensch dazu mithelfen, daß er geboren werde? „Den neuen Menschen kannst du nicht machen, sondern er muß wachsen oder geboren werden.“ Luther. Wir Christen sind neu geboren, aus Gott geboren, und damit das Widerspiel von dem geworden, was wir von der leiblichen Geburt her waren. „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was aus dem Geist geboren ist, das ist Geist.“ Joh. 3, 6. Fleisch und Geist sind Gegensätze. Zwischen Fleisch und Geist besteht kein Zusammenhang. Aus dem Fleisch will nicht heraus der Geist. Es gibt auch kein medium zwischen Fleisch und Geist. Der Mensch, vom Weibe geboren, ist von unten her und denkt, sinnt, will nur, was irdisch ist. Der göttliche Same, das Leben der Gotteskindschaft wird von oben ihm eingesenkt. „Deine Kinder werden dir geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe.“ Ps. 110, 3. Wir Christen sind von Gott geboren. Gott hat uns gezeugt, geboren. Gott ist der Urheber der neuen Creatur. Gott hat uns gezeugt nach seinem Willen, ohne unser Wollen und Zuthun. Er hat uns gezeugt durch das Wort der Wahrheit. Wir sind wiederum geboren aus unvergänglichem Samen. Das Wort ist wie ein Same in unser Herz gefallen, und alle geistlichen Regungen und Bewegungen des Herzens sind Product, Frucht des Worts. Wir sind geboren „aus Wasser und Geist“. Joh. 3, 5. Auch das Wasser der Taufe ist Mittel der Wiedergeburt. Durch das Wasser der Taufe sind die eben geborenen Kindlein schon wiedergeboren. Und die haben doch wahrlich zu dem, was Gott an ihnen gethan, nichts hinzugethan.

Es ist überflüssig klar, daß die drei Reihen von Schriftstellen, welche den Anfang unsers Christenthums als Erweckung vom Tode, als ein Schaffen Gottes, als Wiedergeburt darstellen, keinerlei Concurrenz von Seiten des Menschen zulassen. Wenn man diese Schriftworte liest und bedenkt, kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß der Heilige Geist hiermit allen synergistischen Vorstellungen geflissentlich vorbeugen wollte. Und so haben denn die modernsten Theologen hier auch dem Worte Gottes eine Art Concession gemacht und es Gott allein anheimgegeben, den sündigen Menschen vom Tode zu erwecken, umzuschaffen, neu zu gebären, haben dann aber doch wieder hinterrücks ihren Abgott, den freien Willen des Menschen, in diesen Handel hineingebracht, indem sie Erweckung, Wiedergeburt als eine die Bekehrung des Sünders vorbereitende That und Wirkung Gottes hinstellen, die sich der Mensch nun zu Nutz machen müsse, die dem Menschen die Selbstentscheidung ermögliche. Nach moderner Anschauung sind alle Menschen erweckt, vom Tode erweckt, wiedergeboren, die je das Wort gehört haben, also auch unbekehrte, ungläubige Menschen. Daß aber die Schrift mit der

Lebendigmachung aus dem geistlichen Tod, mit der Erschaffung der neuen Creatur, mit der Wiegeburt die entscheidende Wendung und Wandlung selbst kennzeichnet, daß nach der Schrift nur gläubige Christen, belehrte Sünder auch geistlich lebendig, neue Creaturen, wiedergeboren sind, kann schließlich auch ein Blinder sehen, der keinen Funken geistlichen Lichts hat. Die das leugnen, sind Narren. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Begriff des „lebendigen“ Glaubens.

Die theure Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott allein aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben ist Kern und Stern der ganzen heiligen Schrift. Sie ist der innerste Mittelpunkt, das eigentliche Herz der ganzen christlichen Lehre. Diese Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben ist es, durch welche sich die göttlich geoffenbarte, christliche Religion unterscheidet von allen andern, von Menschen erdachten, falschen Religionen. Diese alle lehren, daß der Mensch etwas, bald mehr und bald weniger, dazu thun müsse, um vor Gott gerecht und selig zu werden, die christliche Religion allein lehrt, daß der Mensch gar nichts, auch nicht das Geringste zu seiner Seligkeit thun solle und könne, daß sie ihm ganz allein aus Gnaden gegeben werde, und er sie als ein pur lauterer Gnadengeschenk durch den Glauben aus der Hand Gottes hinnehmen müsse. Mit diesem Artikel steht und fällt daher das ganze Christenthum. Wer diesen Artikel antastet, der tastet das Christenthum in seinem innersten Kerne an. Dieser Artikel ist es auch, der allein den armen Sündern und erschrockenen Herzen festen und gewissen Trost gibt in aller Noth der Sünden, in allen Anfechtungen des Teufels und endlich in dem dunklen Thal des Todes. „Darum liegt es gar an diesem Artikel von Christo“, so schreibt daher einmal Luther,¹⁾ „und hangt alles darin, wer diesen hat, der hat es alles, und müssen die Christen darob im höchsten Kampf stehen und stetig streiten, daß sie dabei bleiben mögen.“

Streiten und kämpfen muß die Kirche gerade für diesen Artikel. Es ist wahr, was Luther an derselben Stelle sagt: „Denn das ist auch allein der Artikel, der da allezeit muß Verfolgung leiden vom Teufel und der Welt.“ Der Teufel hat von jeher, von der Zeit an, da Gott dem ersten gefallenen Menschenpaar das erste Evangelium gab und damit diesen höchsten Artikel von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben offenbarte, gegen diesen Artikel Sturm gelaufen, um diese Lehre den Christen wieder zu rauben und sie dadurch um ihre Seligkeit zu betrügen und die wahre christliche Religion aus der Welt zu schaffen. Auf die mannig-

1) St. Louiser Ausg., Bd. VIII, Col. 627.

fachste Art und Weise hat es der Teufel versucht, diese Lehre umzustößen, diese feste Burg der Christen zu zerstören. Alle Irrlehren und Ketzereien, die er je in der Kirche aufgebracht hat, waren im letzten Grunde gegen diesen Artikel gerichtet. Alle andern Lehren kann der Teufel leiden und stehen lassen, nur nicht diesen Einen Artikel der Rechtfertigung oder, was dasselbe ist, das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu.

Auf mannigfache Art und Weise versucht der Teufel, den Christen diesen Artikel zu nehmen, auch auf diese Art und Weise, daß er den Christen die rechte Lehre vom Glauben verdunkelte, daß er wohl diese Worte stehen ließ: Wir werden durch den Glauben gerecht, aber einen ganz falschen Glaubensbegriff unterstob. Gerade das will der Teufel der Christenheit trübe und dunkel machen, was eigentlich der wahre, seligmachende Glaube sei. „Der Teufel ist der Lehre vom Glauben bitter feind“, schreibt schon der alte Martin Chemnitz.¹⁾ „Weil er nämlich den Rathschluß Gottes von der Erlösung des menschlichen Geschlechtes nicht hindern konnte, so richtet er nun alle seine List darauf, daß er dieses Mittel der Aneignung untraue, unsicher mache oder verderbe. Denn er weiß, was Hebr. 4, 2. geschrieben steht: ‚Das Wort der Predigt half jene nichts, da nicht glaubeten die, so es hörten.‘ Denn wer nicht glaubt, der wird verdammt.“

Diesen Kunstgriff hat der Teufel angewandt besonders auch in jener Zeit, da die Kirche unter dem Antichrist, unter dem Papstthum schwächete. Unter dem Papstthum hat es der Teufel dahin gebracht, daß man lehrte und heute noch lehrt, der christliche Glaube sei nichts anders als ein historisches Wissen, ein äußerliches, todttes Fürwahrhalten, ein bloßes Bekenntniß des Mundes alles dessen, was die heilige Schrift sagt, aller der Thaten Gottes, geschehen zum Heil der verlorenen Sünderwelt. Der Glaube allein, so lehrte man ganz folgerichtig weiter, könne daher nicht gerecht und selig machen. Zum Glauben müsse noch etwas anders hinzukommen, nämlich die Liebe. Durch die Liebe, durch die guten Werke werde der Glaube erst vollkommen. Die *fides caritate formata* war das Fündlein Satans, durch welches es ihm gelungen ist, die ganze schändliche Werklehre des Papstthums in den Handel von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott durch den Glauben an Jesum Christum hineinzubringen, und also diesen Artikel von Grund aus zu zerstören, das ganze Evangelium zu nichte zu machen und den betrübten Sündern allen Trost zu rauben, ja, unzählige Menschen mit sich in die Hölle zu führen.

Gegen diesen Glaubensbegriff der römischen Kirche, daß der wahre Glaube nichts anders sei, als ein historisches Wissen, als ein todttes, äußerliches Fürwahrhalten dessen, was in der Schrift geoffenbart ist, als ein bloß äußerliches Mundbekenntniß von dem, was die Kirche lehrt, trat besonders auch Luther auf und zeigte und lehrte wieder aus der Schrift ganz

1) Exam. Conc. Trident. Loc IX. Sec. II., ed. Preuss, p. 182.

gewaltig, daß ein solcher historischer Glaube, wie ihn auch Gottlose, ja, auch die Teufel haben, ein tochter, ja, eigentlich gar kein Glaube sei, lehrte, daß der seligmachende Glaube etwas Lebendiges und Thätiges, eine lebendige, thätige Zuversicht des Herzens sei. So schreibt Luther z. B.: „Der Glaube ist nicht so eine otiosa qualitas, das ist, so gar ein unnütze, faul, todttes Ding, das im Herzen auch eines Todsünders verborgen liege, gleichwie eine leichte, unnütze Spreu, oder wie eine todtte Fliege Winterszeit in einer Ritze steckt, bis so lange, daß die Liebe dazu komme und ihn aufwecke und lebendig mache; sondern, wo es anders ein rechtschaffener, wahrhaftiger Glaube ist, so ist es ein gewisses Vertrauen und eine starke, feste Zuversicht des Herzens, dadurch man Christum ergreift, also, daß Christus sei das einige, wahrhaftige objectum fidei, das ist, daß der Glaube nichts anders habe, darauf er gerichtet sei und dazu er sich halte, denn Christum allein; ja, daß nicht allein der Glaube auf Christum ganz gerichtet sei, sondern, daß er auch Christum selbst begreife und in sich beschließe.“¹⁾

Durch Luthers Dienst besonders hat die Kirche wieder die Erkenntniß gewonnen aus der heiligen Schrift, daß der wahre, seligmachende Glaube eine lebendige Zuversicht des Herzens auf Christum ist, ein Glaube, der im Herzen nun auch etwas Neues schafft und wirkt, den ganzen Menschen umwandelt und neu gebiert. Aber der Teufel ruht nicht. Er will immer wieder den Christen die rechte Lehre vom Glauben, den rechten Glaubensbegriff rauben. Und er versucht es nun mit dem Wörtlein „lebendig“. Er will diesen Begriff „lebendiger Glaube“ uns verdrehen. So gilt es auch hier auf der Hut zu sein.

Was verstehen wir nun eigentlich unter diesem Begriff „lebendiger“ Glaube? oder mit andern Worten ausgedrückt: Was macht den Glauben zu einem lebendigen? Worin besteht, woher hat der Glaube sein Leben?

Die heilige Schrift kennt zwar den Ausdruck „lebendiger“ Glaube nicht, aber sie redet von einem todtten Glauben und weist diesen todtten Glauben als einen falschen ab. Sie beschreibt uns auch diesen todtten Glauben näher. So sagt der Apostel Jacobus: „Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er todt an ihm selber.“ (2, 17.) Und abermal: „Du glaubest, daß ein einiger Gott ist; du thust wohl daran; die Teufel glauben's auch und zittern. Willst du aber wissen, du eitler Mensch, daß der Glaube ohne Werke todt sei?“ (2, 19. 20.) Ein todtter Glaube ist also ein solcher Glaube, der ohne Werke ist, der keine wahrhaft guten Werke thut, der den Menschen stecken läßt im alten Wesen der Sünde, der sich nicht thätig erweist durch die Liebe. Wohlan, so sagen nun viele, besonders unter den Schwärmern und Secten unserer Tage, ist das todtter Glaube, so ist der lebendige Glaube eben der, welcher gute Werke thut, der sich durch die Liebe thätig erweist. Gerade darin besteht das eigentliche

1) W. Bb. VIII, Col. 1817.

Leben des Glaubens, dadurch wird der Glaube zu einem lebendigen, daß er einen Menschen dahin bringt, daß derselbe ein anderer, neuer Mensch wird, daß er nun in herzlichster Liebe wandelt zu Gott und zu seinem Nächsten. Was ein Mensch glaubt, darauf kommt so viel nicht an, worauf sein Glaube ruht, welches das Object seines Glaubens ist, das ist ziemlich einerlei. Dadurch wird der Glaube lebendig, und also ein wahrer, seligmachender Glaube, daß er gute Werke thut.

Nun ist es ja wahr, daß der lebendige Glaube durch die Liebe thätig ist. Der Glaube ist kein bloßer menschlicher Wahn und Traum, der den Menschen so läßt, wie er von Natur ist. Das ist die Eigenschaft, die der wahre, lebendige Glaube allezeit hat, daß er den Menschen antreibt zu guten Werken, zu einem neuen Leben. Das hat niemand herrlicher und klarer gelehrt als unser Luther. Wir brauchen nur zu erinnern an jene köstliche Stelle in seiner Vorrede zum Römerbrief: „Glaube ist nicht der menschliche Wahn und Traum, den Eitliche für Glauben halten. Und wenn sie sehen, daß keine Besserung des Lebens, noch gute Werke folgen, und doch von Glauben viel hören und reden können, fallen sie in den Irrthum und sprechen: Der Glaube sei nicht genug; man müsse Werke thun, soll man fromm und selig werden. Das macht, wenn sie das Evangelium hören, so fallen sie daher, und machen ihnen aus eigenen Kräften einen Gedanken im Herzen, der spricht: Ich glaube. Das halten sie dann für einen rechten Glauben. Aber, wie es ein menschlich Gebächte und Gedanken ist, den des Herzens Grund nimmer erfähret; also thut er auch nichts und folget keine Besserung hernach. Aber der Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neugebietet aus Gott, Joh. 1, 13., und tödtet den alten Adam und macht uns ganz andere Menschen, von Herzen, Muth, Sinn und Kräften, und bringet den Heiligen Geist mit sich. O, es ist ein lebendig, schäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fraget auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern, ehe man fraget, hat er sie gethan, und ist immer im Thun. Wer aber nicht solche Werke thut, der ist ein glaubloser Mensch, tappet und siehet sich um nach dem Glauben und guten Werken, und weiß weder, was Glaube noch gute Werke sind, wäschet und schwäzget doch viel Worte vom Glauben und guten Werken. . . Also, daß unmöglich ist, Werke vom Glauben scheiden, ja, so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden.“¹⁾

So ist es. Das ist die Wirkung des wahren Glaubens. Wenn durch Gottes Gnade ein Mensch zum wahren, lebendigen Glauben gekommen ist, dann ist er durch den Heiligen Geist wiedergeboren, er ist ein anderer, ein neuer Mensch geworden. Sein Herz wird gereinigt von der Luft der Sünde, vom Haß gegen Gott und in demselben angezündet das Feuer herzlichster Liebe zu Gott und zu dem Nächsten. „Ist jemand in Christo“, so sagt die

1) W. Bb. XIV, Col. 114.

Schrift (2 Cor. 5, 17.), und in Christo sind wir allein durch den wahren Glauben, „so ist er eine neue Creatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.“ Durch den Glauben wird der neue Mensch in uns geschaffen, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebt. Und derselbe Apostel schreibt: „Denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.“ (Gal. 5, 6.) Ein Glaube, der diese Wirkung nicht hat, das ist kein lebendiger, sondern ein tochter, das heißt, überhaupt kein Glaube, sondern nur ein menschlicher Wahn und Traum, der vor Gott nicht gerecht macht. Aber alles dieses macht doch nicht erst den Glauben zu einem lebendigen. Nicht deswegen ist der Glaube lebendig und also ein rechter, seligmachender Glaube, weil er gute Werke thut und durch die Liebe thätig ist, sondern im Gegentheil, weil der Glaube lebendig ist, darum kann er ohne Frucht und Wirkung nicht sein, weil er lebendig ist, muß er sich thätig erweisen, sich regen und bewegen, weil er lebendig ist, darum kann er nicht anders, als immerwährend Gutes thun. Wie ein Mensch nicht dadurch erst zu einem lebendigen Menschen wird, daß er geht und steht, und isst und trinkt, und arbeitet und wirkt, sondern dieses alles thut, weil er eben ein lebendiger Mensch ist, wie er zuvor ein lebendiger Mensch sein muß, ehe er solche Werke thun kann, so muß auch zuvor ein rechtschaffener, lebendiger Glaube da sein, ehe der Mensch anfängt, sich in Kraft solchen Glaubens geistlich zu regen und zu bewegen. Allerdings durch eine wahre, ungefärbte Liebe zu Gott und seinem Nächsten, durch ein neues Leben im Lichte des göttlichen Wortes, durch gute Werke beweist der Glaube, daß er ein wahrer, lebendiger Glaube ist, aber in diesen Stücken besteht nicht das wahre Leben des Glaubens, diese Stücke machen den Glauben nicht zu einem lebendigen. Wer so vom lebendigen Glauben lehrt, der wandelt auf gefährlichen Bahnen, der kommt ganz consequenter Weise wieder zu dem römischen Fündlein von der *fides caritate formata*. Dann ist der Glaube an sich wiederum ein leeres, todttes Ding, zu dem erst die Liebe, unsere Werke hinzukommen müssen, um ihn zu einem rechten, lebendigen zu machen. Dann kommt der Glaube in der Rechtfertigung nicht mehr als das Mittel in Betracht, als die Hand, welche das hinnimmt und ergreift, was Gott aus Gnaden gibt und schenkt, sondern als menschliches Werk und Tugend. Von einem solchen Glauben weiß die Schrift nichts; denn der Apostel schreibt (Röm. 4, 16.): „Deshalb muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen, auf daß sie sei aus Gnaden.“ Gerade darum, damit das „aus Gnaden“ feststehe, muß die Rechtfertigung durch den Glauben kommen. Der Glaube kann also nicht als Werk und Tugend in Betracht kommen, denn Werk und Gnade heben einander auf. Wer daher den Glauben als ein Werk, als Tugend in die Rechtfertigung eines Sünders vor Gott hineinbringt, der zerstört damit das ganze Evangelium, das *sola gratia*, der drückt das Christenthum auf das Niveau der selbsterdachten, menschlichen Werklehre hinab.

Nicht das macht den Glauben zu einem lebendigen, daß er thätig ist durch die Liebe und gute Werke thut — dadurch beweist er sein Leben —, sondern vielmehr dieses, daß er eine feste, gewisse Zuversicht ist auf Gottes Gnade, daß er mit lebendiger Zuversicht Gottes Gnade in Christo Jesu ergreift. So definiert daher auch Luther den Glauben: „Glaube ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade.“ Aber auch hier müssen wir uns hüten, daß wir diese Zuversicht nicht wiederum zu einem Werk des Menschen machen. Die moderne, ungläubige Theologie, besonders Ritschl und seine Anhänger reden viel vom Glauben, als Vertrauen auf Gottes Güte und Liebe. Das ist ja überhaupt ein Characteristicum gerade auch dieser Schule, daß sie gern die biblischen und kirchlichen Ausdrücke und Begriffe beibehält und gebraucht, aber ihnen einen ganz andern Sinn unterlegt und sie also umdeutet und entwerthet. So redet sie z. B. von Rechtfertigung, Versöhnung und Heiligung zc., aber sie nimmt diesen Begriffen ihren eigentlichen biblischen Gehalt, legt ihren ganzen öden, leeren, glaubens-tödtenden Rationalismus hinein und betrügt so mit schönem Schein die Christen um ihre Seligkeit. Gerade diese biblische Terminologie, welche sie beibehalten, gehört mit zu dem Schafskleid dieser modernen falschen Propheten, die inwendig reizende Wölfe sind. So machen sie es auch mit dem Glaubensbegriff. Ritschl und seine Anhänger reden bei der Rechtfertigung und Versöhnung mit Gott auch noch vom Glauben, ja, auch vom Glauben an Christum. Sie stellen auch den Glauben sehr hoch. Sie rühmen sich wohl dessen, daß gerade sie das eigentliche Wesen des Glaubens, als Vertrauen und Zuversicht auf Gott, als Hingabe an Gott, erst wieder recht erkannt und in den Vordergrund gestellt hätten. Die Kirche, so sagen sie, habe den Glauben nur aufgefaßt als ein äußerliches Fürwahrhalten, als ein bloß äußerliches Bekennen oder vielmehr Nachbeten von historischen Thatfachen und Ueberlieferungen. Das sei aber der rechte Glaube, darin bestehe sein eigentliches Wesen und Leben, dadurch werde er ein lebendiger Glaube, daß der Mensch im festen Vertrauen sich Gott, sich Jesu hingibt, in dem die Gottheit uns nahe getreten ist. So schreibt z. B. selbst ein positiv sein wollender Theologe: „Was ist Glaube? Hingabe und Vertrauen zur Gottheit; also ist christlicher Glaube Hingabe und Vertrauen zu Jesu Christus als dem, in dem Gott uns genahet ist.“¹⁾ So schreibt ferner Prof. D. Hermann, ein Anhänger Ritschls, in den Heften zur „Christlichen Welt“, No. 4: „Es ist das Vertrauen zu Jesu und deshalb Wirkung seiner Macht, wenn wir an Gott und seine Gnade, an Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben glauben.“ So definiert derselbe den Glauben als „die Zuversicht zu Gottes Wirklichkeit und Gnade, die Christus durch die Macht seines persönlichen Lebens im Herzen des Sünders begründet“. Das klingt alles ganz schön, und doch ist damit der

1) „Halte, was du hast.“ Jahrg. XX, S. 2.

Glaube seines ganzen Inhalts, seiner Kraft beraubt und in ein menschliches Werk verwandelt. Denn das soll ja nicht dieses heißen, daß ein Mensch, der seine Sünden erkennt und unter der Last seiner Sünden seufzt, nun im gläubigen Vertrauen durch Gottes Gnade zu Christo eilt und das Verdienst, welches dieser wahre Gottmensch durch Leben, Leiden und Sterben uns erworben hat, zuversichtlich ergreift und sich aneignet, und im Vertrauen auf diesen für ihn gekreuzigten und auferstandenen Christus mit fester Zuversicht sich darauf verläßt, daß Gott um dieses Christus willen ihm, dem Sünder, gnädig ist, ihm alle seine Sünden vergibt, ihn in diesem geliebten Sohn zu seinem lieben Kinde annimmt und ihm die Gerechtigkeit, den Himmel und die Seligkeit schenkt, nein, das heißt etwas ganz anderes. Nichts Theologie kennt ja eigentlich gar keine Sünde. Sünde ist nur Unwissenheit der Menschen. Gott ist nur Liebe, von einer Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, welche die Sünde haßt, ist keine Rede. Gott wird also durch die Sünde der Menschen auch nicht erzürnt, und darum bedarf es auch keiner Versöhnung Gottes mit den Menschen durch ein stellvertretendes Leiden und Sterben des Gottessohnes. Der Mensch muß sich mit Gott versöhnen, muß sein Mißtrauen und seine Feindschaft gegen Gott fahren lassen, muß erkennen, daß Gott ihm nicht seiner Sünden wegen zürnt und nie gezürnt hat, muß Gott vertrauen lernen als seinem Vater. Und dazu ist allerdings auch Christus nöthig. An Jesu Leben, aus Jesu Worten und Thaten lernt ein Mensch die Liebe Gottes gegen die Menschen so recht kennen, daraus lernt er, daß Gott über die Sünden der Menschen nicht zürnt, daß er nur Liebe ist. Und so wird die Persönlichkeit Jesu eine Macht, die den Glauben an Gott, das Vertrauen zu Gott im Herzen eines Menschen begründet, insofern kann man sagen, daß Jesus den Glauben im Herzen hervorbringt. An Jesu Beispiel, darauf kommt es schließlich hinaus, lernt der Mensch glauben, lernt Gottes Vaterliebe vertrauen und gibt nun sein Mißtrauen, seine Feindschaft gegen Gott auf. Das ist dieser modernen Astartheologie Glaube, ausschließlich ein Vertrauen, ein Vertrauen auf Gottes Vaterliebe und Gnade, ein Vertrauen, welches dadurch entsteht, daß ein Mensch in der Persönlichkeit Jesu Christi ein Leben von unaussprechlicher Kraft und Größe kennen lernt, die Macht desselben an sich spürt und aus dieser Erfahrung Kraft gewinnt, an den Vater im Himmel und an seine Gnade zu glauben. Es ist ein Vertrauen auf Gott ohne Christum, ein Vertrauen, nur auf Empfindungen und Eindrücke des Gefühls gegründet. Das ist nicht der wahre, lebendige Glaube, der nach Schrift und Bekenntniß selig macht, das ist nur noch die leere Form, die leere Schale ohne den eigentlichen Inhalt und Kern. Es ist schließlich das, was Chemnitz einmal nennt eine *epicurea persuasio de impunitate omnium scelerum*. Es ist nichts anders als das gut rationalistische Gerede, daß Gott ein guter, lieber Vater sei, der es bei seinen Kindern nicht so genau nehme, der gerne ein Auge zudrücke bei ihren Sünden und Vergehungen, wenn sie nur zu ihm

Vertrauen hätten, wenn sie es nur nicht gar zu schlimm trieben und hie und da auch wieder etwas gut zu machen suchten.

Wenn man also den Glauben ansieht, dann setzt man das eigentliche Leben und Wesen des seligmachenden Glaubens darin, daß er ein Vertrauen, eine Zuversicht auf Gott, daß er also selbst ein gutes Werk ist. Das ist ja allerdings der Glaube gewiß und wahrhaftig, ist ein vom Heiligen Geist im Herzen des Menschen gewirktes, gutes, gottwohlgefälliges Werk, aber darin besteht nicht sein eigentliches inneres Leben. Wenn man den Glauben also betrachtet, so kommt er bei der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott nicht mehr in Betracht als das Mittel, durch welches wir erlangen, was Gott aus Gnaden gibt und schenkt, sondern als Act, als Handlung des Vertrauens, als ein Werk, welches der Mensch leistet, um dessen willen er dann von Gott für gerecht angesehen wird. Dann rechtfertigt der Glaube nach Art und Kraft seiner Zuversicht. Dann wird wiederum ein Werk, eine menschliche Leistung hineingebracht in den Handel der Rechtfertigung, dann vertraut schließlich der Mensch auf das, was er leistet und thut, und kann nicht mehr bekennen: „Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut, das machet, daß ich finde das ew'ge wahre Gut“, und so wird das *sola gratia* wieder zerstört. Nicht dadurch wird also der Glaube ein lebendiger, weil er gute Werke thut — dadurch beweist er sein Leben —, nicht dadurch, daß er selbst ein gutes Werk ist, welches der Mensch leistet, sondern die Ausschlag gebende Hauptsache ist das Object, worauf die Zuversicht des Herzens sich richtet. Darin besteht das Wesen und Leben des Glaubens, daß er aus dem Worte Gottes, aus den Verheißungen des Evangeliums Christum, den Gekreuzigten, mit all seinem Verdienst und damit die Vergebung der Sünden, Heil, Leben und Seligkeit ergreift und sich aneignet.

G. M.

(Schluß folgt.)

Ambrosius.

(Eine kirchengeschichtliche Studie.)

Die verachtete und verfolgte Secte der Galiläer war eine Macht geworden, zu welcher der Staat von Constantins Zeit an eine andere Stellung einnehmen mußte als vorher. Beiden Theilen war nicht von vornherein klar, welches die rechte war. Die Gefahr war gleich groß, wenn der Kaiser als *pontifex maximus* mit dem Schwanz seiner Beamten in die Kirche einzog, um die Stelle des Davidssohnes einzunehmen, und wenn der christliche Clerus, die Vorrechte des heidnischen Priesterthums sich aneignend, den weltlichen Arm sich zu falschen geistlichen Plänen dienstbar machte und eine Mittlerschaft zwischen Gott und Menschen beanspruchte. Cultus und kirchliche Verfassung mußten sich von selbst etwas anders gestalten als

in den Tagen der Wüste; da war guter Rath oft sehr nöthig. Die Bosheiten der Irrgeister (Offenb. 8 und 9) verstummten aber auch nicht, sondern ließen sich in ruhigen Tagen um so lauter hören, so daß die Kirchengeschichte des vierten und fünften Jahrhunderts von den schwersten Lehrkämpfen berichtet. In allen jenen Kegern, welche dem Johannes unter drei Bildern vorgestellt worden waren (Cap. 8, 7—11.), begegneten uns auch solche unsaubere Geister, welche an der Lehre Balaams hielten (Cap. 2, 14.), mit der Welt hurten und eine Union der Kirche mit dem gestürzten Heidenthum oder seiner Philosophie suchten, bis daß sie einen Hagelschlag über den neu aufblühenden Garten Gottes brachten (Cap. 8, 7.) oder wie Arius die Weltmacht mit brennendem Eifer erfüllten und das Meer der Welt wieder mit Zeugenblut färbten (B. 8. f.), oder den giftigen Wermuthstern der fleischlichen Weisheit und heidnischen Philosophie über alle Süßwasser der Lehre und Erkenntniß zum Verderben führten (B. 10. f.). Zudem regte sich auch die falsche Prophetin Isebel, die große Hure Rom, jetzt etwas mehr, obgleich die Tiefe des Satans unerkannt blieb (Cap. 2, 20—24.). Damit hing von selbst zusammen, daß die pelagianische Verfinsternung der Sonne der Gerechtigkeit nebst der Verfinsternung der Kirche und des Sternenkranzes ihrer Lehrer immer mehr zunahm (Cap. 8, 12. f.), wenn auch der geweissagte Apollyon mit seinem Wehe (Cap. 9, 1. ff.) noch künftig war. Auf eine nahe Zeit der Wendung wiesen alle mit der Völkerwanderung beginnenden Zeichen und Gerichte Gottes über die absterbenden Völker der alten Welt und die damit zugleich sich eröffnende große Missionszeit, in welcher der junge Most neue Schläuche suchte. Die Kirche bedurfte um so mehr solcher Männer, deren Zeugniß als Licht auf dem Wege leuchtete. Das vierte und fünfte Jahrhundert hatte auch Männer wie Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Hilarius, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus u. a., deren Lebensgeschichte ein gutes Stück Kirchengeschichte in sich faßte. Wir gedenken des Ambrosius besonders, weil in diesem Jahre ein und ein halbes Jahrtausend seit seinem Eingang zur Herrlichkeit des Herrn verfloßen ist.

Ambrosius war zwischen 333 und 340 aus einer angesehenen römischen Familie geboren. Sein Geburtsort war nach allgemeiner Annahme Trier, wo sein Vater als Oberstatthalter der gallischen Provinzen residirte. Er hatte zwei ältere Geschwister, Marcellina und Satyrus. Der christliche Glaube war in seiner Familie schon im dritten Jahrhundert eingekehrt. Seine Großtante Soteria war unter Diocletian zur Märtyrerin geworden. Er blieb aber ungetauft in seiner Kindheit. Als er noch in der Wiege lag, setzte sich ein Bienenschwarm um seinen Mund, während sich die Eltern in der Halle des Palastes ergingen, und der Vater ließ die Thiere nicht wegschlagen, sondern sprach: „Wenn das Kind leben bleibt, so wird etwas Großes aus ihm werden.“ Später sah man in diesem Erlebnisse das Vorzeichen

einer lieblichen Redegabe, unter Berufung auf Sprüchw. 16, 24. Sein Vater starb um das Jahr 350. Die Mutter zog sammt den Kindern nach Rom, wo viele kirchliche Männer in ihrem Hause verkehrten. Ambrosius widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, während seine Schwester Marcellina Ehelosigkeit gelobte. Scherzend hielt der Jüngling, als er die Hände der Bischöfe küssen sah, einer Freundin seiner Schwester auch seine Hand hin und sprach: „Küsse mir auch die Hand; ich werde auch einmal Bischof werden.“ Nach vielen Jahren traf er sie in Rom wieder und erinnerte sie an diesen Scherz. Zunächst sah es nicht darnach aus, daß aus dem Studenten ein Bischof werden sollte. Er hatte meist heidnische Lehrer zu seiner Ausbildung für den höheren Staatsdienst. Der junge Jurist that sich bald als Sachwalter und Redner hervor, so daß Probus, der Oberstatthalter Italiens, auf ihn aufmerksam wurde und ihm im Jahre 370 die Statthaltertschaft von Ligurien und Aemilien übertrug. „Gehe als Bischof, nicht als Richter“, ermahnte ihn Probus, als er ihn nach Mailand, seinem künftigen Statthalterfisz, entließ. Es sollte sich das Wort noch anders erfüllen, als Probus meinte.

Den Bischofsstuhl von Mailand hatte der Arianer Augustinus inne, seitdem der rechtgläubige Bischof Dionysius von dem Kaiser Constantius in die Verbannung geschickt worden war. Augustinus war für die Reste des Arianismus im Abendlande ein Mittelpunkt. Als er im Jahre 374 gestorben war, ging es bei der neuen Bischofswahl so hart her, daß ein Aufruhr drohte. Amtshalber ging Ambrosius in die Kirche und ermahnte zur bürgerlichen Ruhe. Ein Kind, dem der rebende Statthalter aufstell, rief: „Ambrosius Bischof!“ und es schallte mit Jubel weiter unter Katholiken und Arianern: Ja, Ambrosius soll Bischof sein! Ambrosius Bischof! Der Mann im Staatskleide galt allgemein als von Gott bezeichnet, obgleich er nicht wußte, wie ihm geschah, sondern seine Wahl für eine Vergewaltigung hielt. Er berief sich darauf, daß er noch Katechumene sei und erst der Taufe warte; — umsonst! Seine Wahl war gegen die Sitte, wonach der Weg zum Bischofsamte erst durch niedere Aemter ging. Er verließ die Kirche mit dem Entschlusse, bis aufs Aeußerste zu widerstreben. Umsonst aber versuchte er, sein Leben und seine Amtsführung vor dem Volke zu verdächtigen, indem er sich bald den Schein der Grausamkeit gab, bald Buhldirnen in sein Haus kommen ließ; das Volk rief: „Deine Sünde über uns!“ Man berichtete dem Kaiser, der sich nur darüber freute, daß sein Statthalter solche Liebe und Ehre genoß und die Wahl billigte. Ambrosius wollte nach Pavia entfliehen, verirrte sich aber und kam wieder nach Mailand zurück. Er machte noch einen letzten Versuch und hielt sich in dem Landhause eines Freundes verborgen, der aber seinen Aufenthalt verrieth. Nun wollte er den Willen Gottes nicht mehr verkennen, sondern ergab sich in die wunderbare Führung. Er wurde sogleich getauft, und acht Tage darnach ordinirt. Basilius von Cäsarea schrieb ihm: „Wir preisen Gott, daß er zu allen

Zeiten diejenigen erwählt, die ihm gefallen. Er erwählte einst einen Hirten und setzte ihn zum Herrscher über sein Volk. Moses wurde, als er die Ziegen hütete, vom Geiste Gottes erfüllt und zur Würde eines Propheten erhoben. In unsern Tagen aber sendete er sich aus der königlichen Stadt, aus der Hauptstadt der Welt, einen Mann erhabenen Gemüthes, ausgezeichnet durch edle Geburt und Glanz des Reichthums und durch eine Beredtsamkeit, worüber die Welt erstaunt, und der alle diese irdischen Herrlichkeiten verschmäht und sie als Schaden erachtet, damit er Christus gewinne, und der das Steuerruder eines großen, durch seinen Glauben berühmten Schiffes der Kirche zu leiten übernimmt. So fasse denn Muth, o Mann Gottes!" (Böhringer: Kirche Christi. 1845. Bd. I, Abt. 3, S. 4 f.)

Ambrosius wollte nun auch ganz Bischof sein. Um in seinem Amte nicht gestört zu werden, vertheilte er seine Besizungen unter die Armen, die er seine Verwalter und Schatzmeister nannte, und behielt sich nur für seine Schwester eine Rente vor, die er der Verwaltung seines Bruders Satyrus unterstellte. Sein Erstes war, daß er das Lehren zu lernen anfing und sich von dem Presbyter Simplicianus, seinem künftigen Nachfolger, in der heiligen Schrift und den Kirchenvätern, besonders den Schriften des Clemens von Alexandria, Origenes und Basilius, unterweisen ließ. Zum Priesteramte sei er genöthigt worden, schrieb er in seinen drei Büchern *de officiis*; da könne man dem Lehren nicht entgehen, sondern müsse durch das Lehrstudium lernen; „denn Einer ist der wahre Lehrmeister, der allein nicht gelernt hat, was er alle lehren sollte; die Menschen aber lernen vorher, was sie lehren mögen und empfangen von ihm, was sie andern geben sollen. Mir ist das nicht einmal widerfahren. Weggerissen von den Gerichten und Verwaltungssämtern zum Priesteramte, fing ich an, euch zu lehren, was ich selbst nicht gelernt hatte. Ich mußte also zugleich lernen und lehren, weil die Zeit fehlte, vorher zu lernen“. War dann schweigen nicht besser als reden, welches so große Gefahr mit sich führt? „Es gibt eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden; und wenn wir von dem unnützen Worte Rechenschaft geben müssen, so laßt uns zusehen, daß wir sie nicht auch geben müssen für unnützes Schweigen. . . Darum laßt uns wachen über unser Herz; laßt uns wachen über unsern Mund; denn beides steht geschrieben.“ (Ambrosii Opera, per Erasmus etc. denuo emendata. Basil. 1538, tom. I, S. 1 f.) Er predigte, was unter den italienischen Bischöfen etwas Seltenes war, jeden Sonntag, oft auch zweimal. Die Verhältnisse zogen ihn in eine ausgebehnte literarische Thätigkeit hinein. In allem aber, im Studium, im stillen Gebete, in amtlichen Besuchen und seinem ganzen Verkehre, gewöhnte er sich an die strengste Ordnung. Sein beschauliches Leben hatte zu viel klösterlichen Anstrich. Es war des Fastens mehr, als dem Zwecke des Neuen Testaments entsprach. In seinem Amte wollte er sich aber vor Einmischung in alles hüten, was dem bischöflichen Verufe fern liegt. So machte er sich's zur Regel, nicht um Hofgunst zu

buhlen, niemand zu Staatsämtern zu empfehlen, keinen Ehefister abzugeben u. dgl. Für Amtspflicht hielt er es jedoch, sich in Unglücksfällen als Gottes Gesandten anzusehen; für Arme, Unschuldige, zum Tode Verurtheilte zu intercediren, mochten sie Gemeindeglieder oder Fremde, Christen oder Heiden sein. Schon bald nach seiner Wahl machte er den Kaiser Valentinian I. auf Unordnungen in der Strafrechtspflege aufmerksam, worunter die Armuth leiden müsse. Der Kaiser antwortete ihm: „Schon seit lange her ist mir deine Freimüthigkeit bekannt; dennoch habe ich, ungeachtet derselben, deiner Wahl mich nicht widersezt, vielmehr habe ich solche durch meine Zustimmung bestätigt. Fahre fort, gegen die Krankheiten unserer Seelen die Arzneien anzuwenden, die das Gesetz Gottes vorschreibt.“ (Böhringer. Ebd. S. 12.)

Gehen wir auf seine kirchliche Thätigkeit näher ein, so finden wir in ihm einen treuen Zeugen gegen das absterbende Heidenthum und den tückischen Arianismus, sowie einen Mann Gottes wider die Weltmacht, wenn sie in der Kirche wie der gekrönte siebentköpfige Drache auftreten wollte (Offenb. 13, 1—10.), so wenig er auch noch die Regungen des dem Lamm gleichenden geheimnißvollen Thieres (B. 11—18.) erkannte. In der Ausgestaltung des öffentlichen Gottesdienstes aber hat er sich ein besonderes Verdienst erworben. Seine Theologie war eine Vorstufe der Augustinischen.

Unter dem Kaiser Valens I. bekam das Heidenthum zuerst den Namen der Bauernreligion (paganismus), obgleich es in höheren Ständen noch viele Vertreter hatte und auch die christlichen Kaiser sich bei ihrer Krönung bis jetzt außer dem Titel der pontifex maximi noch das Gewand der heidnischen Oberpriester aufhängen ließen. Gratian war der Erste, der es (im Jahre 375) als seinem christlichen Gewissen widerstrebend erklärte, sich also einkleiden zu lassen, sich aber den Titel noch gefallen ließ. Die Heiden bettelten bald für ihre Götter um mehr Gunst. Im römischen Senatssaale stand ein Altar der Göttin Victoria, vor welchem die heidnischen Senatoren zu schwören und worauf sie Weihrauch zu streuen und zu opfern pflegten. Constantius hatte ihn abbrechen, Julian wieder aufrichten lassen, Jovian und Valentinian I. nichts geändert. Gratian ließ ihn fortschaffen und entzog den heidnischen Priestern und Vestalinnen den Staatsunterhalt nebst andern Privilegien. Auch die liegenden Tempelgüter confiscirte er und nahm den Priestercollegien das Recht, Vermächtnisse von liegenden Gründen anzunehmen. Darüber erhob sich große Klage. Eine Gesandtschaft der heidnischen Senatoren und altrömischen Heidenfamilien, an deren Spitze der Redner Symmachus stand, flehte den Kaiser an für die Victoria. Ambrosius aber übergab die Bittschrift der Gesandtschaft des christlichen Senatstheils, welcher erklärte, er könne den Senat nicht mehr mit gutem Gewissen betreten, wenn das Gözenbild wieder aufgerichtet würde. Gratian wies die heidnische Forderung ab. In der

Hungerstoth des folgenden Jahres (383) sahen die Heiden die Rache der Götter, und Symmachus schrieb: „Götter der Väter! Schafft Gnade für eure vernachlässigten Heiligthümer. Vertreibt den erbärmlichen Hunger. So schnell als möglich rufe unsere Stadt zurück, die sie wider Willen entlassen hat. Was Menschenhülfe übersteigt, das lasse man die Götter besorgen.“ Die Landesnoth wurde noch größer. Der Aufrührer Maximus erschlug im Jahre 383 den verrathenen und verkauften Kaiser Gratian. Valentinian II. war noch unmündig und war dem Usurpator nicht gewachsen. Symmachus, nun Roms Präfect, kam jetzt (384) mit einer neuen Schußschrift für die Götter, welche ohne Wissen des christlichen Theils des Senats eingereicht wurde, und deren Verlesung im kaiserlichen Staatsrathe großen Eindruck machte. Darin heißt es: „Wir fordern den Religionszustand zurück, der dem Staate lange genützt hat. . . . Wer ist den Barbaren so zugethan, daß er den Altar der Siegesgöttin nicht wieder wünscht? Wir sind vorsichtig für später, und vermeiden üble Vorbedeutungen; so gebe man doch wenigstens dem Namen die Ehre, welche der Gottheit verweigert worden ist. Viel ist Eure Majestät (eigentlich aeternitas) der Victoria schuldig und wird ihr noch mehr schulden. Mögen von dieser Macht sich abwenden jene, denen sie noch nichts genützt hat; Ihr aber wollet nicht den gnädigen Siegeschuß von Euch stoßen. Allen ist diese Gewalt erwünscht; niemand weigert sich doch, eine Macht zu ehren, von der er bekennt, daß sie wünschenswerth ist. Und wenn Ihr nicht mit Recht diese schlimme Bedeutung scheuet, so ziemte sich's wenigstens, die Hand von dem Schmucke der Curie zu lassen. Gestattet, ich bitte Euch, daß wir das, was wir als Knaben überkommen haben, als Greise unsern Nachkommen zurücklassen. Die Liebe zur Gewohnheit ist groß. Mit Recht hat die That des göttlichen Constantius nicht lange bestanden. Ihr solltet alle Beispiele meiden, von denen Ihr gelernt habt, daß sie bald entfernt wurden. Wir sind um die Ewigkeit Eures Rufes und Namens besorgt, daß eine künftige Zeit daran nicht etwas zu mäkeln finde. Wo sollen wir auf Eure Gesetze und Worte schwören; durch welche Religion soll ein falscher Sinn erschreckt werden, daß er in Zeugnissen nicht lüge? Alles zwar ist Gottes voll und für den Treulosen gibt es nirgends einen sichern Ort; aber zur Furcht vor dem Uebelthun vermag sehr viel, wenn man auch durch das Dasein der Religion in die Enge getrieben wird. Jener Altar bewahrt die Einigkeit aller; jener Altar kommt der Treue der Einzelnen zu gut, und nichts Anderes verschafft unsern Beschlüssen mehr Autorität, als daß alles gleichsam ein geschwornener Stand beschließt. Jetzt wird den Meinen ein entweihter Platz offen stehen; und das sollten meine gnädigen Fürsten für annehmbar achten, die durch den öffentlichen Eid geschützt werden?“ Nun folgt die Warnung, hierin dem Constantius nicht zu folgen, der übrigens doch sonst jedem seinen Gott gelassen habe. Man solle überhaupt nie vergessen, daß die Nationalgötter verschieden sein müssen wie die Seelen, je nach den Segnungen,

durch welche sie die Völker an sich gekettet haben. „Denn da aller Verstand hierüber im Dunkeln ist, woher kommt richtiger eine Erkenntniß der Götter als aus der Erinnerung und den Denkmalen glücklicher Ereignisse? Schon wenn langes Alter den Religionen Autorität schafft, so muß man so vielen Jahrhunderten Treue bewahren und unsern Eltern folgen, welche auch den ihrigen glücklich nachgefolgt sind.“ Symmachus läßt dann die alte Roma sprechen, wie sie von ihren Fürsten Achtung für ihre Jahre und ihre väterlichen Gottesdienste fordert, deren auch sie sich nicht schämt. „Dieser Cultus hat mir die Welt unterworfen. Diese Heiligthümer haben den Hannibal von den Thoren, die Gallier vom Capitol zurückgetrieben. So lange nun bin ich bewahrt worden, um im hohen Alter gemäßregelt zu werden (wie ein altersschwaches Weib)! Soll ich sehen, was man meint einrichten zu müssen? Traurig und schmachvoll ist jedoch das Herumflücken an dem Greisenalter. Wir bitten darum für die väterlichen Götter, für die Götter, die Frieden bedürfen. Es ist billig, daß man das, was alle ehren, für Eines halte. Wir betrachten dieselben Sterne; der Himmel ist uns gemein; dieselbe Welt schließt uns in sich. Was liegt also daran, mit welcher Klugheit jeder nach dem Wahren forscht! Auf einem Wege kann man doch nicht zu dem so großen Geheimnisse gelangen, sondern diese Disputation ist für Müßige. Wir bieten jetzt nicht Kämpfe an, sondern Bitten.“ Er sucht dann zu zeigen, daß die Prærogativen der vestalischen Jungfrauen mit schlechtem Gewinn „für das heilige Aerar“ eingezogen werden, da sich der Fiscus wohl durch Beute von Feinden, aber nicht durch den Schaden der Priester mehren soll, deren beneficia durch das Alter eine Schuld geworden sind. Undank fromme dem Staate nichts, sondern bringe nur Unglück über das Land, wie die Hungersnoth der letzten Zeit, welche nicht von der Erde und nicht von den Gestirnen herrühre, sondern von der Verachtung der Götter und dem Frevel an ihren Dienern. Was der Religion verweigert werde, müsse alles zu Grunde gehen, es sei Eiche oder Wurzel. Man habe nie solche Noth erlebt, so lange der Staat das öffentliche Wohl durch Pflege der Heiligthümer wahrnahm. Darum mache man alles wieder gut und lasse sich kein Gewissen aus der Unterstützung des Götterdienstes machen. „Wir fordern jenen Religionszustand, welcher dem göttlichen Urheber Eures Stammes zum Reiche verholfen, welcher dem glücklichen Fürsten rechtmäßige Erben verschafft hat“ (die dem Gratian fehlten). „Jener göttliche Senior sieht aus der Sternenburg auf die Thränen der Priester und hält sich verschuldet durch die gefränkte Sitte, die er selbst gern bewahrt hat. Thut das für Euren göttlichen Bruder (Gratian), daß Ihr den fremden Rath verbessert und die That zudeckt, von der er nicht gewußt hat, daß sie dem Senate mißfiel.“ (Ambrosii Opp., tom. III, p. 137 ff.)

Ambrosius hörte von diesem Ringen des im Todeskampfe liegenden Heidenthums und richtete sofort eine Eingabe an den Kaiser. Darin beschwor er ihn bei dem Andenken seines Bruders und seines Vaters, er möge

nicht zum Verleugner werden. Man könne nur dem wahren Gott, dem Gott der Christen dienen, wenn man sein Heil wirklich sucht. Wer ihm dient, könne keine Heidenaltäre bauen. Von einem christlichen Kaiser sollten solches die Heiden ja gar nicht erwarten, welche, so lange sie die Gewalt besäßen, weder der Christen Blut noch Kirchen schonen und erst kürzlich unter Julian den Christen das Recht zu reden und zu lehren nehmen wollten. „Die Verdienste berühmter Männer rathe ich auch zu berücksichtigen; aber daß Gott allen vorzuziehen ist, ist gewiß.“ Hier habe der junge Kaiser nur auf Gott zu hören und auf keinen andern Rathgeber. „Ihr zwingt jenen Unwilligen nicht zu einem Gottesdienste, den er nicht will; ebendaselbe muß Euch auch gestattet sein, o Kaiser.“ Nur nicht dem bösen Rathe von Namenschristen gefolgt, welche des Gözenopfers theilhaftig werden! Christliche Senatoren müßten eine Glaubensverfolgung darin sehen, wenn man sie zwingt, am Gözendienste theilzunehmen und vor dem Heidenaltar zu schwören. Die Bittschrift komme noch dazu von der Minorität des Senats, welche die christlichen Gewissen der Majorität tyrannisieren wolle. Uebrigens handle es sich hier um Religionsangelegenheiten, deren obrigkeitliche Entscheidung die Bischöfe nicht gleichgültig mit ansehen könnten; denn der Kaiser sei ein Glied der Kirche. Wie könnten sie ihn als Christen ansehen, wenn er hier den Heiden ihren Willen thue und den Götzen einen Triumph anrichte? „Du magst zur Kirche kommen, aber du wirst dort keinen Priester finden, oder nur einen, der dir widersteht. Was willst du dem Priester antworten, welcher zu dir spricht: Deine Gaben begehrt die Kirche nicht, weil du der Heiden Tempel mit Gaben geschmückt hast! Christi Altar verschmäht deine Geschenke, weil du den Götzen einen Altar gebaut hast. Deine Stimme, deine Hand, deine Unterzeichnung ist ja dein. Deinen Gehorsam verachtet und verwirft der Herr Jesus, weil du den Götzen gefolgt bist; denn er spricht: Ihr könnt nicht zwei Herren dienen. . . . Was wirst du antworten auf diese Worte: Du bist als Knabe gefallen? Jedes Alter ist Christo vollkommen. Jede gotterfüllte Kindheit des Glaubens wird angenommen. Auch die Kleinen haben Christum mit fröhlichem Munde wider die Verfolger bekannt.“ Flehentlich bat Ambrosius den jungen Kaiser, wider die Heiden und falschen Christen festzustehen. (Ebd. S. 134 ff.) Auf seine Bitte wurde ihm die Eingabe des Symmachus mitgetheilt, die er sodann in einer Gegenschrift Punkt für Punkt widerlegte. Zuerst bat er, nicht auf die Eleganz der Worte, sondern das Gewicht der Sache zu sehen; denn echtes Gold sei bei Heiden nicht zu finden. Auf die der alten Roma in den Mund gelegten kläglichsten Bitten um Wiederherstellung des Gözendienstes, der sie so groß und stark gemacht habe, geht er zunächst näher ein, um die Schwachheit der Behauptungen nachzuweisen. Hannibal, gegen den die Waffen der Götter gewesen sein sollen, obgleich er ihnen auch diente, habe doch lange über die römischen Heiligthümer triumphirt, und die Gallier wären bis ins Heiligthum des Capitols gedrungen,

wenn die Gänse sie nicht verrathen hätten. „Wo war denn Jupiter damals? Redete er in der Gans?“ Nicht in Thieresblut und Götzendienst, sondern in der Tapferkeit seiner Krieger lag Romas Kraft. Der Fall in Götzendienst, den sie mit allen Barbaren gemein hätte, thue ihr jetzt leid; aber — läßt er sie reden — „ich erröthe nicht, mit dem ganzen Erdkreise in alten Tagen mich zu belehren. Es ist gewiß, daß kein Alter zum Lernen zu spät ist. Erröthe doch das Alter, daß sich nicht bessern will!“ „Das Geheimniß des Himmels lehre mich Gott selbst, der ihn geschaffen hat, und nicht der Mensch, der sich selbst nicht kennt! Wem soll ich mehr über Gott glauben als Gott selbst? Wie kann ich euch glauben, die ihr nicht einmal zu wissen bekennt, was ihr verehrt? Auf einem Wege, sagt ihr, kann man zu dem so großen Geheimnisse nicht gelangen. Was ihr aber nicht wisset, das haben wir durch Gottes Wort erkannt. Was ihr in dunkeln Vermuthungen suchet, das haben wir ganz gewiß aus Gottes Weisheit und Wahrheit selbst. Darum ist euch und uns nichts gemein. Ihr beschwört die Kaiser um Frieden für eure Götter; wir bitten Christum um Frieden für die Kaiser selbst. Ihr betet eurer Hände Nachwerk an; wir achten es für Sünde, irgend etwas, das gemacht werden kann, für Gott zu halten.“ Wie thöricht, daß ihnen Christi Tod anstößig sein kann, während ihnen jedes Holz als Gott angepriesen werden darf! Sogar ein christlicher Kaiser soll ihren Bildern noch einen Altar bauen, während es noch keinem heidnischen Kaiser einfiel, Christo einen Altar zu errichten. — Wenn Ambrosius dann auf die Ungerechtigkeit zu sprechen kommt, die an den Vestalinnen und Heidenpriestern begangen sein sollte, so hebt er zuerst den Unterschied hervor zwischen dem Christenthum, das seine Leute zum Entsagen und Aufopfern fähig mache, und dem Heidenthum, das nur durch äußere Mittel existire und, wenn diese nachließen, in den letzten Zügen läge. „Wir rühmen uns des Bluts; jene rührt ein mäßiger Verlust. Wir halten es für Sieg; jene für Unrecht. Niemals haben sie uns mehr genützt, als wenn sie Christen geißeln, verfolgen oder tödten ließen. Seht da den Unterschied. Durch Ungerechtigkeiten, Mangel und Hinrichtungen sind wir gewachsen; jene glauben, daß ihre Ceremonien ohne äußerlichen Gewinn nicht bestehen können.“ Den vestalischen Jungfrauen, welche für ihre Ehelosigkeit Staatslohn für unentbehrlich erklärten, stellte er die Schaar der christlichen Jungfrauen entgegen, welche freiwillige Ehelosigkeit gelobten, ohne einen Gewinn zu suchen. Den Heidenpriestern, welche über das Ausbleiben der öffentlichen Einkünfte klagten, obgleich ihnen Privatgehälter und Erbschaften von Privatpersonen anzunehmen nicht verwehrt war, hielt er vor, daß die christlichen Priester lange nicht besäßen, was jene hätten; aber noch nie geklagt hätten. Wenn man sich auf den Rechtsstandpunkt stelle, so müsse er sagen: „Wie kommt's, daß sie erst jetzt auf die Forderung der Gerechtigkeit gerathen? Kommt ihnen jetzt erst die Billigkeit in den Sinn? Wo war sie doch damals, als den Christen ihre Güter entzogen, ihr Leben

genommen, ja, sogar das einfachste Begräbniß versagt wurde?" Die Kirche besitzet für sich nichts als den Glauben; alle zeitlichen Güter habe sie nur zum gemeinen Wohl, zur Versorgung der Armen. — Was die Rache der Götter betrifft, die in der Hungernöth offenbar geworden sein sollte, so verwundert sich Ambrosius, daß diese dämonische Rache so bald nachlasse, indem auf die Hungernöth die reichste Ernte folgte, ohne daß der Gottesdienst erneuert wurde. Er höhnt, warum die Götter so spät an die Rache gedacht hätten, während der heidnische Cultus doch nicht jetzt erst, sondern schon längst abgeschafft sei. Es sei auch wunderbar, daß sie durch die Handvoll lamentirender Stadtpriester von Rom und wegen der zurückgehaltenen Staatsgelder so böse geworden sein sollen, daß sie plötzlich auf die Unschuldigen losschlugen, während sie ganz kalt und fühllos gewesen seien, als einst ihre Tempel haufenweise geschlossen wurden. Man solle diese wunderlichen Käuze nur zürnen lassen; Christen kennen schon den Regierer aller Dinge. Protestiren müsse man nur gegen den Wunsch des Symmachus: „Mögen sie euch vertheidigen, von uns verehrt werden!“ Wir brauchen sie nicht. Sie sollen erst sich selbst und die Ihrigen schützen und versorgen, wenn sie können. Man klagt über das Verlassen des väterlichen Ritus; wohl, so mögen die Götter sich damit beschäftigen und sich offenbaren, wenn sie können! Ambrosius ermahnt zuletzt nochmals, daß man die Todten begraben sein lasse und ja nicht das für Christen unerträgliche Aergerniß im Senate wieder aufrichte. (Opp., tom. III, p. 139—145.) Seine Stimme drang durch. Die Heiden wurden abgewiesen. Unter Theodosius machten sie im Winter 388 auf 389 noch einen letzten Versuch, nachdem ihnen der Usurpator Maximus günstige Zusagen gemacht hatte. Auf des Ambrosius ernstlichste Vorstellungen hin erklärte ihnen Theodosius aber, daß er ihrem Gesuche nicht widerfahren könne. Die Todtengräber standen bereit, um das Aas zu verscharren. (Schluß folgt.)

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die Lehr- und Bekenntnißstellung des General Council. Das General Council war Mitte October zu Erie, Pa., versammelt. Der Präsident, Pastor Dr. G. F. Moldehnke, gedenkt in seinem Bericht auch der „missourischen Synodalconferenz“. Er sagt, daß das Council zur Synodalconferenz „trotz alles Verlangens nach Einigkeit eine abwartende“ Stellung einnehme. „Wir warten“, lautet die Begründung, „bis durch Gottes Gnade dieser fanatische Geist gewichen sein wird, der nicht im Stande ist, solchen, die treu und fest zu sämmtlichen Bekenntnissen unserer Kirche stehen, die Bruderhand zu reichen.“ Das ist eine schwere Anklage. Man erlaube uns dagegen die folgenden Bemerkungen: Die Stellung des Council zum lutherischen Bekenntniß ist diese: Es bekennt sich in seinem Bekenntnißparagraphen allerdings zu sämmtlichen Bekenntnissen der lutherischen Kirche. Aber die im Council thatsächlich im Schwange gehende

öffentliche Lehre stimmt so wenig durchweg mit dem lutherischen Bekenntniß überein, daß bis auf die neueste Zeit Lehren des lutherischen Bekenntnisses bekämpft und öffentlich verworfen werden. Auch der Präsidial-Bericht selbst ist hierfür wieder ein Beleg. Er bezeichnet z. B. die Lehre der Synodalconferenz von der Prädestination als „im Grunde calvinisch“. Nun ist aber die so bezeichnete Lehre nicht nur in rebus, sondern auch in phrasibus die Lehre des ersten Artikels der Concordienformel. Im Bericht des Präsidenten des Council wird also factisch eine Lehre des lutherischen Bekenntnisses als Irrthum verworfen. Wir nehmen keineswegs an, daß dies bewußt und aus bösem Willen geschieht, sondern suchen die Ursache in der theologischen Unkenntniß seitens des Präsidenten des Council. Aber die Thatsache bleibt bestehen, daß aus dem Council heraus Lehren des lutherischen Bekenntnisses, zu welchem man „treu und fest“ stehen will, bekämpft werden, und zwar officiell, im Bericht des Präsidenten! Und noch andere sehr böse Dinge sind in diesem Jahre im Council vorgekommen. In der theologischen Quartalschrift, „The Lutheran Church Review“ (Aprilheft), wird in einem polemischen, gegen „Missouri“ gerichteten Artikel klar und rund die Vollkommenheit und Klarheit der Heiligen Schrift gelehnet. Da kommen Sätze vor, wie diese: „Die Schrift ist nicht die einzige Quelle“ der Religion (S. 321), „die Stellung der Missouri-Synode ist irrig, weil sie thatsächlich annimmt, daß die Wahrheit in der Schrift so klar offenbart ist, daß auch nicht einmal die Möglichkeit des Zweifels für ein aufrichtiges Gemüth vorhanden ist. Das ist einfach nicht der Fall. . . . Nicht eine einzige der großen Lehren ist so unbestreitbar (indisputably) in der Schrift offenbart, daß nicht Fragen in Bezug auf sie erhoben werden könnten.“ (S. 326.) Das sind wahrlich grobe Brocken! Und der Redacteur des „Lutheran“, des officiellen englischen Organs des Council, bezeichnete den Artikel, in welchem die eben angeführten Auslassungen vorkommen, als „eine der gewaltigsten Anklagen der Missouri-Synode, die je in einer englischen Zeitschrift gedruckt wurden (unquestionably one of the ablest arraignments of Missouri ever printed in an English periodical)“. Der Präsident des Council beklagt in seinem Bericht den Mangel an „Lehrzucht“ in der General-Synode. Er sagt: „Wir können und dürfen uns nicht mit ihr (der General-Synode) enger verbinden, so lange noch Leute in ihr sind, welche in offener Verwerfung von Fundamentalartikeln der Augsburgerischen Confession Lehrzucht an treuen Bekennern üben, während sie selbst in Lehrzucht genommen werden sollten.“ Dasselbe muß man aber auch noch immer vom Council sagen. Es fehlt im Council an der Lehrzucht. Es übt keine Lehrzucht an Männern in seiner Mitte, die offen lutherische Lehren verwerfen und solche Fundamentallehren des Christenthums, wie die von der Vollkommenheit und Klarheit der Schrift, in Frage stellen. Es ist zu einer Art fixen Idee im Council geworden, daß man die „gesunde Mitte“ in der Lehrstellung innehalte. Auch der Präsident sagt wieder in seinem diesjährigen Bericht: „Unserem General-Concil gehört die Zukunft, denn es steht im Centrum, gegenüber excentrischen Richtungen nach rechts und links.“ Aber das ist eine Phrase, mit der man sich selbst betrügt. Das Council steht nicht im „Centrum“, sondern nimmt noch immer eine schwankende Stellung ein. Es will gerne lutherisch sein, aber es weiß noch nicht recht, wie man das anzufangen hat. Neuerdings scheint auch die moderne theologische „Wissenschaft“ einigen leitenden Männern im Council gewaltig zu imponiren. Uns „Missouriern“ prophezeit man von dieser Seite wieder einmal den Untergang, weil wir die „Wissenschaft“ verachteten. Aber auch hier zeigt sich wieder das unsichere Umertasten. Man hat sich weder den Begriff der modernen wissenschaftlichen Theologie, noch den der alten Schrifttheologie klar gemacht. Das Resultat ist eine Theologie,

die als ein characterloses Mittelbing weder der Schrift, noch der modernen theologischen „Wissenschaft“ gerecht wird. Es ist uns wahrlich herzlich leid, daß wir diese Kritik am Council üben müssen. Wir möchten das Council viel lieber loben. Das weiß Gott! Im Council gibt es sicherlich eine ganze Anzahl Pastoren und viele, viele liebe Christen, die aufrichtig die lutherische Lehre meinen und ihr von Herzen zugethan sind. Aber wir sind schuldig, in unverblümmten Worten die Wahrheit zu sagen, wenn es sich um die Stellung des Council als kirchlicher Körperschaft handelt, und namentlich, wenn der Präsident des Council in seinem Bericht die „missourische Synodalconferenz“ angreift, die das durch Gottes Gnade ist, was das Council nach seinem Bekenntnißparagraphen sein will. F. P.

Der schwache Punkt bei den Pastoren unserer Zeit. Der methodistische „Christian Advocate“ von Nashville, Tenn., spricht sich über den „schwächsten Punkt“ in der protestantischen Kirche unserer Zeit aus. Er findet ihn darin, daß die Pastoren mehr nach Gelehrsamkeit (scholarship) als nach pastoraler Tüchtigkeit streben. Gelehrsamkeit sei der Söde der modernen Prediger; die eigentliche pastorale Arbeit, das Gewinnen von Seelen, trete in den Hintergrund. Hierdurch verliere die Kirche in unserer Zeit am meisten. Ein Wiederaufleben der echten Seelsorgergesinnung bei den Pastoren würde ein Wiederaufleben der Kirche zur Folge haben. Der „Christian Advocate“ hat sicherlich Recht. Aber warum geht das Streben der modernen Prediger vornehmlich dahin, als Jünger der „Gelehrsamkeit“ oder „Wissenschaft“ zu glänzen? Die sind vom Evangelium abgefallen, wenn sie es erkannt haben. Wer erkannt hat, daß nichts Anderes als die einfältige Predigt von Christo dem Gekreuzigten Menschen selig machen kann, der wird nicht von dem modernen Wissenschaftsschwindel fortgerissen, sondern beharrt sich die rechte, geistliche Nüchternheit. Uebrigens ist es lächerlich, wenn sich die Sectenprediger — und auch manche lutherische Prediger in der Generalsynode und im Council — „auf die Wissenschaft begeben“ wollen. Ihnen fehlt hierzu zumeist die nöthige formelle und sprachliche Vorbildung. Die ganze „Wissenschaft“ und „Gelehrsamkeit“ reducirt sich schließlich auf das Nachsprechen unverständener Phrasen. F. P.

II. Ausland.

Aus Berlin. Die Aufführung der Tragödie „Johannes“ von Sudermann im Deutschen Theater zu Berlin ist von dem Polizeipräsidenten versagt worden, weil öffentliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testaments „bestimmungsgemäß“ schlechthin unzulässig seien. Die Verfügung des Polizeipräsidenten gründet sich auf einen Ministerialerlaß, gezeichnet von dem Finanzminister Camphausen und dem Minister des Innern Grafen von Eulenburg vom 8. October 1876 (Ministerialblatt für die gesammte innere Verwaltung). In diesem Erlaß heißt es: „Für unzulässig müssen vom polizeilichen Standpunkte öffentliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testaments, namentlich aus Jesu Christi Lebens- und Leidensgeschichte, mögen sich die Darsteller als lebende Bilder oder in scenisch sich bewegender Handlung zeigen, schon deshalb erachtet werden, weil solche Darstellungen in einem großen Theile der Bevölkerung Anstoß erregen und die religiösen Gefühle vieler verletzen würden. Deshalb sind dergleichen Aufführungen schon durch die Circularerlasse des Ministers des Innern vom 29. Juli und 8. September 1817 allgemein untersagt und ist auch durch den an die Regierung der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen ergangenen Erlaß der Ministerien der Finanzen und des Innern vom 31. December 1868 die Ertheilung und Verlängerung von Gewerbebescheinen zu Passionspielen verboten worden.“ Was den Inhalt des Dramas „Johannes“ betrifft, so scheint

Sudermann seinen Stoff aus einem noch unbekanntem Evangelium entnommen zu haben. Johannes, der Liebling des niederen Volkes, ist ein grimmiger Feind der Römer und der bestehenden Obrigkeit. Er möchte am liebsten alles mit Feuer und Schwert vernichten. Sein Haß gegen Herodes hat keine Grenzen, ja, er hat schon den Stein in der Hand, um ihn nach dem König zu werfen und damit das Zeichen zu dessen Steinigung zu geben. Sehr unbequem kommt ihm die Lehre des auch von ihm verehrten Jesus von Nazareth, daß man seine Feinde lieben solle. Johannes geht schließlich nicht sowohl durch den Zorn der Herodias, als durch die Rachsucht von deren Tochter Salome zu Grunde, die in Johannes verliebt war und von ihm abgewiesen wurde. So Sudermanns „Johannes“. (A. G. L. R.)

Aus Schweden. Das kostbarste Buch in der königlichen Bibliothek zu Stockholm ist die sogenannte Teufels-Bibel (Gigas librorum). Diesen Namen hat die Handschrift von einem Widbe erhalten, das den Teufel mit doppelter Zunge und langen Klauen an den Händen und Füßen darstellt. Das Buch hat einen ungewöhnlichen Umfang; die 309 (ursprünglich 318) Seiten, jede von zwei Columnen, sind 90 Centimeter hoch und 50 Centimeter breit. Das Material besteht aus dickem, schön gearbeitetem Pergament, zu dem 160 ganze Efelaselle erforderlich waren. Die Dedel bestehen aus 4.5 Centimeter dicken, mit starken Beschlägen versehenen Eichenbrettern. Das Gewicht des Buches ist sehr beträchtlich. Bei dem großen Schloßbrande in Stockholm im Jahre 1697 mußte die Bibel aus dem Fenster geworfen werden, um sie zu retten; hierbei wurden die Dedel sehr beschädigt, deren Ausbesserung wurde aber erst im Jahre 1819 vorgenommen. An den alten Beschlägen kann man noch erkennen, daß das Buch früher angefettet gewesen ist. Dieses merkwürdige Buch, nebst einer Menge anderer, kaum weniger kostbarer Handschriften, u. a. der in der Bibliothek zu Upsala aufbewahrten Ulfilas-Bibel, wurden im Jahre 1648 bei der Erstürmung Prags durch die Schweden unter Königsmark erbeutet und der Königin Christine verehrt. Die Teufels-Bibel ist in der erwähnten Bibliothek in einem besonderen Schranke untergebracht. (A. G. L. R.)

Ueber den Jesuitenorden gibt die französische Zeitung „La Croix“ folgende Statistik: Er zählte 1696 14,251 Glieder, davon waren 6000 patres, welche Messen lesen, und 4416 Studenten und Novizen. In Deutschland zählte man 1662 patres und 1141 Studenten. In Spanien 1002 der ersteren und 1070 der letzteren. Ebenso entsprechend in Frankreich 1633 der ersteren und 684 der letzteren, in England 984 und 920, in Italien 789 und 601. Die societates Jesu ist eingetheilt in 22 Provinzen, welche die ganze Welt umfassen; von diesen ist Deutschland die stärkste an Zahl; es folgen dann die von Belgien, Arragonien und Castilien. Die Provinz Mexiko ist die letzte, mit 186 Gliedern der societates.

Aus Rußland. In letzter Zeit ist eine wichtige Entscheidung in Bezug auf den Religionsunterricht in den Gymnasien erfolgt. Aus einem der Lehrbezirke war an das Ministerium der Volksaufklärung die Frage gerichtet worden, ob es nicht anginge, für die Gymnasien die lutherische Religionslehre aus der Zahl der obligatorischen Lehrfächer zu streichen, und es den lutherischen Pastoren zu überlassen, den Religionsunterricht, sei es im Hause, sei es in der Sacristei, zu erteilen. Das Ministerium hat entschieden, daß das nicht zulässig sei. Den Gymnasialdirectoren liege nach wie vor auch in diesem Stücke die allgemeine Oberaufsicht ob, die genaue Controlle aber der an den Schülern erzielten Erfolge, sowie auch die Bestimmung der Lehrmethode sei Sache der Pastoren. Sollte sich aus irgendwelchen Gründen die Ertheilung des Religionsunterrichtes in russischer Sprache als unmöglich erweisen, so stehe seitens des Ministeriums dem nichts im Wege, daß der Unterricht in diesem Fache in deutscher Sprache gestattet werde. (A. G. L. R.)

Aus Dänemark. Die Frankfurter Zeitung bringt folgende Correspondenz aus Kopenhagen, welche charakteristisch ist für die Art und Weise, wie die heutigen Liberalen kirchliche Dinge beurtheilen: „Die hier herrschende pietistische Störung bringt eigenthümliche Erscheinungen hervor. Es ist noch nicht lange her, daß ein Prediger an der Westküste Zütlands, nach einer Strandung, bei welcher viele arme Fischer den Tod gefunden, dieses Unglück als eine Strafe des Himmels schilderte und den Familien der Ertrunkenen mit allen Qualen der Hölle drohte, wenn sie ihren Lebenswandel nicht änderten. Die Verkündiger der sogenannten ‚Inneren Mission‘ haben die unwissende Fischerbevölkerung des Landes mit ihren Hölle- und Brandpredigten so terrorisirt, daß die Leute sich jede Freude des Daseins versagen und ihre Zeit mit Psalmen- und Bibellese verbringen. Dieser Tage hat sich nun sogar hier in der Hauptstadt Folgendes ereignet: Ein junger Prediger ließ in einer der hiesigen Kirchen alle seine Confirmanden, Knaben und Mädchen, niederknien und feierlich schwören, daß sie nie tanzen, nie Karten spielen und nie ein Theater besuchen wollten. Dieses Verfahren des Predigers hat so großes Aufsehen und so große Indignation erregt, daß der Inspector der Schule, welche von den meisten der betreffenden Confirmanden besucht wird, bei der Oberschulbehörde eine Klage über den sonderbaren Eifer des jungen Predigers eingereicht hat. Das Traurigste ist jedoch, daß die ‚Innere Mission‘ so viele Anhänger gewinnt, daß sie Missionshäuser errichtet und durch die bedeutenden Geldmittel, über die sie verfügt, die Unbildsamkeit und den Aberglauben unter der Bevölkerung verbreitet. Nach einem dieser Tage veröffentlichten Berichte hat die ‚Innere Mission‘ 130 Prediger in ihrem Dienste; sie hat 240 ‚Missionsanstalten‘, sowie vier Hochschulen errichtet und im Laufe des letzten Jahres 33,440 Versammlungen gehalten und für 55,000 Kronen Predigten verkauft. Je ärmer die Bevölkerung ist, desto größer sind die Verehrungen, die die ‚Innere Mission‘ unter ihr anrichtet.“

Aus Palästina. In jüngster Zeit erregte die Auflehnung der hiesigen Juden gegen die Bestrebungen der „Londoner Missionsgesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden“ viel Aufsehen. Den ersten Anstoß hierzu gab die Eröffnung des neuen Hospitals dieser Missionsgesellschaft im Nordwesten außerhalb der Stadt. Dieselbe hatte ihr Hospital früher in der Stadt. Es wurde von den Juden gerne und viel besucht, erwies sich aber allmählich, weil zu klein und unpraktisch eingerichtet, als den vorhandenen Anforderungen nicht mehr genügend. Daher schritt man zu einem Neubau auf einem Landstück, das dieser Gesellschaft gehört, und auf dem neben einem Sanatorium auch ein Judenmädchen-Waisenhaus steht. Als das Hospital fertig war, wurde über dem Hauptportal in großer Schrift eingravirt: „Hospital der Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden.“ Das erregte unter den Juden großes Aergerniß. Die Rabbiner ließen in Folge dessen das Verbot ausgehen, daß bei Gefahr der Verbannung aus der jüdischen Gemeinde kein Jude das Hospital im Krankheitsfalle besuchen dürfe. Die Folge davon war, daß nicht nur keine Kranken in das Hospital kamen, sondern auch die gesammte jüdische Bedienung sich entfernte, und seitdem hat dasselbe nur ausnahmsweise wenige jüdische Kranke, die sich um das Drohen der Oberen nicht kümmern. Der ausgebrochene Sturm dehnte sich auch auf die übrigen Judenmissionsanstalten, besonders auf die Schulen aus. Davon weiß in erster Linie die Judenmädchenschule des englischen Bischofs zu erzählen, der unter lärmendem Auflauf von einer großen Schaar von Juden drei Mädchen mit Gewalt entrisen worden sind. Die hierdurch veranlaßten Verhandlungen zwischen dem englischen Consul und dem Gouverneur von Jerusalem hatten zur Folge, daß die Mädchen wieder in die Anstalt zurückgebracht werden mußten, aber nur um auf ordentlichem Wege ihre Entlassung zu erwirken. (M. E. L. R.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

November 1897.

No. 11.

Berein oder christliche Gemeinde?

Im Breslauer „Kirchenblatt“ vom 17. October dieses Jahres lesen wir u. a.: In der Christenheit unserer Tage zeigt sich überall ein Bestreben, einen Bund zu schließen, um wahrhaft christliche Zwecke besser erfüllen zu können. Der „Jugendbund für entschiedenes Christenthum“, der „Bund des weißen Kreuzes“ zur Bekämpfung der Unsitlichkeit, der „Bund des blauen Kreuzes“ zur Bekämpfung der Unmäßigkeit — das alles sind Vereinigungen, welche von ernstern, erweckten Christen eifrig empfohlen werden, und von denen ohne Zweifel auch mancher Segen schon ausgegangen ist. Ueber den „Jugendbund für entschiedenes Christenthum“ haben wir uns früher bereits ausgesprochen. Unsere Ausführungen sind nicht ohne Widerspruch aus den Kreisen dieses Bundes geblieben. Man hat uns mißverstanden, als verkenneten wir die edlen Zwecke dieses Bundes. In manchen Zuschriften wird uns versichert, daß man reichen Segen für den inwendigen Menschen von demselben gehabt habe. Wir sind weit entfernt, dies in Abrede zu stellen. Vielmehr freuen wir uns jeder Regung geistlichen Lebens, wo immer sie sich zeigt. Was wir bezwecken, ist allein dies: Bei Zeiten dieses Glaubensleben vor Abwegen zu bewahren und es vielmehr auf die Bahnen hinzuweisen, auf welchen es sich zu immer reicherm Segen entfalten kann. Diese Bahnen sind uns in der lutherischen Kirche, mit den Gnadenmitteln des lautern Wortes und Sacramentes längst gegeben, wenn sie nur recht gebraucht würden. Bund oder Kirche? — Warum rufen die Erweckten so laut: Bund, Bund! — Weil die Kirche so vielfach nicht leistet, was sie sollte. Der Vorwurf, den wir hier erheben, trifft in erster Linie die Staatskirchen; aber ausdrücklich wollen wir bemerken, daß wir auch die Glieder unserer Kirche nicht davon freisprechen. Auch da ist in den sechzig Jahren des Friedens nach außen eine große Laugigkeit im Innern eingerissen, und es thut dringend noth, daß wir bei Zeiten unsern Schaden erkennen, auf daß wir nach Offenb. 2, 5. handeln: „Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, und thue die ersten Werke.“ Doch so nach-

drücklich wir den Finger auf unsern Schaden legen, so entschieden müssen wir doch daran festhalten: Wo es recht steht, da bietet die theure lutherische Kirche alles das reichlich und übergenug, was man durch jene einzelnen „Bünde“ erreichen will.

Um dies zu beweisen, werfen wir einen Blick auf die zweite unter den aufgeführten Vereinigungen, den „Bund des weißen Kreuzes“. Er hat sich ein hoch bedeutsames Ziel gesetzt. Zum Schutz gegen die furchtbare Macht der Unsittlichkeit und zu ihrer Bekämpfung wurde er zuerst in England errichtet. Seit 1890 hat er in Deutschland festen Fuß gefaßt. In rascher Folge gewann er in 63 Städten Boden. Er umspannt jetzt unser ganzes Vaterland und wird mehr und mehr zu einer Macht, welche sich als starke Schutzwehr im sittlichen Leben unsers Volkes bewährt. Auch ein warmer Freund unserer lutherischen Kirche, der ehrwürdige Herr Pastor em. Dr. Siebel, ist ein eifriger Beförderer dieses Bundes. In einem tief ergreifend geschriebenen Aufruf an die Männerwelt ladet er zum Beitritt ein. Seine erschütternde Schilderung des furchtbaren Feindes, gegen welchen der Bund zu Felde zieht, wünschten wir in den Händen aller unserer Männer und Jünglinge.

Doch welches sind nun die Kampfmittel, die alle jener Aufruf vorschlägt? — Die mit heiligem Ernste für sich und andere darnach trachten, das Gebot Gottes zu erfüllen, „daß wir keusch und züchtig leben in Worten und Werken“, sollen sich zu einem Bunde sammeln, um in der deutschen Männerwelt die reine Gesinnung zu wecken und zu pflegen. Mitglied kann jeder werden, der seine lautere Gesinnung und den aufrichtigen Willen zur Ausübung eines keuschen Lebenswandels durch folgendes Gelöbniß bekundet: Ich N. N. übernehme mit Gottes Hilfe folgendes Gelübde: 1. Alle Frauen und Mädchen mit Achtung zu behandeln und sie vor Unrecht und Herabwürdigung jeglicher Art nach Kräften zu beschützen. 2. Alle unzüchtigen Redensarten, zweideutigen Scherze und Geberden zu unterlassen. 3. Das Gesetz der Keuschheit als gleich bindend für Mann und Weib anzuerkennen. 4. Diese Grundsätze unter meinen Altersgenossen zu verbreiten und auch auf meine jüngern Brüder zu achten und ihnen zu helfen. 5. Gottes Wort und Sacrament fleißig zu benutzen, um das Gebot erfüllen zu können: Halte dich selbst keusch. — Der Aufnahme in den Bund soll immer ein Einzelgespräch mit dem Vorsteher vorangehen, auf welches ein ganz besonderes Gewicht zu legen ist. Da soll seelsorgerlicher Rath ertheilt werden, wie man rein werden und Frieden mit Gott erlangen kann. Die Aufnahme selbst wird in Gegenwart der andern Mitglieder vollzogen und eine goldene Nadel mit weißem Kreuze auf blauem Schilde ist das Bundeszeichen. Monatliche Gebetsversammlungen stärken im Kampfe gegen die Sünde und zu fleißiger Arbeit an sich selbst und andern.

Aber ist denn dazu erst ein besonderer Bund nöthig? — Die Schrift des Herrn Pastor Siebel wirft selbst diese Frage auf. Sie hebt

namentlich zwei Punkte hervor, wodurch gerade ein Bund segensreich wirke: Der Zusammenschluß mit Gleichgesinnten und das seelsorgerliche Gespräch, welches zu dem offenen Bekenntniß der Sünde Gelegenheit gebe und dadurch den Sündenbann breche. (Doch gerade hier zeigt sich, wie der Bund nur das will, was die Kirche längst hatte.)

Die Kirche muß Seelsorge treiben und ihre Glieder, namentlich auch die jungen Glieder, müssen wieder an sich Seelsorge treiben lassen. Da wird es erst keines Bundes und keines besonders gewählten Bundesleiters bedürfen. Der Pastor als der Hirte, dem die Seelen seiner Gemeinde anvertraut sind, ist ihr berufener Seelsorger, dem sie ihr Herz in vollem Vertrauen ausschütten können, nicht nur einmal, sondern öfters, so oft die Sünde sich regt, so oft der Kampf zu schwer werden will. Und daß die Kirche eine Gemeinschaft, ein Leib ist, das muß wieder viel lebendiger erkannt und bethätigt werden. In den ersten Jahren unserer lutherischen Kirche war das Gefühl der Gemeinschaft ein viel stärkeres. Da trauerte ein Glied über des andern Sünde, da stärkte eins das andere, da dachte man noch nicht: Soll ich meines Bruders Hüter sein? . . . Die rechte Kirche bedarf nicht erst außerordentlicher Mittel; sie hat in den Gnadenmitteln des Wortes und der heiligen Sacramente Mittel genug, der Sünde zu wehren und die Sünder zu bekehren, die Schwachen zu stärken und die Gefallenen aufzurichten, wenn man nur diese Mittel mit ganzem Ernst und wahren Heilsverlangen gebrauchen wollte.

Darum rufen auch wir unsern Jünglingen und Männern, ja, allen unsern Gemeindegliedern zu: Auf zum Kampf gegen die Sünde in uns und um uns! Laßt uns nachjagen der Heiligung, ohne welche niemand wird den Herrn schauen. Der Bund aber, in welchem wir bei diesem Kampfe stehen wollen, sei unsere theure lutherische Kirche.

So weit das „Kirchenblatt“.

Es ist auch für die lutherische Kirche Americas von der größten Wichtigkeit, daß sie über die Vereinsbildung innerhalb der Kirche sich das klare, richtige Urtheil bewahre. Gibt es in Deutschland viel kirchliche oder christliche Vereine, so gibt es in America deren noch viel mehr. Man überbietet sich hier förmlich in der Vereinsbildung. Die Kirche lebt in der Zeit der Vereine. Und darin findet man einen kirchlichen Fortschritt unserer Zeit. Was ist von diesem „Fortschritt“ zu halten?

Daß es eine Vereinsbildung gibt, die trotz ihres christlichen Namens und ausgesprochen christlichen Zweckes durchaus verwerflich ist, sieht jeder nüchterne Christ bald ein. In diese Klasse gehört der vom „Kirchenblatt“ erwähnte „Bund des weißen Kreuzes“. Dieser Bund ist auch in America weit verbreitet; er zählt hier über eine Million Glieder. Daß Pastor em. Dr. Siedel die Christen auffordert, diesem Verein beizutreten und dessen Ausbreitung in der Christenheit zu fördern, ist überaus befremdlich und

wohl nur daraus zu erklären, daß der Begriff der christlichen Gemeinde ihm ein fremder geworden ist. Die christliche Gemeinde ist ihm offenbar nicht die um das Predigtamt versammelte Gemeinde der Gläubigen, sondern eine durch landeskirchliches Decret zc. geographisch bestimmte und einem Pfarramt zugewiesene *massa corrupta*, wesentlich eine Gemeinschaft von Ungläubigen. Ist die Kirche wesentlich die Gemeinschaft der Ungläubigen, dann hat es allerdings Sinn, aus dieser „Kirche“ sich die Christen herauszusuchen und zur Bildung von christlichen Vereinen zum Zweck der Vollbringung christlicher Werke aufzufordern. Hält man aber fest, daß die christliche Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen, und gerade auch die christliche Ortsgemeinde die um Wort und Sacrament versammelte Schaar der Gläubigen eines Ortes ist, dann leuchtet die Ungehörigkeit sofort ein, die Glieder dieser Gemeinde erst noch zu einem christlichen „Keuschheitsverein“ verbinden zu wollen. Es steht doch so: Die Christo angehören, „kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden“, Gal. 5, 24. Christen, als Christen, wandeln ehrbarlich als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Haber und Neid, Röm. 13, 13. Wenn Christen nun noch wieder einen besonderen Bund machen, um sich zur Keuschheit zu verpflichten, so schänden sie damit den Christenstand, als ob derselbe ein inhaltsloses, kraftloses Ding sei, das noch nicht der Sünde wehre und nicht zur Heiligung verpflichte. Wirft man ein: Aber bei den Christen regt sich noch immerfort das Fleisch, und deshalb ist ein besonderer Bund am Platz, damit die Christen einander durch Belehrung und Ermahnung zu Hülfe kommen, so ist zu antworten, daß dieser nöthige Bund in der christlichen Ortsgemeinde bereits vorhanden ist. Die in der christlichen Gemeinde versammelten Christen lassen das Wort Christi unter sich reichlich wohnen in aller Weisheit; sie lehren und vermahnem einander mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern, Col. 3, 16. Wird Jemand unter ihnen von einem Fehl übereilt, so helfen ihm die Andern wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, diemeil sie geistlich sind, Gal. 6, 1. Vor allen Dingen erfreut sich die christliche Gemeinde auch des Dienstes des Pfarramtes, welches Gottes Wort zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit und zum Trost öffentlich und sonderlich verkündigt. Wenn Christen der Ortsgemeinde nun noch wieder einen besonderen Verein stiften, zur Pflege des geistlichen Lebens, zur Meidung der Sünde, zur Vollbringung der christlichen Werke, so geschieht dies der christlichen Gemeinde und dem Pfarramt zur Schmach.

Der Grundsatz, nach welchem man die Vereinsbildung zu christlichen Zwecken sicher beurtheilen kann, ist demnach ein sehr einfacher. Alles das, wozu schon jeder einzelne Christ als solcher und jede christliche Gemeinde als solche verpflichtet ist, darf man nicht noch wieder unter eine besondere Vereinsverpflich-

tung stellen wollen. Geschieht es dennoch, so geschieht es dem allgemeinen Christenorden und der christlichen Gemeinde zu Unehren.

So ist z. B. auch ein sogenannter „Missionsverein“ innerhalb einer christlichen Gemeinde nicht am Platz. Wie jeder Christ, weil er Christ ist, Gottes Wort lieb hat, keusch, mäßig, wahrheitsliebend zc. ist, so ist auch jeder Christ kraft seines Christenstandes für die Ausbreitung der christlichen Kirche thätig. „Ihr seid das auserwählte Geschlecht“ — schreibt St. Petrus den Christen 1 Petr. 2, 9. — „das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.“ Der christlichen Kirche als solcher ist von ihrem Herrn befohlen: „Gehet hin und lehret alle Völker“, Matth. 28, 19. 20. Meint man nun in der Gemeinde noch erst einen besonderen Bund zur Betreibung der Mission gründen zu müssen, so wird eo ipso der Christenstand degradirt und die christliche Gemeinde für ein non-ens, wenigstens in diesem Stück, erklärt.

Wie ist man zu der Bildung solcher Vereine, die sich an die Stelle der christlichen Gemeinde setzen, gekommen? Unter staatskirchlichen Verhältnissen ist, wie vorhin bereits angedeutet wurde, diese Vereinsbildung sehr erklärlich. Weil die staatskirchlichen Gemeinden nicht die Gemeinschaft der Gläubigen darstellen, sondern in der Regel nur ein geographischer Begriff sind, so sind die Gemeinden als solche weder für die Mission im Besonderen, noch für christliches Wesen und Leben überhaupt zu haben. Aber es gab und gibt Gläubige in dieser bunten Gesellschaft, und der Glaube hat die Art, daß er die Gemeinschaft der Gleichgesinnten sucht. So bildeten die Gläubigen in der Staatskirche besondere Vereine, Vereine „zur Betrachtung des Wortes Gottes“, „zur Pflege des geistlichen Lebens“, „Gebetsvereine“, „Missionsvereine“ zc. Von diesen Vereinen ist viel Segen ausgegangen. Tausende von Seelen haben in diesen Vereinen ihren Heiland und Pflege ihres geistlichen Lebens gefunden. Die „Missionsvereine“ trieben und treiben auch in ausgedehntem Maße Mission in Heidenländern. So ist, wie gesagt, die in Rede stehende Vereinsbildung innerhalb der staatskirchlichen Gemeinde leicht erklärlich. Sie sind eine Art Protest und Anklage gegen die todte, träge Masse dieser „Gemeinden“.

Aber auch wo es, wie bei uns, zu der von Luther gewünschten Sammlung „derer, die mit Ernst Christen sein wollen“, gekommen ist, das heißt, wo die Ortsgemeinden die Gemeinschaft der Gläubigen darstellen, weil nur solche in die Gemeinde aufgenommen werden, die man der Liebe nach für Christen halten muß, und alle, die als Unchristen offenbar geworden sind, ausgeschlossen werden: auch hier zeigt sich immer wieder Neigung zur Bildung solcher Vereine, die das thun wollen, was den Christen und den christlichen Gemeinden als solchen zukommt. Wie ist dies zu erklären? Man muß zugestehen, daß es oft die eifrigsten und rührigsten Elemente der Gemeinde sind, die zur Bildung solcher Vereine Neigung zeigen. Sie sehen,

die Gemeinden als solche wollen zwar ihre Christen- und Gemeindepflicht thun, aber was dabei herauskommt, läßt oft viel zu wünschen übrig. So erscheint es ihnen eine bessere Weise zu sein, wenn die allezeit Eifrigen einen besonderen Verein bilden und das schnell und eifrig thun, was die Gemeinde als solche nur langsam und lässig angreift. Dieser Eifer ist anzuerkennen und zu loben. Aber die Vereinsbildung in diesem Fall ist trotzdem ungerechtfertigt und verkehrt. Die durch Gottes Gnade allezeit Eifrigen haben die Liebespflicht, sich der minder eifrigen Brüder mit evangelischer Ermahnung anzunehmen, daß in denselben auch die Flamme der heiligen Begeisterung entfacht werde. Inzwischen hindert sie nichts daran, als einfache Gemeindeglieder und ohne einen besonderen Verein zu bilden, so eifrig zu sein z. B. mit Geben, als sie nur wollen und können. So kommt die Kirche bei der Unterlassung der Vereinsbildung nicht zu kurz. Ja, gerade dadurch, daß die Eifrigen als Christen, als Gemeindeglieder durch Gottes Gnade so eifrig sind, reizen sie die Andern, die doch auch Christen und Gemeindeglieder sind, zur Nachfolge. Im andern Falle, wenn man zur Berrichtung der einfachen Christenwerke noch besondere Vereine bildet, werden die Schwachen und Trägen zu der Meinung verleitet, daß jene Werke nicht einfache Christenpflicht seien, sondern nur eine Stufe besonderer christlicher Vollkommenheit markirten. Kurz, die Bildung besonderer Vereine innerhalb der Gemeinde zur Vollbringung der allgemeinen Christenwerke drückt die christliche Gemeinde als solche unter das christliche Niveau herab und muß so der christlichen Kirche schließlich zur Behinderung, anstatt zur Förderung gereichen. Solche Vereinsbildung ist zumeist gut gemeint und oft durch die Trägheit derer, die wahrlich fleißiger sein könnten und sollten, äußerlich veranlaßt, aber trotzdem ist und bleibt sie verkehrt und wirkt schädlich.

Alle Christen haben hohe Ursache, sich immer wieder daran erinnern zu lassen, von wie unvergleichlicher Herrlichkeit der christliche Gemeindeverband sei. Während alle anderen äußeren kirchlichen Verbindungen, wie Synoden und noch größere Kirchenkörper, nur menschliche Ordnungen sind, so ist die christliche Ortsgemeinde die einzige von Gott gestiftete äußere Gemeinschaft in der Kirche. Und was Gott geordnet hat, das ist sicherlich sehr gut. Aber Gott hat, wie Luther so oft ausführt, mit seinen Ordnungen bei uns Menschen schlechtes Glück. Gottes Ordnungen gefallen uns nicht. Was wir selbst machen, erscheint uns viel löblicher und herrlicher. Wenn da ein von Menschen erfundener kirchlicher Verein mit fliegenden Fahnen durch die Straßen marschirt, so imponirt das und man bekommt „Respect“ vor der Kirchengemeinschaft, die so „schöne“, „blühende“ Vereine aufzuweisen hat. Nun gibt es ja löbliche kirchliche Vereine. Es gibt Vereine, die sich in den Rahmen der christlichen Gemeinde einfügen und die Thätigkeit der christlichen Gemeinde nicht hindern, sondern fördern. Hierher gehören die recht geführten Jünglingsvereine, Jungfrauenvereine, Frauen-

vereine, Gesangsvereine zc. Auch wird man nicht gegen das gelegentliche „Marschiren mit fliegenden Fahnen“ polemisiren, namentlich wenn es selten geschieht. Aber über allerlei Vereinen vergesse man nicht die einzigartige Herrlichkeit der christlichen Ortsgemeinde. Das wäre sehr thöricht und schädlich. Die Gemeinde ist, wie bereits gesagt, der von Gott gestiftete kirchliche Verein hier auf Erden. Sie ist mit allen geistlichen Gütern und Schätzen ursprünglich und unmittelbar betraut. Sie hat das Wort und die Sacramente. Sie richtet auf Christi Befehl das heilige Predigtamt auf und genießt des Dienstes desselben. Sie schließt durch Handhabung des Wortes den Himmel auf und zu. Durch das öffentliche Predigtamt und auch durch den privaten brüderlichen Verkehr finden in ihr alle Seelen — Jung und Alt, Mann und Weib — alles, was sie an Lehre und Ermahnung, Strafe und Trost zur Erlangung der Seligkeit und zur Vollbringung der christlichen Werke bedürfen. Wer hier einwirft: „Das ist das Ideal; aber in unserer Gemeinde geht es in mancher Beziehung nur kümmerlich her“, dem ist zu antworten: „So Sorge Du an Deinem Theile dafür, daß der Mangel gebessert werde und Gottes Ordnung bei Euch zu Ehren komme.“ Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen, sondern unter einander ermahnen, Hebr. 10, 25. Was man nicht innerhalb der göttlichen Ordnung der christlichen Gemeinde ausrichtet, wird man auch sicherlich nicht durch menschliche Vereine, die man an Stelle der christlichen Gemeinde setzen will, zu Stande bringen. Es gehört auch zu den verwerflichen „neuen Maßregeln“, die christliche Gemeinde als etwas Veraltetes in den Hintergrund zu schieben und die Kirche statt dessen durch Vereine bauen zu wollen. Unsere Losung sei und bleibe: Die Pflege und Stärkung des christlichen Gemeindelebens. Nutzen wir recht aus, was Gott uns in der christlichen Gemeinde gegeben hat. Dann wird die Kirche nach Innen und Außen durch Gottes Gnade und Segen recht wachsen und zunehmen.

F. P.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.

(Fortsetzung.)

Wie die Schrift das Christenthum kurzweg als Glauben bezeichnet, Glauben an Christum, und die Christen als Gläubige, so den Eintritt ins Christenthum oder die Bekehrung als Gläubigwerden, z. B. Apost. 11, 21.: „Und eine große Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn.“ Die Bekehrung ist wesentlich Bekehrung zu Christo, dem Herrn, besteht darin, daß der Sünder Christum, das Heil in Christo, im Glauben sich zu eignet. Und was lehrt nun die Schrift von der Genesis des Glaubens?

Die Schrift nennt den Glauben Gottes Gabe. In dem Abschnitt Eph. 2, 1—10., in welchem der Apostel die Christen an ihre Bekehrung erinnert

und dieselbe als Lebendigmachung aus dem geistlichen Tode beschreibt, findet sich auch der bekannte Passus: „Denn aus Gnaden seid ihr gerettet worden durch den Glauben, und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme.“ B. 8. 9. Die Ermedung aus dem Sündentod ist zugleich Errettung, Rettung vom Verderben. Wir sind damit, daß Gott uns, die wir in Sünden todt waren, lebendig machte, aus dem natürlichen Verderben herausgerissen. Und durch den Glauben ist diese Errettung geschehen. Indem wir zum Glauben kamen, sind wir belehrt, geistlich lebendig und somit gerettet worden. Der Glaube ist ein neues Licht und Leben im Herzen, die Quelle alles geistlichen, göttlichen Lebens. Daß wir aber also, durch den Glauben gerettet worden sind, ist vermöge der Gnade, χάριτι, geschehen, das verdanken wir allein der freien Guld und Gunst Gottes. Die Rettung durch den Glauben und somit auch der Glaube selbst ist Gottes Gabe. Und nun fügt der Apostel noch eine negative Bestimmung hinzu: „und dasselbige nicht aus euch“. Daß wir gläubig wurden und so gerettet worden sind, ist nicht aus uns selbst hervorgegangen, der Glaube ist nicht aus unserer eigenen Natur, unserem eigenen Ich, nicht aus unserem eigenen Impuls hervorgewachsen. „Nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme.“ Es ist auch keinerlei Werk und Verhalten des Menschen vorhergegangen, das Gott irgendwie bestimmt und veranlaßt hätte, uns den Glauben zu schenken. Der Mensch soll nicht den Ruhm haben, daß er selbst etwas dazu gethan habe, daß er nun an Christum glaubt, daß er irgend etwas zu seiner Rettung beigetragen habe. St. Paulus konnte sich nicht deutlicher und bestimmter aussprechen, wenn er jedwede Mitwirkung oder Selbstbereitung des Menschen zum Glauben ausschließen wollte. Der Glaube ist ein purlauteres Gnadengeschenk Gottes. Dasselbe bezeugt der Apostel Phil. 1, 29.: „Euch ist es gegeben“, oder eigentlich „aus Gnaden geschenkt, ἐχαρίσθην betreffs Christi, nicht allein, daß ihr an ihn glaubt, sondern auch daß ihr um seinetwillen leidet.“ Diese Worte bedürfen keines Commentars. Der Glaube ist ein Charisma Gottes. Und was Gott uns geschenkt hat, das ist eben nicht nur „die Kraft zum Glauben“, wie die Synergisten sagen, sondern τὸ εἰς αὐτὸν πιστεῦναι, der Act des Glaubens selbst. Weil der Glaube Gottes Gabe ist, darum dankt auch der Apostel Gott und dem Vater Jesu Christi für den Glauben der Christen, 3. B. Col. 1, 3. ff., und erbittet ihnen von Gott Mehrung des Glaubens, 3. B. Eph. 3, 17.

Die Schrift nennt den Glauben Gottes Werk und Wirkung. Der Apostel schreibt Eph. 1, 18—21.: „Daß ihr erkennen möget . . . welche da sei die überschwängliche Größe seiner Kraft an uns, die wir glauben, nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke, welche er gewirkt hat durch Christum, nachdem er ihn auferweckt hat von den Todten und hat ihn gesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und Alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern

auch in der zukünftigen.“ Daß wir glauben, ist hiernach zufolge einer Wirkung der Stärke Gottes geschehen, die Gott durch den auferweckten und erhöhten Christus gewirkt hat. Daß wir thatsächlich glauben, nicht daß wir glauben können, das hat Gott durch Christum in uns gewirkt. Hofmann bemerkt ganz richtig und treffend: „Es ist eine göttliche Machtwirksamkeit als das bezeichnet, was den Thatbestand in seinem Gesolge hat, welchen das vor *κατά* unmittelbar vorhergehende Verbum ausdrückt.“ Es heißt eben: *ἡμᾶς τοῦς πιστεύοντας κατὰ τὴν ἐνεργεῖαν τοῦ κράτους τῆς λαχῆς αὐτοῦ*. Aber man muß mit solchen Worten auch vollen Ernst machen. Eben dieser Thatbestand, daß wir glauben, nicht eine Beschaffenheit des Menschen, die den Glauben ermöglicht, die den Menschen zum Glauben fähig und geschickt macht, erscheint hier als der Effect einer Machtwirksamkeit Gottes in Christo. Der Apostel häuft hier die Ausdrücke. Gott hat die überschwängliche Größe seiner Kraft, Macht und Stärke damit erwiesen, der erhöhte Christus hat seine Allgewalt, seine Herrschaft über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft damit bethätigt, daß er den Glauben in uns gewirkt hat. Eine solche göttliche Energie leidet neben sich keine menschliche Energie und Synergie. Der Apostel weist hier, um mit Hofmann zu reden, auf „die alles Widerstrebende Herr werdende Stärke Gottes“ hin. Daß Gott, daß der erhöhte Christus alle ihm zu Gebote stehende Kraft, Macht, Stärke aufbietet, um den Menschen zum Glauben zu bringen, erklärt sich nur aus der andern Thatsache, welche die Schrift gleichermaßen bezeugt, daß der Glaube der Natur, der Neigung, dem Gefühl und Willen des Menschen *toto genere* widerstrebt. Der Gegenstand des Glaubens, der gekreuzigte Christus, ist den stolzen Juden ein Aergerniß, den weisen Griechen eine Thorheit. 1 Cor. 1, 23. Darum muß Gott gleichsam alle seine Kraft daran wenden, die Fülle seiner Allmacht einsetzen, um den Menschen zu vermögen, alles Andere, sonderlich seine vermeintlichen Vorzüge und Tugenden, wegzuworfen und für Schaden und Dreck zu achten, damit er nur Christum gewinne. Eine parallele Schriftausage ist Col. 2, 12.: *Συνηρέθητε διὰ τῆς πίστεως τῆς ἐνεργείας τοῦ θεοῦ τοῦ ἐγείραντος αὐτὸν ἐκ τῶν νεκρῶν*. „Ihr seid mit ihm (mit Christo) auferweckt durch den Glauben, die Wirkung Gottes, der ihn von den Todten auferweckt hat.“ Luther hat treffend verdeutscht: „Durch den Glauben, den Gott wirkt.“ Das Substantiv, welches dem Ausdruck *τῆς πίστεως* als Apposition beigefügt ist, *τῆς ἐνεργείας τοῦ θεοῦ*, hebt nur noch stärker hervor, daß der Glaube von Gott gewirkt ist, als wenn es, wie Eph. 1, 20., hieß: *ἢ ἐνηργήσεν ὁ θεός*. Der Glaube ist, was seinen Ursprung anlangt, eitel Wirkung Gottes. Es genügt zur Klarstellung des apostolischen Gedankens, was Hofmann hier anmerkt: „Der Apostel verhütet durch diese Apposition, daß man sich den Glauben als ein Verhalten des Menschen denke, mit welchem er seinerseits Gotte ermöglicht hätte, ihn zum Theilhaber der Auferstehung Christi zu machen, während er ihn nur in dem Sinne meint, sofern es eins und dasselbe ist, ob man sagt,

durch ihn oder durch die Wirkungskraftigkeit Gottes sei solche Auferweckung geschehen, indem er eben nichts Anderes ist, als Erzeugniß der letzteren im Menschen.“ Ja wohl, der Glaube, aber eben der Glaube selbst, nicht die Möglichkeit des Glaubens, ist Erzeugniß der Wirkungskraftigkeit Gottes im Menschen, und der Glaube ist „nichts Anderes, als“ Erzeugniß der Kraft Gottes, nicht nebenbei auch Erzeugniß des menschlichen Denkens und Willens. Auf dasselbe, was in den eben erörterten Schriftstellen ex professo über die Entstehung des Glaubens gelehrt wird, läuft es hinaus, wenn der Apostel 1 Cor. 2, 5. betont, daß der Glaube nicht auf Menschen Weisheit bestehe, sondern auf Gottes Kraft, wenn Jesus Hebr. 12, 2. Anfänger, Urheber und Vollender unsers Glaubens genannt wird, und wenn Apost. 5, 14. das Wachsthum der Gemeinde mit den Worten beschrieben wird: „Es wurden aber immer mehr, die da glaubten, zum HErrn hinzugethan, eine Menge von Männern und Weibern“, das heißt: Gott that Viele, indem er in ihnen den Glauben wirkte, zum HErrn und zur Gemeinde des HErrn hinzu. Und wenn nun die modernen Synergisten den Glauben als „freien Gehorsam, den der Mensch leistet“, als „selbstthätige Aneignung des Heils“ definiren und auf die „spontane Selbstbestimmung des Menschen“ zurückführen, so lehren sie das gerade Widerspiel von dem, was die Schrift lehrt.

Die Machtwirksamkeit Gottes, welche den Glauben setzt und schafft, hebt keineswegs, wie man einwendet, den ethischen Character desselben auf. Um den Glauben als sittliches Thun und Verhalten des Menschen sich zu denken, hat man nicht nöthig, die Sache sich so vorzustellen, daß die allmächtige Kraft Gottes nur die Potenz, den Keim des Glaubens in den Menschen hineinlegte, woraus dann der Mensch selbstthätig den freien Gehorsam des Glaubens herausbildete. Nein, auch uns gilt der Glaube als Act, als Verhalten der menschlichen Persönlichkeit, als auf klarer Ueberzeugung beruhende Zuversicht. Aber wir wissen ja auch aus der Schrift, daß jene den Glauben erzeugende göttliche Machtwirkung durch das Wort vermittelt ist, und das Wort wendet sich an das bewußte, sittliche Ich. „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes.“ Röm. 10, 17. Hierzu schreibt Luther, Erl. Ausg. 18, S. 247: „Solcher Glaube kommt auch nicht aus eigener Vereitung, sondern so man das Wort Gottes öffentlich und klar predigt, dann hebt sich an aufzusteigen ein solcher Glaube und Hoffnung, eine solche starke Zuversicht in Christum.“ Die Predigt des göttlichen Wortes legt dem Menschen die ewigen Gedanken Gottes vor und operirt mit Gründen, und so lehrt und überzeugt sie den Menschen, daß das, was er hört, göttliche Wahrheit ist, daß in Christo allein Heil ist, erweckt auch zugleich Sehnsucht und Verlangen nach dem Heil und gibt Gewißheit des Heils. Das Wort wird öffentlich, klar und deutlich gepredigt, einer Menge Zuhörer gepredigt, aber siehe, unter solcher Predigt und durch solche Predigt waltet, arbeitet, wirkt verborgener Weise, oft ganz unver-

merkt, die Hand, der Geist des lebendigen, allmächtigen Gottes an dem Herzen des Einzelnen, und so regt sich etwas im Herzen, was demselben bisher ganz fremd war, so hebt sich an aufzusteigen echter Glaube, Hoffnung, Zuversicht.

Christus, der Herr, selbst äußert sich über Ursache und Entstehung des Glaubens in dem bekannten Ausspruch: „Murret nicht unter einander. Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tag.“ Joh. 6, 43. 44. Er sagt hier davon, auf welche Weise allein ein Mensch zu ihm komme. Zu Christo kommen, heißt nichts Anderes, als an Christum glauben. In dieser ganzen Rede handelt der Herr von dem Glauben. Joh. 6, 35. heißt es: „Ich bin das Brod des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubet, den wird nimmermehr dürsten.“ Wer zu Christo kommt, wer an ihn glaubt, den wird nicht mehr hungern und dürsten, der hat volles Genüge. Die beiden Ausdrücke „zu mir kommen“, „an mich glauben“ werden hier promiscue gebraucht, das Erstere ist nur ein bildlicher Ausdruck für den Begriff Glauben.

Mit der Warnung, mit welcher der Herr dieses sein dictum einleitet, gibt derselbe den Juden und Jedermann zu bedenken, daß man mit Murren, Disputiren, Klügeln, Grübeln, Vernunftreflexionen nimmermehr zu Christo komme, zum Glauben gelange. „Der Herr will so viel sagen: Mit dem Murren richtet ihr's nicht aus; ihr wollt mich messen und reimen, und mit der Vernunft urtheilen mein Wort, und euern Kopf zuvor fragen, ob ich recht rede oder nicht; aber ich sage euch, das ist nicht der rechte Weg oder Straße, daß man zu mir komme, da wird nichts aus; wenn ihr euch schon zu Tode fragt, so werdet ihr's doch nicht ausrechnen. Er straft aber die kluge Vernunft, die da will sein Wort meistern, da denn nichts aus wird. Denn seine Worte wollen unserer Vernunft nicht eingehen; darum laßt es uns und der ganzen Welt gesagt sein. Denn er redet's nicht allein hier zu den Juden, sondern daß ein Jeglicher, der ein Christ sein will, gedente und halte sein Maul, murre nicht und gebe sich zufrieden; will er anders selig werden, so denke er ihm nicht nach, murre nicht, nehme es ihm auch nicht vor, daß er es wolle ausfinden, ausmessen, oder mit der Vernunft ausrechnen und gedenken: Wahrlich, also ist's recht, es dünkt mich also gut sein.“ Luther. St. Louifer Ausg. VII, S. 2284. 2285.

Warum aber ist hier mit allem Ausfinden, Ausmessen, Ausrechnen nichts ausgerichtet? Eben diese Frage beantwortet der Herr, indem er nun feierlich erklärt: „Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater.“ Das heißt: Es kann überhaupt kein Mensch auf einem andern Wege zu Christo kommen, als auf diesem Wege, daß der Vater ihn zu Christo zieht. Dem in Rede stehenden Ausspruch Christi Joh. 6, 44. liegt diese Erwägung zu Grunde. Ein Mensch kann auf doppeltem Wege zu einem bestimmten Ziel gelangen, entweder so, daß er selber geht, sich

selber führt und bewegt, seine eigenen Kräfte in Bewegung setzt, oder so, daß er von einem Andern gezogen wird. Hier nun erscheint Christus als das Ziel, und da ist denn jener erstere Weg, daß Einer selber, aus eigenem Impuls, in eigener Kraft zu Christo geht, kommt, aus eigener Vernunft und Kraft an Christum glaubt, ausgeschlossen, nur der andere Weg, daß der Mensch gezogen wird, vom Vater zu Christo gezogen wird, führt zum Ziele. So weist also der Herr nicht nur mit der einleitenden Warnung: „Murret nicht unter einander“, sondern auch mit den Worten, auf die er es eigentlich abgesehen hat: „Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater“, zunächst den synergistischen Gegensatz, alles eigene Vermögen, Wirken und Mitwirken des Menschen zurück. Luther schreibt, a. a. O., S. 2285. 2286: „Das meint er allhier, daß er sagt: Murret nicht! Warum? Es kann Niemand zu mir kommen, der Vater ziehe ihn denn. Wie gefällt dir das? Das ist's kürzlich abgesehen. Schreibe diese Worte mit rother Dinte, oder mit goldenen Buchstaben in dein Herz; denn thue, was du willst, es kommt Niemand zu mir, denn der, so mein Vater zieht. Dieser Spruch ist ein Donnerschlag wider alle Werkheiligen. . . . Was soll man denn thun? soll man verzweifeln? Nein, es ist gerebet wider deine Vermessenheit, menschlich Vermögen, Klugheit, Kunst und Vernunft, dies will er damit im Zaum halten, und redet's auch wider die schändlichen Leute, die da wollen Gottes Wort meistern, darinnen und dadurch sie sollen selig werden, und also sich selber führen.“

Nur so kommt der Mensch zu Christo, daß er gezogen wird, vom Vater gezogen wird. Gott zieht den Menschen zu Christo hin. Was das sagen will, ist unschwer zu erkennen, wenn man nur eben diesen Ausdruck und Begriff „ziehen“ scharf ins Auge faßt und statt des Ziehens nicht unvermerkt irgend welche andere Thätigkeit und Wirkung Gottes unterschiebt. Die Meinung ist nicht die, daß Gott den Menschen rufe, einlade, zu Christo zu kommen und das Heil in Christo zu ergreifen. Einladen ist kein Ziehen. Der Herr will auch nicht sagen, daß Gott den Menschen nur innerlich anrege und ihm Kraft gebe, selber zu Christo zu gehen, sich Christo zuzuwenden. Wenn Einer einen Ermatteten, der liegen geblieben ist, aufrichtet, speist, trinkt, stärkt und erquickt und ihm wieder zu Kräften hilft, daß er selber weiter gehen kann, so ist das hinwiederum kein Ziehen. Nein, Gott zieht wirklich den Menschen, zieht, hebt, trägt ihn und zwar nicht nur eine Strecke lang, halbwegs, sondern zieht ihn bis zum Ziele hin, bis zu Christo, daß er nun bei Christo ist und Christum hat. Es handelt sich ja hier eben darum, wie Einer zu Christo gelangt. Das Kommen zu Christo selbst ist ein Gezogenwerden, ähnlich wie Jes. 60, 4. die Bekehrung der Heiden zum Herrn als ein Getragenwerden bezeichnet wird. Das Kommen zu Christo ist der Glaube. Der Glaube ist ein innerliches Gehen, eine geistige Bewegung, motus animi. Der Glaube ist Herzenssache, ruht im Willen, ist eitel Willigkeit. Wer glaubt, wendet Herz und Willen Christo zu. Aber eben

diese Bewegung ist von Gott verursacht und hervorgerufen. Gott, Gottes Hauch, Geist, Kraft setzt und hält das Innere, Denken, Sinnen, Wollen und Verlangen des Menschen in Bewegung und richtet es auf das Ziel, auf Christum. Gott bewegt das Herz des Menschen und fügt es in Christum ein. Gott erfaßt und bewegt den Willen des Menschen, der freilich jeden Augenblick Wille ist und bleibt und, was er will, gerne will, und bewegt und zieht den Willen zu Christo hin, daß er sich mit Christo zusammenschließt. Mit Einem Wort: Gott bringt den Menschen zu Christo, bringt ihn zum Glauben. Das Ziehen ist, wie Hengstenberg richtig erklärt, „eine innerliche Einwirkung auf die Gemüther der Menschen“, aber eben eine solche Einwirkung Gottes, welche nicht nur zum Glauben auffordert, anregt, Kraft gibt, sondern den Glauben selbst im Menschen hervorbringt. So interpretirt auch unser lutherisches Bekenntniß das Ziehen des Vaters. Die Concordienformel faßt „gezogen werden“ als gleichbedeutend mit „erleuchtet, belehrt, erneuert, wiedergeboren werden“. „Aber zuvor und ehe der Mensch durch den Heiligen Geist erleuchtet, belehrt, wiedergeboren, verneuert und gezogen wird, kann er von sich selbst und aus seinen eigenen natürlichen Kräften in geistlichen Sachen und seiner selbst Belehrung oder Wiedergeburt etwas anzufangen, wirken oder mitzuwirken gleich so wenig als ein Stein oder Block oder Thon.“ Sol. Decl. Art. II, § 24. „Darum ist hier kein Mitwirken unsers Willens in der Belehrung des Menschen, und muß der Mensch gezogen und aus Gott geboren werden.“ § 44. Es wird der Irrthum verworfen, daß Gott „ohne Gehör des göttlichen Wortes und ohne Gebrauch der heiligen Sacramente den Menschen zu sich ziehe, erleuchte, gerecht und selig mache“. § 80. Der Effect des göttlichen Ziehens wird mit folgenden Worten beschrieben: „Jedoch zeucht Gott der Herr den Menschen, welchen er belehren will, und zeucht ihn also, daß aus einem verfinsterten Verstand ein erleuchteter Verstand und aus einem widerspenstigen Willen ein gehorsamer Wille wird. Und das nennet die Schrift ein neues Herz schaffen.“ § 60. Luther bemerkt, a. a. O., S. 2287. 2289: „Christus sagt klärllich: Der kommt allein zu mir, und sonst Niemand empfindet den Glauben, ohne welchen der Vater zu mir zieht. Das Ziehen ist nicht, wie der Henker einen Dieb auf der Leiter und an den Galgen zieht, sondern es ist ein freundlich Locken und an sich Ziehen, wie sonst ein holdseliger Mann die Leute an sich zieht, damit, daß er freundlich und leutselig ist, und Jedermann gerne zu ihm geht. Also lockt und bringt Gott die Menschen auch säuberlich an sich, daß sie willig und gern um und bei ihm sind.“

Allerdings ist dieses göttliche Ziehen kein gewaltsames Zerren, Stoßen, Drängen, denn der Wille des Menschen leidet keinen Zwang, sondern ein sanftes, freundliches An-sich-ziehen. Und das hängt damit zusammen, daß es durch das Wort geschieht. Durch die freundliche Predigt des Evangeliums gewinnt Gott des Menschen Herz, Willen, Zustimmung. Jesus selbst erläutert seinen Ausspruch: „Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn,

daß ihn ziehe der Vater“, indem er fortfährt: „Es stehet geschrieben in den Propheten: Sie werden alle von Gott gelehrt sein. Wer es nun höret vom Vater und lernet es, der kommt zu mir.“ B. 45. 46. Gott läßt den Menschen etwas hören, sein gütiges Wort hören, so ziehet er zu Christo. „Wenn dir der Vater wird Vorbild sein seine große Barmherzigkeit, und daß er sich wird dir zu erkennen geben, daß er den Christum aus väterlicher Liebe in die Welt gesandt hat, wie Joh. 3, 16. geschrieben steht: auf daß Alle, so an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, und hörest, daß dir Gott nicht Feind sei, sondern sei dein gnädiger und barmherziger Vater, und gebe seinen Sohn für dich, und lasse ihn sterben für dich, und weckt ihn wieder auf von den Todten, und weist dir den Sohn, und er läßt ihn dir gepredigt werden; wenn nun das recht gelehrt wird, so kommt man denn zu ihm; das heißt gezogen.“ Luther a. a. O., S. 2288. Wenn der Prophet sagt, daß sie alle von Gott gelehrt sind, Jes. 54, 13., so meint er aber damit nicht alle Menschen, sondern alle Glieder der Gemeinde Gottes. Wenn Jesus bezeugt, daß, wer vom Vater höre und lerne, zu ihm komme, so hat er diejenigen Personen im Sinne, welche das Wort nicht nur äußerlich gehört, sondern auch innerlich vernommen, gelernt, erkannt, in sich aufgenommen haben. Aber das ist eben die Wirkung des Wortes, daß Gott durch das Wort den Menschen innerlich lehrt, erleuchtet, ihm Christum zu erkennen gibt und zu eigen schenkt. Und die also von Gott gelehrt sind, die sind vom Vater gezogen. „Wenn ich glaube, daß er (Gott) seinen Sohn in die Welt gesandt habe, und der Sohn sei in die Welt gekommen, daß ich einen gnädigen Gott hätte, und glaube an ihn, nehme seine Worte an und meistere ihn nicht; da nimmt man diese Worte an, die der Heilige Geist in das Herz gelegt hat. So hat dich denn der Vater gezogen. Denn es gefällt ihm wohl, daß du dies Wort hörst und aufnimmst, nämlich, daß der Vater den Sohn in die Welt gesandt hat. Darum so zieht dich nicht die Vernunft hie, sondern das göttliche Wort. Luther a. a. O., S. 2288. 2289. Wenn Einer an Christum glaubt, so hat er das Wort von Christo, solche Worte, wie die, daß Gott seinen Sohn gesandt, damit wir einen gnädigen Gott hätten, in sein Herz aufgenommen. Aber Gott selbst, der Heilige Geist hat dann diese Worte in sein Herz gelegt, daß nun das Wort und durch das Wort Christus in seinem Herzen wohnt. Und das heißt dann vom Vater gezogen.“

Es ist von Interesse, zu beobachten, wie die neueren Theologen sich mit dem vorliegenden Ausspruch Christi auseinandersetzen. Wenn man sieht, wie diese sich wenden und winden, den Text der Schrift verkehren und glossiren, um auch hier ihre synergistische Anschauung einzuschmuggeln, so erscheint das schlichte, einfältige Zeugniß von der Allwirksamkeit der göttlichen Gnade erst recht als Wahrheit, als unüberwindliche, unwiderlegbare Wahrheit. Hengstenberg bemerkt zu Joh. 6, 43. 44.: „Mögen sie (die Juden) statt zu murren, lieber ihr Herz öffnen, damit der Vater sie zum

Söhne ziehen könne und sie also des ewigen Lebens theilhaftig werden. Der Zug vom Vater ist an subjective Vorbedingungen geknüpft. . . . Das Verlangen der Seele muß dem Zuge entgegenkommen, die Empfindung des eigenen Elends, das Verlangen nach Erlösung, die bittende Hand, welche nach oben ausgestreckt wird.“ „Wenn der Anfang des Zuges subjectiv bedingt ist, so kann auch sein Fortgang durch das Aufhören der subjectiven Bedingungen gefährdet werden.“ Aber die Worte des Herrn: „Murret nicht unter einander. Es kann Niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater“ deuten doch mit keiner Silbe auf „subjective Vorbedingungen“ des Zuges vom Vater. Sie bezeugen im Gegentheil, daß kein Mensch mit eigenem Grübeln, aus eigener Vernunft und Kraft zu Christo gehen oder kommen, also auch nicht einen einzigen Schritt, auch nicht den ersten Schritt in der Richtung zu Christo hin thun kann. Als solche subjective Vorbedingungen nennt Hengstenberg das Oeffnen des Herzens, das Verlangen nach Erlösung, die bittende Hand, welche nach oben ausgestreckt wird. Aber wenn ein Mensch so weit ist, daß er sein Herz aufthut, nach Erlösung, nach dem Heil in Christo verlangt, um Gnade und Erbarmen bittet, dann ist er ja schon am Ziel, dann ist er schon bei Christo, dann glaubt er an Christum. Dann braucht er nicht erst noch zu Christo gezogen zu werden. Das Herz für Christum öffnen ist ja nichts Anderes, als Glaube, das Verlangen nach Erlösung der Anfang des Glaubens. Und solchen Glauben wirkt Gott. Eben darin besteht der Zug des Vaters zu Christo, daß Gott das Herz des Menschen aufschließt, im Herzen Begier, Verlangen, Hineigung zu Christo, das ist Glauben erweckt. Wenn man hier von subjectiver Bedingung reden will, so mag man den Glauben selbst so nennen, sofern vom Glauben das ewige Leben abhängt. „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.“ Joh. 6, 47. Aber Gott selbst ist es, der dann diese Bedingung erfüllt, indem er das Innere, Herz und Willen des Menschen zu Christo zieht. Keil schreibt: „Wen der Vater nicht zieht, der kann nicht zu Christo kommen. Der Vater zieht aber durch innerliche Belehrung, die gehört und aufgenommen sein will.“ „Das Gelehrtssein von Gott aber, welches die Propheten von den Gliedern der wahren Gottesgemeinde aussagen, ist dadurch bedingt, daß man von Gott hört und lernt.“ Aehnlich Meyer: „Das ἐλπίειν, Ziehen . . . ist das innerliche Drängen und Hinleiten zu Christo durch das göttliche Gnadenwirken, welches aber die menschliche Freiheit nicht aufhebt, sondern auf dem Wege der erleuchtenden, antregenden und treibenden Einwirkung und der vom Menschen angeeigneten Anweisung durch dieselbe (B. 45.), gewinnt.“ Diese beiden Erregten schieben die aus den Fingern gefogene subjective Bedingung in das „von Gott gelehrt sein“ hinein und lassen durch die subjectiv bedingte Belehrung den Zug vom Vater bedingt sein. Es ist zunächst heillose Begriffsverwirrung, wenn man das Hören, Lernen, von dem der Herr hier sagt, als Vorstufe zu dem „von Gott gelehrt sein“ faßt, und wenn man von Aufnahme und An-

eignung der „innerlichen Belehrung“ Gottes, der „erleuchtenden Einwirkung“ redet. Nein, die Sache verhält sich so. Mit dem Ausdruck: „Wer von Gott hört und lernt“ nimmt der Herr den prophetischen Ausspruch: „Sie werden alle von Gott gelehrt sein“ wieder auf, das „vom Vater Hören und Lernen“ fällt mit dem „von Gott Gelehrtsein“ in Eins zusammen. Was der Mensch in sich aufnimmt, sich aneignet, daß es sein innerlicher Besitz wird, ist nicht die „innerliche Belehrung“ Gottes, die Erleuchtung, sondern das äußerliche Wort, das Evangelium von Christo; indem er dies aufnimmt, hört und lernt er es innerlich, und dieses innerliche Hören, Lernen, Vernehmen, Verstehen, Erkennen geschieht kraft der innerlichen Belehrung, kraft der Erleuchtung Gottes. Und das ist es, was der Herr hier ausdrücklich zeigt und lehrt, nicht daß das „von Gott Gelehrtsein“ durch den Menschen bedingt ist, durch das menschliche Hören und Lernen, sondern umgekehrt, daß das, was hier der Mensch thut, daß er hört und lernt, daß er Gottes Wort innerlich vernimmt, recht erkennt, in sich aufnimmt, von Gott bedingt, von Gott gewirkt ist, indem Gott ihn innerlich lehrt, ihn mit seinem Geiste erleuchtet. Rahnis exegetisch: „Niemand kommt zum Glauben, den nicht der Vater durch den Geist zieht (Joh. 6, 44.), aber diesem Zuge folgen oder widerstehen ist Sache der menschlichen Freiheit.“ Dogmatik III, S. 421. Was er hier als Erklärung zu dem Text der Schrift hinzufügt, ist eine elende Glosse, die das, was Christus sagt, geradezu umkehrt und auf den Kopf stellt. Christus gibt mit keinem Worte zu verstehen, daß der Mensch dem Zuge des Vaters Folge leisten müsse. Das Ziehen des Vaters ist etwas Anderes, als der Ruf Gottes, der äußerliche Ruf, der im Evangelium an Alle ergeht, die dasselbe hören. Diesem Ruf soll und muß allerdings der Mensch Folge leisten, wenn er selig werden will, er muß ihn im Glauben annehmen. Eben dies ist aber nicht Sache der menschlichen Freiheit, nicht Resultat der Wahlfreiheit, sondern der Vater zieht den Menschen zum Sohne, bestimmt ihn, dem Rufe Gottes zu folgen, wirkt in ihm den Glauben. Frank an seinem Theil entzieht sich kurzer Hand allen Schwulstigkeiten, welche der Ausgleich ihres synergistischen Gedanktzeiles mit dem Zeugniß der Schrift den Theologen bereitet, indem er den gordischen Knoten zerhaut und mit einem theologischen Machtspruch Joh. 6, 44. als Beweisinstanz in der obschwebenden Frage bei Seite schiebt. „Ober wer möchte aus den inmitten einer unzugänglichen Volksmenge Israels gesprochenen Worten Christi, daß nur wem es vom Vater gegeben sei (Joh. 6, 65.), oder wen der Vater dem Sohne gebe (6, 37.), oder wen der Vater ziehe (6, 44.), zu Christo komme, ein bestimmtes dogmatisches Urtheil entnehmen über das Maas und die Art und den Erfolg einer auf dem Gebiet des außerisraelitischen Volksthum und Heidenthum sich vollziehenden Heilswirkung?“ System der christlichen Wahrheit II, S. 47. Was der Herr Joh. 6, 44. sagt, soll also nur innerhalb Israels Geltung haben, welche Geltung, läßt Frank in dubio, zu der Beurtheilung der Frage aber, was und wie Gott

überhaupt im Menschen wirke, damit derselbe zum Heil gelange, nichts beitragen. Nun, wenn irgend ein Satz der Schrift sich auch der Form nach als allgemein gültige Sentenz gibt, so ist es dieser Ausspruch Christi: „Es kann Niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater.“ Man sieht, wie die synnergistischen Theologen sich selbst verwickeln, in lauter Ungereimtheiten und Widersprüche verstricken, wenn sie es versuchen, die Erzeugnisse ihrer fleischlichen Vernunft mit der Schrift in Einklang zu bringen.

Am Schluß dieser seiner Rede, die er in der Synagoge zu Capernaum hielt, Joh. 6, 26. ff., äußerte sich Jesus noch also: „Darum habe ich euch gesagt: Niemand kann zu mir kommen, es sei ihm denn von meinem Vater gegeben.“ V. 65. Hiermit weist er auf seinen vorigen Ausspruch, V. 44., zurück und fügt demselben noch eine authentische Erklärung bei, indem er jetzt die Form wählt, daß es dem Menschen vom Vater gegeben sei, wenn er zu Christo komme. Daß der Vater zum Sohn zieht, bedeutet also so viel, wie daß Gott dem Menschen eben dies gibt, darreicht, daß er zu Christo kommt, daß Gott im Menschen den Glauben hervorbringt.

Was der Vater thut, das thut gleicherweise auch der Sohn. So lesen wir Joh. 12, 32.: „Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so werde ich sie alle zu mir ziehen.“ Das ist jetzt das Werk Christi, nachdem er durch Kreuz und Tod zu Gott erhöht ist. Er zieht sie alle zu sich. Alle, die überhaupt zu Christo kommen, an Christum glauben, die kommen auf die Weise zu ihm, daß er sie selbst an sich zieht, durch Wort und Geist in seine Gemeinschaft hereinzieht, daß er selbst sie zum Glauben bringt.

Und so können denn die Christen auch fröhlich und getrost ihres Glaubens leben, weil es unumstößlich feste steht, daß derselbe nicht ihr eigenes Gemächte ist, auch nicht zum geringsten Theil, sondern allein Gottes Werk und Gabe, und was Gott uns gegeben, das kann er uns auch bewahren, was Gott geschaffen, das will und wird er auch erhalten. Wir sind desselben in guter Zuversicht, daß, der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi. Phil. 1, 6. G. St.

(Schluß folgt.)

Ambrosius.

(Eine kirchengeschichtliche Studie.)

(Fortsetzung statt Schluß.)

Schwerer war der Kampf des Ambrosius gegen den Arianismus, der zugleich einen Streit gegen den kaiserlichen Hof in sich schloß. Die Arianer hatten bei seiner Wahl sich getäuscht, wenn sie erwarteten, er werde ein guter Unionemann werden. Er duldet schon nicht, daß bei seiner Taufe arianische Bischöfe zugegen waren. Seine Treue wurde auch auf die Probe gestellt. Die Kaiserinmutter Justina, welche die Regentschaft

für ihren Sohn Valentinian II. hatte, war eine fanatische Arianerin. Bis zum Tode ihres Gemahls Valentinian I. (375), hatte sie nur mit ihrem im Osten regierenden Schwager Valens († 378) heimlich zusammengehalten. Ihr Sohn Gratian folgte ihrem Unglauben auch nicht, sondern ließ sich von Ambrosius im rechten Glauben unterweisen, und erbat sich von diesem noch eine schriftliche Darlegung der heiligen Lehre (vgl. die Schrift: *De fide. Ad Gratianum. Libri V. Ambrosii Opp.*, tom. II, p. 46—140). Das ränkevolle Weib that im Jahre 380 sein Möglichstes, um einen Arianer auf den Bischofsstuhl von Sirmium zu bringen; aber umsonst. Ambrosius kam zu der Wahl und ließ sich mit seinem Zeugnisse von den Arianern nicht aus der Kirche treiben. Eine junge Arianerin wollte ihn sogar am Gewande unter die Weiber zerrn, die bereit standen, ihn durchzuprügeln. Er sprach ruhig: „Bin ich auch des Priesterthums nicht würdig, so geziemt es doch weder Dir noch Deinem Stande, an dem geringsten Priester Gewalt zu üben; vielmehr solltest Du Gottes Gericht fürchten, daß Dir nicht etwas Böses begegne.“ Nach der Biographie, die uns sein Zeitgenosse Paulinus von ihm gibt, ist das Mädchen an jenem Tage noch plötzlich gestorben. — Im Jahre 381 brachten es die arianischen Bischöfe Palladius und Secundianus durch Justinas Vermittlung zu einem Concil in Aquileja, welches aber mit ihrer Absetzung endete. Gerne hätte Justina den Streiter Christi aus dem Wege geräumt, als ihr im Jahre 383 die Regentschaft zufiel; allein sie hatte ihn noch nöthig wider den heranziehenden Usurpator Maximus, den Mörder Gratians. Weinend kam sie zu Ambrosius, legte ihm ihren Sohn in die Arme und bat ihn flehentlich, für diesen Knaben, dessen Leben auf dem Spiele stehe, im Winter über die Alpen zu ziehen und dem Maximus Frieden anzubieten. Ambrosius that es. Maximus hielt ihn lange in Trier fest und suchte bei ihm auch kirchliche Gemeinschaft, die ihm von einigen Bischöfen gewährt worden war, nachdem er die Priscillianisten hingerichtet und das erste Kezerblut vergossen hatte. Unser Kirchenvater erklärte ihm aber mit vollem Ernste, so lange er nicht öffentliche Kirchenbuße für Gratians Ermordung gethan habe, sei er als unbußfertiger Sünder zu betrachten. Gegen die Kezer kämpfte die Kirche mit andern Waffen; deren Hinrichtung sei ein Vergerniß, und mit den Bischöfen, die sich des Blutes theilhaftig gemacht hätten, könne er nicht in Kirchengemeinschaft stehen. Maximus hatte Respect vor dem Manne Gottes, der ihm die Wahrheit bezeugte, und wollte vorläufig alle Feindseligkeiten gegen den kaiserlichen Hof einstellen, sich in das Gebiet zurückziehend, das man ihm überließ.

So hatte die Arianerin auf dem Throne Ruhe, umgab sich mit einer gothischen Leibwache und anderm arianischen Hofgesinde, erwählte sich den Scythen Mercurinus zum Gewissenrath, welcher dem verstorbenen arianischen Bischofe von Mailand zu Ehren den Namen Augustus annahm; und nun ging der Feldzug gegen die Vertreter der Orthodogie los. Pau-

linus berichtet, wie man den Ambrosius heimlich hinwegschaffen wollte, um des Volks willen aber nicht konnte. Aus einer Rede unter des Bischofs Schriften sehen wir, daß ihn zwei arianische Kämmerlinge zum Spott zur öffentlichen Disputation herausforderten, aber zur bestimmten Stunde nicht kamen, sondern über Land gefahren waren, auf welcher Fahrt sie verunglückten und zu Tode kamen. Justina wurde noch bissiger. In der Passionszeit 385 wurde Ambrosius in den Palast beschieden und von dem versammelten Staatsrathe aufgefodert, die Kirche Portiana den Arianern zu übergeben. Er erkannte sogleich, daß es sich um mehr als das Gebäude handelte, da ja der Hof sich leicht für sich und seinen arianischen Anhang eine stattliche Kirche bauen konnte, und wies das Ansinnen als Verleugnung Christi von sich. Während man mit ihm verhandelte, kam die Sache aus und das Volk strömte nach dem Palaste, so daß denen da drinnen bange wurde und immer banger, als die Massen dem Comes, der sie zerstreuen sollte, zuriefen, sie wollten mit dem Bischofe für den Glauben sterben. Ambrosius begütigte das Volk auf Bitte des Hofes und kehrte ungefränkt heim; doch warf ihm der Hof später vor, er habe das Volk erregt. Am Freitage vor dem Palmtage überbrachten ihm zwei Geheimräthe die kaiserliche Forderung, entweder Portiana oder die größere neue Kirche im Innern der Stadt herauszugeben; er erwiderte kurz, der Priester habe keinen Tempel auszuliefern. Der Stadtpraefect faßte ihn hernach in der Kirche, zog sich aber vor dem Volke zurück, das sich um den Bischof sammelte. Während des Unterrichts der Taufcandidaten wollten kaiserliche Diener auf einer Kirche ihre Fähnlein aufstecken. Flehentlich betete Ambrosius um Abwendung von Aufruhr und Blutvergießen, als sich das Volk während des Gottesdienstes beständig mit diesen zankte und während der Communion den arianischen Priester Castulus ergriff, dessen Loslassung er durch einige Diaconen bewirkte, die er mit der Bitte um Ruhe absandte. Der Hof war freigebig mit Drohungen und legte der Stadt eine hohe Geldstrafe auf, deren Zahlung die Kaufmannsgilde mit der Erklärung übernahm, noch mehr zahlen zu wollen, wenn man den Glauben unangetastet lasse. Ambrosius verließ die Kirche nicht, welche der Hof einnehmen wollte, und antwortete den Feldobersten, welche meinten, der Kaiser übe nichts weiter als sein Recht; ihm gehöre alles: „Verlangt der Kaiser, was mein ist, mein Gut, mein Geld, ich würde mich nicht widersetzen, wiewohl alles, was mein ist, den Armen gehört. Was aber Gott angehört, darüber hat der Kaiser keine Gewalt. Gelüstet er nach meinem Erbe, nehmt es! — nach meinem Leibe, ich bin bereit, euch zu folgen. Wollt ihr mich in Bande legen, zum Tode führen? Wohlan, mit Freuden. Ich werde mich nicht umgeben mit dem Volke als mit einem Bollwerke; ich werde nicht die Altäre umfassen, um mein Leben zu fristen; viel lieber wollte ich mich opfern lassen für die Altäre.“ Als die Kaiserin an einem Tage der Charwoche noch vor Sonnenaufgang die neue Basilika besetzen ließ, drohte der Bischof allen

Soldaten, die sich zu Werkzeugen der Feinde Christi brauchen ließen, mit Ausschluß aus der christlichen Kirche, worauf diese theils fortliefen, theils sich unter die erschrockenen Weiber mengten und diese trösteten, sie seien nicht zum Kampfe, sondern zum Mitbeten da. Ambrosius predigte über eine Stelle des Buches Hiob und kam dabei auf die Versuchungen zu sprechen, die von Weibern ausgegangen sind. Auf die Zeitverhältnisse übergehend, fuhr er fort: „Man befiehlt mir: gib die Basilika heraus! Ich aber antworte: weder ist mir erlaubt, sie herauszugeben, noch frommt es dem Kaiser, sie in Empfang zu nehmen. Das Haus eines Privatmannes kannst du mit keinem Rechte an dich reißen, und du glaubst, das Haus Gottes wegnehmen zu dürfen? Dem Kaiser, behauptet man, sei alles erlaubt; ihm gehöre alles. Ich aber antworte: beschwere dich nicht mit dem Glauben, du habest ein kaiserliches Recht auch an das, was göttlich ist. Erhebe dich nicht, sondern willst du länger Kaiser sein, so sei Gott unterthan. Es steht geschrieben: Was Gottes ist, ist Gott: was des Kaisers ist, dem Kaiser. Dem Kaiser gehören die Paläste, dem Priester die Kirchen. Aber, sagst du, ich muß auch eine Kirche haben. Ich sage: aber jene nicht, die den Rechtgläubigen gehört. Was hast du mit der Ehebrecherin, der Arianerkirche, gemein?“ Nachdem man ihn wiederholt unterbrochen und aus der Kirche zu locken versucht hatte, kam ein kaiserlicher Geheimschreiber und schalt ihn einen Tyrannen. Ambrosius sprach: „Wohl habe ich Waffen, aber in Christi Namen. Meine Gewalt ist, meinen Körper darzubieten. Die Tyrannei des Priesters ist seine Schwachheit (nach dem Fleische); denn wenn ich schwach bin, sagt der Apostel, bin ich stark.“ Tag und Nacht blieb er sammt Presbytern und Diaconen in der Kirche unter Gebet und Psalmengesang; und da Volk und Heer auf seine Predigt mehr hörte als auf den Kaiser und seine Mutter, fand es der Hof am Gründonnerstage für besser, der Stadt die Strafe zu erlassen und das Militär von der Basilika abzubrufen. Welche Stimmung am Hofe herrschte, geht aus den Worten des jungen Kaisers an einige Große hervor: „Wahrlich, ich glaube, wenn es euch Ambrosius hieße, ihr würdet mich ihm in Banden überliefern!“ Der Bischof, welcher diese Vorgänge in einem Briefe an seine Schwester selbst erzählt (Opp., tom. III, p. 154—158), wußte wohl, daß sich noch mehr Wolken über ihm zusammenzogen.

(Schluß folgt.)

Einige theologische Principien Luthers.

Die Schriften, aus denen ich im Folgenden einige theologische Principien Luthers in Aphorismen darbiere, sind: 1. „D. Martin Luthers Büchlein von der Babylonischen Gefängniß der Kirchen.“ (XIX, 4 ff.) 2. „D. Martin Luthers Antwort auf König Heinrich VIII. von England Buch wider seinen Tractat von der Babylonischen Gefängniß. Anno 1522.

Von ihm selbst ins Deutsche übersetzt.“ (XIX, 295 ff.) 3. „D. Martin Luthers Antwort auf das überchristliche, übergeistliche und überkünstliche Buch des Bocks Emfers zu Leipzig, nebst einem Anhang an Murnar, desselben Gefellen.“ (XVIII, 1557 ff.)

Warum ich gerade die drei Schriften ausgewählt habe, erhellt aus den folgenden Recensionen. Ueber die Schriften: „Von der Babylonischen Gefängniß“ und „Luthers Antwort auf König Heinrichs VIII.“ schreibt Walthers: „Erstlich enthalten diese Schriften den Kern der ganzen Lutherischen Polemik gegen das Pabstthum und sind, als Erzeugnisse der ersten Liebe, mit einer Lebendigkeit, mit einer Frische und mit einem Feuer geschrieben, daß sie in gleicher Weise dem Verstande Klarheit geben, wie das Herz entzünden. . . . Mit der ersten Schrift hat Luther gewissermaßen dem Pabstthum die erste siegreiche Hauptschlacht geliefert.“ („Lehre und Wehre“ II, 268.) Köstlin schreibt: „Unter allen wissenschaftlichen theologischen Schriften steht sie (Von der Babylonischen Gefängniß) an erster Stelle.“ (Martin Luther I, 369.) Ueber die Schrift: „D. Martin Luthers Antwort auf das überchristliche . . . Bocks Emfers“, sagt Dr. Köstlin: „Diese Schrift Luthers hat bleibenden Werth durch die in ihr wiederholte Erörterung und biblische Begründung seiner Lehre vom allgemeinen Prieistertum der Christen und vornehmlich durch ihre Erklärungen über die rechte Auffassung und Auslegung des Sinnes der heiligen Schrift überhaupt.“ (I, 427.)

I.

Aus der Schrift: „Von der Babylonischen Gefängniß.“

1. Aber die müssen mit der Schrift widerlegt werden, welche mit der Schrift wider uns streiten. (XIX, 19.)

2. Das sei fern, das sei fern, daß ein einziger Buchstabe in Paulo sei, dem nicht nachfolgen, und den nicht halten solle die ganze allgemeine Kirche. (XIX, 22.)

3. Es ist nicht in des Pabsts Gewalt, neue Artikel des Glaubens zu machen, auch vermag das nicht ein gemein Concilium. (XIX, 25.)

4. Denn was ohne Schrift, oder ohne bewährte Offenbarung gesagt wird, mag wohl als eine Opinion angenommen werden, ist aber nicht noth, daß es gegläubet werde. (XIX, 26.)

5. Es hat aber unsere Meinung einen großen Grund, und vornehmlich diesen, daß man dem göttlichen Wort keine Gewalt thun soll, weder durch einen Menschen, noch durch einen Engel; sondern so viel nur möglich ist, sollen die Worte in dem allereinfältigsten Verstande behalten werden. Und wo uns nicht ein offener Umstand zwingt, sollen sie nicht außer dem eigentlichen Verstande genommen werden, damit man den Widersachern dadurch nicht Anlaß gebe, die ganze Schrift auszuspotten. (XIX, 28.)

6. Was liegt daran, ob die Philosophie das nicht versteht? Der Heilige Geist ist mehr denn Aristoteles. (XIX, 33.)

7. Gottes Wort hat ein größeres Ansehen, als unsers Verstandes Begreiflichkeit. (XIX, 34.)

8. Dieses will ich mittlerweile dafür halten, den heiligen Worten Gottes zu Ehren, welchen ich nicht will lassen Gewalt geschehen durch menschliche Fündlein, daß sie in eine fremde Bedeutung verdrehet werden. Jedoch lasse ich es andern zu, die andere Meinung zu behalten, die in einem Sendebrief des Pabsts, der sich anfängt: Firmiter, gesetzt ist, nur daß sie uns nicht zwingen, ihre Meinung (wie ich gemeldet) für Artikel des Glaubens zu halten. (XIX, 34.)

9. Das aber aus der Schrift kein Exempel hat, das ist gefährlich, und soll gar niemand gerathen, viel weniger für eine gemeine und öffentliche Art zu leben gehalten werden. (XIX, 92.)

10. Denn es müssen wohl unterschieden werden die Dinge, so in der heiligen Schrift von Gott gestiftet, von denen Dingen, die in der Kirche durch Menschen, wie heilig und gelehrt sie auch gewesen, erfunden sind. (XIX, 119.)

11. Aber wir vertheidigen anjehzo den reinen Glauben und die wahrhaftige heilige Schrift, damit wir nicht etwas, so in den Artikeln unsers Glaubens begriffen, gestatteten, und hernachmals, so es nicht darin begriffen wäre, überwunden werden möchten, damit also unser Glauben nicht zum Spott von uns gemacht, und aus Unwissenheit unser selbsterfundenen Sachen die Widersacher und Schwachgläubigen also geärgert, darzu der heiligen Schrift etwas zur Ungebühr aufgebürdet würde. (XIX, 119.)

12. Vielmehr sollen wir uns bemühen, daß uns alles dasjenige lauter und rein, wahrhaftig, und in klaren Schriften gegründet sei, so wir für Artikel unsers Glaubens rühmen. (XIX, 127.)

13. Denn das Wort Gottes ist unvergleichlicher Weise über die Kirche. Ueber welches Wort Gottes die Kirche, als eine Creatur nicht Macht hat etwas zu stiften, zu ordnen, oder zu thun; sondern sie soll gestiftet, geordnet und gemacht werden. Denn wer kann seinen Vater oder seine Mutter gebären? Wer hat seinen Anfänger zuvor gemacht? Das hat aber die Kirche wohl Macht, daß sie unterscheiden mag das Wort Gottes von den Worten der Menschen; wie Augustinus bekennet, daß er dem Evangelio geglaubt habe, weil die Kirche solches bewährete und lehrete, daß dieses das rechte Evangelium wäre: nicht, daß die Kirche darum über das Evangelium sei; denn sonst wäre sie auch über Gott, den wir glauben, weil die Kirche diesen für den rechten Gott erkennt; sondern, wie an einem andern Ort Augustinus sagt, durch die Wahrheit wird die Seel also gefangen, daß sie darnach alle Ding urtheilen, aber die Wahrheit sie nicht urtheilen möge, werde doch gezwungen aus unbetrügllicher Sicherheit zu sagen, daß dieses die Wahrheit sei. (XIX, 128.)

14. Ich wollte, daß kein Theologus in den Allegorien Fleiß anlehrete, bis er vollkömlich mit dem rechten und wahren Verstand der Schrift be-

festigt wäre. Sonst wird ihm geschehen, wie dem Origeni, daß er ohne Schaden nicht wird lehren in der heiligen Schrift. (XIX, 131.)

15. Dann es ist ein schändlicher und unbilliger Dienst, daß ein Christenmensch, der da frei ist, andern, als den himmlischen und göttlichen Lehren, unterworfen sein soll. (XIX, 132.)

16. Der Dienst des Wortes Gottes macht einen Priester und Bischof. Des Wortes, sage ich, nicht des Gesetzes, sondern des Evangeliums. (XIX, 140.)

17. Hiemit will ich ein Ende machen dieser Vorrede, welche ich allen frommen Christen gerne und mit Freuden übergebe, so den rechten Verstand der Schrift und den rechten Brauch der Sacramente zu wissen begehren. Denn es ist nicht eine geringe Gabe, dasjenige zu wissen, was uns von Gott gegeben ist, wie 1 Cor. 2, 12. Paulus sagt, und wie man sich der Gaben soll gebrauchen. (XIX, 152.)

II.

Aus der Schrift: „Antwort auf König Heinrichs VIII. von England Buch wider seinen Tractat.“

1. Christliche Kirche hat keine andere Lehre, denn Gottes Wort. (XIX, 320.)

2. Die Kirche gehet nicht um mit unnützen Menschen = Fabeln. (XIX, 324.)

3. Die Schrift hat nie geredt, anders denn es an ihm selber ist. (XIX, 324.)

4. Denn wo Gott redet, da thun wir je nichts, noch geben ihm etwas; sondern hören zu, fassen und nehmen von ihm, was er sagt. (XIX, 332.)

5. Alle mein Schreiben und Lehren stelle ich darauf, daß nichts sei zu lehren oder zu halten, was nicht klar in der Schrift stehet. (XIX, 332.)

6. Ich berufe mich auf Gottes Wort und Schrift gegen Menschen Sprüche und Brauch.

7. Frei, frei, frei wollen und sollen wir sein in allem, das außer der Schrift ist, Trotz, der es uns mehre. (XIX, 333.)

8. Es solle nichts außer der Schrift gehalten werden. (XIX, 334.)

9. Weil Christus am Abendmahl das Sacrament nicht geopfert hat, soll es auch in keiner Messe geopfert werden, und nichts Neues außer der Schrift aufgerichtet werden. (XIX, 335.)

10. Ich aber setze wider aller Väter Sprüche, wider aller Engel, Menschen, Teufel Kunst und Wort die Schrift und das Evangelium, darinnen die Meß klärllich erkennet wird, daß sie ein Wort und Werk Gottes sei, darinnen uns Gott verheißet und zeichnet seine Gnade. Hie stehe ich, hie troze ich, hie stolzire ich und sage: Gottes Wort ist mir über Alles, göttliche Majestät stehet bei mir; darum gebe ich nicht ein Haar drauf, wenn tausend Augustins, tausend Heintzen Kirchen dazu, wider mich wären, und

bin gewiß, daß die rechte Kirche mit mir hält an Gottes Wort, und läßt Heiligen Kirchen an Menschen Worten hangen. (XIX, 336.)

11. Er weiß nicht, was Glaube ist, und wie die Gewissen nicht mit Gesetzen gezwungen, sondern mit Verheißungen sollen gereizet werden. (XIX, 338.)

12. Ich will darob mit niemand streiten, daß er etwas mehr oder anders saget, denn in der Schrift stehet. (XIX, 340.)

13. Kann er beweisen, daß Menschen Sprüche und Brauch Artikel des Glaubens machen: so geb ich mich gefangen in allen Stücken. Kann er das nicht thun, so hab ich gewonnen; denn ich beruf mich auf Gottes Wort und Schrift, gegen Menschen Sprüche und Brauch. Wenn aber Menschen Sprüche und Brauch Artikel des Glaubens machen, wollte ich gerne wissen, warum meine Sprüche nicht auch Artikel des Glaubens sein sollen, der ich je also wohl ein Mensch bin, als ein ander? Warum sollte nicht des Türken und der Juden Lehre auch recht sein, und aller Ketzer? Denn sie sind ja auch feine, verständige, vernünftige Menschen, und haben's länger im Brauch gehabt, denn wir Deutschen. Gelten sie aber nicht, warum gelten denn König Heizens Menschen mit ihren Sprüchen? Sintemal sie gleich so fast ohne Gottes Wort sind, als keines andern Menschen. (XIX, 344.)

III.

Aus der Schrift: „Antwort auf das überchristliche . . . Buch des Bock Emsers.“

1. „Aller Väter Bücher muß man mit Bescheidenheit lesen, ihnen nicht gläuben, sondern darauf sehen, ob sie auf klare Schrift führen und die Schrift mit heller Schrift erklären. Auf daß nicht mehr, denn das bloße Schwert, das Wort Gottes, bei jedermann regiere.“ (XVIII, 1585.)

2. „Alles, was Menschen ordnen, ist menschlich.“ (XVIII, 1513.) (Aus Dr. M. Luthers Antwort an den Bock Emsers.)

3. Ich will die heilige Schrift haben, weil ich auch mit Schriften gegen dich setze. (XVIII, 1573.)

4. Dazu die Väter gelten dir nichts bei mir, du habest denn zuvor beweiset, daß sie noch nie geirret haben. (XVIII, 1573.)

5. Kein einiger (heiliger) Vater hat die Gewalt, zu ordnen und machen einen Artikel des Glaubens oder Sacrament, das die Schrift nicht geordnet und gemachet hat. (XVIII, 1574.)

6. Keine Gewohnheit möge etwas in der Schrift und Artikel des Glaubens wandeln und verneuen. (XVIII, 1575.)

7. Es haben allzeit traditiones hominum, Menschengesetze, geschadet und verdunkelt göttliche Gesetze. (XVIII, 1576.)

8. Göttliche Ordnung hanget in keiner wankenden Gewohnheit, läßt sich nicht durch Menschen ändern. (XVIII, 1578.)

9. Man soll der Väter Lehre nicht weiter brauchen, denn in die Schrift zu kommen, wie sie kommen sind, und alsdann bei der Schrift alleine bleiben. (XVIII, 1587.)

10. Menschen Gesetz halten, macht keinen Christen; lassen, macht keinen Unchristen. (Wiewohl es nicht recht ist, was der Hauf hält und thut, ohne Ursach und muthwillig verachten; wiederum auch, tyrannisch und unmeniglich, ja, teuflisch ist, ohne Ursach beladen, treiben und dringen mit den Menschengesetzen einen Christen, Schweige einen ganzen oder großen Haufen.) (XVIII, 1593.)

11. Der Heilige Geist ist der allereinfältigste Schreiber und Redner, der im Himmel und Erden ist, darum auch seine Worte nicht mehr, denn einen einfältigsten Sinn haben können, welchen wir den schriftlichen oder buchstabischen Zungensinn nennen. (XVIII, 1602.)

12. Darum soll man nicht sagen, daß die Schrift oder Gottes Wort mehr denn einen Sinn haben. (XVIII, 1602.)

13. Gottes Wort ist mehr, denn alle Engel und Heiligen und alle Creaturen. — Ich will und muß mit Schrift überwunden sein, nicht mit ungewissem Leben und Lehren der Menschen, wie heilig sie immer sind. (XVIII, 1622.)

14. Des Pabsts und aller Papisten Wesen ist lauter Menschenlehre und Gewohnheit ohne alle Schrift. (XVIII, 1628.)

15. Und sind alle Gebote des Pabsts (der unzählig viel sind) eitel Würgestrick der Seelen, damit er nicht mehr thut, denn Sünde und Verderben in aller Welt anrichtet, und also die ganze Christenheit verführet. — Es entläufet ihm freilich wenig oder niemand, denn die in der Wiegen sterben. (XVIII, 1633.)

16. Denn wie es nicht noth ist zu glauben, daß St. Peter zu Rom gewesen ist, dieweil es die Schrift nicht gibt; so ist's auch nicht noth zu glauben, daß der Pabst sein Stuhlerbe und Pabst sei. (XVIII, 1638.)

17. Ich will dich nicht mit Menschen lehren, sondern mit der Schrift sachmatten. (XVIII, 1644.)

18. Darum will ich Schrift haben; Schrift, Murnar! Murnar, Schrift! oder suche einen andern Kämpfer. (XVIII, 1652.)

19. Darum laß deine Vernunft schlafen, und zeige mir einen Buchstaben in der Schrift, daß zeitlich Raum, Statt oder Gebäu zur Kirche gehören, so will ich nicht mehr fordern, und bald folgen. (XVIII, 1653.)

20. Nichts so spizig mit Vernunft mag vorgebracht werden, das nicht mit Gegenvernunft möge widerlegt werden. (XVIII, 1653.)

21. Siehest du schier, mein Murnar, was das sei, mit bloßer Vernunft ohne Schrift theologisiren? Meinefst du, ob du hierauf replicirst, ich könnte nicht wieder auch repliciren? Wo bleibt aber zulezt die endliche Wahrheit? (XVIII, 1654.)

22. Also beschließe ich, daß die christliche Kirche sei nicht an irgend eine Stätte, Person oder Zeit gehaftet. . . . Fragst du aber, wie das zugehe? Antworte ich kürzlich: Alle Christen in der Welt beten also: Ich glaube in den Heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen. Ist der Artikel wahr, so folget daraus, daß die heilige christliche Kirche niemand sehen kann noch fühlen; mag auch nicht sagen, siehe, hier oder da ist sie. Denn was man gläubet, das siehet oder empfindet man nicht. Wie St. Paulus Ebr. 11, 1. lehret. Wiederum, was man aber siehet oder empfindet, das gläubet man nicht. (XVIII, 1654.)

23. Wir fragen jetzt nicht, ob's aus dem Text erweist sei, sondern ob's recht und wohl daraus erweist sei. (XVIII, 1656.)

24. Was hilft nun dich, Murnar und alle Papisten, daß ihr viel Väter in diesem Spruch aufbringt? Sie haben geirret als Menschen; so wollt ihr den Irrthum für einen Grund und Wahrheit setzen. Aber mir gilt der Hauptspruch Christi mehr, denn alle Lehrer und Väter, wie heilig und gelehrt sie immer sind. Christi Worte sind klar genug, dürfen keiner Glossen. (XVIII, 1658.)

25. O, bessert euch, lieben Brüder, die Schrift kömmt an Tag, der Menschen Augen wachen auf: ihr werdet eure Sachen müssen anders schmücken, oder das helle Licht wird euch zu Schanden machen. Ich warne euch treulich. Gott helfe uns allen zu der rechten Wahrheit schier. Amen. (XVIII, 1660.)

Aug. Schöpfler.

Literatur.

Dr. Martin Luthers Sämmtliche Schriften. Sechster Band. Auslegung des Alten Testaments. Auslegungen über die großen Propheten und über Hosea, Joel und Amos. Auf's Neue herausgegeben im Auftrag des Ministeriums der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1897. XIV Seiten und 1837 Columnen. Preis: \$3.75.

Dieser sechste Band unserer Lutherausgabe enthält Luthers Auslegungen über den Propheten Jesaias, über einzelne Abschnitte aus Jeremias, Hesekiel und Daniel und dann über die kleinen Propheten Hosea, Joel und Amos. „Die Bearbeitung dieser Auslegungen“, sagt Herr Prof. Hoppe im Vorwort, „ist sehr mühevoll gewesen. Denn von allen Schriften über die Propheten sind nur die von Luther selbst herausgegebenen, über Jona, Habakuk und Sacharja, in deutscher Sprache verfaßt, alles Uebrige mußte nach dem Lateinischen theils durchgreifend überarbeitet, theils völlig neu übersetzt werden.“ Der Text der lateinischen Vorlagen konnte mehrfach richtig gestellt werden, wie in dem Vorwort nachgewiesen ist. Die Auslegung des Propheten Hosea ist der Vollständigkeit wegen in dreifacher Relation gegeben, nach der Zwidauer Handschrift (gedruckt 1884), nach dem Baseler Druck vom Jahre 1526 und nach Veit Dietrichs Bearbeitung (gedruckt 1545); ebenso die Auslegung des Propheten Joel nach Veit Dietrichs erster (1536) und zweiter (1547) Bearbeitung, sowie nach der Zwidauer Handschrift (1884). Die Auslegung des Propheten Amos wird in doppelter Form geboten, nach der Altenburger Handschrift, ebenfalls Veit Dietrichs Arbeit, und nach der Zwidauer Handschrift. Für den practischen Gebrauch ist dies der Vollständigkeit fast zu viel. Was den Werth

der verschiedenen Bearbeitungen anlangt, so gebührt denen von Veit Dietrich entschieden der Vorzug. Was seine Bearbeitung des Hosea betrifft, so ist dieselbe von Luther selbst „übersehen“ und somit von Luther selbst als seine (Luthers) Arbeit anerkannt worden. Ueber Veit Dietrichs Bearbeitung des Joel, Amos und Obadja, die 1536 in Straßburg erschien, äußerte Luther in seiner nächsten Umgebung sich nicht so günstig, wie Dietrich selbst in einem Briefe an Justus Menius berichtet. Im Jahre 1547 erschien daher eine zweite Bearbeitung des Joel von Dietrichs Hand. Veit Dietrich war nicht nur ein großer Theologe, sondern hatte sich auch durch den jahrelangen persönlichen Verkehr mit Luther so in des Reformators Gedanken eingelebt, daß es kaum einen befähigteren Herausgeber der Lutherschen Vorlesungen gab, als ihn. Was uns in der kürzlich aufgefundenen Zwidauer Handschrift als Luthers Auslegung der kleinen Propheten geboten wird, ist so mangelhaft, daß wir Herrn Prof. Hoppe vollkommen beistimmen, wenn er urtheilt: „Luther würde die Publication von Schriften solcher Beschaffenheit nicht zugegeben haben“ (Vorrede XIV). Die Zwidauer Handschrift ist in unsere Ausgabe aufgenommen worden „wegen des archäologischen Interesses“; „ihr practischer Werth ist gering“. (Vgl. Anm., S. 1070 ff.) Die köstlichste Perle in diesem Bande ist Luthers Auslegung des Propheten Jesaiaß, insonderheit die sehr ausführliche Auslegung des 9. und 53. Capitels. Hier kommt Luthers Meisterschaft in der Auslegung der Schrift Alten Testaments so recht zur Geltung. Lassen wir nicht unbenußt liegen, was Gott uns durch den Reformator der Kirche gegeben hat. F. P.

The Holy Land in Geography and History by Townsend Mac Coun, A. M. New York. Townsend Mac Coun. 1897. Vol. I. Geography. 96 Seiten. Vol. II. History. 136 Seiten. 7×4½. Schön in Leinwand gebunden. Preis: \$2.00.

Wir halten dieses Werk für ein brauchbares Hülfsmittel beim Studium palästinensischer Geographie und israelitischer Geschichte, und welcher Theologe sollte sich nicht auch damit beschäftigen, um die Schrift besser zu verstehen? Es ist kein wissenschaftliches Werk, das sich auf eingehende Untersuchungen einläßt und neue Hypothesen aufstellt, sondern es werthet in ganz geschickter, übersichtlicher Weise die Mittheilungen und Forschungen allerdings sehr verschiedener gelehrter, von Philo und Josephus herab bis auf Stanley und Ewald, Sayce und Hilprecht, Grätz und Schürer, Delitzsch und Ramsay. Besonders hat der Verfasser die genauen Karten und Veröffentlichungen des „Palestine Exploration Fund“ benützt. Die hervorragenden neueren deutschen Werke über Geschichte und Geographie des gelobten Landes scheinen dem Verfasser, der durchweg compilatorisch verfährt, nur so weit sie ins Englische übersezt sind, bekannt geworden zu sein. Wir finden z. B. keine Verweisungen auf das sehr gründliche, umfassende und im Ganzen positive Werk Köhlers über alttestamentliche Geschichte. Ein besonderer Vorzug und Nutzen dieses Werkes sind die ungemein zahlreichen (145), speciell für dieses Werk angefertigten, meistens recht sauber ausgeführten Karten, Pläne, Tafeln und Abbildungen geographischen, topographischen, historischen und geologischen Inhalts, vermöge deren dasjenige, was auf der einen Seite im Texte gesagt ist, auf der gegenüberstehenden dem Leser anschaulich vor die Augen geführt wird. Unsere Anzeige ist Pastoren vermeint, die zwischen Richtigem und Gewissem, Fraglichem und Verkehrtem unterscheiden können. Zu dem Letzteren gehören z. B. die meisten geologischen Ausführungen, und auch sonst fehlt es nicht daran, namentlich im zweiten historischen Theile. Der Verfasser hält sich wohl im Ganzen an die Erzählung der Schrift, schreibt aber, wie es im Propectus heißt, „in the light of the latest discoveries of science, archaeology, and broad critical scholarship“ und bedenkt nicht, daß die Aufstellungen der modernen Wissenschaft, sei es nun Bibelkritik oder Geologie oder Assyriologie oder neutestamentliche Zeitgeschichte, den Aussagen der Schrift oft widersprechen. Wir greifen einige Punkte heraus. Die Abfassungszeit des Buches Daniel läßt der Verfasser dahingestellt, neigt sich aber zu der Annahme, daß es in der maccabäischen Zeit, also circa 170 vor Christo, geschrieben sei. (II, 68.) Damit fällt die Verabfassung durch Daniel hin. Bei dem Bericht von der Welterschöpfung sagt er in Bezug auf das Sechs-Tage-Werk: „Whether regarded as literal days of twenty-four hours, days of the vision, or divine ages, as the sacred writers seemed to regard them . . . the whole creation is an orderly work of constant progression and preparation of man. The Bible account was not intended to

teach geology, but its pictures are absolutely confirmed by it" (II, 2). Was davon zu halten sei, wird auf der gegenüberstehenden Tabelle klar gemacht, auf welcher neben der "Biblical History" die "Geological Periods" stehen und das physikalische Alter der Welt auf "approximately twenty Million Years" angegeben wird! In Bezug auf den vielberührten Census des Kaisers Augustus wird ohne Kritik die Annahme Schürers mitgeteilt, "that this census did not occur until ten years later, and Luke was misinformed as to the cause of Joseph's journey" (II, 83). Hinter die Angabe der "Chronological Table" (II, 119), daß es schon vor 6000 vor Christo sumerische Dynastien gegeben habe, setzen wir nicht nur ein großes Fragezeichen, sondern halten sie einfach für falsch, weil sie nicht mit der Chronologie der Schrift stimmt. Unsere Leser erkennen aus diesen Beispielen, daß dieses in jeder Beziehung wirklich schön ausgestattete und praktisch angelegte Buch mit rechter Vorsicht gebraucht werden muß. L. F.

Die Indianermission in Michigan und Nebraska. Separat-Abdruck aus „Fritschel, Geschichte der lutherischen Kirche in America“. Mit 3 Bildern. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1897. 39 Seiten Octav. Preis: 50 Pf.

Die Geschichte der Indianermission in Michigan ist wesentlich richtig dargestellt. Doch beruht dieselbe keineswegs auf eigener Quellenforschung oder auch nur Nachprüfung. Es ist zum größten Theil (16 von 21 Seiten) ein Abdruck des bezüglichlichen Abschnitts aus Karstens „Geschichte der ev.-luth. Mission in Leipzig“. Als Quellen werden außer Karsten angegeben: Baierlein, Im Urwalde. Kirchliche Mittheilungen. 1845—1867. Deinger, Löhes Leben, Bd. III, Abthl. 1. Nun wurde die Leitung der Indianermission schon 1849 der Missouri-Synode übertragen und seit dieser Zeit finden sich die officiellen Berichte der Heidenmissions-Commission und Einzelberichte der Missionare bis zur Aufhebung der Mission 1868 in den Synodalberichten und in der Zeitschrift („Lutheraner“) der genannten Synode. Das sind doch gewiß „Quellen“. In wie weit das „Leipziger Missionsblatt“, Karstens Hauptquelle, dieselben benutzt oder über eigene Berichte verfügt, können wir nicht sagen. In einer Schrift wie der vorliegenden sollte die Angabe derselben nicht fehlen. Dann wäre dem Verfasser, der doch jedenfalls über die lutherische Indianermission überhaupt berichten will, nicht so gut wie unbekannt geblieben, daß die Missouri-Synode jahrelang auch in Minnesota einen Missionar unter den Indianern hatte. Einige kleinere Ungenauigkeiten sind uns aufgefallen. Die erste Missionscolonie heißt hier bald „Frankemut“, bald „Frankenmut“ statt „Frankenmuth“. Der Häuptlingsname wird einmal „Bemassikeh“ und dann „Bemassikeh“ geschrieben. Auch sonst finden sich curiose Schreibweisen von Eigennamen. — Der zweite Theil des Schriftchens handelt von der Indianermission der Iowa-Synode in Nebraska. L. F.

Im fernen Indien. Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen von Georg Stofsch, Pastor am Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin. Verlag von Martin Wernke. Berlin 1897. 223 Seiten. Preis: 2 Mark 80 Pf. broschirt.

Der Verfasser dieser „Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission“, früher Leipziger Missionar, hebt sehr richtig mit großem Nachdruck hervor, daß ein Missionar sich ganz dem „Wort“ zu Dienst stellen soll, „auf Eigenes verzichtend, alle Künste verachtend“. Doch ist ihm das nur „Weisheit“. Und wie ernstlich das „Verzichten“ gemeint ist, geht daraus hervor, daß er bei Besprechung der Rassenfrage einerseits die „Missionspolitik des Bonifacius“ bewundert, andererseits aber meint, „wir“ brächten „das Christenthum in einer durch jahrhundertelange Entwicklung concentrirten und gereinigten Gestalt, in einer Gestalt, die auf unmittelbare Entscheidung dringt“. Und am Ende des Buches spricht er die Erwartung aus: „Er — des Menschen Sohn — aber wird, wenn Er kommt, durch Aufrichtung Seines Reiches auf Erden das Werk hinausführen, das die Mission begonnen hat.“ Im Uebrigen bietet das Buch, das natürlich nicht den Anspruch macht, die besprochenen Gegenstände erschöpfend zu behandeln, gar manches Interessante und Lehrreiche, besonders in den Abschnitten über die Natursymbolik der Tamulen, über einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache, und über die indische Rasse. Dem englischen Schulwesen, das nach dem, wie uns scheint, richtigen Urtheil

des Verfassers auch eine Gefahr für die Mission in sich birgt, sind zwei Abschnitte gewidmet. Von Interesse sind ferner die Mittheilungen über die bei einem großen Theil der Bevölkerung Indiens herrschende fast ungläubliche Armut, über die Bemühungen eines Heiden, seine Religion zu stützen, und über mancherlei Erfahrungen in der Missionsarbeit. Schreiber dieses kann nicht beurtheilen, ob alle Aufstellungen des Verfassers, besonders solche, die auf dem Studium indischer Literatur beruhen, völlig begründet sind, glaubt aber das Buch besonders solchen, die das indische Volk nicht bloß von außen kennen lernen wollen, als brauchbare Lectüre empfehlen zu dürfen.

F. J.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Wie man die „Luther-Liga“ nutzbar machen möchte. Im „Lutherischen Herold“ schreibt ein Pastor der New York-Synode: „Auch hier haben wir eine sogenannte Luther-Liga, deren Hauptthätigkeit eigentlich nur darin bestand, einmal im Jahr das Jahresfest zu feiern, die aber sonst ein recht kümmerliches Dasein fristete, wie andere Vereine dieser Art. Es fehlte an dem rechten Grunde, der rechten Tendenz, der kirchlichen Autorisation — es fehlte an Arbeit. . . Nun hat obiger Verein sich die Aufgabe gestellt, statt in die Ferne zu schweifen, im eigenen, gegebenen Kreise helfend und fördernd einzugreifen. Zuerst so, daß Glieder aus jeder Confirmandenklasse ihre einstmaligen Gefährten, die der Kirche fremd geworden sind, persönlich aufsuchen, sie zum Besuch der Gottesdienste ermuntern, resp. abholen und zum Anschluß an die Gemeinde zu bewegen suchen. Aus den bereits vorhandenen Schriften trifft der Pastor specielle Auswahl für die Kranken, Heimgesuchten, Einsamen und Verlassenen, und gelegentlich sprechen die jungen Leute bei dem Pastor vor, nehmen solche Schriften in Empfang. Sie lesen sie den Kranken vor, oder verabreichen sie vor der Kirchgeheit, so daß solche Schriften daheim gelesen werden können, wenn die Gemeinde im Gotteshause sich erbaut. Ist irgendwo ein Todesfall eingetreten, so wird in derselben Weise eine passende Trostschrift überbracht mit dem Gruß der Gemeinde. In solcher Weise treten die Glieder in eine heilsame Beziehung zu einander, und sonderlich den jüngeren Gliedern einer Gemeinde, die Lust und Liebe haben, wird solche Arbeit zum Segen, und somit werden sie der Gemeinde zum Segen, diemeil sie für die Gemeinde thätig sind. Sollten sie einmal später Kirchenrathsglieder werden, werden sie nicht erröthen, falls der Pastor, wie in allen Constitutionen steht, sie auffordert, Kranke zu besuchen; sie werden wissen, was zu thun ist. Auch werthvollere Schriften werden ausgehändigt, welche aber die Bemerkung tragen, daß sie Eigenthum der Gemeinde bleiben, der Betreffende aber möge die Schrift bei seinem ersten Kirchgang dem Pastor oder einem der Ältesten aushändigen. . . Das Verlangen nach Thätigkeit ist bei den jungen Leuten da und läßt sich nicht leugnen; aber man gebe ihnen Belehrung, Anweisung und Anregung. Der Gedanke ist fast zu groß und erhebend: eine Centralisation der Jugendvereine unserer Synode als Evangelisations-, Missions- und Kirchbau-Verein. Ließe sich nicht die Luther-Liga — da sie ja nun einmal neben der Kirche da ist — in kirchliche Bahnen lenken? Dann würde der Name, der schon bei vielen in Verruf gekommen ist, immer noch zu Ehren kommen zum Heil und Segen der lutherischen Kirche.“ Alles, was hier als wünschenswerthe Thätigkeit der Glieder der Luther-Liga genannt wird, das Aufsuchen der Irregegangenen, der Besuch der Kranken, Missionsarbeit zc. kommt jedem Christen,

also auch jedem christlichen Jünglinge, vermöge seines Christenstandes, zu. Es bedarf dazu keiner besonderen „Liga“. Es ist freilich natürlich, daß die Jünglinge einer Gemeinde unter einander den christbrüderlichen Verkehr pflegen und etwa einen „Jünglings-Verein“ bilden. Sie mögen auch als Verein thätig sein, aber nicht neben der Gemeinde, sondern in der Gemeinde, im Auftrage der Gemeinde und unter der Aufsicht der Gemeinde. Sodern die Jünglinge das göttliche Band, das sie an die Gemeinde bindet, so wird die böse Frucht sich bald zeigen.

J. P.

Ein weiblicher Baccalaureus theologiae. Vor einigen Monaten hat sich die Tochter des bekannten Dr. C. A. Briggs vom presbyterianischen Union Seminary in New York den Grad eines „Bachelor of Divinity“ erworben, und zwar auf der theologischen Anstalt, an welcher ihr Vater eine Professur bekleidet. Doch war dies nicht der erste Fall einer Verleihung dieses theologischen Grades an eine weibliche Person. Im Jahre 1894 hat das Hartford Theological Seminary denselben zwei jungen Damen verliehen, von denen die eine jetzt Professor der biblischen Literatur am Mt. Holyoke College, die andere Missionslehrerin in Südafrika ist. Im vorigen Jahre wiederholte sich dies.

L. F.

Unglaube und Freigebigkeit. Das Universalisten-Blatt „The Universalist“ rechnet heraus, daß von den Universalisten für „kirchliche“ Zwecke ungefähr 2½ Mal so viel gegeben werde als von den Presbyterianern. Die presbyterianischen Blätter, der „Interior“ und der „Observer“, argumentiren darüber mit dem „Universalist“. Sie weisen z. B. darauf hin, daß die Presbyterianer große Summen für Unternehmungen außerhalb ihrer Kirchengemeinschaft geben, während die Universalisten ihre sämtlichen Gaben für sich behielten. Die Richtigkeit der statistischen Angaben des „Universalist“ vorausgesetzt, möchten wir noch eine andere Erklärung an die Hand geben. Die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht, Luc. 16, 8. Die Religion der Universalisten ist die Religion der Kinder dieser Welt, völliger Unglaube. Der Unglaube aber hat für seine Zwecke immer mehr geopfert, als der Glaube im Dienst Christi. Das ist sehr beschämend für die Christen, aber es ist so.

J. P.

II. Ausland.

Die Zahl der Theologie-Studirenden an den deutschen protestantischen Universitäten ist in den letzten Jahren stetig und ganz bedeutend zurückgegangen. Während sie sich im Jahre 1890 auf 4527 belief, studirten im vorigen Jahre nur 2956 Studenten Theologie. Und zwar läßt sich wahrnehmen, daß gerade diejenigen Facultäten, die besonders ausgesprochen dem Liberalismus huldigen, den stärksten Wegfall zu verzeichnen haben. Die Frequenz an der Berliner Universität, wo Harnack, Kaftan, Pfeleiderer u. a. dociren, hat um nahezu fünfzig Procent abgenommen. Dann folgen Göttingen, Leipzig, Halle und Marburg, wo ebenfalls die freie theologische Wissenschaft mächtig um sich gegriffen hat. Ausnahmen bilden nur die Universitäten in Greifswald und Erlangen, deren theologische Facultäten als orthodox angesehen werden.

L. F.

Dem im Mai verstorbenen Präsidenten des bairischen Oberconsistoriums, von Stählin, ist kein Theologe im Amte gefolgt, sondern ein Jurist, der Ministerialrath von Schneider, ist zu diesem für die protestantische Kirche wichtigen Amte ernannt worden. Bei dem Oberconsistorialrath von Buchrucker, der inzwischen die Präsidialgeschäfte führte, war zwar angefragt worden, ob er zur Uebernahme der Präsidentenstelle willig sei; derselbe hat jedoch, wegen seines hohen Alters von ihm

absehen zu wollen. Damit ist die Reihe der Theologen, die seit Harleß an der Spitze des bairischen Kirchenregiments standen, wieder durchbrochen und es gibt, wie die „Neue Lutherische Kirchenzeitung“ mittheilt, wohl keine landeskirchliche Behörde in Deutschland, die von einem Theologen geleitet wird. Das Wort Luthers: „Wir müssen das Consistorium zerreißen, denn wir wollen kurzum die Juristen und den Pabst nicht drinnen haben“, ist längst vergessen. L. F.

Ueber „die deutschen evangelischen Missionen im Jahre 1896“ finden wir im „Leipziger Missionsblatt“ die folgende Zusammenstellung: Getauft haben im Jahre 1896 die Rheinische Mission in Südwestafrika, auf den Sunda-Inseln und in China 3703 Heiden (Gesammt-Seelenzahl 64,317), die Hermannsburger Mission in Südafrika und Indien 3160 Heiden (Gesammtzahl 35,450), die Baseler Mission in Indien, China, Kamerun und auf der Goldküste 2242 Heiden (Gesammtzahl 33,840), Berlin I in Südafrika, Deutsch-Ostafrika etwa 1050 Heiden (Gesammtzahl 29,999), die Brüdergemeinde 574 Heiden (Gesammtzahl 91,442). Die unter den Kols in Indien arbeitende Gohnersche Mission vermehrte sich etwa um 2000 (Gesammtzahl 42,000). Die norddeutsche (Bremer) Mission, die dieses Jahr das 50jährige Jubiläum ihrer Arbeit an dem Schwe-Volk in Westafrika gefeiert hat, erreichte 1896 durch 254 Heidentausen die Gesammtzahl von 1844 Christen, und die Schleswig-Holsteinische-Mission, die in dem Telugu- und Urija-Lande in Indien arbeitet, hat getauft 84 Heiden (Gesammtzahl 458). Rechnet man hierzu noch die Neukirchener Mission mit 42 Heidentausen und 784 Christen, ferner die erst in der neueren Zeit gegründete Berliner evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) und die Neuendettelsauer Mission mit je etwa 100 Seelen, endlich unsere Mission mit 942 Heidentausen und Gesammtzahl von 16,036, so erhält man als die Summe aller Heidentausen beinahe 14,000, und die Gesammtzahl der durch die deutsche evangelische Mission gesammelten Heidenchristen wird sich etwa auf 316,000 belaufen. — Die Ausgaben obiger Gesellschaften betragen etwa 4,700,000 Mark. Die größte englische Gesellschaft, die Kirchenmission, gegründet 1799, zählte bei einer Ausgabe von etwa 5,945,000 Mark im Jahre 1896 8020 Tausen von erwachsenen Heiden und eine Gesammtzahl der getauften Christen von 203,701, darunter aber nur 62,785 Communionberechtigte. Sie unterhält 1036 europäische Missionsarbeiter, davon sind aber die größere Hälfte (531) Missionarsfrauen und Missionslehrerinnen und nur 399 ordinirte Missionare. Die americanisch-bischöfliche Mission taufte 1896 in Liberia, China, Japan, Korea und Indien 11,836 Erwachsene und 7328 Kinder. Es wird wohl nicht mit Unrecht dieser Mission vorgeworfen, daß sie zu schnell taufe. Ein americanisches Missionsblatt gibt die Zahl aller in allen evangelischen Missionen im Jahre 1896 getauften Heiden auf 65,000 an.

Berliner Kirchenväter-Ausgabe. Das Luthardsche „Literaturblatt“ schreibt: Mit dem Ende des Jahrhunderts fällt der Anfang eines Unternehmens zusammen, auf welches die Theologie, im Besonderen die deutsche, stolz sein darf. Unter den Auspicien der königlich-preussischen Academie der Wissenschaften soll die gesammte, in griechischer Sprache geschriebene altchristliche Literatur, also die eigentlich sogenannte patristische, aber auch die häretische und apokryphe, ja selbst die von Christen bearbeitete jüdische, und zwar zunächst die Literatur der ersten drei Jahrhunderte, in einer allen Anforderungen der jetzigen Philologie und Geschichtswissenschaft entsprechenden Weise herausgegeben werden. Ausgeschlossen bleibt nur das Neue Testament, dessen wissenschaftliche Behandlung bereits einen gewaltigen Vorsprung vor der übrigen altchristlichen Literatur hat. Wo die Originale fehlen, werden die alten Uebersetzungen eintreten. Die Einleitungen und Uebersetzungen sollen in der deutschen Sprache, der Gelehrtensprache der Neuzeit, erscheinen. Ins Auge ge-

faßt sind circa fünfzig Bände zu je dreißig bis vierzig Bogen, die in etwa zwanzig Jahren vollendet vorliegen und im Preise fünfzehn bis zwanzig Mark nicht überschreiten sollen. Finanziell gesichert ist das Werk durch die zu Gunsten der Academie errichtete hochherzige Stiftung des Ehepaares Hermann und Elise (geb. Hedemann) Wenkel. Weit zurück und fern ab von Deutschland, bis in die Tage der Blüthe des französischen Maurinerordens muß man gehen, ehe man solche umfassende Arbeiten für die griechisch-althristliche Literatur antrifft, wie sie jetzt in unserm Vaterlande geplant werden.

Sachsen und die klassischen Gymnasien. In Dresden tagte die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“ schreibt darüber: Die Versammlung wurde durch die Gegenwart Sr. Majestät des Königs und Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg ausgezeichnet, sowie durch feierliche Begrüßung der Vertreter des Ministeriums und der Stadt. In seiner Begrüßungsrede betonte Se. Excellenz Cultusminister v. Seydewitz, daß die Einführung des Schülers in das klassische Alterthum der Mittelpunkt der Gymnasialbildung sein und bleiben müsse, im Gegensatz zu der Richtung, welche die Realien und modernen Sprachen mehr zum Kerne höherer Bildung machen möchte. Aus der trefflichen Rede seien nur folgende Abschnitte angeführt: „Das Jhtr und unserer Fürsorge anvertraute deutsche Gymnasium ist in neuerer Zeit Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Schriftlich und mündlich, in großen und kleinen, berufenen und nicht berufenen Kreisen hat man die Frage seiner Existenzberechtigung in der Gegenwart aufgeworfen und in allem Ernste verneint. Man hat — um von anderem zu schweigen — behauptet, daß der Deutsche durch die eingehende Beschäftigung mit der antiken Welt auf dem Gymnasium den Sinn für deutsches Denken und Fühlen, das Verständniß für deutsche nationale Größe verliere, man scheute sich nicht, diesen Vorwurf etwa ein Jahrzehnt nach dem großen Kriege von 1870/71 zu erheben. Man hat kurz und bündig die ganze Unterrichts- und Erziehungsweise auf unserm Gymnasium als eine grundverkehrte bezeichnet. Es wird nicht der ausdrücklichen Versicherung bedürfen, daß die sächsische Regierung diese Auffassung nicht theilt.“ Dann, nachdem auseinandergesetzt, wie die sächsische Regierung Reformen sich hier keineswegs verschleße: „Die Gegner des Gymnasiums sind mitunter von kleinen Gesichtspunkten ausgegangen. Wir wollen im wohlthuenden Gegensatz hierzu die großen unerschütterlichen Grundlagen, auf denen das Gymnasium ruht, die großen idealen Ziele, die es verfolgt, die großen unanfechtbaren Erfolge, die es an den Besten unsers Volkes aufzuweisen hat, nie aus den Augen verlieren. Man klagt wohl, daß unsere Zeit hier und da den wünschenswerthen großen Zug vermissen lasse; ich hoffe, daß dem Kampfe für das Gymnasium immer der große Zug zu eigen bleiben werde!“ Endlich zu Schluß: „Beide Herrscher (König Johann und König Albert) sind in Fortführung des schon in frühern Jahren bethätigten hohen Sinnes zu jeder Zeit, auch in kritisch bewegter Zeit, mit aller Kraft und Entschiedenheit, aber auch mit aller Ruhe und Besonnenheit eingetreten für die grundsätzliche Beibehaltung der klassischen Bildung und für die Hochschätzung der Männer, die die Vermittelung dieser Bildung auf den Hoch- oder Mittelschulen sich zum Lebensberuf gewählt haben. Und die Herrscher wußten und wissen sich hierin einig mit den Rätthen der Krone und mit vielen Einsichtigen in unserm Volke. Darum wird eine Versammlung wie die Ihre immer auf freundliche Aufnahme in unserm Lande rechnen dürfen und darum freuen wir uns, daß Sie in diesem Jahre wieder zu uns gekommen sind. Ich heiße Sie noch einmal herzlich willkommen und wünsche, daß auch die Verhandlungen dieser Tagung von reichem Erfolge begleitet sein mögen.“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 43.

December 1897.

No. 12.

Der moderne Synergismus im Lichte der Schrift.

(Schluß.)

Eine gewisse Classe der modernen Synergisten, deren wir schon im Eingang dieses Artikels gedacht haben, operirt vor Allem mit dem „Widerstreben“ und der „Unterlassung des Widerstrebens“. Sie lassen der Bekehrung ein vorbereitendes Stadium vorangehen, in welchem der Mensch das Widerstreben gegen Gott und Gottes Gnade aufgibt, und machen eben hiervon die Bekehrung abhängig und schreiben dem Menschen die Kraft und das Vermögen zu, dieses Widerstreben einzustellen, den Stachel zurückzuziehen, sei es mit der Hilfe Gottes oder ohne dieselbe. Auch diese Form von Synergismus wird direct von der Schrift Lügen gestraft. Wir erinnern zunächst daran, daß die Schrift den natürlichen, verderbten Zustand des Menschen nicht nur als geistliche Blindheit, Unwissenheit und Thorheit, nicht nur als geistlichen Tod, als Entfremdung von dem Leben, das aus Gott ist, beschreibt, sondern auch als Feindschaft wider Gott. Röm. 8, 7. Der Mensch hat von Natur Abscheu und Widerwillen gegen Gott und Alles, was Gottes ist, und widerstrebt Gott, wo und wie derselbe ihm auch nahe tritt, murret über die göttlichen Führungen, haßt Gottes Willen und Gebot, widersezt sich Gott, wenn derselbe ihn von seinem Irrweg zurückzubringen sucht, und ärgert sich vor Allem an dem Evangelium, welches den Schaden Adams heilen will. Mit dieser Art und Gesinnung des natürlichen Menschen verträgt sich nun und nimmer jene angebliche facultas non resistendi. Wie sollte der Mensch, der mit allen seinen Sinnen und Gedanken, Neigungen und Bestrebungen gegen Gott ankämpft, darauf kommen, diesem natürlichen Trieb und Zug Einhalt zu thun? Soll die widergöttliche Richtung des menschlichen Willens gebrochen werden, ihren bestimmenden, beherrschenden Einfluß verlieren, so muß ein anderer Wille, der stärker ist, als des Menschen Wille, hier Einhalt gebieten. Und auch dies leuchtet von vornherein ein, daß, wo das Widerstreben gegen Gott zum Stillstand gekommen, da auch schon die Bekehrung zu Stande gekommen ist. Denn der

Mensch ist entweder Gottes Feind oder Gottes Freund. Gott gegenüber gibt es keine Neutralität. Des Menschen Wille ist immer thätig und wirksam, entweder zum Bösen oder zum Guten, entweder in Widerspruch gegen Gott oder in Uebereinstimmung mit Gott.

Die Schrift bezeugt aber nun auch ausdrücklich, daß Gott es ist, welcher in der Belehrung die Feindschaft, das Widerstreben aus dem Herzen des Menschen herausnimmt, nämlich so weit es dem Werk Gottes im Menschen hinderlich ist. Das beweisen sonderlich die Prophetensprüche, in denen die künftige Belehrung Israels geweissagt wird, das heißt, des Rests in Israel, der dann das wahre Israel bildet. Jes. 10, 21. Wir lesen 5 Mos. 30, 6—8.: „Und der Herr, dein Gott, wird dein Herz beschneiden, und das Herz deines Samens, daß du den Herrn, deinen Gott, liebest von ganzem Herzen und von ganzer Seele, auf daß du leben mögest. Aber diese Flüche wird der Herr, dein Gott, alle auf deine Feinde legen und auf die, die dich hassen und verfolgen. Du aber wirst dich belehren und der Stimme des Herrn gehorchen, daß du thust alle seine Gebote, die ich dir heute gebiete.“ Hier verkündigt Moses seinem Volk dessen künftige Belehrung. „Du aber wirst dich belehren.“ Die Folge davon ist, daß Israel dann den Herrn, seinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebt und seine Gebote hält. Israel und jeder Mensch hat von Natur ein unbeschnittenes Herz, das heißt, ein Gott feindliches, ungehorsames Herz. Und Gott ist es nun, der dieses Herz beschneidet, die wilden Triebe und Schößlinge, Haß, Feindschaft, Ungehorsam abschneidet und statt dessen Furcht und Liebe zu Gott und Gehorsam in das Herz einpflanzt. Bei dem Propheten Ezechiel spricht Gott: „Ich will euch ein einträchtiges Herz geben, und einen neuen Geist in euch geben, und will das steinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe, und euch ein fleischernes Herz geben, auf daß sie in meinen Sitten wandeln und meine Rechte handeln und darnach thun; und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein.“ 11, 19. 20. Desgl. 36, 25—27.: „Ich will reines Wasser über euch sprengen, daß ihr rein werdet; von aller eurer Unreinigkeit und allen euern Götzen will ich euch reinigen. Und ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben, und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen, und euch ein fleischernes Herz geben. Und will meinen Geist in euch geben, und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und darnach thun.“ Gott will durch seinen Geist Israel reinigen, will ihnen ein neues Herz, einen neuen Geist geben. Diese innerliche Erneuerung oder, was dasselbe ist, die Wiebergeburt oder Belehrung hat eine negative und eine positive Seite. Es soll den Israeliten das steinerne Herz genommen und dafür ein fleischernes Herz gegeben werden. Ein steinernes Herz nimmt nichts an, nimmt keine Belehrung, Zurechtweisung, Bestrafung an, weist alle Einflüsse und Eindrücke des göttlichen Wortes von sich ab. So sind alle Menschen von Natur. Sie lassen Gott nicht mit sich reden und

handeln, verschließen sich allen Bußvermahnungen des Wortes Gottes, aller Strafe, allen Lockungen des Geistes Gottes. Statt des alten steinernen Herzens soll Israel hinkünftig ein fleischernes Herz empfangen, das ist ein Herz, welches Gott, dem Geiste Gottes, dem Worte Gottes Raum gibt, welches Gottes Wort in sich aufnimmt, ein gläubiges, gehorsames Herz. Der Prophet lehrt aber ausdrücklich hervor, daß Gott selbst das Eine, wie das Andere thut, daß er die Herzenshärte, das Widerstreben wegnimmt und daß er dafür Glaube und Gehorsam ins Herz gibt, und daß er so aus den störrigen Israeliten solche Leute macht, die in seinen Geboten wandeln und seine Rechte halten. Jenes Nehmen und dieses Geben ist im Grunde Ein Act. Gott verwandelt das steinerne Herz in ein fleischernes Herz. Gott macht aus Widerwilligen Willige. Bis zu diesem Moment, bis dahin, daß Gott nach seiner Macht und Gnade diese wunderbare Wandlung vollzieht, ist das Herz des Sünders steinern und nichts, als Stein, nimmt nichts vom Geiste Gottes an und läßt von seiner Härte und Sprödigkeit nichts nach. Und zu der Stunde, die er versehen, greift dann Gott mit seinem Geiste drein und vollbringt sein Wunderwerk am Herzen des Menschen und macht aus Stein Fleisch. Es ist so, wie die Concordienformel sagt, daß der Mensch Gott, dem Herrn, widerstrebt mit seinem Willen, so lang, bis er belehrt wird, bis Gott ihn also zeucht, daß aus einem verfinsterten Verstand ein erleuchteter Verstand und aus einem widerspenstigen Willen ein gehorsamer Wille wird. Durch den Propheten Jesaias hält Gott seinem Volk seine Herzenshärte vor, mit den Worten: „Ich weiß, daß du hart bist, und dein Nacken ist eine eiserne Ader, und deine Stirn ist ehern.“ 48, 4. Diese Ausdrücke bezeichnen den äußersten Grad von Trotz und Widerspenstigkeit. Israel verachtete hartnäckig das Wort, den Bußruf seiner Propheten. V. 8. Und nun verwandelt sich die Strafe in Verheißung: „Um meines Namens willen will ich geduldig sein und gegen dich zurückhalten, daß ich dich nicht vertilge. Siehe, ich will dich läutern. . . . Um meinethwillen, ja um meinethwillen will ich es thun — denn wie wird er entweiht — und meine Ehre will ich keinem Andern geben.“ V. 9—11. Gott will seinen Zorn gegen das unbußfertige Israel zurückhalten und schließlich sein Volk läutern, von allen seinen Frevelthaten, und damit dessen Trotz und Widerstand brechen. Allein um seinethwillen, um seines Namens willen, damit derselbe nicht länger entweiht werde, will er es thun. Israel gibt ihm hierzu keinen Anlaß, das setzt ihm nur eine eiserne Stirn entgegen. Aber Gott setzt seine Ehre darein und will eben damit seinen Namen verherrlichen, daß er dem trotzigem, starrsinnigen Volk einen andern Sinn und Geist gibt. Die große Weissagung von der Erniedrigung und Erhöhung des Knechts Gottes, Jes. 53, läuft in die Verheißung aus: „Und er trägt ihre Sünden. Darum will ich ihm Antheil geben an den Bielen und mit Starken wird er Beute theilen, darum, daß er sein Leben in den Tod ausgegossen hat und den Uebelthätern gleich gerechnet ist, und er Vieler

Sünde getragen hat und für die Uebelthäter gebeten.“ B. 11. 12. Gott gibt seinem Knechte Antheil an den Vielen, daß sie sein eigen werden, und daß sie seiner Beute, der Frucht seines Kampfes und Sieges theilhaftig werden. Und zu der großen Menge, die der Vater dem Sohne schenkt, gehören auch Starke, die bisher alle Kraft und Energie an den Widerstand gegen Gott und seinen Christus setzten und es hierin Andern zuvorgethan haben. Die will Gott Christo zu Füßen legen, daß sie des Heils Christi sich von Herzen freuen und Christo willig dienen. Gott macht aus starken, stolzen Geistern Gefangene und treue Knechte Christi. Das thut Gott darum, weil Christus Vieler Sünden getragen, für die Uebelthäter sein Leben in den Tod gegeben hat. Die Sünder, die halsstarrigen Widersacher, die dann Eigenthum und Beute Christi geworden, sind der Lohn der schweren Leidensarbeit des Erlösers. Und gerade diese unvergleichliche Liebe Christi, daß er sein Leben für die Frevler dargegeben, ist es, was die Starken entwaffnet, enträufelt, erweicht, umstimmt. Das Kreuz Christi, das Wort vom Kreuz ist in Gottes Hand das Mittel, durch welches er die Starken und ihren Widerspruch und Widerstand überwindet.

Einer jener Gewaltigen, welche Christus zum Raube erhielt, war der Saulus, der auch Paulus heißt. Die Geschichte von der Bekehrung Pauli ist instructiv und maßgebend für das rechte Verständniß der Lehre von der Bekehrung, und stellt die Bekehrung gerade als Ueberwindung der Gottesfeindschaft dar. Zwar haben schon die alten Synergisten die Berufung auf Pauli Bekehrung mit dem Bemerkten zurückgewiesen, daß dies ein unicum gewesen sei, aus dem man keine allgemeine Regel entnehmen dürfe. Aber nur insofern war es ein unicum, als der erhöhte Christus dem Paulus persönlich erschien und unmittelbar mit ihm rebete und handelte. Das, was der Herr an diesem seinem auserwählten Rüstzeug wirkte, war just dasselbe, was er heute noch an und in allen denen wirkt, die sich von der Gewalt Satans zu Gott und Christo bekehren, nur daß er jetzt mit den sündigen Menschen durch das Wort handelt, welches von Menschen verkündigt wird. Ja, der Herr wollte, als er Paulus, diesen Starken, zu sich bekehrte, eben damit für alle Zeiten ein Exempel statuiren, aus dem man lernen soll, wie der Mensch überhaupt zum Glauben kommt. Paulus schreibt: „Darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornehmlich Jesus Christus erzeigte alle Geduld, zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben. Aber Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit. Amen.“ 1 Tim. 1, 16. 17. Paulus war anfänglich, wie Luther ihn nennt, „der höchste Feind Christi“. Er schnaubte mit Drohen und Worten wider die Jünger des Herrn. Apost. 9, 1. Er verfolgte und verfürte über die Maassen die Gemeinde Gottes. Gal. 1, 13. 1 Cor. 15, 9. Und er hat Christum nicht nur in den Christen verfolgt, sondern lief direct wider ihn an. Er war ein Pharisäer, eiferte über dem Gesetz, war äußer-

lich, nach der Gerechtigkeit im Gesetz unsträflich, hat seine eigene Gerechtigkeit vor Gott aufgerichtet. Phil. 3, 5. 6. 9. Darum war ihm der Name Jesu Christi, des Freundes und Heilandes der Sünder und Zöllner, ein Dorn im Auge. Darum that er, was er nur konnte, dem Namen Jesu von Nazareth zuwider. Apost. 26, 9. „Er ist ein Mörder und ein Bluthund und Verräther aller Christen gewesen, der Christum gelästert und zum höchsten geschändet hat. In Summa, Paulus ist so ein Mann, wie man an der That sieht, der gern auf einen Tag Christum und die ganze Christenheit hätte getilgt, wo er's hätte können thun. Was hat er aber für Ursache dazu? Keine andere, denn daß er hörte, die Christen predigten, man könnte durch das Gesetz nicht selig werden; wollte man selig werden, so müßte es allein geschehen durch den gekreuzigten Jesum, außer demselben könnte man weder zur Vergebung der Sünden noch zum ewigen Leben kommen. Da er das hört, daß Moses nicht sollte helfen, und alle Propheten hätten an Mose nicht genug gehabt, da ward er toll und thöricht.“ Luther. Das ist die natürliche Art und das natürliche Gebrechen aller Adamskinder. Die Gottesfeindschaft, die allen Menschen durch die Geburt in ihr Fleisch und Blut eingepfist ist, steigert sich, sobald Christus ihnen entgegentritt, zur Christusfeindschaft. Auch denen, die mehr wie die Heiden, als wie die Juden leben, in heidnischen Lastern und Lüsten, sitzt Stolz und Selbstgerechtigkeit tief im Herzen. Sobald sie daher das Evangelium von Christo hören, welches allen Ruhm der Menschen zu Schanden macht und nur den Weg der Gnade offen läßt, werden sie erhoßt und erbittert, und wenn sie auch nicht so schnauben und drohen, sich nicht so toll und ungestüm geberden, wie Paulus, so empört sich doch ihr ganzes Inneres gegen die Weise und Lehre, die im Evangelium verkündigt wird. Was geschah aber nun jenem Paulus, dem höchsten Feind Christi? Als er wider Christum und seine Christen am heftigsten tobte, als er ein Uebriges that und die Heiligen auch bis in die fremden Städte verfolgte, als er sich auf dem Weg nach Damascus befand, um die Jünger Jesu, die er dort fände, Männer und Weiber, gebunden nach Jerusalem zu führen und sie dem Tode zu überantworten, da offenbarte sich ihm der Herr, gegen den er ankämpfte. Mit der vorwurfsvollen Frage: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ stachelte er sein Gewissen, daß er zur Erde niederfiel und zitterte und sagte. Und mit den Worten: „Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löden“ drückte er ihm den Stachel seiner Jesusliebe, seiner Heilandsliebe ins Herz und Gewissen, so tief, daß er es nicht über sich brachte, wider den Stachel zu löden. „Da ist das rechte Stündlein gekommen. Denn da ist kein Herz so stark, wenn's gleich eitel Kiesel oder Demant wäre, das halten könnte und nicht müßte brechen.“ Luther. Der grimmige Feind war besiegt, und nicht nur vor Schrecken niedergebrosen, sondern innerlich überwunden, für Jesum gewonnen. Paulus stellte sich alsbald dem Stärkeren, der über ihn gekommen war, zum Dienst bereit,

indem er ihn frug: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ Vgl. Apost. 9, 2—6. „Das ist ein Wunderwerk über alle Wunder, daß Christus seinen höchsten Feind so gnädiglich bekehrt.“ Luther. Und so besiegt, so gewinnt der Herr heute noch seine Feinde. Mit dem Gesetz schlägt er sie zu Boden, treibt sie in Angst und Verzweiflung hinein. Aber alsbald drückt er auch in die erschrockenen Herzen und Gewissen sein Evangelium, den Stachel seiner erbarmenden Liebe hinein, und dieser Stachel dringt durch, und so schwindet Widerstreben und Widerspruch, zerfließt gleichsam in sich selbst, verkehrt sich in herzliche Zuneigung. Die Feinde stellen den Kampf ein, legen die Waffen nieder und ergeben sich willig in des Siegers Hand. Und oft gerade dann, wenn die Christusfeindschaft aufs höchste gestiegen ist, wenn die Widersacher vor Zorn und Aerger sich nicht mehr zu lassen wissen, ist das Stündlein gekommen, das der Herr versehen hat, da er seine starke Hand nach seinen Feinden ausstreckt und dieselben zu sich herüberzieht. Und damit macht es der Herr recht deutlich und offenbar, daß es allein seine Sache ist, sein eigenstes Werk, die Sünder zu bekehren, seine Feinde zu besänftigen und zu versöhnen, und daß der Mensch hierzu nichts beitragen kann, als daß er widerstrebt und sich widersezt, so lange, bis eben der Herr das Widerstreben wegnimmt. Wer solch Wunder der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit an sich erfahren hat, der bekennet mit dem bekehrten Paulus: „Aber Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit. Amen.“ Alle, welche in das große Gotteswerk der Bekehrung der Sünder, der Widerspenstigen irgendwelches Menschenwerk, irgendwelch menschliches Verhalten einmengen, die schmälern den Ruhm des ewigen Königs, des allein mächtigen und weisen Gottes, und mögen wohl zusehen, daß sie nicht die Gnade dessen verlieren, der seinen Ruhm keinem Andern geben will.

Es sei hier noch eine Bemerkung gestattet. Gerade wenn man mit diesen terminis, „Widerstreben“, „Unterlassung“ oder „Ueberwindung des Widerstrebens“ hantirt, kommen wohl auch rechtgläubigen Lehrern, die sonst ernstlich darauf bedacht sind, auch in diesem Artikel Gott allein die Ehre zu geben, allerlei Redensarten in den Wurf, welche die Vorstellung erwecken, als ob doch das Nichtwiderstreben eine von dem Menschen zu erfüllende Vorbedingung der Bekehrung wäre, als ob der Mensch damit, daß er nicht muthwillig widerstrebte, das, was Gott an ihm thut, sich gefallen ließe, dem Drängen des Geistes nachgäbe, Raum gäbe, Gott die Bekehrung ermöglichte. Es erscheint eben der Vernunft gar zu plausibel, daß, wenn Gottes Gnade an dem Menschen etwas ausrichten solle, der Mensch Gott stille halten und sich tractabel zeigen müsse, und daß Letzteres eben des Menschen Sache sei. Da sollen wir es uns wohl mehr merken und nie aus der Acht lassen, wie klar und deutlich, wie scharf und entschieden die Schrift bezeugt, daß Gott in diesem Handel von der Bekehrung, was eben die causa efficiens betrifft, Alles in Allem wirkt, daß Gott den Sünder

beruft, erleuchtet, erneuert, umschafft, zu sich zieht, zum Glauben bringt, und daß Gott selbst auch Alles, was im Menschen ihm und seinem Wert entgegenstrebt, hinwegnimmt, hinwiederum, daß der Mensch hier nicht im Geringsten mithilft und mitwirkt, selbst nicht in der Weise, daß er nicht hindert und nicht widerstrebt. Ach, wir Christen sollten doch wahrlich unserm Gott auch den Ruhm lassen, daß er das menschliche Widerstreben dämpft und niederlegt. Es ist ja auch in uns, die wir das Fleisch noch nicht ganz abgelegt haben, noch so Vieles, was gegen Gott anstrebt, und was wir aus eigenen Kräften nicht wegbringen. So vertrauen wir auf den Gott und geben dem Gott die Ehre, der über alles Widerstrebende Herr wird.

Die Synergisten verfolgen ein doppeltes Interesse. Einmal sind sie Apologeten des freien Willens. Der Mensch, der menschliche Wille soll auch seinen Antheil an der Bekehrung haben, und darum ein Anrecht auf die Seligkeit. Zum Andern sind sie Sachwalter der menschlichen Vernunft. Sie wollen mit ihrer Theorie von der Bekehrung ein wichtiges Problem lösen, und zwar vernunftgemäß und zur Befriedigung der Vernunft, nämlich die Frage, woher es komme, daß von den Menschen, die doch allzumal Sünder sind, und denen im Evangelium gleiche Gnade angeboten wird, die einen bekehrt werden, die andern nicht. Nun, sie lösen dieses Problem in recht grober, plumper rationalistischer Weise, in hellem Widerspruch mit der Schrift, indem sie Bekehrung und Nichtbekehrung, Seligkeit und Verdammniß auf das ungleiche Verhalten der Menschen, also Bekehrung und Seligkeit auf das bessere Verhalten der Menschen zurückführen. Auch wir, die wir der Schrift glauben und nach der Schrift festhalten, daß Heil und Bekehrung des Menschen allein bei Gott steht, dagegen der Mensch sich selbst ins Unglück bringt, fühlen uns nach allen Erörterungen über die Ursache des Glaubens und die Ursache des Unglaubens schließlich zu der Frage gedrängt, wie es komme, daß, um mit der Concordienformel zu reden, von zwei Menschen, die in gleicher Schuld sind, der eine verstockt, verblindet, in verkehrten Sinn gegeben, der andere bekehrt wird. Aber wir geben auf diese Frage keine Antwort und suchen keine Antwort, verzichten principiell auf die Lösung jenes Problems. Und zwar deshalb, weil die Schrift auf diese Frage uns keine Antwort gibt, weil die Schrift dieses „Problem“ als ein unerforschliches Geheimniß hinstellt und uns verbietet, hierüber nachzugrübeln. Wir lassen uns hier nicht näher auf diejenigen Schriftausagen ein, welches dieses sogenannte Geheimniß von der *discretio personarum* betreffen. Dieselben sind in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift schon eingehend behandelt worden. Vgl. z. B. XXVII, S. 364. Die Schrift offenbart uns auch über diesen Artikel von der Bekehrung just so viel, als für Glauben und Seligkeit dienlich und erspriehlich ist. Es gereicht nur zu unserm Heil, wenn wir das Doppelte, was die Schrift ins Licht stellt,

das gängliche Unvermogen des Menschen und die Alleinwirksamkeit der göttlichen Gnade recht fassen und immer besser erkennen. Der Synergismus, der in Verfolgung seiner Sonderinteressen über die Schrift hinaus speculirt, verbüßert die in der Schrift vorliegende göttliche Offenbarung und verrückt den Weg des Heils. Und darum bewahre uns Gott vor allen synergistischen Einflüssen und Anwandlungen! G. St.

Zum Begriff des „lebendigen“ Glaubens.

(Schluß.)

Darin besteht das innerste Wesen des Glaubens, sein eigentliches Leben, daß er aus dem Worte Gottes, aus der evangelischen Verheißung Christum ergreift mit seinem ganzen Verdienst, ihn ergreift als seinen Heiland, daß er alles, was Christus, sein Heiland und Erlöser gethan, gelitten und damit erworben hat für alle Menschen, als sein Eigenthum hinnimmt und darauf sich verläßt. Dadurch ist der wahre Glaube lebendig, dadurch hat er Kraft und Wirkung, daß er dieses sein Object, Christum, den Gottmenschen, hat und hält, Christum, der von Gott uns gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Wenn einem Bettler, der in bitterster Noth und Armuth sich befindet, eine reiche Gabe dargereicht wird, und er sie nun auch mit seiner Hand wirklich hinnimmt und zu seinem Eigenthum macht, so ist es doch nicht die Hand, die den Bettler aller seiner Noth enthebt, und bewirkt, daß er nun ein anderes Leben beginnen kann, sondern eben die reiche Gabe, die er mit der Hand ergreift und festhält. Das bloße Nehmen thut es nicht, sondern es kommt alles darauf an, was man ergreift und hinnimmt. Christus, den der Glaube umfaßt, der ist es, der demselben Leben und Kraft gibt.

Christum ergreift der wahre Glaube und darum ist er lebendig. Aber nicht irgend ein Christus ist hier gemeint, wie ihn Menschenvernunft und Menschenphantasie sich selbst zurecht macht, der Weise von Nazareth, der Ideal mensch und Tugendheld, der durch seine Predigten und sein musterhaftes Leben den Menschen Tugend und gute Werke gelehrt hat und durch sein gutes Vorbild sie antreibt, ihm nachzufolgen, oder der durch das Beispiel seines Lebens und Leidens die Menschen bewegt, daß sie ihr Mißtrauen gegen Gott fahren lassen und sich im Vertrauen Gott hingeben als ihrem Vater, der ihrer Sünden wegen nicht zürnt, sondern der Christus, den die heilige Schrift uns vor Augen malt, der mit dem Vater gleiches, Eines Wesens ist, der ewige, wahre Gott, der um unsertwillen auf diese Welt gekommen und Mensch geworden ist, sich unter das Gesetz gethan und es für uns, an unserer Statt vollkommen erfüllt, der sich freiwillig in die Hände der Ungerechten dahin gegeben und Schande und Schmach und den bitteren Kreuzestod erduldet hat, daß er unsere Sünde büße, unsere Strafe trage,

unsere Schuld bezahle, der also durch sein ganzes Leben, Leiden und Sterben uns die Gerechtigkeit erworben hat, die vor Gott gilt, der auch zum Beweise dafür nicht im Grabe geblieben, sondern wieder auferstanden ist, auferweckt durch die Herrlichkeit des Vaters, mit einem Worte: Christus, „um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt“ (Röm. 4, 25.). Nur in so weit und in so fern der Glaube diesen Christum, diesen Heiland und Erlöser ergriffen hat, das heißt, dieses alles nicht nur mit dem Verstande erkennt, es nicht nur äußerlich für wahr hält und mit dem Munde bekennt, sondern es ergriffen hat mit fester Zuversicht, und im Leben und Sterben sein Vertrauen allein auf das setzt, was Christus für uns Menschen gethan hat, nur in so weit und in so fern hat der Glaube Geltung in Gottes Augen, ist er lebendig. Je inniger und je zuversichtlicher sich der Glaube allein an Christum anklammert, in ihm allein ruht, in ihm allein alle seine Gerechtigkeit sucht und findet, um so kräftiger und reger ist auch sein Leben, um so mehr wird der Glaube auch dieses sein Leben durch die Liebe, durch gute Werke beweisen. Je mehr ein Christ an sich selbst und seinem Thun, an seiner eigenen Gerechtigkeit verzweifelt, von sich selbst ganz und gar absieht, je fester er sich an Christum hält und dessen Gerechtigkeit, je mehr er im Vertrauen auf Christum der Vergebung seiner Sünden und seiner Kindschaft bei Gott gewiß wird, um so brünstiger wird dann auch ein solcher Christ in seiner Liebe zu Gott und dem Nächsten, um so mehr wird er bereit und lustig und willig zu allen guten Werken, zum Trachten nach der wahren Heiligung. Ein Glaube, der nicht diesen Christum ergreift und hat als sein Eigenthum, der ist todt, der ist und gilt nichts in Gottes Augen, der kann keine neuen, geistlichen Regungen und Bewegungen im Menschen hervorbringen. Christus ist es ganz und gar, von dem alles geistliche Leben ausgeht.

Das sagt nun auch die heilige Schrift immer und immer wieder, daß das, worauf es ankommt bei unserm Glauben, Christus, der gekreuzigte und auferstandene Christus ist, daß nur durch dieses sein Object der Glaube Leben, Kraft und Geltung hat. Schon jene bekannte Stelle aus dem 15. Capitel des ersten Briefes an die Corinthier gehört hierher. Da schreibt der Apostel B. 14.: „Ist aber Christus nicht auferstanden, . . . so ist auch euer Glaube vergeblich“, und B. 17.: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel.“ *κενυ* und *ματεια*, das heißt, leer, ohne eigentlichen Inhalt, ohne Kraft und Wirkung und also auch vergeblich und todt würde unser Glaube sein, wenn Christus nicht auferstanden wäre. Damit will der Apostel dieses sagen: Ist Christus nicht auferstanden, so fällt alles hin, was wir von Christi Person und Amt lehren und predigen. Ist Christus nicht auferstanden, dann ist er nicht Gottes Sohn, der wahre Gott, der Herr des Lebens und des Todes, sondern ein bloßer Mensch, der sich selbst über seine Person und seine Sendung getäuscht hätte. Ist Christus aber nicht der wahre Gottmensch, so hat er uns auch nicht erlöst von allen

Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, sein Leiden und Sterben ist uns nichts nütze, ist nicht die vollgültige Bezahlung für unsere Missethaten. Ist also Christus nicht auferstanden, so hat unser Glaube seinen eigentlichen Inhalt verloren, dann glauben wir an einen bloßen Menschen, und nicht an den für uns in die Welt gekommenen Gottessohn, für uns gestorbenen Heiland und Erlöser, dann ist aber unser Glaube leer und eitel, vergeblich und todt, ohne Nutzen und Frucht. Nur dann ist der Glaube ein wahrer, lebendiger Glaube, kein menschlicher, todtter Wahn und Traum, wenn er Christum ergreift, sich mit lebendiger Zuversicht verläßt auf ihn, der da ist „wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren“, unser Herr und Erlöser, für uns gekreuzigt und auferstanden. Ein Glaube, der nicht diesen Christum zu seinem Inhalt hat, zum Gegenstand seiner Zuversicht, der ist leer und todt.

Ganz ähnlich redet der Herr auch an jener Stelle, da er sich selbst den rechten Weinstock nennt und seine Gläubigen Reben an diesem Weinstock, Joh. 15, 4—6. Nur dann und nur so lange sind die Reben lebendig, wenn sie am Weinstock bleiben und Saft und Kraft aus dem Weinstock auf und in sie überströmt, nur so können sie herrliche Frucht bringen. Wenn die Reben vom Weinstock abgeschnitten werden, dann sind sie todt, dann sind sie zu nichts mehr nütze, sondern verdorren und werden endlich mit Feuer verbrannt. Alles Leben, alle Kraft geht vom Weinstock aus, der seine Wurzeln tief hineinsenkt in das fruchtbare Erdreich. Nicht darin besteht das Leben und die Kraft der Reben, daß sie dem Weinstock eingepflanzt sind und an ihm bleiben, sondern weil sie so eng und innig mit dem Weinstock verbunden sind, so kann ihnen der Weinstock seinen Saft, seine Kraft, sein Leben mittheilen. Das Leben des Weinstocks ist es, welches in den Reben Blätter, Blüthen und Frucht hervorbringt. So ist es auch bei den Christen. Christus ist der rechte, geistliche Weinstock, und die Christen sind als seine Reben durch den wahren Glauben ihm eingepflanzt, sind aufs engste und innigste durch den Glauben mit ihm verbunden. Alles wahre, geistliche Leben haben die Christen allein von Christo, ihrem Weinstock, an dem sie im Glauben bleiben. Nur in so weit hat der Glaube der Christen geistliches Leben und kann wachsen und Frucht bringen, herrliche geistliche Frucht, so weit er an Christo hängt und von Christo, dem rechten Weinstock, Saft und Kraft, Geist und Leben empfängt. „Ohne mich“, sagt der Herr, „könnt ihr nichts thun.“ So bald ein Christ nicht mehr durch den Glauben in Christo eingepflanzt ist, in Christo wurzelt, von ihm Kraft und Leben empfängt, so kann er nichts mehr thun, so ist es mit allem geistlichen Leben vorbei, sein Glaube ist todt, ist kein wahrer Glaube mehr.

Ganz dasselbe will der Herr uns lehren, wenn er seine Kirche, seine Gläubigen mit einem Leibe vergleicht, an dem er, der Herr, das Haupt ist, Eph. 1, 22. 23. 4, 15. 16. Von dem Haupt strömt alles Leben, alle Kraft in die Glieder, daß sie sich regen und bewegen und wirken und arbeiten.

So bald ein Glied vom Leibe und damit vom Haupte sich trennt, so kann es nichts mehr thun und ist abgestorben. So kommt auch von Christo alles geistliche Leben. Nur dadurch hat ein Christ neues, geistliches Leben, daß er durch den Glauben mit Christo verbunden ist, so eng und innig, wie das Glied mit dem Haupte, und Christi Geist und Leben in ihn überströmt. Nur dadurch ist der Glaube lebendig, daß er Christum ergreift und festhält.

Und so redet denn auch die heilige Schrift gewöhnlich nicht vom Glauben schlechtthin, sondern vom Glauben an Christum, sie setzt den Glauben mit seinem Object in Verbindung, und zwar auf die mannigfache Weise, um anzuzeigen, in wie inniger Gemeinschaft der Glaube mit Christo steht, wie der Glaube nur durch dies sein Object, welches er ergreift, durch Christum, den Gekreuzigten und Auserstandenen, Leben, Kraft und Geltung hat. So nennt die Schrift den Glauben *πίστις Ἰησοῦ Χριστοῦ*, z. B. Röm. 3, 22. Gal. 2, 16. 3, 22. Eph. 3, 12. Jac. 2, 1. und an andern Stellen. Der Genetiv *Ἰησοῦ Χριστοῦ* ist hier nicht etwa Gen. subjecti, so daß ein Glaube gemeint ist, den Christus hat, Christi Treue, sondern der Gen. objecti, der Glaube, der sich auf Christum bezieht, der Christum zu seinem Object hat, der Christum als seinen Schatz, als sein höchstes Gut ergreift. Nur so, als der Glaube Jesu Christi, als der Glaube an Christum, als der Glaube, der Christum hat mit allen seinen Gaben und Gütern, nur in Hinsicht auf Christum, der uns die Gnade Gottes, Gerechtigkeit, ewiges Leben und Seligkeit erworben hat, kommt der Glaube in Betracht in dem Handel von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, nur dadurch ist er ein wahrer, lebendiger Glaube. — Vor allen Dingen aber sind es die präpositionellen Bestimmungen, mit denen das Wort *πίστις* und *πιστεύειν* im Neuen Testament verbunden werden, die uns das innige Verhältniß anzeigen, in dem der Glaube zu seinem Object, zu Christo, steht, die uns zeigen, daß Christus der eigentliche Grund, Inhalt, die Kraft und das Leben des Glaubens ist. Es sind besonders die Präpositionen *ἐπί*, *ἐν* und *εἰς*, die hier in Betracht kommen. So heißt es z. B. Röm. 10, 11.: „Wer an ihn“ (*ἐπ' αὐτῷ*), an den von Gott auserwählten, köstlichen Eckstein, an Christum, „glaubt, der wird nicht zu Schanden.“ (Vgl. auch 1 Petr. 2, 6.) Hier wird Christus dargestellt als der Grund des Glaubens. Auf Christum und sein Verdienst gründet sich der Glaube, Christum und sein Verdienst nimmt er hin, darauf baut und traut er und ist gewiß, daß Gott um dieses Christus willen ihm, dem großen, schweren Sünder, gnädig ist, ihm alle seine Sünden vergeben hat, ihn um dieses seines geliebten Sohnes willen zu seinem lieben Kinde annimmt und ihm Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit schenkt. So wie der Glaube sich nicht auf diesen Christum gründet, so wird er zu Schanden, dann ist es kein wahrer, lebendiger Glaube.

Jenem Kerkermeister zu Philippi antwortet auf seine bange Frage: „Lieben Herren, was soll ich thun, daß ich selig werde?“ Paulus Apost. 16, 31.: „Glaube an den Herrn Jesum Christum (*ἐπὶ τῷ κύριῳ*), so wirst

du und dein Haus selig.“ Dieselbe Verbindung findet sich auch Apost. 9, 42. 11, 17. ἐπί mit dem Accusativ bezeichnet den Gegenstand, nach dem der Glaube gleichsam seine Hand ausstreckt. Christus, der für uns Mensch gewordene und dahingegebene Gottessohn, ist das Gut, nach dem der Glaube trachtet, es zu ergreifen und sich zu eigen zu machen. Ganz ähnlich ist die Verbindung von πίστις und πιστεύειν mit εἰς, so z. B. Apost. 24, 24. Col. 2, 5. Gal. 2, 16 b. 2c. Da ist Christus gedacht als das Ziel, nach dem der Glaube trachtet, ihn zu ergreifen und dann in ihm zu ruhen. — Und endlich finden wir diese Wörter auch noch mit ἐν verbunden, so z. B. Col. 1, 4. Eph. 1, 5. Gal. 3, 26. und an vielen andern Stellen, besonders auch Röm. 3, 25.: „Durch den Glauben in seinem Blut“ (ἐν τῷ αἵματι αὐτοῦ). In Christo, in seinem Blut, das er für uns vergossen hat, in seinem Verdienste ruht der Glaube, in Christo hat er sein eigentliches Wesen und Sein. Das ist die Art und Weise des wahren Glaubens, darin besteht sein eigentliches Wesen und Leben, daß er ganz von sich und seiner vermeintlichen Gerechtigkeit, aber auch von seinen Sünden absieht, und sich ganz und gar in Christo und dessen Blut und Tod und Gerechtigkeit einhüllt, und so in Christo vor Gott tritt und in Christo Jesu der Gnade Gottes, der Vergebung der Sünden ganz gewiß ist. Ueberall zeigt also die Schrift, daß beim Glauben alles auf sein Object, auf Christum und dessen Verdienst, ankommt, daß Christus hier alles ist.

Das tritt auch besonders klar hervor, wenn wir darauf achten, wie die heilige Schrift auch sonst noch den Glauben beschreibt und umschreibt. „Wie ihr nun angenommen habt den Herrn Christum Jesum“, schreibt der Apostel Paulus Col. 2, 6., „so wandelt in ihm.“ Das heißt glauben, Christum annehmen, ihn hinnehmen mit allen seinen Gütern und Gaben, die er uns erworben hat. So sagt ferner derselbe Apostel Phil. 3, 9., daß er alles für Schaden gerechnet habe und achte es für Dreck, „auf daß ich Christum gewinne, und in ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird“. Darin besteht das eigentliche Wesen des Glaubens, daß ein Mensch an aller seiner Gerechtigkeit verzweifelt und Christum gewinnt, Christum ergreift, in ihm ganz und gar erfunden wird, in ihm lebt und ist und seine Gerechtigkeit allein hat. An einer andern Stelle beschreibt die Schrift den Glauben als ein Aufnehmen Christi, Joh. 1, 12., als ein Sein in Christo, 2 Cor. 5, 17., als ein In-uns-Sein Christi, 2 Cor. 13, 5. Besonders herrlich aber ist die Stelle Gal. 2, 20. Da sagt der Apostel: „Ich lebe aber, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben.“ Wunder schön sagt hierzu Luther: 1) „Deshalb muß der Glaube rein gelehrt werden,

1) St. Louiser Ausg., Bd. IX, Col. 228.

nämlich, daß du durch denselben mit Christo so eng verbunden werdest, daß aus dir und ihm gleichsam Eine Person werde, welche von ihm nicht getrennt werden könne, sondern ihm beständig anhangen, so daß du zuversichtlich sagen könntest: Ich bin Christus, das heißt, Christi Gerechtigkeit, Sieg, Leben 2c. ist mein; und Christus wiederum sage: Ich bin jener Sünder, das heißt, seine Sünden, Tod 2c. sind mein, weil er an mir hängt und ich an ihm, denn wir sind durch den Glauben zu Einem Fleisch und Bein verbunden, Eph. 5, 30.: „Wir sind Glieder Christi, von seinem Fleisch und von seinem Gebein“, so daß dieser Glaube Christum und mich enger verbindet, als ein Ehemann mit seinem Eheweib verbunden ist.“ Und in demselben Zusammenhange schreibt er: „Darum, wenn du in der Sache der Rechtfertigung einen Unterschied machst zwischen der Person Christi und deiner Person, so bist du unter dem Gesetze und bleibst darunter, und lebst in dir, nicht in Christo, was nichts anderes ist, als vom Gesetze verdammt werden und todt sein vor Gotte, weil du einen solchen Glauben hast, wie die Sophisten in ihrer läppischen Weise davon reden, der durch die Liebe gestaltet worden ist.“ Wenn wir im wahren Glauben stehen, so lebt Christus in uns und gibt unserm Glauben Kraft und Leben.

Doch die heilige Schrift nennt noch ein anderes Object des Glaubens, nämlich Gottes Wort, das Evangelium, die Verheißungen, die Gott uns in seinem Wort gegeben hat. So fordert z. B. der Apostel die Christen auf, Phil. 1, 27., daß sie mit ihm kämpfen sollten „für den Glauben des Evangelii“, sie sollten widerstehen den Feinden, die ihnen den Glauben, und zwar den Glauben an das Evangelium, an die Verheißungen, die Gott ihnen im Evangelio gegeben habe, rauben wollten. 2 Thess. 2, 13. dankt Paulus Gott dafür, daß er die Christen von Anfang zur Seligkeit erwählt habe, „in der Heiligung des Geistes, und im Glauben der Wahrheit“. Gott hat euch so erwählt zur Seligkeit, will der Apostel sagen, daß er in diese seine Wahl auch das Werk des Heiligen Geistes an euch, das Werk der Heiligung, nämlich den Glauben an die Wahrheit, an die göttliche Wahrheit des Evangeliums mit einsaßte, mit aufnahm. In beiden Stellen wird also als das Object, als Inhalt des wahren, seligmachenden Glaubens nicht Christus, sondern das Evangelium, die Wahrheit, das Wort Gottes angegeben. Der Herr Christus lobt ja auch mit hohen Worten ausdrücklich den Glauben des Hauptmanns von Capernaum, der nur ein Wort vom Herrn haben wollte, der allein auf Jesu Wort sich gründete. Bei dem Königlichen wird es nachdrücklich hervorgehoben: „Der Mensch glaubte dem Worte, das Jesus zu ihm sagte.“ (Joh. 4, 50.) Ja, darin besteht das eigentliche Wesen und Leben des Glaubens, daß ein Mensch aus Wirkung des Heiligen Geistes an das Evangelium glaubt, daß er seine Zuversicht setzt, baut und traut auf das, was Gott in seinem Wort, in seinem Evangelium sagt und verheißt, daß er sein Vertrauen darauf setzt, daß Gott den Sündern in seinem Worte Gnade, Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit, Leben und Selig-

zeit in Christo zugesagt hat, daß er diese allgemeinen Gnadenverheißungen des Evangeliums auf sich bezieht, auf sich anwendet, sich aneignet und in denselben beruht. Das ist wahrer, lebendiger Glaube, daß also der Mensch dem Worte Gottes gehorsam ist, seine Vernunft, seine eigenen Gefühle, sein widerstrebendes Herz, sein anklagendes Gewissen unter Gottes Wort beugt, weil es eben das Wort Gottes ist, welches nicht lügen kann, daß der Mensch bekennet: „Und sprach mein Herz auch lauter Nein, dein Wort soll mir gewisser sein.“

Aber wenn die heilige Schrift zuweilen Christum nennt, zuweilen das Evangelium und die Verheißungen Gottes, als das, worauf der Glaube sich gründet, was der Glaube ergreift und hinnimmt, so sind das nicht zwei verschiedene Dinge, sondern das ist ein und dasselbe. Allerdings gerade die moderne, liberale Theologie will immer wieder Christum und das Wort Gottes von einander trennen. Den Glauben, der auf das Wort sich stützt, auf die Verheißungen Gottes, weil sie eben Gottes Worte sind, geredet von dem Heiligen Geist durch die Männer Gottes, diesen Glauben verspottet man als Buchstabendienst, als Buchstaben-Papstthum, das nun lange genug in der protestantischen Kirche geherrscht habe, auf die Persönlichkeit des Herrn komme alles an, an diese müsse der Glaube sich halten, nicht an irgend welche Berichte, die wir über ihn haben. Auch in manche Kreise der sich lutherisch nennenden Kirche unsers Landes dringt diese neue Weisheit immer mehr ein. So steht z. B. in einer der letzten Nummern des „Lutherische Kirchenfreund“ Folgendes zu lesen: „Es bleibt uns also als sicheres historisches Factum nicht der einzelne Bericht von Christo, sondern nur der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit. . . Für diese zeugen weit mehr, als immerhin der forschenden Kritik unterworfenen zweifelhafte Urkunden — das ganze Christenthum, wie es als historisches Factum dasteht und vor unsern Blicken liegt. Der rechte Glaube basirt auch nicht auf Zeichen und Wunder — er ruht auf dem gläubigen Blick nach der Person Jesu. Es wäre schlimm, wenn er nur von menschlich zubereiteten Abschriften und Urkunden abhinge. Auf die Persönlichkeit Christi als Factum geht alles echt christliche Bewußtsein zurück. Im Blick auf ihn lösen sich alle Fragen und Zweifel und gewinnt der Mensch die Gewißheit, daß er in Gott einen versöhnten Vater hat, der die Liebe ist, unsere Zuversicht, Fels und Hort inmitten finsterner Naturmächte. Im Blick auf sein Kreuz und Auferstehung gewinnen wir die Ueberzeugung, daß das Gute, die Wahrheit und Gerechtigkeit werde siegen und triumphiren, und auch unser Grab sich öffnen zur glorreichen Heimfahrt.“ Das ist nichts anderes als rationalistisches Gerede von Christo nach der Manier Ritschls. Ein solcher Christus ist nicht der wahre Christus, Gottes und Mariens Sohn. Ein solcher Christus ist das Gebilde der menschlichen Vernunft oder des Gefühles, welches der eine so, der andere wieder anders sich ausdenkt. Der Glaube an einen solchen Christus ohne Gottes Wort ist nicht der wahre lebendige Glaube, sondern

totter menschlicher Wahn und Traum. Christus und das Wort des Evangeliums, das Wort der Verheißung stehen mit einander in der engsten Verbindung. Gott hat Christus und alle seine Wohlthaten, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, in sein Wort, in die Verheißung des Evangeliums gelegt. Christus, seine Person und sein Werk, ist Kern und Stern der ganzen heiligen Schrift. Sie, und sie allein ist's, die von ihm zeugt. Nur in Gottes Wort, in den göttlichen Verheißungen des Evangeliums finden wir Christus und damit Gottes Gnade und Frieden. Das Wort Gottes, das Evangelium ist gleichsam die göttliche Hand, mit der Gott uns Christus mit allen seinen Wohlthaten und Gaben darreicht und anbietet, und der Glaube ist die Hand, welche diesen durchs Wort uns angebotenen Christus ergreift und sich aneignet. Wer darum Gottes Wort, das Evangelium als die göttliche Wahrheit fassen läßt, der läßt Christus fassen und sein Heil. Und wer im Glauben Gottes Wort ergreift, sich auf die Verheißung des Evangeliums verläßt, weil es eben Gottes Wort ist, der ergreift Christus und verläßt sich auf ihn.

Das ist also Lehre der ganzen heiligen Schrift, daß der Glaube nicht sowohl Hingabe an Gott und Christus ist und als solche in Betracht kommt, sondern vielmehr Hinnahme Christi, ein gewisses und zuversichtliches Ergreifen dessen, was Gott in Christo vermittelt seines Wortes uns gibt und schenkt. Das ist das eigentliche, innerste Wesen des Glaubens, daher hat er seine Kraft, sein Leben, daß er aus dem Worte Gottes, aus der Verheißung des Evangeliums Christus mit gewisser Zuversicht ergreift als seinen Heiland und Erlöser.

Und dieser lebendige Glaube an Christus, den nicht etwa ein Mensch selbst in sich hervorbringt, sondern der allein ein Werk Gottes des Heiligen Geistes in uns ist — heißt er doch Col. 2, 12. *πίστις τῆς ἐνεργείας τοῦ θεοῦ τοῦ ἐργεισαντος τὸν Χριστὸν ἐκ νεκρῶν* —, zeigt dann auch sein Leben, er bringt den Heiligen Geist mit sich, wiedergebiert den Menschen und macht aus ihm eine neue Creatur. Er reinigt das Herz je mehr und mehr von der sündlichen Lust zum Bösen, vom Haß gegen Gott, und zündet in demselben an ein Feuer brünstiger Liebe zu Gott und zu dem Nächsten. Der Glaube, eben weil durch und mit demselben der Heilige Geist ins Herz einzieht, kann nicht ruhen und rasten, sondern ist immer thätig in guten Werken, durch die Liebe.

Nur wenn wir diesen Glaubensbegriff festhalten, daß darum der Glaube lebendig ist, weil er Christus aus den Verheißungen des Evangeliums ergreift, daß es nicht irgend etwas im Glauben selbst ist, was ihm Kraft und Leben gibt, sondern allein Christus, der für uns Gekreuzigte und Auferstandene, nur dann behalten wir auch die Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben rein, nur dann bleibt das *sola gratia* unangetaftet. G. M.

Ambrosius.

(Eine kirchengeschichtliche Studie.)

(Schluß.)

Am 23. Januar 386 erschien ein Gesetz, welches den Arianern alle Freiheiten zusprach, sich zu versammeln, wo und wie sie wollten; wonach ihnen rechtgläubige Kirchen, die sie in Anspruch nahmen, auch von selbst zufließen. Andersgläubigen, die sich widersetzten, wurde als Hochverräthern Todesstrafe angedroht, selbst für den Fall, daß sie einen entgegengesetzten Befehl erschleichen würden. Der Hofkanzler weigerte sich, das Blutgesetz auszufertigen und legte sein Amt nieder. Ambrosius veranlaßte Petitionen dagegen. Der Hof verlangte von ihm, er solle mit einem arianischen Bischöfe über die Lehre disputiren und dem Kaiser die Entscheidung überlassen. Ambrosius erwiderte, Glaubensfragen würden nicht im Palaste entschieden; dagegen müßten alle Wächter Zions zeugen. Constantius habe die Kirche damit nur verwirrt. (Ebd. S. 145 ff.) Als man in der Fastenzeit von ihm wieder die Auslieferung der Portiana sammt der Kirchengefäße forderte, und er so fest stand wie zuvor, ging ihm durch einen Feldobersten der Befehl zu, sich von Mailand freiwillig zu entfernen; die Wahl des Verbannungsortes wolle man ihm überlassen. Er antwortete, ohne Widerstand werde er sich fortbringen lassen; aber freiwillig könne er seine Heerde nicht verlassen. Das Volk trug sich mit den schlimmsten Gerüchten über die Pläne des Hofes und machte ängstlich über ihn. Ambrosius begab sich in die Kirche und brachte darin einige Tage und Nächte „heiliger Gefangenschaft“ sammt dem Volke hin; denn die Soldaten hatten Befehl, jeden hinein-, aber keinen herauszulassen. Hier verfaßte er lateinische Hymnen, Loblieder auf die heilige Dreieinigkeit, und übte mit dem Volke den rhythmischen Gesang ein. Der Eindruck war so wunderbar, daß auch die Soldaten mit erfaßt wurden zum Aerger des Hofes. Augustinus war damals sammt seiner Mutter mit zugegen. Dieser schreibt darüber in seinen Confessiones: „Es war ein Jahr vor meiner Bekehrung oder etwas darüber, seit Justina, die Mutter des jungen Königs, meinen Mann Ambrosius ihrer Kezerei halber verfolgte, zu der sie von den Arianern verführt war. Das fromme Volk machte in der Kirche und war mit seinem Bischöfe, deinem Knechte, zu sterben bereit. Auch meine Mutter, deine Magd, welche in diesen Wachen der ersten eine war, lebte dort dem Gebete. Und auch ich, noch nicht erwärmt von der Gluth seines Geistes, wurde doch ergriffen von dem Bangen und der Beunruhigung deiner Gemeinde. Damals wurde der Gesang der Hymnen und Lobgesänge nach morgenländischer Weise eingeführt, damit das Volk in seiner Trauer nicht verschmachte. Seitdem ist er bis auf den heutigen Tag beibehalten, und schon viele, ja fast alle deine Heerden in der andern Welt umher, folgten

diesem Vorgange.“ Augustins Widerstand gegen die Wahrheit hatte hier auch einen Stoß mit bekommen. Ein Jahr darauf durfte ihn Ambrosius taufen. Wenn Justina gewußt hätte, welchen Mann sie da ins Lager Gottes hineintrief, sie hätte ihn nicht mit den Rechtgläubigen noch zusammengesperret. Hier schmolzen die Herzen zusammen. Am Palmstage hielt Ambrosius seine berühmte Rede: Daß man die Kirche nicht ausliefern dürfe. (Opp., tom. III, p. 147 ff.) „Mehr fürchte ich den Herrn der Welt, als den weltlichen Kaiser. Wollte mich eine Gewalt aus der Kirche fortreißen, sie könnte wohl mein Fleisch vernichten, aber nicht meine Seele. Ich sei bereit (, sagt dem Kaiser); er thue, was ihm beliebt in seiner königlichen Macht; ich werde leiden, wie man es an einem Priester Gottes gewohnt ist. Was seid ihr darum bekümmert? Ich werde das Recht nie willig aufgeben; der Gewalt widerstehen aber kann und will ich nicht. Trauern werde ich können, weinen werde ich können, seufzen werde ich können. Wider die Waffen, die Soldaten, die Gothen sind Thränen auch meine Waffen. Das sind die Festungswerke eines Priesters. Anders kann und darf ich nicht widerstehen.“ Er bekennt seinen Gehorsam gegen den Kaiser in allem, was des Kaisers ist, aber nicht in dem, was Gottes ist. Er habe nicht folgen können, als man ihm gebot, seine Gemeinde zu verlassen oder den Kaiser als Richter in Glaubenssachen anzuerkennen. Wer gute Sache habe, der komme hieher in die belagerte Kirche; da werde von Glaubenssachen gehandelt. Er ermahnt das Volk zur Treue; denn der böse Feind habe jetzt Macht bekommen zur Versuchung. Seine Antwort auf die Forderung, die Kirchengefäße auszuliefern, begründet er näher und bittet das Volk, sich dabei ruhig zu halten wie eine Stadt, die einen Athleten hat und dem Streite desselben noch mit Lust zusieht. Christi Wille werde schon geschehen. Er stärkt den Glauben mit den Beispielen aus der Schrift und kämpft gegen den Aurentius, welcher mit blutigen Händen die Kirche einnehmen und sich zum Bischof darin aufwerfen möchte. „Naboth wollte das Erbe seiner Väter nicht herausgeben, und ich sollte das Erbe Christi übergeben? Da sei Gott vor, daß ich je das Erbe meiner Väter ausliefere, das Erbtheil des Dionysius, der in der Verbannung für den Glauben starb, des Bekenners Eustorgius, des Myrrolles und der übrigen Bischöfe, meiner Vorgänger.“ Man mache ihm Vorwürfe, daß er das Volk errege und durch Geldspenden die Armen gewinne. Die Armen Christi seien allerdings seine Schatzmeister. „Sie werfen mir vor, ich suche Schutz bei ihnen. Ich leugne es nicht; ich buhle sogar darum. Ich habe eine Vertheidigung durch sie; aber in den Gebeten der Armen. Jene Blinden und Lahmen, jene Krüppel und Greise sind mächtiger als die tapfersten Krieger. . . Auch durch den Gesang meiner Hymnen, sagen sie, werde das Volk verführt. Wahrlich, ich bestreite auch das nicht. Etwas Großartiges ist dieser Gesang und es gibt nichts Gewaltigeres; denn was ist gewaltiger als das Bekenntniß der heiligen Dreieinigkeit, welches täglich

durch den Mund eines ganzen Volkes gefeiert wird? Gewiß, alle wollen den Glauben bekennen; den Vater und Sohn und Heiligen Geist wissen sie in Versen zu predigen. Sie sind also alle zu Lehrern geworden, die kaum erst Schüler sein konnten.“ — Indem er zum Schluß noch einmal darauf kommt, daß er die Kirche dem Kaiser nicht für die Arianer ausliefern und der Kaiser solchen Zins nicht fordern kann, hebt er hervor, daß diesem damit keine Unehre widerfährt, weil die Kirche dem H E R R n angehört und der Kaiser es für eine Ehre halten soll, ein Sohn der Kirche zu heißen. „Ein guter Kaiser steht in der Kirche, nicht ü b e r der Kirche. Ein guter Kaiser sucht die Hülfe der Kirche und stößt sie nicht von sich. Wie wir solches in Demuth sagen, so legen wir es auch beständig und beharrlich dar. Aber Einige drohen mit Feuer, Schwert, Deportation! Wir haben als Christi Knechtlein gelernt, uns nicht zu fürchten, und die sich nicht fürchten, haben niemals großen Schrecken. Endlich steht geschrieben: Der Kinder Pfeile sind ihre Plagen geworden.“

Der Hof zog sich nochmals zurück, und nun für immer. Er überließ den Arianismus seinem Schicksale, dessen Tage schon gezählt waren. Justina starb im folgenden Jahre. Der junge Kaiser beehrte noch den Unterricht in der rechtgläubigen Kirche. Er wäre auch von Ambrosius getauft worden, wenn er nicht zuvor (389) ermordet worden wäre. Sterbend hat er noch „seinen Vater“ Ambrosius zu sehen gewünscht, was nicht mehr möglich war. Dieser tröstete in der Leichenrede die Schwestern des jungen Mannes, er habe „die Begierdttaufe“ empfangen und es werde ihm darum an seiner Seligkeit nicht schaden, daß er die Taufe Christi nicht mehr habe erlangen können. Der bisherige Mit- und nunmehrige Alleinherrscher Theodosius hatte mit den Arianern keine Gemeinschaft.

Auch diesem gottesfürchtigen Kaiser gegenüber mußte Ambrosius aber beweisen, daß der Sünder für die Kirche ein Sünder ist, ob er im Purpur oder im Bettlerkleide einhergehe. Etwas zu weit mochte er wohl gegangen sein in der Sache von Callinicum in Mesopotamien, wo ein Christenhaufe die Synagoge der Juden und den Tempel der Valentinianer niedergebrannt hat, woran der dortige Bischof nicht unschuldig gewesen sein soll. Der Kaiser verordnete ohne Untersuchung der Sache, daß die Uebelthäter zu strafen seien und der Bischof die Synagoge zu bauen habe. Ambrosius reichte einen Protest ein; denn der Kaiser mache den Bischof entweder zum Verräther des Glaubens oder zum Märtyrer. Theodosius blieb unerbittlich. Ambrosius predigte aber in des Kaisers Gegenwart gegen das Aergerniß und feierte die Communion erst, als ihm der Kaiser versprach, das Edict zu widerrufen. Zu weit ging er, wenn er die Zerstörung der Synagoge kein Verbrechen nennen wollte und wenn er die Communionfeier der Gemeinde vom Widerruf des kaiserlichen Edicts abhängig machte. Doch darf man ihm auch nicht Unrecht thun, wie moderne Historiker. Der Bischof von Callinicum war u n v e r h ö r t verurtheilt und die Strafe war allerdings

für christliche Gewissen unerträglich. Weniger Gewicht wollen wir darauf legen, daß die Juden einige Jahrzehnte vorher unter Julian die schönsten Kirchen der Christen, die Ambrosius aufzählt, zerstörten, ohne daß je die Obrigkeit es von ihnen forderte. Wäre eine bloße Geldstrafe verhängt worden, so wäre die Sache immerhin eine andere gewesen; aber daß der christliche Bischof den Feinden Christi einen „Tempel der Gottlosigkeit“ zuriichten sollte, was die Juden in der Synagoge unter Hohn angeschrieben haben würden, das war des Muthwillens zu viel. Ambrosius hielt dem Kaiser vor, daß auf diejenigen, welche unter Julian vor einem Vierteljahrhundert den Judentempel zu Jerusalem bauen wollten, Feuer vom Himmel gefallen sei; „fürchtest du nicht das Gleiche, o Kaiser?“ (Cf. Opp., tom. III, p. 129 ff.) Moderne Theologen, welche seinen Eifer so sehr verurtheilen, dürften sich wenigstens erst fragen, ob sie nur fähig sind, ein solches Gewissen zu verstehen.

Wie Nathan, trat Ambrosius dem Kaiser im Jahre 390 entgegen. Ein Aufruhr zu Thessalonich hatte zur Ermordung des Oberbefehlshabers von Aegypten und andern Freveln geführt. Der Kaiser ließ sich trotz der Warnung des Ambrosius vom Zorn so hinreißen, daß er das im Circus versammelte Volk von Soldaten überfallen ließ, deren Schwert an 7000 Schuldige und Unschuldige niedermähte. Ein Schrei des Entsetzens über dieses Blutbad ging durch das Reich. Ambrosius ließ dem von Mailand abwesenden Kaiser Zeit zur Buße. Vor dessen Rückkehr ging er aufs Land und ermahnte ihn erst schriftlich. In seinem Schreiben (Opp., tom. III, p. 127 ff.) führte er aus, wie schwer ihm das Reden jetzt werde; wie sehr er den Kaiser ehre und dessen Gottesfurcht schätze; wie gefährlich aber dessen natürlicher Zehorn werden könne, wenn böser Rath dazu komme. Er möchte sich der Zeugenpflicht gerne entziehen, aber er dürfe Amis halber nicht; es scheine auch niemand am Hofe zu sein, der seinem Fürsten die Wahrheit sage; denn sonst könnte dessen Gewissen unmöglich so lange schlafen. Es sei in Thessalonich eine unerhörte That geschehen, wovon er noch so eindringlich gewarnt habe. Alles seufze darüber. Der Kaiser möge eilen mit aufrichtiger Buße wie David. „Oder schämst du dich, o Kaiser, das zu thun, was David, der königliche Prophet, der Stammvater Christi nach dem Fleische, in seiner Weisheit gethan hat?“ Davids Beispiel wurde nun ausführlich vorgeführt, seine Sünde, seine Buße, seine Begnadigung, mit der Bethuerung, es habe nicht bloß damals ein Opfer für die Sünden gegeben, sondern noch immer. „Zu verwundern ist's nicht, daß der Mensch sündigt; strafbar aber ist das, wenn er nicht erkennt, geirrt zu haben, sich nicht demüthigt vor Gott. Der heilige Hiob und selbst ein Mächtiger in der Zeit spricht: „Ich verhehle meine Missethat nicht, sondern vor allem Volk habe ich sie angezeigt.““ An den Beispielen wird gezeigt, daß das unschuldige Blutvergießen nicht ungestraft bleiben dürfe. „Dieses habe ich geschrieben, nicht daß ich dich beschäme, sondern daß der Könige Beispiele

dich bewegen, diese Sünde von deinem Reiche zu nehmen. Wegnehmen wirst du sie aber, wenn du deine Seele demüthigst vor Gott. Du bist ein Mensch und es kommt dir Versuchung; überwinde sie. Die Sünde wird nur weggenommen durch Thränen und Buße. Kein Engel, kein Erzengel kann es; nur der Herr, der allein sagen kann: Ich bin bei euch. Wenn wir gesündigt haben, vergibt er sie, aber nur, wenn wir auch Buße thun. Ich rathe, ich bitte, ich ermahne, ich flehe; denn es gereicht mir zum Schmerze, daß du, der du ein Beispiel seltener Frömmigkeit warst, . . . nicht betrübt bist darüber, daß so viele zu Grunde gegangen sind. . . . Füge nicht zu deiner Sünde noch andere Sünde, daß du gebrauchest, was viele zu ihrem Schaden gebraucht haben.“ Darauf wurde schon ausgesprochen, daß das Abendmahl nicht gehalten werden könne, wenn der mit so vielem unschuldigen Blute befleckte Kaiser sich dabei theiligen wolle. Uebrigens sei dieses Schreiben noch geheim. Der Kaiser möge ihn nur nicht in Verlegenheit bringen, wie ihm schon geträumt habe, sondern mit David erst sich selbst anklagen lernen. Zwischen ihnen bestünde das Verhältniß wie zwischen den Propheten und den gefallenen Heiligen. „Doch, Gott sei Dank, welcher will, daß seine Knechtlein strafen, damit man nicht verloren geht. Dies ist mir gemein mit den Propheten und deine Gemeinschaft sei mit den Heiligen. . . . Glaubst du, so folge. Glaubst du, sage ich, so erkenne an, was ich sage. Glaubst du nicht, so verstehe nicht, was ich thue, worin ich Gott vorziehe.“ — Der Kaiser ließ nichts von sich hören. Als aber Ambrosius in der Kirche war, kam auch er. Der Bischof trat ihm in der Vorhalle mit der Anrede entgegen: „Es scheint, o Augustus, daß du die ungeheure Größe des Mordes, den du verübt, auch jetzt noch nicht kennest, nachdem deine Aufwallung sich gelegt hat. Deine kaiserliche Macht steht wohl der Erkenntniß deiner Sünde entgegen und verdunkelt deine Vernunft. Bedenke doch die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit deiner Vernunft. Siehe an den Staub der mütterlichen Erde, woraus wir alle hervorgingen und zu der wir alle zurückkehren. Laß von des Purpurs Glanz dich nicht verblenden über des Leibes Schwäche, die er verbirgt. Du frevelst an Menschen, o Kaiser, die von gleicher Natur sind mit dir und deine Mittknechte. Einer ist unser aller Herr und König. Mit welchen Augen willst du den Tempel des gemeinsamen Herrn anschauen? Mit welchen Füßen jenen heiligen Boden betreten? Wie willst du die Hände, die noch vom Blute der Ermordeten triefen, zum Gebete aufheben? Wie mit solchen Händen den hochheiligen Leib des Herrn empfangen? Wie sein theures Blut in deinen Mund bringen? Entferne dich von hier und vermiß dich nicht, Frevel auf Frevel zu häufen. Nimm das Band, das Gott von oben bestätigt; das Band, das dich heilen und dich wieder gesund machen kann.“ Theodosius wollte sich mit Davids Beispiel entschuldigen. „Wohlan“, sprach der Bischof, „bist du David in der Sünde gefolgt, so folge ihm auch in der Buße.“ Der Kaiser war erschüttert und unterwarf sich der Kirchenzucht. Acht Monate hielt er sich im Stande

des Büßers und er klagte, daß er sich vor der Aufnahme in die Kirche fühle, wie wenn ihm die Pforten des Himmels verschlossen wären. Sein Minister wollte die Aufnahme beschleunigt haben; der Bischof prägte es diesem aber wohl ein, daß der Kaiser, wenn er die Schwelle der Kirche betrete, jedem andern Manne gleich sei. Als der Kaiser vor Ablauf der Büßzeit kam, trat er in das Nebengebäude der Kirche zu Ambrosius mit der Bethuerung, er komme nicht im Trocke, sondern er bitte, ihm die Thüre nicht länger zu verschließen, die der Herr für alle Bußfertigen geöffnet habe. Ambrosius führte ihn in die Kirche an den Ort der Büßer, ließ ihn ein öffentliches Sündenbekenntniß ablegen und sich verpflichten, daß er ein Gesetz Gratians erneuern wolle, wonach Todesurtheile und Befehle zur Confiscation von Gütern erst nach dreißig Tagen rechtskräftig werden, wenn sie dem Kaiser nochmals vorgelegt und von ihm bestätigt worden sind. Darauf erfolgte die Losprechung unter allgemeiner Bewegung. A. Neander stößt sich als ein echter Unionsmann wie an aller Zucht, so insbesondere an dieser von den Zeitgenossen berichteten Demüthigung dieses gewaltigen Kaisers so sehr, daß er alles zur Fabel machen will. Ambrosius bezeugt es aber selbst in seiner Leichenrede auf Theodosius (Opp., tom. III, p. 53—63): „Der Kaiser warf von sich den Glanz seiner Krone, beweinte öffentlich in der Kirche seine Sünde, zu der ihn Andere verführt haben; unter Thränen und Seufzern flehte er um die göttliche Vergebung. Was Privatleute zu thun sich schämen, die Uebung öffentlicher Buße, nahm er auf sich. Hernach verging kein Tag seines Lebens, an dem er nicht seine Sünde bereut hätte.“ Es ist auch eine Aeußerung des Theodosius bekannt, er habe nur einen Mann gefunden, nur Einen, der ihm die Wahrheit gesagt und der würdig sei, Bischof zu sein; das sei Ambrosius. Es war ihm noch vergönnt, im Jahre 395 in den Armen des Ambrosius zu sterben. Seine Ehre hat wirklich nichts dabei gelitten, daß er sich der Kirchengucht unterwarf, sondern man sieht mit um so größerer Hochachtung auf diesen Großen der Erde. Neander muß selbst einen Ausspruch des Facundus von Hermiane citiren: „Wenn Gott jetzt einen Ambrosius erweckte, so würde auch ein Theodosius nicht fehlen.“ (Gesch. d. chr. Relig. u. Kirche. Bd. II, Abt. 1, S. 256.)

Wollen wir von der innerkirchlichen Wirksamkeit des Ambrosius noch Einiges erwähnen, so müssen wir nochmals hervorheben, daß er der Vater des abendländischen Kirchenliedes geworden ist. Nur an Hilarius hat er noch einen Genossen. Er hat der Liturgie und dem Cultus eine eigenthümliche Gestalt gegeben bis auf Gregor I. Der Ambrosianische Lobgesang hat auch in der lutherischen Kirche seine Stelle gefunden. Der rhythmische Gesang, wie er ihn von der morgenländischen Kirche und den Secten hernach, erregte bei Einzelnen hernach manche Bedenken; es war aber nur die Ausartung desselben, was Gregor I. als leichtfertig und unkirchlich verurtheilen konnte. — Ambrosius hat auch die Predigt zu einem wesent-

lichen Theil des Gottesdienstes gemacht, indem er keinen Sonntag ohne Predigt hingehen ließ. — In kirchenregimentlichen Fragen war er als ein Kind seiner Zeit von hierarchischen Gedanken nicht frei, dabei aber von Herzen demüthig. Er betete: „Ich mußte, daß ich des bischöflichen Amtes unwürdig war; denn ich hatte mich dieser Welt ergeben; aber durch deine Gnade, HErr, bin ich, was ich bin, der Geringste unter den Bischöfen. Da ich aber etwas für deine Kirche thun durfte, so bewahre diese Frucht, und ganz besonders schenke mir die Gabe, mit den Sündern Mitleid zu haben, daß ich nicht mit Stolz strafe, sondern traure und weine und denke, während ich über einen Andern weine: die Thamar ist gerechter als ich.“ Die göttliche Wahrheit, so weit er sie erkannte, stand ihm höher als alles, wie er dem Theodosius schrieb: „Nichts ist so priesterlich, als frei zu reden und nichts so schmäzlich für uns vor Menschen und so gefährvoll vor Gott, als wenn wir nicht frei sagen, was wir denken; aber wir sollen sprechen, nicht was uns beliebt, sondern was uns geboten ist vom Worte Gottes.“ Er suchte für die Kirche nicht irdische Macht und Reichthum. Als er durch eine von ihm gestiftete Veröhnung die Kirche um eine reiche Erbschaft brachte, tröstete er den betrübten Testator: „Was thut das? Der Kirche wird nichts entzogen, was man an Gottseligkeit gewinnt. Die Liebe ist kein Verlust, sondern ein Gewinn Christi; ja, die Liebe ist eine Frucht des Heiligen Geistes. Fürchte nicht, daß auf diese Weise die Kirche um deine Freigebigkeit gekommen sei, wenn sie nur die Früchte deines Lebens und deines Glaubens hat. An diesen Einkünften reich, verlangt sie nichts Zeitliches, weil sie das Ewige besitzt.“ Die Arianer machten ihm einen Vorwurf daraus, daß er die werthvollsten Kirchengefäße nicht schätze, sondern von der Kirche fordere, daß sie in Kriegszeiten diese zur Loskaufung von Sklaven und Gefangenen opfere, so weit Privatvermögen nicht reicht. Er erklärte aber offen: „Weit nützlicher ist's, dem HErrn Seelen zu erhalten, als Gold aufzubewahren; denn der die Apostel ohne Gold ausgesandt, hat sich auch Kirchen ohne Gold gesammelt. Gold besitzt die Kirche, nicht um es zu bewahren, sondern um es auszutheilen und in Nöthen zu Hilfe zu kommen. Was ist's nöthig, zu bewahren, was zu nichts nützt? Würde uns nicht einst der HErr fragen: warum ließeſt du so viele Arme vor Hunger sterben? warum sind so viele Gefangene zum Verkaufen fortgeführt und nicht ausgelöst worden? Besser wäre es gewesen, du hättest die lebendigen als die todtten Gefäße bewahrt. Was würdest du hierauf antworten? Etwa: ich fürchtete, es möchte dem Tempel Gottes am nothwendigen Schmuck etwas fehlen? Würde er auch nicht erwidern: die Sacramente bedürfen kein Gold, noch gefallen sie um des Goldes willen, da sie nicht mit Gold erkaufte sind? Eine Zierde der Sacramente ist Loskaufung der Gefangenen. Und kostbar fürwahr sind Gefäße, welche Seelen vom Tode erretten! . . . Wie herrlich, beim Anblick der dadurch losgekauften Schaaren sprechen zu können: Das ist Gold von hohem Werth,

ein nützlichcs Gold, das Gold Jesu Christi, das vom Tode rettet, die Schamhaftigkeit loskauft, die Keuschheit bewahrt! Diese Zahl der Gefangenen, diese lange Liste Losgekaufter ist viel edler als aller Glanz der Gefäße."

In der Theologie wird man den Ambrosius seinem größern Schüler Augustinus nachstellen. Es fehlt öfters die nöthige Klarheit der Lehrstellung. Die Exegese ist allegorifirend wie die der Griechen. Die Schrift ist ihm das einzige Princip der Erkenntniß, wie er meint; wenn sich ihm nur nicht bei der Auslegung unversehens ein anderes aufdrängte, wie es bei dem Allegorifiren nicht anders sein kann. In der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit und der Christologie steht er wider die Feinde wie eine Mauer. Ueberall will er seine Worte aus den Büchern *de officiis* angewandt haben: „Nur an die Aussprüche der göttlichen Schriften halten wir uns. . . . Wie könnten wir uns anmaßen, was wir in der heiligen Schrift nicht antreffen!“ In der Anthropologie redet er von dem menschlichen Verderben mit mehr Verständniß als alle philosophirenden Väter. Es steht ihm fest: „Wir alle haben in dem ersten Menschen gesündigt und durch die Fortpflanzung der Natur ist auch die Fortpflanzung der Schuld von Einem auf alle übergegangen. In ihm hat die menschliche Natur gesündigt.“ (Neander, a. a. O. Abt. 3, S. 799.) Seine Heilslehre will der Gnade Gottes in Christo zwar alle Ehre geben; eine gewisse gesetzliche Mangellichkeit legt ihr aber öfters einen Jügel an, daß sie mit der Darlegung des Reichthums der göttlichen Barmherzigkeit in Christo nicht so freigebig ist, als sie sollte. Das Amt des Heiligen Geistes zur Austheilung der Heilschätze lehrt er zwar in den Gnadenmitteln suchen, und durchweg preist er das Wort der Vergebung als das Wort voll Geist und Kraft, die Taufe als die offene Thüre des Himmelreichs, bei deren unverschuldeter Versäumniß wohl der Heilige Geist noch einen Eingang für eine arme Seele kenne, worüber uns aber nichts offenbart sei. Wenn er, wie andere Väter, das heilige Abendmahl ein Opfer nennt, das der Priester darbringt, so sind in dieser verkehrten Redeweise zwar schon die Ansätze zu der papistischen Meßlehre zu suchen; es ist aber noch von keinem wirklichen Opfer die Rede. Die Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi zur Austheilung unter die Christen wird stets behauptet. Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß einestheils von den außerordentlichen Wirkungen des Heiligen Geistes mehr geredet wird, als sich mit der reinen Lehre von den Gnadenmitteln verträgt, andernteils „das Amt“ nicht klar genug von dem Propheten- und Apostelamte unterschieden und darum zu sehr erhoben wird, so daß es zuweilen fast eine Stellung zwischen Gott und der Gemeinde, einen Mittlerberuf, angewiesen bekommt. Seine Lehre von der Rechtfertigung und den guten Werken leidet unter einer Unklarheit in der Scheidung von Gesetz und Evangelium, die sich bei allen seinen Zeitgenossen findet. Er will der Gnade nichts

vergeben, wie seine Prädestinationslehre beweist, worüber sich in seiner Schrift de vocatione omnium gentium (tom. II, p. 3 ff.) herrliche Gedanken finden. Es ist ihm kein Zweifel: „Die Erlösung wird umsonst gegeben, nicht nach dem Verdienst der Werke, sondern nach der Freiheit des Schenkenden, nach der Erwählung des Erlösenden.“ Er läßt alles Gute in den Gläubigen und demnach den Glauben selbst ein Werk der Gnade sein. „Christus wirkt es, daß das, was an und für sich gut ist, auch uns als gut erscheine; denn er ruft den, dessen er sich erbarmt.“ „Von Gott wird des Menschen Wille zuerst angeregt; denn daß Gott von den Heiligen geehrt wird, ist Wirkung der Gnade Gottes.“ „Ohne den Grund des Glaubens können keine guten Werke bestehen.“ Wenn er sagt: „Weil nicht alle Heilung verlangen, sondern die meisten sie fliehen, so heilt er diejenigen, welche sich heilen lassen wollen; er zwingt die Menschen nicht gegen ihren Willen“ — so macht er die Bekehrung keineswegs von der menschlichen Entscheidung abhängig. Es könnte zwar scheinen, daß er dem Verhalten des Menschen zu viel zuschreibe, wenn er in seiner Auslegung Lucä behauptet: „Warum gelangten die Einen unter den Israeliten dazu (zum Heile), die Andern nicht? Die Letztern, weil sie sich durch sich selbst rechtfertigen wollten, weil sie auf ihre Werke stolz waren, weil sie nicht glauben wollten, die Gnade nicht anerkennen wollten. Die Erwählten gelangten dazu, weil sie den Rufenden hörten, den zu ihnen Kommenden aufnahmen.“ Es soll damit aber keineswegs eine Erklärung gegeben werden, weshalb das Widerstreben gegen den Ruf des Herrn bei den Einen nicht ebensowohl gebrochen werden konnte als bei den Andern. Ambrosius will nirgends das Geheimniß antasten, wie es zugeht, daß ein Sünder von Christo Jesu ergriffen wird; denn seine eigene Bekehrung ist ihm das unbegreiflichste Geheimniß, wie dem Augustinus und Luther. Er meint: „Wer Christo folgt und gefragt wird, warum er Christ sein wolle, kann nur antworten: es erschien mir so, daß ich es werden müsse.“ Aufs klarste spricht er es zwar aus: „Es ist unsere Schuld, daß er (der Herr) nicht immer eingeht. Jenes wahre Licht leuchtet allen; aber wer seine Fenster zuschließt, beraubt sich selbst des ewigen Lichts.“ Aufs entschiedenste bezeugt er, daß die Verlorenen sich selbst anklagen werden und ihr ewiges Verderben ihre eigene Schuld sei; daß auch das Gericht, durch welches das berufende Evangelium von einem Lande weggenommen wird, von ihnen selbst über das Land und Volk gezogen werde, wenn gleich Gottes Gerichte von uns nicht immer gerechtfertigt werden können. „Wenn die Gnade des Erlösers, wie wir sehen, an Einigen vorübergeht und die Fürbitte der Kirche für sie nicht angenommen wird, so muß man das zu den verborgenen Gerichten der göttlichen Gerechtigkeit rechnen und man muß zugeben, daß uns die Tiefe dieses Geheimnisses in diesem Leben nicht offen steht.“ Aufs beredteste legt er aber auch aus der Schrift dar, daß der natürliche Wille in jedem Sünder der Gnade widerstrebt und die Quelle des seligmachenden Glaubens in keinem natürlichen

Herzen zu suchen ist. „Wenn ihn Gott nicht belehren würde, er würde nicht umkehren.“ „Gott liebt in uns nur, was er gemacht hat, und haßt, was er nicht selbst gemacht hat, . . . wie die Wahrheit sagt: Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt, die werden ausgeredet.“ „Alles (was der neuen Creatur angehört) fängt er an, alles führt er fort und vollendet es ganz und gar, dessen Aderwerk, dessen Gebäude und Gebilde wir sind.“ — „Man würde den Glauben, durch welchen der Gottlose gerechtfertigt wird, nicht haben, wenn man ihn nicht aus Gottes Geschenk hätte; wenn er nicht ohne vorhergehende Verdienste mitgetheilt würde, aber dazu gegeben, daß er der Anfang der Verdienste sein könne; daß er nämlich, da er selbst ungebeten geschenkt worden ist, durch seine Bitten alles Gute erlange.“ „Wenn die Bosheit der Gottlosen angeklagt wird, daß sie der Gnade Gottes widerstand, wird damit bejaht, daß die, denen sie mitgetheilt ist, sie verdient haben? Oder konnte die Kraft der Gnade, die sich unterwürfig machte, welche sie wollte, diejenigen nicht belehren, welche unbefehrbar blieben? Diejenigen, welche angezogen worden sind, sind dieselben gewesen als diese, welche in ihrer Härtigkeit gelassen worden sind. Jenen aber hat die bewundernswürdige Gnade zugetheilt, was sie wollte; diesen hat die gerechte Wahrheit vergolten, was sie ihnen schuldete, auf daß Gottes Urtheil noch unerforschlicher sei in der Wahl der Gnade als in der Vergeltung der Gerechtigkeit.“

Aus der Unsicherheit in der Scheidung des Gesetzes und Evangeliums mußte leider öfters eine Beeinträchtigung der christlichen Freiheit folgen. Ambrosius hat in seinen drei Büchern *de officiis* (tom. I, p. 1 ff.) eine christliche Ethik geschrieben. Es fehlt ihr aber der rechte Ausgangs- und Mittelpunkt. Die falsche Askese des klösterlichen Lebens macht sich schon zu sehr geltend. Freiwillige Armut, Jungfräuschaft und gesetzliches Fasten müssen schon besondere Tugenden, über die Werke der zehn Gebote erhaben sein. Er stimmte darum auch zu, als der römische Bischof unter den Irrlehren des Mönchs Jovinian auch diese Sätze mit ausführte: „Jungfrauen, Wittwen und Verheirathete, welche einmal in Christo getauft sind, haben, wenn sie sich sonst nicht in sonstigen Werken unterscheiden, gleiches Verdienst. — Es ist einerlei, ob sich jemand dieser und jener Speisen enthält oder sie mit Danksagung genießt. — Hast du dir um der gegenwärtigen Noth willen das ehelose Leben erwählt, so überhebe dich nur nicht. Du bist ein Glied derselben Kirche, welcher auch die Ehelichen angehören.“ Mönche und Nonnen mußten bereits eine höhere Stufe im Reiche Gottes haben als gemeine Christen. Seinen glühenden Weibereden, welche er bei Einweihung von Jungfrauen zum ehelosen Leben hielt, erging es in Mailand ähnlich als manchen Einsegnungsreden zum heutigen Diakonissenleben. Mütter, welche fürchteten, ihre Töchter möchten den Schleier wählen, hielten sie von diesen Reden ferne. — Auch die Heiligen- und Reliquienverehrung nebst der Wundersucht nahmen schon einen be-

denklichen Ansaß. Das sind Holz, Heu und Stoppeln, die das Feuer verzehret. Um so mehr freuen wir uns darüber, daß seine Seele so kindlich an der köstlichen Perle hing. Luther, welcher einmal die Meinung ausspricht, er habe dem Theodosius zu viel gethan (E. A. 46, 242), rechnet den Ambrosius zu den Säulen der Kirche und vergleicht ihn in seiner ernststen, scharfen Schreibweise mit Dr. P o m m e r (62, 105). Er bewundert den Muth des frommen Mannes (59, 156. 62, 101). Was ihn aber am meisten anzieht, ist, daß er „zuweilen sein auf der Sünden Vergebung geht, welsch der höchste Artikel ist“. (62, 98.)

In der Fastenzeit des Jahres 397 sah man das Ende unsers Kirchenvaters herannahen. Man drang in ihn, um Verlängerung seines Lebens zu beten, weil man seinen Tod als einen Schlag für das ganze Reich ansah. Er antwortete: „Ich habe nicht so unter euch gelebt, daß ich mich zu schämen hätte, noch länger zu leben; aber ich fürchte auch den Tod nicht; denn wir haben einen guten Herrn.“ Als er mit einem Priester betete, sah er den Heiland lächelnd herankommen. Er lag stille mit kreuzweise über die Brust gelegten Händen und man sah seine Lippen sich betend bewegen; ohne daß man seine Stimme hörte. Es war in der Nacht vom Charfreitag zum Samstag. Der Bischof Honoratus von Vercelli, welcher in seinem Hause war und oben schlief, meinte, es sei ihm gerufen worden, stand auf und reichte ihm noch das heilige Abendmahl, worauf die Seele entfloh. Es war nach allgemeiner Annahme am 4. April 397. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Mailand beigelegt. Kurz nach seinem Heimgange kam Fritigil, die Königin der Martomannen, welcher er schon im Jahre zuvor eine schriftliche Unterweisung in der heiligen Lehre auf ihre Bitten zugesandt hatte, in Mailand an, um ihn zu sprechen. Im Jahre 391 hatten ihn auch zwei Fürsten aus Persien besucht und durch Dolmetscher mit ihm über einige Fragen verhandelt. Sein Ansehen stieg immer höher in und außer der Kirche. Eben darum eilte Gott mit ihm hinweg aus dieser gefährlichen Zeit. Er gebe seiner Kirche nur stets die rechten Männer zur rechten Zeit!

G. G.

Ueber „Gegenseitige Feuerversicherung“.

Wir sind kürzlich ersucht worden, eine Beurtheilung der sogenannten „Gegenseitigen Feuerversicherungs-Gesellschaften“ zu bringen. Ueber diesen Gegenstand liegt uns ein Gutachten des sel. Dr. Walther vor, in welchem gegenseitige Versicherungsgesellschaften p r i n c i p i e l l beurtheilt werden. Wir glauben, daß durch dieses Gutachten die uns vorgelegten Fragen völlig beantwortet werden. Wir sind jedoch bereit, diesen Gegenstand auf Wunsch weiter zu erörtern.

F. P.

Das Gutachten lautet:

St. Louis, den 21. Januar 1868.

Geliebter Bruder in dem Herrn!

Gestern erhielt ich Ihren lieben Brief vom 13. dieses Monats. Ich beeile mich, Ihnen sogleich zu antworten.

Ihre Bedenken gegen den bewußten Verein sind insofern ganz richtig, wenn derselbe eine geordnete Liebesthätigkeit sein will. Das ist aber der Verein nicht, weil die Liebe nicht fordert, daß der Aermere dem Reichen seinen etwaigen Verlust zu ersetzen sich verbindet; eine geordnete Liebesthätigkeit fände nur dann statt, wenn der Verein nur den Zweck hätte, dem in Noth Befindlichen zu helfen oder, wenn, wie der Apostel sagt 2 Cor. 8, 14., der Ueberfluß dem Mangel diene. Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, daß der Apostel sagt: „Einer trage des Andern Last“, aber nicht: Einer trage des Andern Verlust. Das ist gerade eine große Sünde der Reichen, daß sie denken, wenn sie einmal nicht so über alle Maßen viel einnehmen, wie zu anderer Zeit, so sei das ein Unglück und sie müßten nun alles thun, um wieder so reich zu werden, wie vorher.

Nichtsdestoweniger kann ich jedoch den Verein nicht verwerfen, wenn er nicht den Mantel der christlichen Liebesthätigkeit umhängt, sondern weiter nichts sein will, als was er ist, ein bürgerlicher, ehrlicher Gesellschaftsvertrag.

Christen steht es ja frei, zusammen ein Geschäft zu treiben und je nach der Einzählung Gewinn und Verlust zu theilen. Wenn nun Christen eine solche Feuerversicherungsanstalt errichten, bei welcher sie ausmachen, daß der Verlust der Einzelnen der Verlust des Ganzen oder des Vereins sein soll, so ist das ein Gesellschaftscontract, nach welchem in dieser Sache Einer für Alle und Alle für Einen stehen wollen. Dagegen kann man um so weniger haben, weil dadurch mancher bewahrt wird, daß er nicht Theil nimmt an den Versicherungsgesellschaften, in welchen Wucher und Schwindel und Betrug herrscht. Sprüche 1, 14.

Zwar können Christen, wenn sie einen Bund machen, wie jener Verein, dadurch leicht zum Vertrauen auf Menschen kommen; daher auch Gott zuweilen das Bösen auf den „Bund“, den die Israeliten mit andern Völkern gemacht hatten, hart straft. Jes. 8, 12. Aber es haben auch Gottselige Bündnisse gemacht und doch ihr Vertrauen allein auf Gott gestellt. 1 Mos. 21, 27. 14, 13. Zur Erklärung der ersten Stelle (1 Mos. 21, 27.) setzt Luther hinzu: „Der Heilige Geist fährt fort zu beschreiben den Lauf und Leben der heiligen Patriarchen. Bund und Verträge, so man mit andern aufrichtet, sind nicht solche Werke, die man Gott thut und deren er bedürfe, sondern ein Werk von zeitlichen Dingen und die allein die Menschen betreffen, damit gleichwohl die Heiligen umgehen. Wenn nun Jemand begehrt zu wissen, wie sich Abraham in weltlichen Sachen gehalten habe, der soll die Historie fleißig ansehen.“

Weil es nun aber eine weltliche Sache ist mit einem solchen Verein, so möchte ich am liebsten als Theolog nichts damit zu thun haben; ich will es weder loben noch schelten; loben will ich's nicht, weil ich nicht wissen kann, ob der Bund im Menschenvertrauen geschlossen werde; schelten will ich's auch nicht, weil die Sache an sich nicht böß ist.

Nehmen Sie mit diesem Wenigen vorlieb. . . .

Nun, der Herr sei mit Ihnen und gebe Ihnen immer Licht, Trost und Kraft des Heiligen Geistes durch Christi Gnade. Amen!

Ich verbleibe in aufrichtiger Liebe

Ihr

„Bruder und Mitgenosse an der Trübsal und am Reich und an der Geduld Jesu Christi“

C. F. W. Walther.

Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die Nördlichen Presbyterianer in den Vereinigten Staaten haben in diesem Jahre ihre 109te General Assembly zu Eagle Lake, Ind., abgehalten. Der Rechnungsausweis über die Missionsklassen ergab eine Schuld von \$329,725.16. Diese Schuld würde sich, wenn nicht eine Jubiläumscollecte mit einem Ertrag von \$373,614.39 in Abrechnung gekommen wäre, auf über \$700,000 belaufen haben, von denen ungefähr \$480,000 auf die Kasse für innere Mission entfallen wären. Für das nächste Jahr wurde die Feier eines 250jährigen Jubiläums der Annahme der Westminster Standards in Aussicht genommen, und zwar sollen die einzelnen Synoden, Presbyterien und Gemeinden ihrestheils das Jubiläum begehen, und auf den zweiten Donnerstag der General Assembly von 1898 wurde eine gemeinsame Feier anderaumt. Ueber die theologischen Anstalten der Körperschaft wurde berichtet, daß dieselben sich in blühendem Zustande befinden, in denselben 915 Studierende von 88 Professoren unterrichtet werden und aus ihnen im verfloffenen Jahre 261 Candidaten hervorgegangen sind. Die Kosten für den Unterhalt der Lehranstalten beliefen sich auf \$302,347, bei einer Einnahme von \$272,403. Mit Bedachtnahme auf die Bewahrung der bekenntnißgemäßen Lehre und Praxis innerhalb der Körperschaft wurde eine alte Ordnung, wonach die Presbyterien die Studien aller derjenigen, welche Unterstützung erhalten, überwachen, die Schulen und Lehrer bestimmen soll, in welchen sie ihre Ausbildung erlangen sollen, als auf alle Theologiestudierende anzuwenden aufs Neue bestätigt.

A. G.

Die Südliche Presbyterianerkirche in den Vereinigten Staaten zählt 2816 Gemeinden, 1393 Prediger, 378 Predigtamtsandidaten und 90 Licenciaten. Im verfloffenen Jahre wurden 60 neue Gemeinden gebildet und die Zahl der communicirenden Glieder belief sich auf 215,000, die Zahl der Sonntagschüler auf 143,898. Beigesteuert wurden für innere Mission \$125,000, und für äußere Mission \$144,000. Gebiete der äußeren Mission waren Mexico, Brasilien, China, Japan, Korea und der Congo freistaat. Im Laufe des Jahres wurden 11 neue Missionare ausgesandt. Die Gesamtzahl der auf den verschiedenen Missionsfeldern stehenden Missionare ist 150. Aus den vier theologischen Seminaren gingen im letzten Jahre ungefähr

60 Candidaten hervor. Die Facultäten der sämtlichen Anstalten hielten eine Conferenz, und die Synode setzte eine Committee ein, die erwägen sollte, ob sich nicht für Prediger und andere, welche sich die Gelegenheit zu Ruhe machen wollten, theologische Ferienturse einrichten ließen, die von den Professoren der Seminare zu leiten wären. Das Verhältniß zwischen den Weißen und Negern wird sich nun wohl dahin regeln, daß die Negergemeinden eine Synode für sich bilden, die aber nach Vermögen von der weißen Synode unterstützt werden soll. Zu schaffen machte der diesjährigen Synode wieder das in den letzten Jahren so mächtig emporgewachsene Vereinswesen. Man wurde sich allgemein darüber klar, daß die Zugehörigkeit der Kinder einer Kirche zu gemischten Vereinen der Kirche zum Schaden gereiche, und daß die innerhalb einer Kirche bestehenden Vereine junger Leute unter der ausschließlichen Controle der Gemeinden stehen sollten, die auch darüber zu verfügen hätten, ob die in ihrer Mitte bestehenden Vereine sich mit auswärtigen, ähnlichen Vereinen zusammenschließen sollten. Es wurde die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die großen Convente, wie sie in den letzten Jahren mehrfach stattgefunden haben, nicht zur Erbauung dienten, und daß die Kosten und Nachteile, welche damit verbunden sind, die etwaigen Vortheile bei weitem überwiegen. Die Frage, ob Frauen gestattet werden sollte, in Versammlungen von Männern und Frauen zu predigen oder Vorträge und Ansprachen zu halten, wurde nach längerer Erörterung entschieden verneint, und zwar mit Berufung darauf, daß eine solche Lehrthätigkeit der Frauen in der Schrift, speciell in St. Pauli Briefen an die Corinthier und Timotheus, verboten sei.

A. G.

Die Canadischen Presbyterianer haben noch immer einen heißen Kampf um's Dasein zu führen, nämlich gegen die Papisten, welche überall bemüht sind, die Macht an sich zu reißen, und besonders in Canada große Erfolge erzielt haben. So haben die Römlinge auch alles Mögliche versucht, in den neuen nordwestlichen Provinzen sich ähnlich einzurichten wie in der Provinz Quebec. Doch ist jetzt die protestantische Bevölkerung von Manitoba sechsmal stärker als die römisch-katholische, und in all den neuen Gebieten ist die Bevölkerung weit überwiegend protestantisch. Außer ihrer unter diesen Umständen besonders dringlich notwendigen inneren Mission betreiben die canadischen Presbyterianer Heidenmission auf den Neuen Hebriden, Trinidad, in Mittelindien, Honan in China und auf Formosa, das jetzt zu Japan gehört, sowie unter mehreren Indianerstämmen im nordwestlichen Canada. In Folge unvorhergesehener Mehrausgaben drohte der Kasse der Heidenmission gegen Ende des Finanzjahres ein Deficit von \$30,000. Doch wurde diese Summe, nachdem der Sachverhalt bekannt gemacht worden war, noch kurz vor dem Zusammentreten der diesjährigen allgemeinen Synode durch prompt eingegangene Beiträge aus den Gemeinden nahezu gedeckt. In Betreff der Erziehung der christlichen Jugend erkannte die General Assembly dieses Jahr an, daß die sorgfältige und zureichende Unterweisung der Jugend in der christlichen Lehre zunächst und hauptsächlich Pflicht der Eltern und sodann der Kirche sei. Anstatt aber in dem Bewußtsein, daß dieser Pflicht nicht Genüge geschehe, Schritte zur Errichtung eines ordentlichen christlichen Gemeindefchulwesens zu thun, setzte die Synode eine Committee ein, welche im Namen der Kirche darauf hinwirken soll, daß überall in den öffentlichen Schulen der verschiedenen Provinzen Religionsunterricht erteilt werde. Hierbei ist zu bemerken, daß in den meisten Theilen von Canada jetzt schon in den Staatschulen gebetet und die Bibel gelesen wird, und daß den verschiedenen Kirchen, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wollen, gestattet ist, eine halbe Stunde wöchentlich in den Staatschulen Religionsunterricht zu erteilen. Die Berichte über den Kirchenbesuch lauteten durchweg sehr günstig. Im Anschluß an dieselben gab die

Synode eine ziemlich langstielige Erklärung ab, die darauf hinauslief, daß das Halten des christlichen Sabbath's für alle Völker und Volksklassen verbindlich sei.

A. G.

Die **Reformed Church in America**, früher "Dutch Reformed", ist zwar die älteste Gemeinschaft mit Presbyterialverfassung in America, die aber dadurch, daß sie zu lange an dem holländischen Namen und der holländischen Sprache festgehalten hat, in ihrem Wachsthum behindert wurde und bis auf einige aus Einwanderern gebildete Gemeinden im Westen fast nur auf ihr altes Gebiet im Osten, New York und New Jersey, beschränkt geblieben ist. Die Körperschaft zählt 634 Gemeinden mit 58,371 Familien und 107,960 Communicanten. Das Gemeindefchulwesen, welches früher in den meisten der alten Gemeinden blühte, ist verschwunden, und es wird nur von 915 Sonntagschulen mit 120,808 Kindern berichtet. Die Zahl der Pastoren ist um 20 größer als die der Gemeinden. Für allgemeine kirchliche und wohltätige Zwecke wurden im verflossenen Jahre \$300,000 beige-steuert, \$34,717 weniger als im Jahre zuvor. Hingegen übersteigt die Summe der für die Klassen der einzelnen Gemeinden entrichteten Beiträge im Betrage von \$1,038,321 die entsprechende Summe des vorhergehenden Jahres um \$32,818. Die Körperschaft betreibt auf fünf verschiedenen Missionsgebieten eine rührige Missions-thätigkeit mit 23 Stationen, 236 Vorstationen, 78 im Felde stehenden und 6 neu berufenen Missionaren, 33 eingebornen Predigern, 247 eingebornen Missionsgehilfen, 19 Schulen mit Internaten und 159 weiteren Wochenschulen mit ungefähr 7000 Schülern, dazu 4 theologischen Lehranstalten. Für diese Missionsarbeit gingen im Laufe des Jahres \$111,111.89 ein, und der Voranschlag für das neue Jahr beläuft sich auf etwa \$120,000 außer \$6000, welche für die arabische Mission erforderlich sein werden. Besonders wird der Eifer einzelner Personen und Gemeinden für die Mission gerühmt. Mehrere Missionare dienen unentgeltlich, und ein Missionar wird von den jungen Leuten einer Gemeinde nach Arabien geschickt und daselbst unterhalten. Für die innere Mission waren die Jahreseinnahmen \$72,217.36 einschließlic \$10,261.97 aus Vermächtnissen. Sechs neue Gemeinden wurden gebildet und 217 unterstützt. Besondere Aufmerksamkeit hat man auf die Sammlung von Gemeinden in den neuen Stadtheiten der Großstädte im Osten gerichtet. Ueber die drei theologischen Seminare wird der Synode jährlich Bericht erstattet. Die Professoren werden von der allgemeinen Synode gewählt und stehen unter deren Aufsicht. Zur Handhabung der Lehrsache besteht die Ordnung, daß die Candidaten ein Zeugniß von einem der Seminare der Synode haben müssen und dann noch vor einer Classis ein Examen zu bestehen haben. Nur auf eine besondere Erlaubniß der allgemeinen Synode hin darf eine Classis einen Candidaten aus einem andern Seminar examiniren und licenziren, und ein Antrag zur Abänderung dieser Bestimmung der Constitution wurde von der diesjährigen allgemeinen Synode abgelehnt mit der Begründung, daß es beim Herkommen bleiben und die allgemeine Synode die gesammte Regelung des theologischen Unterrichts in Händen behalten solle.

A. G.

Aus dem Jahresbericht des **American Board for Foreign Missions** heben wir die folgenden Einzelheiten hervor. Die Gesamteinnahmen betrugen im letzten Jahre \$642,781. In der Türkei hat trotz der Verfolgungen die Zahl der Christen zugenommen. Die leibliche Noth, die in Folge der Ueberfälle an manchen Orten sehr groß war, ist durch die reichen Gaben, die nahezu aus allen europäischen Staaten kamen, sehr gemildert worden. Die Summe von \$100,000, welche die Mission für Verluste in Harpoot und Marasch von der türkischen Regierung zu fordern hat, wurde noch nicht bezahlt. Doch steht zu erwarten, daß der neue americanische Gesandte

in Constantinopel, Dr. Angell, die Zahlung durchsetzen wird. In Indien wütheten im letzten Jahre Hungersnoth und Pest. Unter den Christen in Bombay kamen aber nur einzelne Krankheitsfälle vor. Der Bericht sagt: „Die Christen in der Stadt sind wunderbar behütet worden.“ In China ist ein guter Fortschritt auf dem ganzen Missionsgebiet zu verzeichnen. F. P.

II. Ausland.

Die neueste Krisis der Brüdersynode. Der Ritschlianismus hat sich in neuerer Zeit auch in den Herrnhutischen Kreisen Bahn gebrochen und besonders in ihrem theologischen Seminar zu Gnadenfeld festgesetzt. Die Professoren desselben, Einer ausgenommen, leugnen frank und frei die ewige Gottheit Christi, die Versöhnung durch Christum, die Auferstehung Christi, die Auferstehung des Fleisches, kurz, alle Hauptartikel der christlichen Lehre und prägen den künftigen Predigern der Brüdergemeinde den krassensten Unglauben ein. Nachdem man über diese Neuerung viel hin und her disputirt, hat die diesjährige Brüdersynode den Streit mit folgender Erklärung beigelegt: „1. Als ein Zeugniß und als ein Gelöbniß spricht Synode es im Namen der deutschen Brüder-Unität aus, daß sie nichts wisse und nichts wissen wolle als allein Christum, den Gekreuzigten, der uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, wie ihn die heilige Schrift uns vor Augen stellt. Der Christus der Schrift ist und bleibt uns der Weg, die Wahrheit und das Leben, und ist uns kein anderer Name gegeben, darinnen wir können selig werden. Er allein ist unser Herr, unser Hirt und unser Meister; keinem andern sagen wir uns zu, und gerade die persönliche Aneignung des in Christo uns gegebenen Heils, das ist es, worauf wir den Nachdruck legen. Bei ihm, in ihm und in seinem Worte, darinnen wir das Leben finden, wollen wir bleiben unentwegt. Auf ihn, auf sein Wort und auf seine Gnade ist unsere Gemeine gegründet. Diesen Felsengrund wollen wir uns durch nichts erschüttern lassen, sind auch im Blick auf die Treue unsers Herrn dessen im Glauben gewiß, daß dieser Felsengrund uns auch in Zukunft nicht werde erschüttert werden und verloren gehen, welche der wechselnden Zeitströmungen auch immer in Theologie und Kirche jezt oder künftig die herrschende sein oder werden möge, wie er, der treue Herr, schon in der Vergangenheit es unserer Gemeine gegeben, sich ihr Kleinod auch in den Zeiten zu bewahren, da ein öder Rationalismus die protestantischen Kanzeln und Lehrstühle beherrschte. 2. Den mannigfach wechselnden Zeitströmungen der Schultheologie steht die Brüdergemeinde ja auch von jeher insofern unabhängiger und freier gegenüber, als sie jederzeit nachdrücklich betont, daß alle Verkündigung des Evangeliums nicht bloß ein Lehrvortrag, sondern vor allem ein Zeugniß sein soll, — ein Zeugniß, welches aus der innersten persönlichen Herzenserfahrung des Redenden hervorquillt, wogegen das rein lehrhafte Moment an zweite Stelle zurückzutreten hat. 3. Trotz dessen halten wir die Lehre, wenn sie auch in unsrer Evangeliumsverkündigung erst an zweiter Stelle steht, doch keineswegs für etwas Nebensächliches und Gleichgültiges, am wenigsten im Blick auf unser Seminar, in welchem die künftigen Diener und Prediger der Gemeine auf ihr Amt vorbereitet werden. Eine unverrückbare Grenze ist hier durch das gezogen, was wir unter 1. als den tiefinnersten Glaubensgrund der Gemeine in Uebereinstimmung mit §§ 5—9 des Generalsynodalverlasses ausgesprochen haben und was ihr unantastbares Kleinod bleiben muß. Kurz können wir es mit dem bekannten Namen: ‚das Herzens- und Heilandschristenthum der Brüdergemeinde‘ bezeichnen. In ihm stehend bekennen wir es freudig, daß der Glaube des Herzens an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland den Sünder gerecht und heilig macht, und daß die Gemein-

schaft mit ihm das Menschenherz beseligt und mit den Kräften des ewigen Lebens erfüllt, und erkennen eben in diesem gekreuzigten und auferstandenen Heiland den Mittelpunkt der ganzen heiligen Schrift an, die darum, von ihm aus verstanden, uns der oberste Maßstab unserer Glaubenserkenntniß, unsers Glaubensbekenntnisses und unserer theologischen Lehre ist. 4. Auf Grund eingehender Prüfung des Thatbestandes hat Synode die Ueberzeugung gewonnen, daß die theologische Forschung und Lehrweise, wie sie gegenwärtig in unserm Seminar betrieben und befolgt wird, zwar neue Wege des wissenschaftlichen Denkens eingeschlagen hat, daß sie sich aber doch innerhalb der in 3. bezeichneten unverrückbaren Grenze bewegt, indem auch sie den gekreuzigten und auferstandenen Heiland Jesus Christus als den, an welchen wir im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit gewiesen sind, in den Mittelpunkt aller Glaubenserkenntniß und der Heilslehre stellt. Dabei betont Synode aber ausdrücklich, daß sie bei dieser ihrer Erklärung nur unser Seminar und den gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb desselben im Auge hat, nicht aber die sogenannte „moderne Theologie“ in ihrer Gesamterscheinung und mit all ihren mannigfachen Abstufungen. Zu dieser hat Synode überhaupt nicht Stellung genommen, so wenig wie zu irgend einer andern theologischen Schule oder Partei unserer Tage, weil sie dies als außerhalb ihrer Aufgabe und Kompetenz liegend erachtete.“ Mit dieser Erklärung hat die deutsche Brüder-Unität dem modernen Antichristenthum in ihrer Mitte Hausrecht gegeben. Ja, die Herrnhuter Synodalen scheinen selbst gar nicht mehr recht zu wissen, was es eigentlich um das Christenthum ist. Ein solches „Herzens- und Heilandschristenthum“, das eventuell auf Christum, den Sohn Gottes, auf Christi Opfertod, auf seine leibliche Auferstehung verzichten kann, ist eine Lüge und ein Breuel vor Gott. Nur wer sich selbst Sand in die Augen streut, kann die Falschmünzerei der Mitschläner und Neuprotestanten, daß die auch noch von einem „Christus der Schrift“ oder von „Auferstehung“ reden, nämlich im geistigen Sinn des Wortes zc., noch für ein Anzeichen von Christenthum halten. G. St.

Die Presbyterianische Staatskirche von Schottland zählt 688,000 Communicanten und hatte im vorigen Jahre eine Einnahme von nahezu \$2,000,000, über \$200,000 mehr als im vorletzten Jahr. Die diesjährige General Assembly hatte sich mit einem Pastor Robinson zu beschäftigen, der vor einem Jahr ein Buch veröffentlicht hatte, in welchem er nicht nur die Inspiration der Bibel beiseite setzte, sondern auch wie ein Unitarier von der Gottheit Christi redete. Er war dafür schon in Kirchenzucht genommen und auf ein Jahr vom Amte suspendirt worden mit der Aufforderung, daß er sich der diesjährigen General Assembly stellen und vor derselben ein Bußbekenntniß thun solle. Gestellt hatte er sich denn auch, aber statt eines Bußbekenntnisses las er eine Vertheidigungsschrift vor, in welcher er sich weigerte, sein Buch zu widerrufen, vielmehr Lehrfreiheit auf seinem Standpunkte beanspruchte. Diese Forderung wurde von einer Majorität abge schlagen und das Presbyterium wurde angewiesen, ihn, falls er bei seiner falschen Lehre beharre, abzusetzen. Leider fanden sich jedoch auch nicht wenige, welche Robinson vertheidigten und sich dagegen erklärten, daß einer der Lehre wegen in Kirchenzucht genommen würde. Auch das Verhältniß zwischen Kirche und Staat kam wieder zur Sprache. Auch hier wurde mehrfach ausgesprochen, daß die gegenwärtige Regierung keine Hand an das bestehende Staatskirchentum legen werde, jedoch auch darauf aufmerksam gemacht, daß man sich nicht durch das Ruhen der Agitation soll zur Sicherheit verleiten lassen, indem die Gegner der Staatskirche nur auf günstige Zeit warteten, um ihre Angriffe zu erneuern, und daß besonders eine angestrebte Vereinigung der United Presbyterians und der Free Church, falls sie sich verwirklichen sollte, ein Wiederaufflammen des Kampfes zur Folge haben dürfte. A. G.